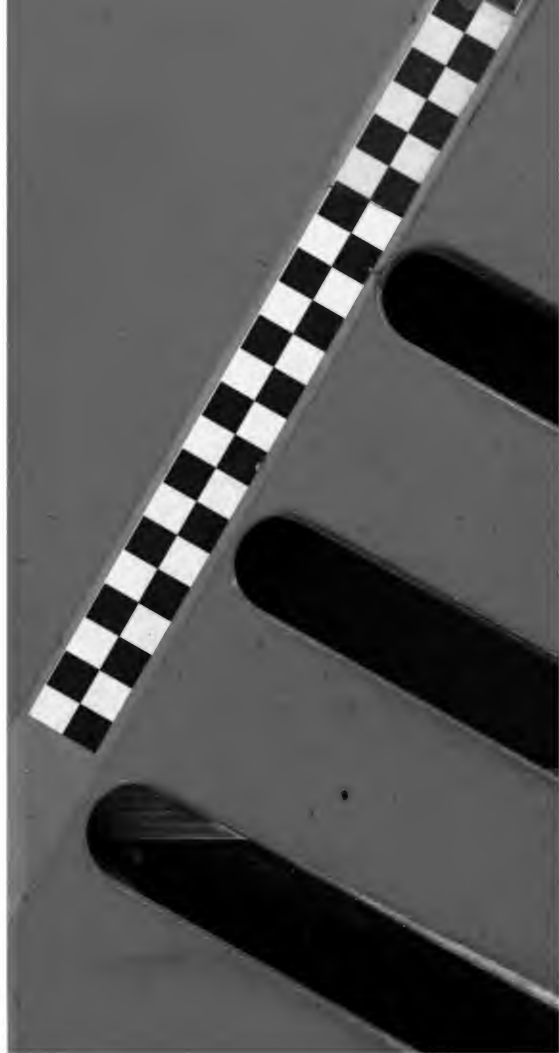


*image  
not  
available*













THE UNIVERSITY  
OF ILLINOIS  
LIBRARY

053  
VE  
V.16 pt.2<sup>1</sup>



Return this book on or before the  
**Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books  
are reasons for disciplinary action and may  
result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

L161—O-1096







Ruh Capri. Nach dem Bquarell von H. Langhammer.

# Delhagen & Klafings

# MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantentlus und Hanns von Zobelsttz.

XVI. Jahrgang 1901/1902.

Heft 7, März 1902.



## Ein Bruder und eine Schwester.

Eine Geschichte aus dem Winkel und der Welt.

Von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

### Fünftes Kapitel.

Ludwig blieb am Fenster stehen, das, der Müden wegen, schon geschlossen war, und sah stumm und nachdenklich in den Abglanz der Abendröte hinaus, der den Goldhorn neben der weißen Bank drüben umflamnte. Als ein Lichtgebilde hob sich der runde Wipfel vom Dämmerviolett des Horizontes ab. Im Eschengezweig zirpte wieder das bunte Vögelchen von heut früh sein schlichtes Gezwickler; dann schlüpfte es zwischen die Epheuranen ins Nest, oder zum Weibchen und war fort. —

Die alte Frau schwieg gleichfalls und ordnete da und dort in der Wohnstube, auch mit den weichen, gleitenden Bewegungen ihrer ungebeugten Gestalt, die sie vorhin von ihrer verstorbenen Tochter gerühmt hatte. Darauf ging sie in die kleine Sommerstube nach Westen hinüber und besorgte den einfachen Abendbrotstisch. Eine, das Hausmädchen, hatte ihren freien Sonntag; die andren Mägde saßen mit den Knechten unter der Hoflinde zusammen und sangen zweistimmig. Sie sangen laut und einformig und zogen die Töne schleppend, nur immer die letzte Verszeile dämpften sie wie etwas Geheimnisvolles und machten eine Pause, ehe sie wieder anhoben. Eigentümlich viel

Stimmung lag darin, wiewohl nervöse Musiker das Ganze mit „Geplärr“ gerichtet haben würden.

„Steh nur auf, steh nur auf, junger Handwerksgefell,  
Die Zeit hast du verschlafen;  
Die Vöglein singen im grünen Wald,  
Der Fuhrmann thut schon fahren.

„Ei, was scher ich mich um der Vöglein Gesang  
Und um des Fuhrmanns Föhren,  
Ich bin ein junger Handwerksgefell,  
Muß reisen fremde Straßen.

In Preußen liegt eine wunderschöne Stadt,  
Berlin thut man sie heißen;  
Berlin, das ist uns wohlbesannt,  
Da wollen wir jezt hin reisen.

Und als wir kamen vor das Potsdamer Thor,  
Thäten wir die Schildwach' fragen,  
Alwo der Gezellen ihre Herberg' wär,  
Das sollte sie uns sagen.

Auf der Kuchelberg' Gäß', am Braunschweiger  
Haus,  
Da sollten wir einkehren,  
Da sollten wir nach Handwerksgebrauch  
Den Herbergvater ehren.

„Seid willkommen, willkommen, ihr Söhne mein!  
Da steht eine Kann' mit Weine,  
Und sollt' euer Sinn nach Arbeit stehn,  
So schenk' ich euch auch noch eine.“

„Zur Arbeit find wir gleich bereit  
Und auch die Jungfern zu küssen;

Denn wer brav arbeit' seine Zeit,  
 Will auch hübsche Mädchen nicht missen — —

Denn — wer — brav arbeit' sei — ne — Zeit —  
 Will — auch — hübs — che Mäd — chen — —  
 nicht miß — — sen — !"

Die alte Frau in der Sommerstube nickte lächelnd den Takt zum Liebe da draußen, während sie die beiden Bedede legte, Quarkkäse und Butter, Milch und Brot und die Bierflasche herbeitrug und den kunstlosen Strauß von Provinzrosen und Levkojen unter die Hängelampe stellte.

Dann erschien sie wieder im Wohnzimmer und war ganz verwundert darob, daß ihr Enkel sich nicht, nach lieber Zwicklichtsgewohnheit, ihr kommodenförmiges Schreibpultchen offengeklappt und die Kerze im Messingleuchter angezündet hatte, um sich beim spärlichen Scheine, vor Abendbrot geschwind noch in irgend ein Bruchstück Berufsarbeit zu vertiefen. — Da saß er auf der Armlehne ihres Ohrenstuhls, eine Hand um den Fensterriegel geschlossen, sah und hörte nichts um sich her, und seine Augen hingen noch immer am goldenen Ahornwipfel vor dem dunkelnden Horizonte.

Sie faßte ihn von hinten her um den Hals, bog sein verjüngtes Gesicht zurück, blickte ihm in die Augen und küßte seine glatte Stirn.

"Nein, du bist kein harter Kopf, mein Junge," sagte sie, nach Art alter Leute genau da frisch anknüpfend, wo vor einer Viertelstunde das letzte Wort gefallen war. "Dein seliger Vater, der hatte in deinen Jahren seine Stirne schon längst voll Falten, weil er bei seinem schweren Sinn die Dinge doch mit Leidenschaft nahm und lange nachtrug, wo er einmal in Born kam. Nur eure Mutter und mich, uns hat er wahrhaftig immer auf den Händen getragen. Es ist eine sonderbare Sache mit den Erbschaften, die Kinder von ihren Eltern antreten, schon eh' sie zur Welt kommen. Soviel, wie deine liebe Mutter dir von sich mitgegeben hat, das ist ordentlich rührend. Just dieselbe glatte Stirn — Gott erhalt' sie dir lange, mein Kind. Unser Dörthchen, die hat schon drei kleine Rillen quer über die Augen; haßt du das nie bemerkt? Auch noch eitel ist sie drauf, denke bloß an. Weißt du, was sie sagt? Laßt mir doch meinen Charakter," sagt sie, und die Runzeln verschanden ihr junges Gesicht."

Ludwig zog einen Seufzer:

"Ja, Ochen — mit Dörthe krieg' ich noch mal einen schweren Stand; glaube mir's."

"Wieso denn? Wie kommst du gerade jetzt darauf? Ihr macht die glücklichsten Pläne von der Welt in größter Eintracht, und du sprichst von schwerem Stand. Was heißt mir das? Gleich nach dem Essen gehn wir an meine Kasse, und ich zahle dir den Vorstoß aus. Fange du nur nicht mit Ahnungen an, lieb' Kind; die sind ja längst aus der Mode gekommen."

"Ach Gott, liebes Ochen, im Gegenteil. Grillparzer und die Ahnfrau sind längst wieder drin und obenauf samt allen möglichen anderen Greulichkeiten. Ich habe da unterwegs im Coupé ein paar junge deutsche Zeitschriften in die Hände bekommen. — Leitmotive — na —!"

"Schön, meinnetwegen; von solchen Leitmotiven und Leithämmeln brauchen wir Etenhöffer nichts zu wissen. Ich mag auch keine Ahnfrau sein, und zum Grafen Drinbur schickst du dich erst recht nicht, mein alter Junge. Was ist dir denn ins Gehege gefallen, mein Kind?"

"Eine Erkenntnis, Ochen, und die liegt mir rasend schwer auf. So aus dem Innersten heraus leidenschaftlich wie heute — rein um nichts — hab' ich Dörthe noch nie gesehen. Genau so, wie du vorhin Vater geschilbert haßt, und Dörthe ist kein Mann, dem das starke Temperament schließlich zehnmal besser steht, als wenn er'n sanftes Schaf ist. Ein Mädchen — zwanzig Jahre — und schon —"

"Kind, macht euch euer Leben doch nicht unnütz sauer; was soll das, mein alter Junge? Die Spannung auf deine Rückkunft hat unser Dörthchen übernommen, und dann noch das viele Glück hinterher. So etwas ist ganz natürlich, und die Zeit gleicht es ans. Denk an den kreisenden Berg in deinem alten Nabelbuche, und an die Maus, die er hervorbringt. So, nun laß uns zu Abend essen; es ist hohe Zeit, und verdirb dir die Reisefreude nicht, hörst du? Diesen Morgen hat mein alter Kopf auch vor Überraschung gewackelt, das kann ich dreist sagen, und jetzt nehme ich enre Reisepläne so gemüthlich wie ein nettes Geburtstagsgeschenk."

"Ja — du! Aber ich kann mir doch nicht helfen — ich — —! Na, wir wollen's lieber ruhen lassen, nicht, Ochen?"

„Das ist ein verständiges Wort, lieb' Kind. Setz dich und rück die Blumen ein bißchen nach links, daß ich dich sehen kann, und schieb mir die Eier und den Kocher herüber. Such an: heute haben wir zwei Puteneier dabei; wie schön! Laß dir's nur schmecken.“

„Nein, du nimmst das eine, und das andere legen wir für Dörthchen zurück.“

„Just wie deine Mutter. Es ist doch etwas Schönes uns Bererben von guten Eltern auf ihre lieben Kinder. Gib mir mal deine Hand; ich habe meine Freude an dir.“

Er erhob sich, ging, obwohl es gegen die Hausfittie verstieß, um den Tisch herum und holte sich seinen Händedruck. Allein er blieb einsilbig, bis er deutlich empfand, daß sie ihn, während ihrer harmlosen Plaudereien, sorglich beobachtete. Da gab er sich innerlich einen Ruck, nahm sich zusammen, entwiderte ihr sein reichhaltiges Arbeitsprogramm vor der Ferienreise und schob alles, was ihm seine reine Freude vergällt hatte, tief in seine Seele zurück. „Laß es da liegen und vermodern; das ist das Geheiligste,“ dachte er. — Dann, nach Tisch, bewegte und ergökte es ihn gleichermaßen, wie die geliebte, alte Frau ihm ganz feierlich den geposterten Siphob vor der Schreibkommode anwies, sich daneben setzte und über der grün bespannten Mahagoniplatte Fach um Fach herauszog. Schachteln und Schächtelchen kamen zum Vorschein und wurden umständlich geöffnet; auch des sagenhaften Urgroßvaters perlengestickte Brieftasche ward aufgeschlagen, andächtig, wie ein Gebetbuch. Auf der Schreibplatte reihete sich ein blauer Schein an den andren; dann mußte noch die rote Achatdose, mit den Zwanzigmarkstücken darin, herbei und schließlich der lange, gehäkelte Geldbeutel voll eingewickelter Silbermünzen. Ludwig schlug vor Staunen die Hände zusammen. Es fehlte wahrlich nur noch der traditionelle, gefüllte Strumpf.

Endlich waren's fast sechzehnhundert Mark. Davon bekam Ludwig rund fünfzehnhundert. Das übrige Geld wanderte in die Achatdose zurück, die den Kindern von je und je ein begehrenswerter Gegenstand gewesen war:

„Den Rest da bekommt Tante Doris zur Reise von Berlin hierher. Du hast ganz recht; Doris hat auch grade Ferien, und Dörthe

darf keine Sorgen um mich mitschleppen. Nun, so nimm doch, mein guter Junge.“

Ludwig strich das Geld ein. Er kam sich plötzlich vor wie ein Mittelglied zwischen Räuber und Krösus.

„Weißt du, Onnen; ich will dir lieber einen Schuldschein darüber ausstellen. Das ist doch nur in der Richtigkeit,“ meinte er und wurde dunkelrot bei seinem Vorschlage. Sie jedoch wies denselben von der Hand:

„Du bist mir sicher, Ludwig.“

„Das glaub' ich ja gern, aber besser ist besser, wegen Leben und Sterben.“

„Thu du, was dich beruhigt, mein Kind.“

„Danke tausendmal, geliebtes Onnen. Willst du mir einen Bogen Papier geben? Dann bring ich die Sache gleich in Ordnung.“

„Hier, Kind. — Nein, das da ist eine Gänsefeder; nimm die andere.“

Er schrieb und reichte ihr den Schein mit einem warmen Blide. „So — das ist erledigt. Nochmals vielen, vielen Dank. — Von dir können wir das Zusammenhalten lernen.“

„Wenn ich zusammenhalte, so thue ich's ja auch einzig und allein für euch. Sorge du jetzt, daß meine Schachteln und meine Brieftasche bald wieder voll sind.“

„Spätestens Anfang September, Onnen. Ich gebe Ordre, daß Söhle und Leuchtmann dir meine Liquidation auszahlten; du nimmst dir gleich deine fünfzehnhundert zurück; die Zinsen für zwei Monat stiste ich in deine Armentasche. Was übrig bleibt, wird in Consols angelegt. Geht dir's aber auch bis September nicht knapp in der Wirtschaft und privatim? Bitte, laß mich selbst sehen.“

Sie ließ ihn einen Blick in ihre wohlgeordnete Hauskasse werfen und holte aus dem Geheimfach der Schreibkommode ihre zweite Reliquie hervor: die große Schnupftabakdose aus Schildpatt mit schweren Goldauslagen. Die hatte des Urgroßvaters Herr Vater anno siebzehnhundertneunundfünfzig als tapferer Fahnenjunker in der Schlacht von Minden erbeutet.

„Schlimmstenfalls mache ich eine Anleihe bei meiner Tabatiere. Was in der verwahrt ist, das gibt ein neues, schwarzes Gros-de-Napleskleid für mich zu deiner Hochzeit. Ich verhoffe doch, der liebe Gott wird mich noch solange leben lassen. Dörthe soll dazu ein klares, weißes Mullkleid haben mit

blauen Bändern. Blau läßt dem Kinde am schönsten. Siehst du: hier auf dem Zettel steht das alles genau bemerkt. Ließ gern, mein Junge."

Ludwig las, und sein Frohsinn kam wieder aus dem Versteck hervor. Er fand diese Bestimmungen ganz löstlich, und welsch eine wichtige Miene zog die geliebte Alte über ihrer heiligen Tabaksdose vom jungen Fährich, dessen abgeblaßtes Pastellporträt im Schnürlekrahmen dort zwischen den Fenstern hing.

"Aber die Hauptperson bei meiner Hochzeit? Bekommt die gar nichts?" fragte er. "Meine zukünftige Frau?"

"Die kriegt a uch ihr Teil; das versteht sich. Doris und ich, wir haben es schon längst ausgemacht. Damals, vor sieben Jahren, als du mündig geworden bist. Warte Kind; ich habe es draußen im Weinenschrank verwahrt, ich will dir's doch gleich hereinholen. Es ist nämlich mein Braut-schü mit den Brüsseler Kanten; eure Mutter hat es auch getragen. Eine Marie-Antoinette' hieß es in meiner Jugendzeit. Doris hat es vor zwei Jahren auf neu zurechtgemacht und in ihren Karton zwischen rosa Seidenpapier gelegt. Unser Ludwig kann jetzt jeden Tag heiraten — so was kommt wie der Dieb in der Nacht, Mutter' —; damit ist sie eigentlich alle Morgen aufgewacht, solange wir sie hier gehabt haben, und hat die dumme, alte Mutter ausge-scholten, weil die sich freut, daß du dich nicht überreißt. Vorsicht schützt vor Reue, und das ist wahr."

Ludwig machte sehr lustige und listige Augen zu Großmutter's langer Rede und betrachtete sich dann das Brautgeschenk für seine Zukünftige ungefähr so verständnisvoll, wie der blöde Mantwurf sich das Spinnweb zwischen zwei Ästchen betrachten würde. Dann nahm er das seine Kammertuch-schü mit dem Gefället echter Spitzen ringsum vorsichtig am Zipfel aus dem rosa Seidenpapier und legte es über seine geballte Hand.

"Um — ja — — mich soll's doch verlangen, wie diejenige beschaffen sein wird, die möglicherweise an ihrem Hochzeitstage mit mir diese Kostbarkeit tragen darf. Wo hol' ich mir den Schatz, Dchen? Willst du ihn denn blond oder schwarz haben? — Altmodisch oder neumodisch?"

"Nur ganz und gar nach deinem Herzen, mein Kind. Alles andre ist Neben-sache. Schlichtweg deine Haussonne wünsche ich dir und mir. Den Abglanz davon für meinen Lebensrest. Ich bin gern der bescheidenen Planet, wenn ihr meine Sonnen seid."

"Ach, Dchen — nimm Dörthe in deine Schule!" rief er aus, packte seine Schätze zusammen, küßte die gütige Hand und ging hinaus. Sie hörte ihn mit raschen Tritten treppan springen.

Doben in seiner Stille legte er die Taschenuhr neben sich auf den langen Tisch und zündete sich nur noch geschwind die Kerze an, weil draußen der volle Mond groß und hell aufgegangen war. Seine Gold-scheibe füllte genau die runde Lücke im Geflecht der Eichenzweige aus, und das dunkle Grün gleißte magisch. Bei dieser Beleuchtung, die er kindisch liebte und beim Uhrpicken hart an seinem Ellbogen, arbeitete er noch eine kurze, halbe Stunde mit Hingabe an seinem Altensstücke für den ersten Termin der neuen Woche. — Daß die Mäuden um ihn her summten und die klöbigen Nach-falter herein-surrten, störte ihn nicht. Daran war er gewöhnt. Die Kerzenflamme brannte ruhig trotz des offenen Fensters, denn kein Windbruch flüsterte durchs Gezweig. Nur die Holztaube gurrte einmal im Traum. Alles atmete tiefen Frieden, und himmlische Klarheit lag darüber ausgebreitet. Klar und friedlich blickte auch das kluge Mannesantlitz, das sich auf den Foliobogen beugte, während die Hand stetig die Unter-Zelle setzte.

Trübfinn, Grübeleien waren so ungewohnt Zustände für Ludwig, daß er sich jedesmal alsbald wieder daraus zu befreien strebte. Irgend ein heiterer Zwischenfall oder eine stramme Arbeit, bei der es tüchtig nach-zudenken gab, damit heilte er sich im Hand-umdrehen. So auch jetzt. Während er seine Unterschrift mit kurzem Schwunge abschloß, stieg die Reisewonne schon von neuem in ihm auf, unaufhaltsam pridelnd gleich dem Champagner-schaum im Kelche. Der Gedanke an Dörthe, die, von seiner freigebigen Hand beglückt, mindestens einen Monat lang seine Gefährtin durchs göttliche Alpenland Tirol sein würde, brachte die pridelnden Perlen zum Über-sprühen. — Vant pfeisend vor innerem Wohlbehagen, mit seinem Tage und sich selbst ehrlich zufrieden, räumte er seine



Aus unserer Bildermappe:



Junger Pompejaner. Liebhaberaufnahme von B. von Goeden-Taormina.

Alten fort, schnürte zwei dicke Fascikel gleich für morgen in den Riemen und brannte sich ein edles Kraut aus der guten Riste an.

So trabte er dann im goldenen Mondschein munter fürbaß, um rechtzeitig im Pastorat zu sein. Styg, den er gern „seinen verzauberten Bruder“ zubenannte, durfte ihn begleiten. Zehn Schritt voraus streifte er,

immer hart an den Gräben und Deichrändern hin, durchs raschelnde Schilf; witterte hier und tappte dort zu, bis es im stillen Wasser aufrauschte und schnatterte und das mahnende: „Pfu!“ ihn zurück auf den Tugendpfad brachte.

Es war ein köstliches Wandern durch den Sommerabend mit seinem Silberduste

auf den weiten Wiesenstrecken und der Sternklarheit von Horizont zu Horizont. Die Grillen zirpten einformig; dann und wann fiel der Kuhglockenton dazwischen. Schemen gleich stand das Weidevieh gegen den Himmel und lag dunkel im silberigen Grase. Alle Bäume ragten mächtiger, und unter den tiefhängenden Strohdächern brannten trauliche Lichtfunken. Wo es an einem Bauerngarten vorbeiging, zog der starke Duft von Fiebernelke und Fioridame eine lange Strecke mit.

Ludwig stand auf dem Kirchhügel an der Weißdornhecke still, die den Dorffriedhof einzäunte. Drunten, einen Steinwurf vom Hügel, sah er das Pastorat unter seinen drei großen Käufern liegen, und die eine Birke, die sich zwischen die ernstn Schattenbäume geschmuggelt hatte, schimmerte weißschiebig herüber. Den Rückblick vom Hügel liebte er unbeschreiblich und war auch heute wieder auf dem besten Wege die Zeit darob zu vergessen. Es war auch wirklich ein entzückender Rückblick. Der Deich, mit alten Schopfwenden und malerischen Häuschen besetzt, Ruysdaelsche Baumgruppen da und dort und jenseits der Deichkurve die Bindung des bewegten Fußes mit dem zitternden Geklir der Mondlichts auf den trausen Wellchen.

Da sprang urplötzlich, von seitwärts her etwas in seinen Weg; weiche Arme umschlangen ihn, und es gab ein Herzen und Küssen von der andren Welt:

„Du! Du! — —“

„Dörthe! Was sichts dich an? Hör auf, Dörthe!“

„Noch lange nicht! — Nein, nein —!“

Nun trieb sie's erst recht toll, lachte hell auf, als Styz Inruend dazwischenfuhr und schmiegte sich dann, im langsamen Zurückwandeln, eng in des Bruders umschlingenden Arm. Ihre Augen glänzten, und ihr Mund lächelte.

„Ich bin überfelig, Lu! Den ganzen Reiseplan hab' ich mit Pastors fix und fertig gemacht. Hier in meiner Arbeitstasche steckt er: du sollst sehn. O, mein himmlischer Junge!“

In ihrem Freudentaumel drängte sie den Bruder gegen den Weggraben, daß Styz abermals seinen Unwillen mit kurzem Blaffen äußern mußte. Vor der Ebenhöcker Wiegung blieb sie wieder stehen, hielt den Bruder an

beiden Händen fest und ließ sich von ihm im Kreise schwenken. Dann warf sie sich mit Gewalt in seine Arme; es überkam sie wie ein Nausch. Segen ihn gedrückt, hob sie ihre Augen zum Sternenhimmel auf und küßerte leidenschaftlich in sich hinein:

„— so traulich, als wie beimammen

Der Mond und die Erde gehn — — ! Mutter! Hätten wir Mutter noch!“ rief sie. „O Ludwig! Wie müßte das sein! Ob sie's wohl sieht, wie glücklich wir jetzt sind? Wie sehr ich dich liebe?“

„Und ich dich auch! Komm wieder an meinen Arm, Dörthchen, so — beruhige dich, mein Herzens-Schwesterchen.“

„Diesen Abend wollen wir nie vergessen, Ludwig!“

„Mein Dörthchen — es ist doch nicht anders mit uns bestellt wie immer? Wenigstens bei mir gib't keine Schwankungen und Steigerungen.“

Sie schwieg, liebte seine Hand und sah gerabeaus, wo ein funkelnder Stern nahe über dem verschwimmenden Horizonte blitzte. Ihre Lippen zuckten leise, und sie holte den Atem in tiefen Jügen heraus.

„Du weinst doch nicht, Dörthe?“

Statt der Antwort sah sie ihm strahlend in die Augen.

So gingen sie im Mondenglanz heim, fanden das Haus still und dunkel, bis auf das umgitterte Nachtlämpchen auf dem Hallentische, und Großmutter war schlafen gegangen.

Lautlos, die Schuhe in Händen, schlichen sie in die Schreibstube hinaus und saßen nebeneinander am langen Tische bei ihrem Reiseplane, bis der Mond feurig hinter dem Blumenende unterging. Als ein glühroter Riesenschild lag seine Spiegelung auf dem totenstillen Gewässer der Grafft. — Über dem Schilde kreuzten sich, gleich Speeren, die Schiffsblätter.

#### Sechstes Kapitel.

Tante Doris, die ehemalige Komtessen-erzieherin und gegenwärtige Privatlehrerin für Kunstgeschichte, Pöteratur und Französisch, Berlin W, Schöneberger Ufer 44 III, pflegte von Dörthe Jersbek, ihrem Patenkinde, zu sagen:

„Wegas oder Eberlein, die müßten mein Dörthchen bloß kennen lernen; wissen Sie,

liebste Bredow, so'n bißchen nahebei, 'ne Figur zum Ausmeißeln und Kasse d'rin — gut bürgerliche, aber vollkommen im Gerüst. Meine Gräfin Annemie, das Engelsgeschöpf, hat ja hundert andere Vorzüge und die Seele von Dryander wahrhaft ethisch und christlich ausgebildet. — Von Dörthelens Seele kenn' ich noch nicht viel; aber das übrige: der hohe Spann und die langen Hände und das krustelige Haar, darin steckt was — die Kasse nämlich, und wenn Sie mir auch zehnmal mit den molligen Nummer-Sechs-Händchen und dem vollendeten Schick von meiner einzigen Annemie dagegen kommen.“

Sehr gut hatte Tante Doris ihr Pat-Kind geschildert. Als sie in diesem Sommer, nach langer Zwischenpause, wieder einmal auf dem alten Etenhoff anlangte, und Dörthe ihr entgegenstrahlte, Freude in den blauen Augen, über denen sich die Brauen nur ganz hell andeuteten, das krause Haar aus der hohen Stirn zurückgeweht, die tiefen Wangenrübchen und roten Lippen reizend im Lachen, da schloß sie das große Mädchen mit wahrer Inbrunst ans Herz. „Schade — du trichterst dein Lebenslang keine Grazie in dich hinein,“ dachte sie und wurde doch nicht müde, die lieben, langen Hände, braun von Sommer Sonne und Gartenarbeit, zu fassen und zu hätscheln, zwischen der zweiten und dritten Tasse Kaffee. Der lange Fuß mußte auch zur Inspektion unter dem Saume des rosa Wrostatkleides mit den drei großen Grassfeden hervor:

„Wieder 'ne regelrechte Kante am Rock, und noch immer das kloßige Schuhzeug, Dörthelen — nein, nein!“

„Ach, laß doch, Tanten. Saffianschuh mit Papiersohlen, die kann ich hier nicht brauchen.“

— wenn man solch einen bildschönen Fuß hat —

„Doris, Doris, sieh nicht ewig durch deine Kunstbrille,“ mahnte Großmutter. „Unser Ludwig ist ganz und gar dagegen, daß du das Kind auch noch eitel machst.“

„Kunstbrille“ ist hierbei nicht der rechte Ausdruck, entschuldige Mutter; es handelt sich um den ästhetischen Standpunkt, und was den betrifft, kann mir Ludwig nicht imponieren. Meine einzige Gräfin Annemie —

— das Engelsgeschöpf — Gott, ja; wie geht's ihr denn, Tanten? Erzähl!“ fiel Dörthe ein und beendete so die kleine Debatte. Der Gartenpaziergang — Dchen zwischen Tochter und Enkelin — war reizend gemüthlich, bis Ludwig, hoch zu Rad, in den Hof einrollte und damit das Signal zum Abendessen gab.

Dörthe hatte mit einemmale Feuer gefangen. Sie wußte, nun Tante Doris ihr (zwecks Eingewöhnung) die Arbeit stückweis aus den Händen wand, ihrer armen Seele keinen Rat dafür, wie diese vierzehn Tage vor der Abreise mit Ludwig überhaupt je zu Ende gebracht werden sollten. Sie las ihre kindischen Tagebücher aus Wangerooq und Hausberge a. d. Porta wieder durch, stellte sich „Wittkind“ und „Jakob“, die Hüter der jungen Weser, recht lebhaft vor und versuchte an ihnen die Größe des Rosengartenstods mit dem Laurinsgartl auszumessen. Es kam aber nichts Gescheutes dabei heraus; ihre Phantasie war nicht ausbündig genug. Sie warf sich lieber mit allem Eifer ihrer thätigen Natur aufs Einlochen und Ernten und ruhte nicht, bis drunten in der kühlen Speisekammer das erste, stattliche Bataillon Flaschen und Gläser, Gläser und Kruten schön in Reih' und Glied stand, nummeriert und etikettiert, mit rotem Bindfaden sauber zugebunden. Vor ihnen die appetitlichen Blechbüchsen aufgefplanzt — keine einzige dabei, deren eingelöteter Dedel sich unheilvoll nach außen gebogen hätte. — Mitten in der prosaischen Arbeit schoß zuweilen ein heißer Wonne-Ström durch die junge Gestalt, die so emsig ihre Hände regte.

Die Vorfreude soll ja das Beste vom ganzen Göttergeschenk sein, sagen weise Leute. Jedenfalls sang Dörthens volle Altstimme mehr denn je durch Haus und Hof und Garten, in dem die Singvögel schon anfangen, stiller zu werden. Alle Volkslieder von hohem Berg und tiefem Thal, vom treuen Hofer und vom treuen Bua'm mußten herbei, und hinter der schießenden Wonne drein schlich öftmals eine seltsame Wehmut. Dann verstummte der singende Mund, und Dörthe schweifte einsam im Garten umher, nahm Abschied von Baum und Strauch, wogendem Gras und blühenden Beeten und fragte den Ruckst: „Wieviel Tage hab' ich

noch hier? — In wieviel Wochen komm' ich wieder? Oder sie ludte in Hof und Stall ihre Lieblingstiere zu sich her, um sie zu füttern und zu streicheln und ihnen in die Augen zu gucken: Vergeßt ihr mich auch nicht?"

Tante Doris arbeitete sich mit solch einer Hast in den Landhauhalt hinein, daß sie eigentlich immer erst zur Dämmerstunde gemüthlich wurde. Dann hatte sie die interessanteste Auswahl von Weltstadtgeschichten in Bereitschaft. Aus Salon und Theater, Ateliers und Ausstellungen. Dörthe traute ihren harmlosen Ohren kaum, und fand das Hin- und Herwandeln zwischen Monatsrosenbeet und Goldhorn wunderbar schön, während die Sternbilder aufstauchten und das ganze, tauschte Gras des großen Rasenplatzes zu schillern schien. Wie merkwürdig mußte es da draußen in der Weltstadt zugehen. — Zum Beglehen und doch auch zum Fürchten.

„Wer so weit weg auf Reisen will, der muß belehrt werden,“ behauptete Tante Doris. Bis jetzt hatte sie Dörthe immer noch als Badsfisch behandelt. Mit ihrem jugendlichen Altjungferngesichte, den dunklen, lebendigen Augen, von Krähenfüßen begrenzt, den spiegelblanken, schwarzen Puffschneiteln und der solet gesteckten Spitzenbarbe, war sie eine sehr ausgeprägte Persönlichkeit. Die Erzieherin des gräflichen Hauses in der Wilhelmstraße verleugnete sie selten, aber eines Abends, grade am Monatsrosenbeete, nahm sie ihre große Dörthe fest in den Arm und fragte flüsternd:

„Wie steht's denn mit deinem Herzen, Kindchen?“

„O — sehr gut.“

„Beichte mal ehrlich. Meine Gräfin Annemie hat mir auch immer gebeichtet; ich könnte dir Geschichten erzählen, wenn ich nicht verschwiegen wie das Grab wäre — — Weig'nachten heiratet das Engelschöpf. — Na, und du?“

„Ich — wie?“

„Na, ist hier gar nichts Nettes für dich in der Umgegend, mein Dörtheken?“

„Gar nichts,“ sagte Dörthe wahrheitsgetreu.

„Was ist das denn für 'n Assessor Hertzich, der Ludwig vertreten soll? Angenehmer Mensch?“

„So so, la la. Er hat sich vor sechs

Wochen verlobt mit der Tochter von Apotheker Borchers in Etendorf, weißt du? Deshalb will er Ludwig so gern vertreten.“

„Ach —!“

„Jawohl. Hier ist wirklich gar nichts, und ich sehne mich auch nicht danach; aber in München will Ludwig mir vielleicht einen Korpsbruder von sich vorstellen, einen Grafen. Der ist Attagé bei der Botschaft, glaub' ich. Er heißt Alois Bortholazzi. Wie sändest du das?“

„Sehr interessant, Dörtheken. Da halt du dich nur'n bißchen dran. Wenn Grafen ohne Vorurteile sind, geht mir nichts drüber,“ antwortete Tante Doris. „Ludwig wird ja genau wissen, wie weit er als Bürgerlicher gehen darf. Schreib mir doch mal davon — so einen Solozettel für mich allein, in Mutters Brief.“

Dörthe küßte Tante Doris und lachte heraus: „Siehst du mich schon als Gräfin, Tantchen? Ja? Gräfin Dörthe! Und dann war ich mit einemale ‚hochgeboren‘ nicht?“

„Kind, lache nicht so albern und ver-schwöre es nicht,“ sagte Tante Doris streng. Aber Dörthe lachte noch eine ganze Weile, und nach dem nächsten Rundgange verzog sie sich ins Haus, um beim brennenden Lichtstümpfchen an ihrem Koffer weiter zu packen, broben in ihrem Stübchen mit den Weinranken um die breitgezogenen, kleinscheibigen Fenster in weißen Rahmen. Sie bekam rote Ohren dabei und dachte:

„Gott! Die glückliche — glückliche Gräfin Annemie! Wenn Tante Doris so von der Liebe spricht — ich kann es gar nicht aus-halten. — Solch ein Geheimnis in sich tragen — himmlisch muß es sein, und dann verloben — heiraten — —! Aber aus Etendorf könnte ich unmöglich ganz und gar fort; das müßte Ochen gleich mit ihm aus-machen. — — Mit wem denn?“

Bei diesen Gedanken packte sie ihre beiden Kofferinsätze — (altmodisch mit gekreuzten Gurten und der ganze Koffer bleischwer) — immer noch einmal um und erfind neue Faltungsmethoden für Ludwigs Röcke und Weinkleider. Steckte fünfzehn unnütze Kleinigkeiten in die Ecken und vergaß zwanzig notwendige, weil sie innerlich gradezu gezwungen ward, sich den Grafen Alois, genannt Alois, Bortholazzi auszumalen. Hoch und hehr, blühende, stahlgraue Augen, Römernaße und schnarrendes R.

Aus unserer Bildermappe:



Walfäre. Farbige Holzstatuette von Stephan Eising.  
(Aus Keller & Reiners Kunsthafen in Berlin.)

„Darfst mich nie'd're Magd nicht kennen,  
Hoher Stern der Herrlichkeit!“

Das Lied aus Großmutter's Chamisso'  
fiel ihr ein:

„Nied're Magd — wie komm' ich  
darauf? — Und überhaupt — Ludwig und  
ich, wir sind zwei, und kein Dritter tritt  
zwischen uns.“ —

Sie verteidigte sich wahrlich gegen die  
Windmühlenslügel in der Luft, Doña Qui-  
chote vom platten Lande!

Endlich hielt der Eten'dörfer Frachtfuhr-  
mann vor der Thür. Das Haus von Koffer  
ward aufgeladen und von dannen gefahren.  
Eilgut nach München, bahnhoslagernd und  
die Lieferzeit mit achthundert Mark ver-  
sichert. Darauf bestand die weltbefahrene  
Tante Doris und malte der staunenden  
Dörthe aus, wie herrlich sie und Ludwig  
sich für die Versicherungssumme in München  
neu einkleiden könnten, falls der Koffer  
unterwegs verloren ginge. „Es wäre sogar  
noch Vorteil für euch dabei, Dörtchen.“

„Aber es sind viele unerseßliche Sachen  
darin,“ sagte Dörthe ängstlich. „Lieber  
will ich mir's nicht wünschen.“

„Mein gutes Kind — unerseßlich ist  
heutzutage nichts in der Welt.“

Das bezweifelte Dörthe in ihrem Herzen.

Ludwig streckte noch bis über Hals und  
Ohren in seinen letzten Arbeiten vor den  
Gerichtsjurien und im Ordnen für den  
Vertreter und glücklichen Bräutigam. Gar  
nicht mehr zu haben war er und nahm  
seine Hauptmahlzeiten sogar regelmäßig in  
der Stadt London. Dörthe blieb abends  
spät heimlich für ihn auf, seufzte erleichtert,  
wenn sie das Lichtchen seiner Radlaterne  
endlich bei der Wegkrümmung heraufschweben  
sah, und seufzte beklommen, wenn es auf  
ihre Fragen kurzweg hieß:

„Ja, ja — ich werd' es hoffentlich  
zwingen, Dörtchen. Bitte, frag' nicht so  
viel; der Kopf raucht mir schon so wie so.  
— Gute Nacht, Kleines — geh' jetzt. Ich  
muß noch fleißig sein.“

Ein Segen, daß Meister Rümter, der  
Eten'dörfer Hoffschneider, in der Nordstube  
wirkte, am weiß geschweerten Tische und an  
seiner eignen Nähmaschine. Bei Herrschaften  
auf dem Tische zu sitzen, wie das tapfere  
Schneiderlein im Märchen, das hielt er für  
unanständig. Deshalb begnügte er sich mit

dem niedrigen Binsenhoder am Fenster,  
davor die Schattenmorellen lieblich reifen,  
von diebesficheren Netzen umfassen, von  
Sprehen und Spagen umzwickert. Außer-  
dem hatte der Meister den angenehmen  
Ausblick aufs große Stachelbeerbeet mitten  
im grünen Grase und auf den Weurreisbirn-  
baum, von dem des öfteren die süßesten  
Birnen im grauen Kleide zwischen Maas-  
lieb und Butterblume niederplumpten.

Seit einer Woche saß er schon da, von  
sieben Uhr früh bis Feierabend, unrasirt,  
hüftelnd und wohlredend. Metermaß über  
die linke Schulter gehängt, den Rodauffschlag  
nabelgespidt, Schere und Bügelstein in steter  
Kampfbereitschaft. Herrn Doktor Ludwig's  
Anzug hing schon fix und fertig am Kleider-  
rechen: grüne Zoppe mit Hornknöpfen und  
hundert Taschen und naturgetreu nach-  
empfundene Kiplerhose. Aber Fräulein Doro-  
theens Kostüm machte sehr viel Kopfzerbrechen,  
obwohl Großmutter der Schneiderphantasie,  
in angemessenen Pausen, mit einem ge-  
häuften Teller Stachelbeeren auf die Sprünge  
half. Die Stachelbeeren verspeisten Meister  
Rümter und Fräulein Dorothea in trauter  
Gemeinschaft und berieten sich zwischendurch  
mit ‚Bazar‘ und ‚Wochenwelt‘. Sogar ein  
leidlich neues Pariser Journal, mit dem  
der diesjährige Genere Stoffreisende den  
Meister in Versuchung geführt hatte, und  
‚The ladies own sporting fashion‘, in Ge-  
stalt eines verfloffenen Jahrganges, zogen  
sie in ernste Erwägung, bis endlich Tante  
Doris sich einmischte mit Toilettenjild-  
berungen von des Engelsgeschöpf's letzter  
Schweizerreise.

Da wurde es. Der Meister schnitt,  
stiepte, verstaß und redete klug. Tante  
Doris saßte Jäckchen und Patten ein und  
warf Berliner Geistesblitze in die Schwüle  
des spärlich gelüfteten Nähstübchens, und  
Dörthe verfertigte unzählbare Knopfsöcher.  
Das Gebirgskleid mußte sich dreifältig auf-  
raffen lassen: halbhoch gegen Staub, höher  
gegen Nässe und am höchsten zum Kraxeln.

„Wenn ich wie Freilein Do'thee wäre,  
ich zöge statt's die Röcke Pumphosen an,  
wie sie jetzt in Paris auf die Schangliffes  
ganz neumodisch sind, was zu den bessern  
Sport gehört, Freilein Do'thee.“ meinte  
die Schneiderweisheit und zeigte mit dem  
Daumennagel auf die grell kolorierte Rad-  
lerinnengruppe seiner ‚Modes de Paris‘.

„Stoff wäre woll genug for zwei Pump-  
hosen von Freilein Do'thee ihre Längde.“

Tante Doris lachte über die neue Aus-  
sprache der Elyseeischen Felder und wipelte  
damit herum, daß Dörthe die heiße Angst  
bekam, der Meister würde es tödlich übel  
nehmen. Aber er war viel zu vertieft in  
seine Schnittmuster, und schließlich blieb es,  
ohne weiteres Parlamentieren, beim Rod  
und der dreifachen Raffung.

Endlich, am Vorabend der Abreise,  
standen die Fenster des Nähstübchens der  
schönen Gotteslust wieder weit offen, und  
Fräulein Dorothee zeigte sich dem verlam-  
melten Volke in der fertigen Gebirgskleidung,  
hoch aufgenüpf, daß man die neuen, starken  
Halbschuh aus gelbem Leder gleich mit be-  
wundern konnte. Ludwig, seiner letzten  
Arbeit los und lebig, saß, wie ein Pascha,  
neben Großmutter in der Sofaede, und  
Tante Doris krönte den Kopf der Bestaunten  
mit dem eben angelangten Filzhute, grün,  
wie das Kleid, und im Bande Feder und  
Adlerflaum.

„Dazu steckst du noch selbstgepfücktes  
Edelweiß, mein Dörthelen,“ sagte die Spen-  
derin, drehte das große Kind nach rechts  
und nach links und kritisierte, bis die junge  
Ungebild ihr, unter dem Arme durch, ent-  
schlüpfte, und dann mußte der Pascha aus  
seiner Sofaede heraus:

„Findest du nicht, daß es tadelloß sieht?  
Sag' du deine Meinung, Lu! Seht ihr,  
er nicht. Staat wollen wir ja nicht machen,  
mein Junge und ich, bloß gehdrig krazeln  
und Edelweiß broden; es heißt doch ‚broden-  
und nicht ‚pflüden‘ auf tirolerisch, nicht  
wahr, Lu?“

„Du kannst auch ‚lauben‘ sagen,“ ent-  
gegnete er, packte sie derb und küßte sie  
mitten auf den Mund: „Morgen um diese  
Zeit dampfen wir schon auf München los,  
Dörthchen!“

„— und in München stellst du mir  
den Grafen vor —“

„— und zeige dir die Pinakotheken und  
die Glyptothek und die Ausstellung im Glas-  
palast.“

„Die Sezession lieber nicht, Ludwig,“  
warf Tante Doris dazwischen, und Dörthe,  
die keine blasse Ahnung von der Sezession  
hatte, machte ihren belichteten Luftsprung:

„Doch, doch — das auch! Alles sehn  
wir. Ja, Ludwig?“

„Ja, mein Dörthchen — alles!“

Lachend nahmen sie einander bei den  
Händen, schwenkten sich im wilden Jagen  
durch die halbdunkle Halle, so daß Dörthens  
hochgeknappter Lobenrod ein wirbelndes Rad  
ward, ein Tanzderwisch-Kaftan, und tollten  
wie zwei Kinder.

#### Siebentes Kapitel.

Wie zwei Kinder traten sie auch ihre  
Reise an. Wenigstens bei Dörthe traf der  
Vergleich vollkommen zu. Sie fuhr ins  
Märchen hinein, unter Schauern aufgeregter  
Erwartung: Ludwig dagegen als ihr väter-  
licher Schutzegeist. Allein mit diesem durch-  
aus soliden Gefühle paarte sich auch etwas  
Märchenhaftes: der naive Stolz des Glücks-  
prinzen, dem die Fee Fortuna ihre Gaben  
verliehen hat, den Zaubermantel, der durch  
die schöne, weite Welt trägt, und den Geld-  
beutel, der niemals leer wird.

Es glückte ihnen gleich mit dem An-  
fange. Während der Nachtfahrt von Leipzig  
nach München blieben sie in ihrem Nicht-  
raucherabteil des L-Zuges allein. Um das  
Märchen vollkommen zu machen, hatte Lud-  
wig je einen gelben Schein zwischen die  
grünen der Rundreisehelfer zweiter Klasse  
einschieben lassen. Dörthe durste stolz mit  
ihm in der rotfarnmetnen ersten Klasse  
fahren, wie die Fürsten und die Reichen  
und die Eisenbahnbeamten mit Freikarten,  
sie, Dörthe Jersbek vom Elenhoff!

Ihre beseligten Mienen machten Ludwig  
tausend Spaß, und allerliebste stand ihr der  
teure Filzhut. Wie eine junge Amazone sah  
sie aus, oder wie eine Diana. Sie hatte  
für ein kaltes Abendbrot im Spantorbe ge-  
sorgt und für die schönsten Monatsrosen,  
Widen und Reseden des heimatischen Gar-  
tens — bündelweise. —

Über ihnen im Gepäck lagen die  
beiden mächtigen Sträuße und durchdufteten  
den heißen, engen Raum mit ländlicher  
Frische. Die Mitreisenden, die noch im  
schmalen Bagengange auf und ab wandelten,  
ehe sie sich zur ungemütlichen Nachtruhe  
vorbereiteten, schauten, im Vorübergehen, zu  
dem Pärchen hinein und hielten es belustigt  
für ein rührendes Turteltaubenpärchen: Hoch-  
zeitreisende. Arm in Arm geschlungen,  
Schulter an Schulter gedrückt, saßen sie,  
und hatten für niemanden und nichts, außer  
sich selber, Auge und Ohr. Sie flüsteren

und neckten sich, teilten einander die Lederbissen aus ihrem Spantorbe zu, hatten den größten Blumenstrauß zwischen sich und überzählten bald ihre Weisefasse, bald betrachteten sie, des schwachen Lichtes halber tief auf den roten Wädeler geneigt, die Karten und Kärtchen. — „Ach, und wie nett verzückt die Turteltaube doch ihren Tauber anhimmelt,“ sagte der hübsche, alte Herr aus dem Nebenabteil zu seiner jugendlichen Frau, die gar nicht fortzuholen war vom niedergehobenen Fenster des Wagenanges. Sie fand Schlafen so sehr überflüssig und langweilig und sah lieber in die benachbarten Coupees hinein oder hinaus nach etwaigen Sternschnuppen. Aber es fielen keine himmlischen; nur die Lokomotive warf ein paar fallende Erdenfunken in die stille Nachtluft, und dann zog der alte Herr seine junge Frau mit Gewalt vom Fenster weg: „Komm jetzt — hast du's nicht gesehen? Der Tauber gähnt auch schon.“

Allein die Taube hatte ebensowenig Trieb zum Einschlafen, wie die junge Frau, Wand an Wand mit ihr und dem Tauber.

Endlich, als es bereits auf drei ging, machten sie's dunkel in ihrem fahrenden Kämmerchen und nahmen sich's fest vor, bis München kein Wort mehr zu wechseln.

Dörthe jedoch fand keine Ruhe, so müde sie auch war, weil sie daheim gar zu selten über die gewohnte, zehnte Abendstunde wach blieb. Sie schob den Kopf hin und her. Die Sammetpolster rochen nach Staub und irgend einem starken Parfüm, das, trotz seiner scharfen Süßigkeit, Ekel erregte. Die Nacht schwül; die Luft mit Gewitter geladen. Ludwig lag ihr gegenüber, lang hingestreckt. Er atmete tief und behaglich und schlief wie das gute Gewissen in eigener Person. Ein paar mal bückte sie sich zu ihm hin und schmiegte ihre glühende Wange gegen seine schlaffe Hand. Kaum, daß seine Finger unter der Berührung leise zuckten. — Immer wieder fuhr sie auch aus ihrer Fensterrede in die Höhe, küßte das weiße Tüchlein, das sie sich zur Schonung um die Haare geknüpft hatte, und rief den Schlafenden ängstlich an:

„Ludwig! Ludwig —!“

„H—m—m!“

„Hörst du mich?“

„H—m — ja —“

„Ludwig — weiß Brünings wegen der Galabasbirnen Bescheid? — Daß Pastors wieder zwei Körbe bekommen müssen?“

„Ja — — ja —“

„Du — hör' doch: hab' ich es Tante Doris wohl gesagt —? Mit dem hellen Randis zum Thee für Ochen? — Gott! Wenn ich das vergessen hätte!“

„Hm —“

„Du, bitte, noch eins: ist die Schlade auf den Neuenweg bestellt? — —“

„Ludwig — — —!“

Er antwortete nicht mehr. — Sie schwieg auch, sah regungslos, ihre Hände um den weltenden Strauß aus dem Heimgarten gefaltet und sah, wie da draußen die erste Morgenhelle über das nächtliche Dunkel emporzuwachsen begann. Gegen fünf Uhr fiel sie in schreckhaften Schlummer, der von lauter gaukelnden Bildern und summenden Geräuschen erfüllt war.

Am Himmel vertrieben blaugraue, gelberänderte Wetterwolken den Rosenschimmer im Osten auf den deutlicher werdenden Bergzügen des bayerischen Waldes, jenseits Regensburg. Zuerst fuhren starke Blitze an der Höhenfette hin, und das Geräusch des stetig rollenden Juges verschlang den Donner. Dann ward das Leuchten schwächer; der ganze Horizont schwand im Nebelwallen. Der Tag vermochte kaum sich aus der lastenden Dämmerung hervorzwinden, und bei der Einfahrt in München löste sich knapp eine Turmspitze aus dem schweren Grau. Ludwig hatte alle Mühe, der schlaftrunkenen Schwester in seinem haltenden Arme klar zu machen, daß die zwei schwärzlichen Umrisse, die gleich umgestülpten Bierkrügen in der Luft schwebten, nichts mehr und nichts weniger seien, als Münchens weltberühmtes Wahrzeichen: die Kuppeln der Frauenkirchlürne.

Echter Landregen. Er hatte sich im Harthal versangen und rieselte, ohne Unterbrechung, in dichten, sprühfeinen Tropfenmassen. Der Himmel wie ein Sack; die Straßen öde, die Bürgersteige spiegelnd und auf den Fahrbäumen Füße an Füße. Alle die hehren, edlen Gebäude, von denen Ludwig seiner Schwester fattam vorge-schwärmt, unhold, mit streifigem Mauerwerk und fleckigem Bierat; alle Rinnen sprudelnd,



alles Grün nichts weiter als dunkle Massen, und die Luft septembertaft.

Dörthe sprach kein Wort. Sehr grade aufgerichtet, wie es ihre anezogene Art war, saß sie in der rattelnden Droschke und schaute trübselig mit dem Ausdruck schwerer Nachmüdigkeit durch das niedergelassene Wagenfenster. Die Tropfen sprühten herein, ihr ins Gesicht und auf die handschuhlosen Hände im Schoß. Nicht einmal die Lippen that sie voneinander, so benommen war sie, trotz alledem, vom Eindrücke ihrer ersten Großstadt.

Ludwig hatte dem Kutscher einen Wink

dieser häßliche Landregen, und der Himmel aschgrau. Nicht einmal eine interessante Wolkenbildung.

„Laß dir nur die Laune nicht verderben, Dörthchen,“ sagte er, „das schlechte Wetter geht hoffentlich in ein paar Stunden vorüber.“

Sie neigte langsam den Kopf, beugte sich vor, ohne ein Wort zu finden und stahl ihre regenfeuchte Hand in die seine.

„O, Ludwig — ist dies nicht Griechenland und Rom?“ sagte sie dann leise, — o das wundervolle — wundervolle Thor! So etwas Großartiges hab' ich ja

#### Aus unserer Bildermappe:



Wärzabend. Liebhaberaufnahme von R. Rubin.

gegeben. Er sollte nicht auf dem kürzesten Wege ins Quartier an der Baverstraße fahren, sondern durch Louisenstraße und Propyläen, an der Glyptothek vorbei und am Obelisken, inmitten des Karolinenplatzes. Wie schön und klassisch wäre das unterm tiefblauen Sommerhimmel der Hochebene gewesen, und wie kindisch hatte er sich auf Dörthens Überraschung gefreut. Ihm selbst klopfte das Herz in der Brust höher. Er dachte an die herrlichen zwei Semester bei den Franzen zurück und an so manche verschwiegene Glückseligkeit aus jener Zeit freien Genießens und Übersäumens. — Und nun

im Traum nicht erwartet — und daß du es mir gibst, du liebster Mensch! — Immer möcht' ich dir nur danken!“

Entzückt schloß er sie in die Arme und zog sie zu sich herüber, während der Wagen durch die Propyläen rollte.

„Niesig freut mich deine Freude, mein Herzensdörthchen. Komm, bleib hier bei mir sitzen, Kleines. Weißt du: dies griechische Thor hat auch einen griechischen Namen. Die Propyläen. So heißt die Säulenhalle auf der Akropolis, die in den Vorhof zum Athentempel führt. Sieh, da hast du gleich solch einen Tempel vor dir: die Glyptothek.

Darin werden sogar zwei Götter angebetet: Pallas Athene und Phoebus Apoll. Da, rechts — siehst du nicht?“

„— aber Ludwig —“

„Glaubst du, ich lüge? — O, du dumme, nette, junge Vanpomeranze du! Kunst-anbetung betreibt man in der Glyptothek. Wenn ich dich hineinführe, darfst du's wie Rignon machen und singen:

„Und Marmorbilder stehn und sehn mich an —  
Was hat man dir, du armes Kind, gethan? —  
Halt! Heute haben wir grade Mittwoch;  
das paßt wunderbar. Weißt du, was wir  
thun? Wir frühstücken und machen uns  
hübsch und wandern gleich in die Glypto-  
thek —“

„Du, wir haben ja nur zwei Tage für München angefaßt.“

„Auf der Rückreise wieder zwei. Jetzt bekommst du vor allem einen Eindruck von den sogenannten hehren Genüssen, Glyptothek und die beiden Pinakotheken.“

„— und den Grafen, nicht?“

Er schmunzelte verstoßen. — „Natürlich, der Hochgeborene steht mit auf dem Programm. So — gleich sind wir da. Gud dir noch geschwind den Obelisken an.“

„Der ist nun wieder ägyptisch. Bester Junge — es ist mir zuviel.“

„Jetzt schon? Na, höre —“

„Ach Gott — ich schäme mich ja auch wie ein Fudel vor mir selbst. — Zum Umfallen müde bin ich, Lu.“

„Das kommt von der Nachtreise,“ tröstete er. „Du schläfst noch eine Viertelstunde, bis ich an meinen Voist Vortholazzi geschrieben habe. Das erfrischt mächtig, und nachher laß ich dir ein ordentliches Bouillonfrühstück geben, was meinst du dazu? Endlich! Hier ist mein gutes, altes, altes Hotel Marienbad. Sieh nur die Barerstraße hinauf; die je Länge. Da drüben hast du wieder den Obelisken und dahinter die Pinakotheken. Das sind Bilderpaläste — staunen sollst du, Kleines! Da, nimm meine Hand; warte; erst reich' mir die Taschen und Schirme.“

Ludwig stieg langsam dem treppaufsteigenden Zimmerkellner nach. Dörthe hing an seinem Arme wie ein Bleigewicht. Als könne sie sich vor Müdigkeit kaum mehr schleppen.

Nichtig: er bekam die wohlbekannte, blaue Stube im ersten Stock, nach dem

Garten hinaus, und Dörthe das größere Zimmer, Thür an Thür; das mit den Kamelstaschen-Sesseln und dem achteckigen Sofa'sche. Vor acht Jahren war's der sogenannte 'Salon' zur blauen Schlafstube gewesen, und seine Studentenliebe hatte die beiden Räume bewohnt. Lebendig sah er's wieder vor sich, das niedliche, leichtfertige Malfräulein, das, mit seiner kleinen Erbschaft und großen Glücksbedürftigkeit zum bescheidensten aller Talentchen, ganz naiv und ohne Schuß nach München gekommen war, um bei Kaulbach oder Jakobides Made zu lernen; wie sich's harmlos ausdrückte. Kaulbach und Jakobides hatten sich jedoch für die Aufgabe bedankt, und dann war das arme Talentchen an den Nagel gehängt worden, der Studentenliebe zu gefallen — — — — —

Weiter mochte er nicht denken. Er hatte die keusche Scheu des Unverdorbenen vor der reinen Nähe seiner jungen Schwester.

Zerstreut verfaßte er das Billet an den gräßlichen Korpsbruder und Botchaftsattaché, während Dörthe sich nebenan so mäusehinstill verhielt, daß er nachschauen ging ohne anzupochen, nachdem er seinen Brief sorgeschickt und noch eine Weile gewartet hatte. Da fand er sie mit aufgeschlohtenen Böpsen im Frisiermantel fest schlafend auf dem Bette liegen. Bouillon und belegtes Brod unberührt auf dem Betttischchen. Neben Tasse und Teller ein kleiner Briefbogen mit Bleistift beschriebenen:

„Geliebtes Ohen!

Reisen ist so herrlich, daß ich es Euch Lieben unmöglich ausdrücken kann, nur die Sorge um Euch und ob ich es auch wohl alles gut hinterlassen habe, steckt mir noch in den Gedanken, und auch Heimweh nach Etenhoff. Mein himmlischer Junge ist einzig gegen mich. Ich möchte alles wissen und Euch alles schildern, wenn ich es nur schon könnte. Ludwig soll Euch lieber den ersten Brief schreiben. Meiner kommt nachgehinkt, sobald ich mich mehr gewöhnt habe. Das fühle ich wohl, daß unser Etenhoffer Horizont, der uns so weit vorkommt, klein ist gegen München. — Mein geliebtes Ohen und liebe Tante Doris — — — — —

Da war ihr der Bleistift entfallen. Ludwig hob ihn vom Teppich auf, nahm das Briefblättchen an sich und beschrieb es

drinnen bei sich, eng mit seiner feinen Gelehrtenchrift. In Gottes Namen schickte er's ab, ohne Dörthe zu fragen. Wir sind ja doch zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag, dachte er, ließ Dörthe eine Notiz zurück und wanderte allein durch die verregneten Straßen, um den alten Stätten guten Tag zu sagen.

Merkwürdig, wie lebendig die Erinnerung an seine kleine Malerin mit ihm ging, auf Schritt und Tritt. Gerade Dörthens Briefbruchstück hatte sie ihm wieder heraufbeschworen.

Glücken die beiden einander nicht, trotz aller Gegenseitigkeit? Das Dingelchen mit dem schwarzen Buschelsopfe und den blanken Eidechsenaugen, und seine stattliche, blonde Schwester? Zwei Kinder an Unerfahrenheit. Das eine unbeschriftet, das andere behütet, wie das Heiligenbild im Altarschrein. Zwei Reime, bei denen alles auf die Gärtnerpflege ankam. Er dachte an das verwilderte Pflänzchen, das in Kraut und Samen geschossen und zu Unkraut geworden war, und ein bumpfes Schuldbewußtsein bemächtigte sich seiner. Er zwang es nieder. Jetzt fühlte er sich ganz als der Gärtner seiner kräftigen Schwesterpflanze, die er für eine Spanne Zeit vom sicheren Stabe der Heimat gelöst hatte, um sie an freieres Wachstum zu gewöhnen, ihre Blüten reicher zu entwickeln, ihre Edeltriebe fruchtbringend zu machen. Es war ein Versuch; ob's damit glückte? —

An seiner Liebe sollte es nicht fehlen; von klein auf hatten sie einander so innig geliebt. Aber es mußte doch einmal Sauerteig ins tägliche Brot. Dörthens Kräfte lagen brach, die Kräfte ihrer Seele, und ihr Auge wurde kurzichtig. Das liebe Ich begann in den Vordergrund zu treten, nur dem wachsamem Blicke der Brudersiebe bemerkbar. Das Leben der weifkernen Heimatscholle schlich eben allzurußig im Geleise hin. Frieden im Hause, der gewohnheitsmäßige, den das Alter und die langjährige Dienstbotentreue um sich her erhalten aus Verdruß und Bequemlichkeit. Keine äußeren Sorgen. Der mäßige Wohlstand festgegründet. Was etwa an Ärgernissen kam, war Wirtschaftskleinram; unpersonliche Geschäftskritik, und auch ohne den Geschäftsverdienst verhungerte man noch längst nicht. Also nicht einmal der feurige Ehrgeiz dabei. —

Ja wirklich: Sauerteig ins tägliche Brot! Deswegen hatte er Dörthe herausgerissen, und er wollte sich von Herzen mit ihr und an ihr freuen. Das war ja schließlich von allen Segnungen die beste, daß sie einander besaßen und daß Mutters Rosaschleife ihren Lebenskranz so fest zusammengeschlossen hielt — seine Freudentage und Schmerzensstunden.

Schmerzensstunden? — Mein Gott; die hatte das bewußte Leben ihnen ja noch nicht gebracht. Es wäre wohl Frevel, wollte man die Minuten geringer Mißverständnisse auf einen so traurigen Namen taufen. Die Mißverständnisse lagen einfach in der Geschlechtsverschiedenheit.

Wir sind beide nicht, was man ein Neutrum nennt — nein! — — Also die Schmerzensstunden kommen noch erst; — — wann?

Die Frage, ins Blaue hinein, drängte sich ihm mit Gewalt auf. Witten in der Straße stand er still, schlug sich vor die Stirn und schüttelte den Kopf. Wie kam er am helllichten Tage, und grade hier in seinem lustigen Münchchen und angeichts der geliebten Kurzschien Weinstube, zu dieser Gefühlstrottelei? — So ein kleiner Geißelhieb der Erynnien! Warum bist du damals wie närrisch auf die Kleine, die Feine gewesen? — Warum läßt du jetzt deine große Dörthe in eurem verflochtenen Salon einsam Grillen fangen?

Während er in der Weinstube, am Büffet stehend, sein geistiges Glas Graacher trank, wie in den alten Tagen, und sich nach den Kommilitonen und diesem und jenem Stammgaste erkundigte, schlug es vom nahen Frauenturm halbzwölfs. Mit Schreden bejann er sich darauf, daß er Dörthe für ein Viertel nach elf an die Glopptothel bestellt hatte, damit sie wenigstens seine Lieblinge in aller Eile sähe.

Er nahm die Füße in die Hand und wartete, im heftigen Regen, gute zehn Minuten vor dem Tempel der klassischen Anbetung. Dann sperrte der Thorwart zu für heute, und enttäuscht kehrte Ludwig ins Hotel zurück.

Drogen in den beiden Zimmern war's abermals mäusehienflich, und er fand Dörthe noch an der nämlichen Stelle, wo er sie vor anderthalb Stunden verlassen hatte. Auf ihrem Bette, aber sitzend und eben erst er-

wacht. Ihre gesunden Farben glühten; die hellen Augen waren noch schlafdunkel, und das Blondhaar fiel ihr wellig an den Wangen nieder. So saß sie, rief ihn lebhaft an und streckte ihm mit ihrem glücklichsten Lächeln die Hand entgegen. Er lauerte sich zu ihr auf den Bettrand und streichelte ihr die Hände. — Nach seinen Grübeleien hatte er einen wahren Durst nach Liebe, und alles an seiner Schwester war so warm und frisch zugleich, und so strupellos durste er von ihr nehmen und ihr wiedergeben.

„Es gibt nichts Besseres in der Welt als solch eine Gefährtin,“ dachte er freudig, „und wie reizend ist sie heute; — wirklich bildschön, meine Dörthe. Niemand darf sie mir ohne meine Erlaubnis wegstehlen.“

„Seht lauf‘ ich mit dir zu Fuß nach Tirol, wenn du’s verlangst. Die ganze Reife müdigkeit abgethan,“ sagte sie, gab ihm noch einen leisen Liebesschlag gegen seine heiße Wange und dehnte behaglich die Arme vor sich. „Nun verschwinde; — laß mich flink aufstehn, Lu. In zehn Minuten bin ich fertig. Haben wir noch Zeit für die Glympsthe?“

„Leider, leider für diesmal verschlafen, Dörthchen, und morgen ist sie zum Unglück geschlossen.“

„Wie jammerschade! Zu gerne hätt‘ ich wirkliche, richtige Marmorstatuen gesehn, Lu. Was kenn‘ ich denn? Nichts! Unfre Jungfrau Lorenz auf dem Hirsch und den Schußengel auf Othens Eckstrand und dann nur noch Pastors ihren kleinen, segnenden Christus und Leuchtmanns Flora mit dem Füllhorn unter den Gummibäumen. Alles nur Gips.“

„Damit kannst du allerdings keinen Staat machen. Tröste dich bis zur Rückreise; dann seh‘ ich, daß wir ein paar Tage zugeben, nicht? Und morgen zeig‘ ich dir die van Dycks in der alten Pinakothek und den großen Piloty in der neuen.“

„Das ist auch das Mindeste, was sein muß,“ meinte sie. „Damit ich doch etwas von Kunst sprechen kann, wenn wir in Weiskahnbad Reisebekanntschaften machen und die fragen mich nach München aus.“

„In einem Vormittage hättest du Stoppas und Praxiteles doch nicht ergründet, und ebenjowenig ergründest du morgen von zehn bis zwei Rubens und van Dyck.“

„Aber wann denn? Ich will doch!“

„Später. Diesmal soll’s nur der Vor-

schmack sein; der erste Blick in die Welt der Ideale. Übers Jahr, bei Leben und Gesundheit und dem nötigen Kleingeld, kommen wir wieder und auf länger und studieren ernsthaft Kunst zusammen. Nächsten Winter bereitest du dich darauf vor; ich schenke dir ein gutes Werk; das lassen wir uns hier noch empfehlen. Wenn ich’s jetzt nur erreiche, daß du ein paar andre Gedanken außer Pflanzen und Jäten, Etenhoffen und Pastors in den Kopf kriegst!“

Er drückte sie noch einmal herzlich an sich und stand vom Bettrande auf:

„Na, was ist noch? Was gudest du mich so an, Schätzchen?“

„Ludwig — sieh: der Strom ist so mächtig, und ich kann nicht schwimmen —“

„Vernst du —“

„— Da steh‘ ich am Rande mit meiner Dummheit!“

„Beste Landpomeranze, gib du dich ruhig so dumm wie du bist. Deine Augen sind, Gottlob, nicht dumm, und wenn du lachst, mögen dich normale Menschen gern leiden. Das genügt; und du sollst sehn, in Weiskahnbad wird nur von den Dolomiten und der Kragelei gesprochen: die Dolomiten hast du dann immer vor Augen und mit dem Krageeln thun wir unser Bestes, wir Blattlandsgeköpfe. Schlimmstenfalls kannst du ja, für den Kenner und Liebhaber, die Laurinslage zum Vortrag bringen.“

„— — — Himmel! Da läutet es!“

„Table d’hôte — wahrhaftig. Siehst du, das kommt davon. Fix, fix, mach dich fertig, Dörthchen.“

Er verlieh sie eilig und stieß auf den Zimmerkellner, der ihm den bekrönten Antwortbrief hereinbrachte. In Riesenlettern beherrschte Graf „Loisl“ seinem verehrten „Schnack“, daß er untröstlich sei, grade heut nach Poffenhofen zur fête champêtre befohlen zu sein. Unasi Hofdienst — absolut unabkömmlich. Morgen gedanke er seine Aufwartung zu machen; jedenfalls werde der liebe Schnack punkt zwölf Uhr mittags zum Frühstücken beim Franziskaner erwartet. Zwei alte Herren hoffe der Loisl noch aufzutreiben. Dem gnädigen Fräulein seine angelegentlichste Empfehlung. —

Dörthe durste den Brief nach Tisch im Wagen lesen. Trotz des Regenwetters wagten sie eine Spazierfahrt durch den Englischen Garten über Schwabing. Dörthe sollte



Die Augustusbrücke in Dresden. Nach der Zeichnung von Gotthard Kuchl.

wenigstens den Eindruck des Siegesthors und der Ludwigstraße haben.

Sie las und zuckte ungeduldig ihre Achseln unter dem tropfenden Halbverdeck: „Wenn' und Aber' — „Untröstlich' und „Angelegentlich' — er kann mir mit seinen Floskeln gewogen bleiben: ich mag ihn gar nicht kennen lernen,“ sagte sie ungnädig. „Nach seiner langbeinigen Schrift zu urteilen, muß er ein hochmütiger Steifnack sein. An keinem Buchstaben der geringste Schwung: der versteht nichts von meiner Glyptothek-Sehnsucht. Nein — geh du nur mit ihm zum Frühshoppen und laß mich allein in die Pinakothek. Dein Hochgeborener paßt mir nicht.“

„Schilt nicht, sondern sieh dich um,“ riet er und tippte den Kutscher an die Schulter. „Was ist das für ein Bau, Kutscher? Da drüben, das weiße Haus mit dem platten Dache zwischen den Tazuspyramiden? Der Atelierbau? — Ja, von wem? — Vom Herrn von Voh? Ja richtig, das hätt' ich auch selbst wissen können. Anno Einundneunzig froch's schon aus dem Boden. Bitte schön: Schritt fahren. — Ist das nicht stilvoll, Dörthe? Wieder ein echter Kunsttempel. Voh kann etwas — großartigen Schmeiß hat er. Ach, das verstehst du ja nicht, Landpomeränzen! Schade — alle seine Arbeiten sind in Privatbesitz, nur zwei oder drei in Museen, soviel ich weiß.“

„Es scheint ein bezaubernder Garten zu sein, und so still. Laß uns aussteigen und am Gitter entlang gehen.“

Sie war schon drunten, während sie sprach; er folgte, und im lauwarmen Regen schritten sie Arm in Arm. Der Wagen fuhr langsam nach. Es war ein großer, schön angelegter Garten. Grünsammetne Rasenflächen, längliche Beete, weißröthliche, niedergehakte Malmaisonrosen und lila Heliotrop vor dunklen und bläulichen Koniferengruppen. Das Gebäude lag weit zurück. Eine hohe Fontäne sprang vor dem torentinischen Säulenportale, und zwei schwarze Bronzelöwen hielten, auf den Branten sitzend, Wacht. Da, wo der Garten zu Ende ging, stand, zwischen leuchtendbunten Blumen eine Cottage, überschüttet von gelben Rantrosen. Ringsum lief eine Veranda von ganz schlanken Eisenpfählern getragen, und die schönsten Platanen breiteten ihre Äste über

das Dach des reizenden Landhauses. — Nirgend's eine Menschenseele zu entbeden.

„Das ist nun ideal,“ sagte Ludwig und blieb vor der Cottage stehen, aber Dörthe zog ihn fort:

„Das andre — der Atelierbau — ist doch tausendmal idealer. Ich muß mir's noch ordentlich ansehen, du. Es ist wie ein Märchenschloß. O, wer hineindürfte! Sieh dir die Säulen an, wie die das Vordach tragen, so leicht und — ich weiß nicht, kann man das wohl sagen: jede Linie fließt? Ich meine, daß solch wundervolle Harmonie darin ist — als ob man den Anblick nur mit Tönen beschreiben könnte — in Musik gesetzt, weißt du. — Verstehst du mich?“

„Gewiß doch, Dörthchen. Du bringst in Worte, was ich empfinde —“

„Siehst du! Ist es nicht zu schön, daß wir beisammen sind? Dies Märchenschloß will ich gleich heute abend an unser Ochen schildern, nicht? Adieu, du Märchen!“

Ludwig half ihr wieder in den Wagen, und immer noch einmal sah sie sich nach ihrem Märchenschlosse um.

„Zu nett, wie ihr die Augen aufgehen,“ dachte Ludwig, und abends kaufte er ihr die illustrierten Kataloge der beiden Pinakotheken. Die betrachtete sie buchstäblich, bis der Schlaf sie überwältigte. Vom Theaterbesuch war keine Rede gewesen. Ludwig wollte ein „Zuviefel“ vermeiden.

#### Achtes Kapitel.

„Noch immer drüben? — Gar nicht zu Mittag gegessen? Ist schon abgespeißt?“

„Bereits san' S' beim Dessähr, gnä' Herr.“

„Schön — ich will meine Schwester holen.“

„Der Herr Graf Borth'laggi is au' scho' bald a Viertelstund' drüben beim gnä' Fräul'n, gnä' Herr. Hier wär'n die Karten vom Herrn Grafen. Ich hab's ihm selber g'sagt, daß gnä' Fräul'n noch drüben in der alten Pinakothek sei.“

„Ist gut; danke sehr. Bestellen Sie drinnen, daß uns in einer halben Stunde nachserviert werden muß; am kleinen Tisch natürlich.“

„Wird bestens b'sorgt, gnä' Herr.“

— — — — —  
Ludwig war auch arg verspätet. Vom

Franziskaner aus hatten ihn die zwei alten Herren, die Graf Alois benachrichtigt, noch auf ein Stündchen zu Kurz geschleift, um den braven, deutschen Trinkspruch: „Wein nach Bier, das rat' ich dir“, genügend zu beherzigen. Unterdessen war der höfliche Graf augenscheinlich zum Hotel gefahren, um seine Besuchskarten abzuwerfen. Eine davon steckte, beschrieben, im Couvert. Ludwig las sie im Geheh, und sein Gesicht, schon an und für sich außergewöhnlich erhist und munter, lachte immer vergnügter. Wirklich, der Loisl war, trotz der vornehmen Ansehung und dem mörderlichen Stechfragen, ein seelensgutes Kerlchen. Hoffentlich behandelt Dörthe ihn nur nett und läßt ihn ihre Enttäuschung nicht zu toll merken. Oho, enttäuscht ist sie — na! — Wo stecken die zwei?

Er brauchte nicht lange zu suchen. Schon in den Loggien, ehe er den ersten Saal betrat, kam ihm sein niedliches Gräschen mit dem unermühtlichen hohen Stechfragen und dem aufgereckten Kopfe unter spiegelndem Cylindershute entgegen. Eigentlich war er ein hübscher Mensch, aber alle Züge zu fein und zu kleinlich; die selbstverständliche, äußere Tadellosigkeit des vornehmen Diplomaten berührte puppenhaft und drollig an dieser Duobegabung bewußter Männlichkeit. Ohne Hut ging der kleine Gentleman seinem Freunde Schnackl unter dem Arme durch und reichte Dörthe an die Schulter. Darunter litt er im Stillen und war sehr leicht getränkt.

„Du bist ein reizender Kerl, Loisl,“ sagte Ludwig und schüttelte die Hand im roten Fuchthandschuh. „Tausend Dank für den permesso im Couvert hier. Meine Dörthe wird eine bodenlose Freude haben. Nett von dir, daß du deine Visite an ihre Adresse auf die Pinatothek ausgedehnt hast. Wo weißt sie denn, die hehre Jungfrau?“

„Bei den van Dycks. Du mußt sie vom Bankerl vor dem Colonn de Nole abschneiden — außerdem ist sie nicht fortzubringen.“

„Habt ihr euch gut unterhalten?“

„Wenig. Ich bin nicht ihr Genre. Das hat sie mich gleich empfinden lassen.“

Ludwig lachte. „Nimm's ihr nicht trumm, du. Solch ein Naturbursch wie Dörthe ist. Du wirst ihr mit Allüren imponiert haben, und dergleichen kennen wir bei uns auf dem platten Lande gar zu wenig.“

„Im Gegentheil, ich war vorzüglich aufgelegt nach unserer ieselchen Bierstimmung. Aber es machte sich nicht. Wir kamen nicht überein. Sogar verzannt haben wir uns —“

„Ach, Blech!“

„Durchaus nicht. Sie findet meinen Fra Filippo und den Schongauer wußt, und ich finde die Blamländer fab.“

— und nun sammelt er noch feurige Kohle auf das schulbige Haupt, der rührende Mensch.“

„O, das ist ja mein subjektives Vergnügen, lieber Schnackl; das Verzannt um objektive Dinge hat mich nur insofern verdrossen, als ich mir denke, deine Schwester muß in liebenswürdiger Stimmung außerordentlich anziehend sein. Sehr, sehr schade, daß der Loß ihre Bekanntschaft nicht machen kann, aber der ist vor vierzehn Tagen fort nach Massa Carrara wegen einem Bloß für die Centaurin — (ich hab's dir doch am Viertisch erzählt, gelt?). — Alle Tage kann er freilich zurück sein, aber er hat noch von Cortina und dem Cristallo geredet. Wer weiß, wie lang' er Vakanz macht dies Jahr.“

„Verkehrst du im Haus?“

„O nein — mein Kreis ist wenig dehnbar. Er hat das Relief für unser Mausoleum gefertigt, und da Porträts angebracht werden sollten, bin ich, zur Kontrolle der Ähnlichkeit, viel im Atelier gewesen. Nun, laß dich nicht mehr aufhalten, lieber Schnackl. Addio.“

„Addio, Loisl.“

Bei den Rubens und van Dycks war Dörthe nicht mehr zu finden. Nach Suchen und Fragen entdedte Ludwig sie in einem der fernsten Kabinette. Dessen Wände waren mit den schönsten Kleinbildchen behängt: Mieris und Gerard Dow; Caspar Netscher und Ter-Borch. Dörthe stand inmitten des kleinen Raumes, den aufgeschlagenen Katalog in der schlaffen Hand, blaß und wie trunken von ihrem vierstündigen Kunstgenusse. Als sie Ludwig kommen sah, ging sie ihm mit schleppenden Schritten entgegen, drückte ihre Augen, vor denen es flirrte, geschlossen an seine Schulter, zog ihn neben sich auf die Polsterbank am Fenster und schlang ihren Arm in seinen. Er griff nach ihrer Hand und fühlte deren Kälte durch den Handschuh.

„Sprich du — ich kann nicht mehr,“ sagte sie.

„Wir wollen überhaupt nicht lange sprechen, sondern schleunigst zu Mittag essen. Weißt du, daß es bald drei ist, mein Dörthchen?“

„Daß es dreimal drei sein — ich wollte nur — — ich — —! — Ich weiß nicht, was ich wollte!“

„Sei still; bleib einen Augenblick so. Du hast dich übernommen; Schelte verdienst du! Da — ich habe Eau de Cologne im Taschentuch. Wird dir's jetzt besser?“

„Ludwig! — Ludwig! — o — —!“  
Sie streckte ihre Arme schlaff vor, rang die Hände ineinander und sah ihm starr ins Gesicht. Thränen sammelten sich in ihren Augen, und ein herber, schmerzlicher Ausdruck, der dabei etwas herbewegend Hilfloses hatte, lag um ihren Mund.

„Kleines — ich sollte wirklich böse auf dich sein. Du hast dir allzuviel in dein Hirn gepumpt, wahrhaftig! Ich habe auch ein bißchen zu viel im Kopf und auch sehr edlen Stoff, Dörthchen. Aber wir müssen uns nun energisch ernüchtern, und du sollst etwas zurücknehmen und mir zugeben, daß der kleine Steinad ein sehr lieber Mensch ist —“

„Ich mag ihn nicht,“ fiel sie schroff ein. „Durch und durch ein Zwerg.“

„Dörthe — pfui!“

„Was hilft mir dein Pfui? — Zwerghaftigkeit stößt mich ab. — Dir gegenüber kann ich doch nicht lügen? — Ich kann es überhaupt nicht.“

Ludwig wurde rot vor Ärger, aber er nahm die Unterlippe zwischen die Zähne und verbiß die zornige Regung. Schweigend gab er Dörthe Volks Karte im Couvert, Dörthe lehnte sich gegen die Fensterwand zurück, blinzelte und las:

„Herrn Gfrörner.

Hausmeister im v. Vosschen Atelierbau.

Falls kein direkter Gegenbefehl vorliegt, bitte ich dem Überbringer dieser Karte, Herrn Dr. Jersbek und Fräulein Jersbek den Kuppelraum, auf meine Verantwortung, zu eingehender Besichtigung aufzuschließen zu wollen.

Graf. Bortholazzi.“

„Der Kuppelraum liegt in deinem Märchenschloß,“ sagte Ludwig. „Der Künstler ist in Italien, und Bortholazzi hat, im Interesse einer bestellten Arbeit, Zutritt zum Atelier. — Willst du oder nicht?“

Dörthe nickte und nahm seine Hand wieder in ihre:

„Es ist sehr, sehr gut von deinem Freunde. Wenn ich ihn auch nicht leiden mag, so will ich ihm doch besonders für die Freundlichkeit danken. Du mußt mir nur bei der Anrede helfen. Schreibt man: ‚Geehrter Herr Graf‘ —? Genügt das?“

„Es ist überhaupt überflüssig. Der Dank ist meine Sache. Wenn junge Damen ältere Brüder haben, brauchen sie nicht an fremde Herren zu schreiben. Ich sehe Bortholazzi auch jedenfalls heute abend beim Dämmererschoppen. Spätestens halb fünf müssen wir zur Schwabinger Landstraße aufbrechen. — Komm jetzt essen.“

„Geh' nur — geh' —!“

Er zuckte die Achseln und schritt ihr rasch voraus. In der nächsten Sekunde jedoch war sie wieder an seiner Seite und umfaßte seinen Arm mit beiden Händen:

„Lu — sieh mich an! Sei mir doch nicht böse, geliebtester Mensch! Mein Gott — was kann ich denn gegen Neigung und Abneigung? Versteh' das doch in mir, Lu! Hier wirfst du mich in den großen Strom hinein, und ich habe die rasendste Mühe, daß ich mich nur über Wasser halte, und dann verlangst du noch — — du verlangst, daß ich — — — nein! Sei erst gut zu mir, eher geh' ich keinen Schritt weiter.“

Er drückte ihr die Hand. Daß sie ihm in der Münchener Pinakothek um den Hals hiele, wie daheim auf dem Feldwege zwischen Ekenhof und Ekenhoff, das bildete er nicht. Siekehrte mit einemale fremde Seiten heraus; die heftigen Äußerungen ihrer schroffen Eigenart beklemmten ihn, und dennoch achtete er selbst nichts höher als die Wahrheit. Seine Schwester litt mehr als andere unter den Fehlern ihrer Tugenden, und er hatte sehr viel Bruderkiebe und sehr wenig Erzieher talent. —

## Neuntes Kapitel.

Der Vossche Kuppelraum enttäuschte die meisten Atelierbesucher aus der Fremde. Wohl hatte er riesige Verhältnisse, Luft, Licht, Platz in Fülle, aber zu sehen gab's wenig für die Neugier, die sich auf Einzelheiten werfen will. Nur hie und da ein Relief, eine Maske oder ein Ornamententwurf an den graugetünchten Wänden hin. In die Winkel gedrückt irgend ein schöner



Torso und die Gipsmodelle der beiden Bronzelöwen, die jetzt vor dem Eingange zum Atelierbau saßen. Der Meister liebte es nicht, für die Fremden auszustellen. Seine Lieblingsarbeiten hielt er unter Schloß und Riegel in den Nebenateliers.

Dennoch gab es heute drei Prachtstücke im Kuppelraum. Das fast vollendete Vortholozzische Grabmal, eine farbige Marmorbüste und in der Mitte des Saales, gerade unter der sehr flachen Oberlichtkuppel, die kämpfende Centaurin auf der Drehscheibe. —

Der Nachmittag hatte sich völlig aufgehellt. Durch das große Oberlicht, das seine abbämpfenden Zugtücher verhängten, flutete der Sonnenglanz hernieder, und man sah den tiefen Sommerhimmel blauen. Gerade unter dem Glanze rechte sich die Centaurin riesenhaft und wichtig empor. Der Staub und die Einflüsse der Luft hatten das kalte Weiß des Gipses zartgrau getönt und gaben den üppig-schlanken Formen des Roßweibes Leben. Der Pferdekörper tänzelte. Die Hinterhand stellte sich nach innen, die Vorderhand schlug mit gehobenen Hufen in die Lüste; der Schweif peitschte die linke Flanke, und wundervoll wuchs der Frauenleib aus dem Tiere hervor. Die Ellbogen nach rückwärts, so drückten sich die kräftigen Arme in die Seiten. Die rechte Hand preßte ein Felsstück hart unter den Busen, die Linke spreizte ihre Finger. Abwehr. Man meinte das Wogen der festen, jungen Brust, ihren tollen Herzschlag zu sehen und den glühenden Atem zu spüren, den die geöffneten Rippen, die weitgeblähten Rüstern des faunischen Antlitzes von sich bliesen. — Und dies Lachen! Wie urgewaltig! Die Augäpfel quollen vor, die Wangen spannten sich über ihren starken Knochen; an den Schläfen liefen die Adern auf. Von der niedrigen Stirn bäumte sich der Haarflopp in die Höhe und stöß als Wähne lockig am Nacken hinunter. Eine Strähne lag auf der breiten Roßtruppe. — Ummäßige Kraft — Feuer — jauchzender Übermut in den toten Gips hineingeschaffen. Das hatte kein Zwerg gekonnt! — und das in Marmor sehen!

— — — — —  
Dörthe stand davor, die Hände ineinandergepreßt, und ihre Knie zitterten unter ihr. Etwas Beängstigendes ging in ihr vor. Sie hätte in laute Bewunderung ausbrechen

mögen und konnte es nicht. Trotz war in ihr; zornige Eifersucht darüber, daß ein anderer dies Göttlichgroße aus seinem Menschengeiste heraus erschaffen hatte, ein Fremder und nicht ihr Geliebtester: Ludwig. Eine Rätselmacht schwang tausende Adlerfittiche über ihr und stieß auf ihre beschneidenden Ideale nieder. Sie wollte sich wehren und hatte keine Waffen, und ihre Arme waren wie gelähmt.

Nur jetzt keine Fragen und Antworten. — Stumm mit diesen seltsamen Gefühlen fertig werden. Sie stand und starrte die Centaurin an, nagte die Lippen und schluckte an den Thränen, die sie nicht weinen wollte. Blut und Kälte durchtrannen sie in jähem Wechsel.

Als Ludwig zu ihr trat: „Du, Kleines, komm mit mir; sieh dir auch einmal die entzündende Büste und das Hochrelief für die Vortholozzische Gruft an“, da wehrte sie seine Hand ab, und ihre Stimme klang ganz verschleiert:

„Laß sein — — sprich nicht — —“  
Mit hastigen Schritten ging sie, um die Centaurin herum, an die entgegengesetzte Seite des Kuppelraumes. Nun sah sie den wißlachenden Kopf mit der gewaltigen Wähne scharf im Profil, und die abweichende Hand spreizte sich ihr entgegen. Sie gewahrte auch den tiefstrifigen Eindruck des spitzen Felsbrodens in der hochgewölbten Brust des Sageneschöpfes, das den Stein gegen sich preßte. Tropfen sickerten aus seiner Wunde, und es lachte dazu. — Was bedeutete blutiger Schmerz solcher Urkraft? Nichts, — wir sind auch Zwerge — armselig klein bin ich! — — Und Ludwig — ?

Sie lehnte sich gegen die graue Wand, und, zwischen den schlagenden Vorderhufen der Centaurin durch, blickte sie aus unbewegten Augen zu Ludwig hinüber. Die drei „Kissen“, von denen Großmutter gesprochen, gruben sich tief in ihre junge Stirn.

Ludwig lehnte ihr den Rücken. Nur eine ganz verlorene Ansicht seiner Züge hatte sie, und sein Antlitz erschien ihr merkwürdig knabenhaft mit der kurzen Nase und dem feinen, heiteren Munde, den der Schnurrbart noch nicht verdeckte, dem runden Kinn und der saltensosen Stirn. Nur die breite, ein wenig gedrungene Gestalt machte den Eindruck männlicher Kraft. O, sie wünschte,

ein Hüne, ein Riese hätte statt seiner dargefanden! Es war ein schauerliches, geheimnisvolles Wehgefühl in ihr, so, als wäre das, was sie bisher am stärksten geliebt hatte, ihr zerstört worden, und die Macht, die ihr das angethan, begriff und kannte sie nicht.

Endlich aber nahm sie einen großen Anlauf gegen sich selber, riß sich von der Centaurin los und ging, unhörbaren Schrittes, zu Ludwig hinüber.

Er stand auch ganz in Schauen versunken und hielt die Hände lose auf dem Rücken zusammengelegt. Sie schob ihre Hand dazwischen und schmiegte sich an seine Schulter:

„Lieber du — —!“

„Ja — —. Das ist wohl schön, Dörthchen.“

„Ach, — aber gegen die Centaurin —?“

„Über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Vorhin habe ich mit dir bewundern wollen, und da hast du mich fortgeschickt. Da schaut mich dies reizende Gesichtchen an und lockt mich zu sich her, und hier stehe ich nun und unterhalte mich mit der kleinen Schönheit.“

„Es ist wahr — sie spricht,“ sagte Dörthe. „Tritt ein wenig mehr nach links. Dort hinüber. Sieh — so mußt du sie betrachten.“

„Mir spricht sie von rechts und von links und wenn ich ihr gerade in die Augen blicke; es ist Hererei.“

„— und wie das wunderbar gemacht ist, und die Farben genau, — als ob sie lebte. — Sieh doch die Aderchen unter der Haut.“

„Die liegen im Stein. Es ist gelblicher Marmor — parischer. Solch ein warmer, weicher Ton — entzückend! Nur die Augen und die Haare sind bemalt und die Rippen ganz blaß rosa. Wie fein! Und die Schelmerci da in den Mundwinkeln. Lache du nur! Ich habe mich verliebt, und wär' ich ein reicher Mann, das Köpfschen müßt' ich haben.“

„Gut! Die Marmorbraut erlaub' ich dir. Soll ich sie dir kaufen, du?“ Dörthe lachte herzlich; mitten drin hielt sie inne: „Nein — hier soll man nichts Albernens denken und sprechen — verzeih.“

„Dies ist doch keine Kathedrale!“

„— aber ich habe Kirchengefühle —“

„Tempelgefühle, wolltest du sagen.“

„Das ist ja eins wie das andere im gewissen Sinne. — Den Eindruck von etwas Heiligem um uns her.“ Dörthe faltete ihre Hände eng um die Bruderhand, und ihre Augen blickten ernst und ehrfurchtsvoll. „O Gott — wie unbegreiflich ist die Kunst! Ein großer Künstler ist mehr wie Kaiser und König!“

„— und ist manchmal ein buckliger Zwerg —“

„Dieser nicht, dieser nicht!“

„Weißt du das?“

„Ich fühl' es! — — Blic' noch einmal um, Ludwig, wie meine Centaurin lebt.“

„— und sieh du dir noch geschwind an, wie hübsch Freund Loist auf der Grabtafel idealisiert ist. — Hier: der Genius mit dem Ölweiz. Erkennst du ihn?“

Dörthe zuckte die Achseln. „So halb und halb. Das ist kein Mensch, in den ich mich mit Liebe vertiefen könnte. Verzeih mir, Lu. Ach, müssen wir denn schon gehen? — Also ja — ich komme. — — Adieu, Gottheit! Grüß deinen Schöpfer!“

„Adieu Schönheit! Grüß dein Modell!“

„Wir sind zwei richtige Dorfkinde,“ sagte Ludwig im Hinausgehen, und während er dem Hausmeister das Trinkgeld einhändigte, warf Dörthe noch einen langen Sehnsuchtsblick über die Schulter zurück. Dann drehte sich der Schlüssel im Thürschloße, und der Tempel ihrer Kunstanebetung that sich zu. —

„Wenn's leicht den Park anschau'n mögen? 'Schtatt' is' ausnahmsweis, weil der gnä' Herr net do is, um der Vorth'lazzi hat die Empfehlung 'geben,“ meinte der Hausmeister und trat mit unterm Portal hinaus. „Geh'n's da bei der blauen Tannen zwischen die zwoa Rosenbeeten hin; glei' ober der Filla führ't's Pförtl' auf d' Stroß'n z'ruck. Angenehme Prom'nad winsh' i die Herrschaft'n.“

„— — — — —“  
„Erkläre mir die Modelle,“ sagte Dörthe, als sie langsam, zwischen Postett und sanft ansteigender Rasenfläche, den Rosenbeeten und der Gruppe blaugenadelter Blauka entgegengingen. „Ich weiß wohl, daß man nach dem sogenannten Modell zeichnet, aber

nun solch ein Fabelwesen wie die Centaurin? Kann man das aus der Phantasie schöpfen?"

„Schwerlich, dächst' ich. Der Pferdekörper ist ja leicht zu beschaffen, und dann wird er vermutlich mit einem weiblichen Akt verbunden — die Muskulatur und Gliederung übergeleitet, aus dem Tierischen ins Menschliche.“

„Akt? — Ist denn das nicht ein Theaterwort?"

Ludwig lächelte, neigte sich zu ihr hin und sah ihr unter den Hutrand und in die fragenden Augen:

„Weißt du — es war wirklich die höchste Zeit, daß du in die Welt hinausgekommen bist, Dörthchen. Du bist recht sehr hinterwäldlerisch geblieben. 'Akt' bedeutet in der bildenden Kunst die Stellung, in die ein lebender, menschlicher Körper — (das Modell also) — zum Abzeichnen und Abformen für den Künstler oder eine Schülerklasse, gebracht wird. Meistenteils ist solch ein Modell unbeskleidet.“

„— nackt?"

„Ja wohl, nackt. Durch die Kleidung hindurch kann der Studierende oder der Künstler die Körperformen und ihre feinen Einzelheiten doch unmöglich erkennen. Die volle Gestalt von Kopf zu Fuß nennt man technisch einen ‚Ganzakt‘. Bis unter die Hüfte: ‚Halbakt‘. Stundenlang müssen die gewerbsmäßigen Modelle dann stillhalten. Leichtes Brot ist das nicht, sag' ich dir. — Verstehst du nun?"

Dörthe sah vor sich nieder, kniff die Lippe zwischen die Zähne und bohrte ihre Schirmspitze tief in den Kies. — Ihr Gesicht war rot überflogen.

„Abstoßend — pfui — ich mag es nicht glauben,“ sagte sie. „Sich so für Geld preisgeben — alles Schamgefühl verlieren —! Ich wollte, ich hätte dich nie danach gefragt. — Dann ist deine reizende Hüfte auch nach einem Halbakt geformt?"

„Ohne Zweifel. Was ist dabei? Echte Kunst adelt ihre Mittel zum Zweck; das glaube mir nur. Die Auswüchse und Ausnahmen von der Regel sehten uns ja nicht an. Hier in München darfst du nicht pharisaisch und spießbürgerlich sein wollen, Dörthchen. In München wohnt die Genialität.“

„— in meinem Innern wohnt das

Sittengefeß,“ entgegnete sie herbe. Aber sie legte ihren Arm nur um so fester in Ludwigs Arm und zog ihn, mit zitterndem Druck, gegen ihre Brust.

Stumm gingen sie so miteinander durch die gränende und blühende Herrlichkeit des stillen Gartens, die das rosige Abendsonnenlicht verklärte. — Die großen Platanen wichen auseinander; nun ein ländlicher Fiedelweg, von Sykomoren beschattet, und dann kamen wieder Platanengruppen. Zwischen denen tauchte die rosenumrannte Goltage auf und droben am Balkongitter stand eine junge Dame in feurröter Kattunbluse und bürtete den Staub aus einem türkischen Seidenstoffe. — Das gab ein schwaches Geräusch, und die Geschwister blickten gleichzeitig auf.

„— Die Hüfte — das Modell! — Komm doch, Ludwig, komm!"

So komisch und kindlich wirkte der Ausdruck des Abscheus in Dörthchens Worten, jener anmutigen Erscheinung gegenüber, daß Ludwig am liebsten laut herausgelacht hätte. Allein er verbiß die Zunge, und dafür warf er dem lebenden Bilde dort oben am Gitter einen Blick zu, hastig und entzückt von soviel lächelnder Lieblichkeit. Dann griff er an den Hut, errödete, sich selber zum Verdruß, und sprang Dörthe nach. —

Die war schon zur Pforte hinaus und auf der Straße, so eilig, als hätte Weelzebub in der feurröten Bluse gesteckt und wäre hinter ihr drein. —

Sie verweigerte auch jede fernere Unterhaltung über Kunst für heute. Den ganzen Abendrest verschrieb sie bei einem langen Brief an Großmutter, und als sie ihre drei Bogen noch einmal durchlas, erschien ihr alles darin so verworren, daß sie's ganz verzweifelt zerriß und ohne klaren Grund zu weinen anfang. Ludwig schüttelte hinter seiner Zeitung den Kopf und blies große Rauchwolken in die Luft, aber er sagte kein Wort.

Der reiche Tag endete mit einem Mißklang.

„Es ist gut, daß wir morgen in die Berge reisen — ich passe nicht für München,“ sagte Dörthe zur Gutenacht.

— — — In der Goltage unter den Platanen blieb Ljuba noch sehr spät wach. Sie ging durchs Balkonzimmer hin und her, bis alle

die kostbaren Wandteppiche und -tücher, sorgsam gefaltet, in der Kampeffliste verwahrt lagen, draußen auf dem Treppensflur, gleich neben der Thür. Dann holte sie sich ein sandfarbenes Reiskleid aus einem der Schränke, einen handlichen Ständer dazu, hängte es über denselben und machte sich daran, ein paar winzige Flecke herauszureiben, die nur ein ordnungsliebendes Auge entdecken konnte. Das Kleid war sehr chic, kurzröckig, Bauschbeinkleid darunter und Jäckchen und Weste von eleganter Knappheit. Kein Hausmacherwerk, sondern aus irgend einem großen Schneideratelier hervorgegangen.

Sehr eifrig rieb und puzte sie und strich die losen, dunklen Scheitel ein paarmal hinter die zierlichen Ohren mit grazibfer Handbewegung. Dabei fielen dann die weiten Blusenärmel zurück, und die runden Arme wurden fast bis zum Ellbogen frei. Die großen, dunklen Augen blickten schon ein bißchen schläfrig, und die emporgebogenen Wimpern schlugen sich träumerisch auf und nieder. — Allein der bewegliche Mund war noch von so wechselndem Reiz umspielt, daß er einen Gedankenleser in Extase versetzt haben würde.

Jetzt trat sie auf den Balkon hinaus. Im Zimmerchen war ihre Arbeit gethan. — Sie stand, die Ellbogen aufs Gitter gestützt, das Gesicht in den Händen. Spielerisch hob der Nachtwind ihr die feidigen Haare von Stirn und Schläfen und machte die Platanenwipfel ums Haus unter seinen Rüssen erschauern.

Ujuba legte den schönen Kopf zurück, blickte in die Sterne und zog, wohligh atmend, die duftende Nachtlust ein. — — — — —

— — — — — Es war ein lieber Mensch gewesen — der — vorhin, gegen Abend, — der mit so einer herzigen, steifen Galanterie zu ihr hinaufgegrüßt hatte. — Entschieden ein lieber Mensch. — Aus Norddeutschland natürlich. — Die Norddeutschen sind schon sehr korrekt — oder am End' ein Engländer? — Aber die Engländer werden nicht rot; nein — das gibt's nicht! — Lieb hat er ausgefehn, wie er so rot geworden ist. Gewiß war er grad' von drüben gekommen und hat meine Büste betrachtet gehabt — — und was ist nur mit seiner Dame gewesen, daß sie ihm davonspringt,

als gehört sie in eine Heilanstalt? — Romische Leut'!

Das kleine Intermezzo machte ihr noch in Gedanken Spaß. Wie eine junge Siegerin sah sie aus. Dann reckte sie die Arme über den Kopf und schlug ihre Augen groß auf. — Die Augen blieben träumerisch; der Mund lächelte fein und schelmisch dazu. — Dann trat sie ins Zimmer zurück.

Noch eine Weile irrlichterte da drinnen die brennende Kerze. — Endlich erlosch sie.

#### Behtes Kapitel.

In Blumau, kurz vor Bogen, stand das Stationsgebäude, an dem die Schnellzüge niemals Halt machen, grell belichtet im Mittagssonnenschein, und die Luft glühte, als ob sie mit Steintohlen geheizt wäre. Die Landschaft stimmerte wie eine Kimmung in der Hitze, und jenseits des Eisack ragten die Höhen des Runterwegs, in fastviolette Schleier gehüllt, gegen den sattblauen Himmel. —

Drüben beim Kräutner-Jakob vor dem Bräuhaus war's kühl und wohligh. Die Kaffianen auf der kleinen Bastei über der Landstraße warfen breite Schatten. Ihre Wipfel stochten Ast in Ast, und darunter luden ländliche Bänke und Hocker um die Tische mit blaurotten Drellatten gebedt, zum Ausrasten und Tafeln ein. Dem Bräuhaus gegenüber, jenseits der Straße, dehnte sich ein Blumengarten. Rosen und Nelken, buschige Hortensien und Edelstraue umdrängten das zierliche Lusthaus. Die Oleanderbüsche blühten rot und weiß und strömten Mandelbäuste aus; ein Springbrunnen warf seinen Strahl plätschernd empor. Nach rechts zu starrten ferne Felsen in die Höhe, und zwischen ihnen lag die heiße Sonne brütend auf einer goldigen Kluft. Das war der Eingang zum Tierier Thale.

Viel Leben und Bewegung gab's nicht auf der Bastei um diese beschauliche Stunde und auch nur eine Handvoll Gäste. Ihrer fünf im ganzen. —

Zwei am ersten Tisch hart beim Steinwall; junge Leuten, ein blonder Herr und eine noch blondere Dame, unverkennbar Geschwister, beide mit grünem Veden angethan, ein bißchen schwerfällig zurechtgeschneidert. Sie saßen natürlich beim Kaiser-schmarrn nebst Bözener Fingessottem und hatten roten Traminer in ihren Gläsern.

## Aus unserer Studienmappe:



Aus W. Langhammers Etizzenbuch.

Mehrma's stießen sie miteinander an und drückten sich, über den Tisch hinweg, die Hände, und die Glückstrunkenheit solcher, die zum erstenmal den sonnigen Zauber des Südens um sich her spüren, leuchtete auf ihren Gesichtern. Namentlich auf dem der jungen Dame. Deren Hütchen lag neben ihr, der Windhauch bewegte den weißen Adlerflaum hin und her; mit den blonden Haarlöckchen des frohen Gesichtes konnte er nichts anfangen; denn die drückten sich feucht an die heiße Stirn.

Sie lächelte ihren Bruder an: „Ludwig — ist es nun wirklich wahr?“ und nickend lächelte der Kellnerin zu, die, die Hand auf der Hüfte, seitab am zweiten besetzten Tische im Kastanienschatten stand. Da hielt sie einen Pflausch mit den drei Männern, denen sie eben Brot und Kaiserfleisch und Liebesäpfel als Zukost vorgesetzt hatte, nebst frischem Eigenbräu im Krügl. Sie lachte gleichfalls, aber nicht vor Seligkeit, sondern über die Fremde, die gar so herzlich ausschaute und gar so feisch that, wiewohl sie noch einen Staubzucker extra zum Schwarmn verlangt hatte; man denke!

Die drei Männer bezugten wenig Schneid zum Pflauschen. Sie streckten ihre müden Beine in Lederhosen und groben Wadenstüben so recht lang unter den Tisch und aßen und schlürften gemächlich. Der Große, Bärtige, dessen graugrüne Augen man sicher zu allererst im Gesicht bemerkte, sah die herzige, junge Dame unterwandt an. Nicht neugierig noch begehrlieh; nur kühl musternd. —

„Herrlich!“ sagte Dörthe. „Herrliche Gestalten! Was bist du denn so faul? — Gud' dich doch mal um, du.“

Ludwig pußte seinen Kneifer; rückte den Teller fort, leerte sein Glas und machte eine halbe Wendung mit seinem Hoder:

„Brachtlerls; es ist wahr. Das sind Bergführer.“

Damit erhob er sich, schlenderte zu den Dreien hinüber und bat um Feuer für seine Cigarre. Die Wachszündkerchen in der bunten, italienischen Schachtel waren ihm ausgegangen. Der Eine von den Dreien reichte ihm, ohne die Stellung zu verändern, sein Taschenfeuerzeug mit Stein und Lunte, und

als er dankend an den Hut griff, hoben sie alle nur lässig ihre Zeigefinger bis zur Kinnhöhe der sonnenverbrannten Gesichter zum Gegenruß. Sie schauten ihm nicht einmal nach.

„Nein — nun hast du wahrhaftig kein Wort mit ihnen gesprochen, und das hoffte ich grade. Mit denen mücht' ich anbinden. Ja, im Ernst!“ Dörthe runzelte die Stirn, weil sie sich enttäuscht fühlte, und Ludwig reckte seine Arme über den Tisch hin und gähnte.

„Verzeih', Dörthchen. Es geht denen da just wie mir. Sie sind auch vor Hitze am Einschlafen, und eine Tour haben sie am Ende eben hinter sich. Da, an der Wand liegt ihr Gerät. Siehst du die Seile und Ridel und die alten Rudsäde?“

„Zu interessant! Wie waren sie denn?“

„Gar nicht. Der Schwarze, der mir Feuer gegeben hat, murmelt: „ecco“, und welschen kann ich noch nicht. Der Große mit dem Prophetenbart ist total mundfaul oder taubstumm, wie du willst, und Nummer Drei schneidet so ein gewisses Gesicht. Du krasser

Fuchs in unsrer edlen Übung, laß uns in Ruhe.“

„Schade — ich brenne darauf.“

„Vielleicht macht sich's später. Es ist ja noch längst nicht aller Tage Abend, Dörthchen.“

„— und was thun wir jetzt?“

„— ja — was soll man bis zum Abfahren groß thun? Ich, für mein Teil, freunde mich mit der Kellnerin an und lasse mir im Bräuwirtshaus irgend eine Schlafkammer aufschließen. Da streckt man sich noch ein halbes Stündchen. Du solltest es ebenso machen.“

„Ich? O, nicht um die Welt! Das fiel mir ein. Sieh mich an, ob ich nach Schlafen aussehe. Geh' du ruhig, Du; ich rufe dich zu rechter Zeit. Aber schreib' nicht wieder Briefe wie heute früh vor Morgengrauen, hörst du? — Ja, nimm den Bädeler gern mit; ich brauch' ihn nicht; ich will nur Blumen genießen.“

Ihm fielen wirklich schon unterwegs zum Bräuhaus die Augen zu. Daran war der thörichte Eilpostbrief schuld, den Herterich

#### Aus unserer Studienmappe:



Blick auf Tschau. Aus H. Langhammers Etizzenbuch.

ihm von Etdorf nachgejagt hatte zu sofortiger, persönlicher Erledigung. Sein heutiger Tag war um drei Uhr angebrochen.

Dörthe sah, nachdem er verschwunden war, noch ein paar Minuten still, die gefalteten Hände im Schooß. Ihre entzückten Augen hingen an den blütenüberschütteten Oleanderbäumen drüben im Garten, zwischen denen die bewegliche Kristallsäule des Springbrunnens stand mit ihrem sprudelnden Knaufe. Dann zog sie einen Seufzer, blickte verfohlen nach dem Tische und den drei Bergführern hin, bis die Lippe und sah überlegend vor sich nieder. Endlich faßte sie sich Mut. Grabeswegs ging sie auf die Gruppe zu, die sie so lebhaft interessierte und sagte sich, während der zwanzig Schritte, geschwind ihr Duzend italienischer Votabeln vor, die sie heute früh, zwischen Gossensaß und Brigen, aus dem frischgelaufenen Konversationsbüchlein gelernt hatte. „Es wird schon gehen — es muß gehen,“ dachte sie und fragte mit ihrem hübschen, strahlenden Lächeln:

„Ih' erlaubt? Darf ich mich ein wenig zu euch — zu Ihnen setzen? e pormesso?“

„Aber g'wiß, warum nit?“ Das sagte Ludwigs, Nummer Drei' und sein Schwarzer' holte ihr gleich einen Hocker heran und richtig: sie bekam auch ein „ecco“. Wie entzückend nett: — ein richtiger Welscher. — Der Große mit dem langen Gabelbart und den prächtigen graugrünen Augen im mageren Gesicht verhielt sich noch wortkarg, aber er stützte den Arm auf den Tisch, legte das Kinn in die Hand und betrachtete sich jetzt den Eindringling noch einmal in der Nähe, ein verlorenes Schmunzeln um den Mund, während die Nasenflügel spielten.

Dörthe ging direkt aufs Ziel los:

„Ist es sehr schwer für Damen, den Rosengarten zu besteigen?“

Pause. — Nummer Drei stieß den Schwarzen an, zog eine pfliffige Miene und welschte einen kurzen Satz. Der Große nahm das Gesicht aus der Hand, und sein verlorenes Schmunzeln ward zum Lächeln. Allein er gab wenigstens Antwort.

„Wie man's nehmen will. Es kommt halt auf die Damen an und auf die Spitzen, die Gnädige meinen.“

„Spitzen? Ich denke, jeder Berg hat nur eine Spitze, und unter der, die ich

meine, liegt das Laurinsgartl. Da hinauf möchte ich für mein Leben gern.“

„Gewiß, das ist schon richtig. Aber zum Rosengartenstoc' rechnet man eben noch den Kesseltogel und auch die fünf Türme so halb und halb. — Aber zu denen hinauf führt keine Wendelstiege. — Im Augenblick wüß' ich nur zwei Damen, die droben auf dem Winkler gewesen sind.“

„O, bitte, bitte, führen Sie mich hinauf!“

„Sie? Nein, — — behüt' Gott. Sie haben ja keine Ahnung.“

„Mit Ihnen würde ich's sofort wagen!“

„So? Das ist ein sehr lieber Glaube von Ihnen, aber er hilft Ihnen schwerlich ohne Vorübung aufs Gartl und die Türme.“

„Sie kennen mich nicht! Sie wissen nicht, was ich kann, wenn ich fest will!“

Er wiegte den Kopf und heftete seine Augen wieder mustern auf ihr erregtes Gesicht mit dem Ausdruck jugendlichen Eifers, der fast noch kindlich anmutete.

„Zutrauen darf man Ihnen schon etwas, aber das Leben riskiert man nicht; das gehört dem Herrn Gemahl.“

„Es ist mein Bruder.“

„Nun denn: und meinen Sie, er läßt sein Schwesterl da hinauf?“

„Er will ja selbst.“

„So — so! Nun, wir werden sehn.“

„— und dann führen Sie uns, nicht wahr?“

„Oho, da brauch't's uns alle Drei, gelt, Edwenhansl? Eh, Tabarro?“

Die beiden nickten, sahen belustigt drein und pafften mächtige Wolken aus ihren kurzen Pfeifen. Der Schwarze, der Tabarro genannt wurde, verschonte seine Fäuste in die Hosentaschen, hob das Pfeischen zwischen den Lippen hin und her und sprach sein Welsch nachlässig und undeutlich aus der Mundbede hervor. Der Große jedoch verstand und verdeutschte:

„Der Fortunat meint, Sie müssen in der Ebene daheim sein.“

„Ja, auf dem ganz platten Lande, noch hinter Hannover, wenn Sie vielleicht wissen, wo das ungefähr liegt?“

„Ich weiß schon.“

„Das finde ich sehr viel. Ich habe von Blumau vor der Reise nicht die entfernteste Idee gehabt.“

„So wie sich's in die Berge verkriecht, das ist kein Wunder. Also Sie kennen die Alpen nicht?“

„Überhaupt kein hohes Gebirge. Ich falle von einem Staunen ins andere. Gott, wie ist die Welt herrlich bei Ihnen! Schon in München lauter Neues. Aber das versinkt vor den Bergen und den Gletschern, die man von der Brennerbahn aus sieht. (Oder heißt es Ferner?) Wir haben zu Haus bei uns nur Hügelchen — wie Wellen so klein.“

„Freuen Sie sich schon ein bißel aufs Tierßer Thal; und wenn's Sanct Cyprian heißt und der Rosengarten steht großmächtig da vor Ihnen, dann dürfen Sie gern einmal an die drei Kraxler denken.“

„Seh' ich Sie nicht im Weislahnbad wieder? Gehen Sie schon weiter? Ich wollte doch, daß mein Bruder Sie auch spräche und Sie zu einer recht, recht schweren Tour engagierte, damit Sie sehen, daß ich wirklich kann, was ich will.“

„Vederemo!“ sagte er und schüttelte die Hand, die sie ihm hinstreckte. Ja, er behielt sie noch in seiner nervigen, schwarzbraun verbrannten und feuerte seinen zwei Kameraden, die sich, am Tisch sitzend, vor heimlichem Lachen krümmten:

„Seid's staad, ihr Lumpen! Zitto!“

Im Augenblick setzten sie sich gerade auf, machten ernste Gesichter und holten ihre Hüherbüchelchen aus den Brusttaschen, um irgend etwas darin zu vergleichen. Dörthe bemerkte den raschen Stimmungsumschwung gar nicht. Sie stand mitten in der heißen Sonne vor der Mauer und betrachtete sich das zusammengeworfene Bergsteigergerät. Der Große lehnte breitspurig daneben, wiegte sich in den Hüften, qualmte auch aus der englischen Pfeife und hielt die Hände in den Taschen, wie die beiden am Tisch gethan hatten: „Nun, das verstehen Sie erst gar nicht, wie?“

Sie nahm den langen Ampezzaner Pickel auf, an dem die Hansgurtklinge noch hing, und wog ihn auf der Hand: „Ist das für die Gletscher?“

„Das breite Hackenend ist für den Schnee und das schmale für's Eis. — Hier im Rucksack steckt die Laterne und die Apotheke. Da, schauen Sie, das sind Scarpetti —“

„Das sind ja Hausfuß!“

„Ja schön! Grab' das Gegenteil da-

von. In den Scarpetti geht's über die trockenen Felsplatten, und dort ist das Seil. Wenn's erst wolten ist, daß ich Ihnen den Führer mach', dann sei' ich Sie selber an.“

„Wie denn?“

„— Geben Sie Dbaacht.“

Zum Scherz ließ er die Seilschlinge über ihre Schultern fallen und zog sie dann unter ihrer Brust ein wenig fester. Darauf nahm er seinen Abstand, straffte das Seil, daß sie's spürte, und sagte:

„Jetzt darf die Tour beginnen, und so bleib' ich hinter Ihnen.“

„— und ich muß allein voraus? — Und wenn ich nun schwindlig würde? — Was geschieht dann?“

„Dann nehm' ich Sie halt nah' zu mir —“

„— und wenn ich überhaupt nicht weiter könnte?“

„Dann trag' ich Sie eben. Nur keine Sorg' um den Weg.“

Sie war augenscheinlich ganz in der Situation. Er bemerkte, daß sie in seiner Seilschlinge zitterte, und wie schubfuchend vor etwas ungeahnt Fürchterlichem kam sie rasch in seine Nähe zurück. Das lebendige, jugendfrische Gesicht sah ganz verändert aus.

„Es ist manchmal gar eigen mit den: ich kann, was ich will.“ Betrachten Sie sich lieber die Berge noch ein bißel von unten“, sagte er ruhig und löste das Seil. Sie ließ ihn machen und antwortete keine Silbe.

Jetzt kamen auch seine Kollegen. Sie packten alle drei ihre Gerätschaften auf, zahlten dem Kräuttner-Jacob ihre bescheidene Beche und küsteten sodann, flüchtig rückschauend, gegen die regungslos Dastehende ihre verwitterten Lodenhüte. — Nun schritten sie langsam und stetig, die Knie herausgedrückt, ihres Weges dahin, der sonnengoldenen Kluft zwischen den starren Felsen, rechts vom Bärenhaus, entgegen. Dörthe sah ihnen nach, bis sie verschwanden. — „Und ich will doch!“ sagte sie trotzig hinter ihnen drein. Ihre Hände waren noch kalt von vorhin. —

Da erschien Ludwig wieder in der Hauthür und rief nach ihr. Er hatte ausgeschlafen und war in rosigster Laune. Drüben kam schon der Kutschertoni mit dem leichten Wägelchen, und der welsche Binsent führte den Eisenschimmel herbei, den faulen Jodel,



und den Braunen. Der Jodel sollte das Gepäd der Herrschaften auf dem Karren ziehen, und noch allerlei Proviant fürs Weislahnbad, Gemüse und Früchte in leichten Vastkörben, ward aufgeladen. Zuletzt noch ein handlicher, kleiner Lederkoffer von der praktischsten Sorte.

„Alliceifkoann's furtgeh'n Ei'r Gnoad'n,“ meldete der Toni, und Dörthe war's ordentlich leid, daß sie ihre glühende Bergführerschilberung unterbrechen und einsteigen mußte.

„Wir wollen lieber nicht so gut essen und trinken, Ludwig,“ sagte sie; „versprich mir nur heilig irgend eine schwere Bergtour, und daß du uns die drei Führer aus Blumau dazu mietest. Wenigstens den Großen mit dem Barte; der hat mir's nämlich angethan. Es kostet allerdings zehn Gulden auf die Rosengartenspitze, aber die hungere ich mir mit Wonne ab, und wenn wir zwei Führer brauchen, so nimm den Schwarzen dazu. Fortunat Tabarro' — klingt das nicht wie Musik? Ich hör' ihn zu gern sprechen; nur so den Tonfall, weißt du. Ich wollte, daß ich Italienisch könnte!“

„Die Wünsche wachsen in den Himmel, wenn sie erst einmal angetrieben sind, das ist eine alte Sache!“ Ludwig amüsierte sich köstlich. „Gott sei Dank, wir haben's ja. Hungern brauchst du nicht und frageln sollst du, soviel du willst und kannst. Auf's Können kommt's zuerst dabei an.“

„Nein, aufs Wollen!“

„Verzeih, das ist Unsinn, Dörthchen. Ich habe mir sagen lassen, daß schon mancher am Seil gehangen hat und ist froh gewesen —“

„Sei still, bitte —!“

Er wunderte sich darüber, daß sie sich plötzlich eng an ihn drückte, ihre beiden Hände in seine schob und ganz verstummt. Was mochte ihr durch die beweglichen Gedanken gehen? Er konnte nicht wissen, daß es ihr Gespräch mit dem großen Bergsteiger war und daß die Erinnerung an die kurze Minute, da sie in seiner Seilschlinge gestanden, wie ein dumpfer Schwindel über sie kam. Ein paar Minuten ließ er sie ruhig gewähren; dann schob er ihre Hände zurück:

„Sieh auf und sieh um dich, mein Dörthchen; wir sind im Tierzer Thal.“

Ehrfurcht ergriff ihre Seele. Von dem,

was um sie her war und von Schritt zu Schritt zu größeren Wundern emporwuchs, hatte ihr bisher jede Vorstellung gefehlt. Wie sich die ungeheuren Felsmassen türmten und ineinanderhoben, wie es aus den schwarzklaffenden Spalten hervorproßte und blühte: Farne und Gräser, brennende Vellen und leuchtender Ginster; wie die Lannen ihre Wurzeln gewaltig in den Stein zwängten und ihn umklammerten, wie die Ranken Rehwert über die Wände zogen, die keine Menschenhand errichtet hatten, sondern Gottes eigene Hand — das konnte ihr schlichter Sinn, ihr unverwöhntes Auge kaum fassen. —

Alles in Sonnenlicht taumelnd, wenn nicht ein überhängendes Felsstück Schatten warf, oder die Riesenwände, rechts und links vom tanzenden Breibach, dräugend zusammenrückten; — sie gönnten dem Wägelchen seinen bescheidenen Wegstreifen unter den Rädern nicht, und der wilde Bach tobte auch gegen die Beschränkung mit seinen stürzenden Schaumwellen und mit rauschendem Gelärm. Denn in der vorletzten Nacht waren starke Gewitter niedergegangen und hatten seine Wasser vermehrt, seinen Lauf zu Thal verstärkt. — Droben in der Höhe dunkelten die Wälder; einzelne Bäume unterschied das Auge nicht. Wie ein schwarzes, feingeacktes Tuch lag's da und dort, lange Strecken weit; über den schroffen Gebirgen und hinter diesem dunklen Tuche wölbte sich der heiterblaue Himmel bis in die Unendlichkeit hinauf. —

Dörthe sprach nicht und jubelte nicht. Sie schaute und schaute, und ihre Gedanken sammelten sich. Wenn die Felsen gar zu bedrohlich über den schmalen Karrenpfad hingen und die Sommerglut urplötzlich der Schattenkühle wich, schauerte sie, blickte furchtjam über sich und fuhr mit der Hand zum Scheitel. Als Ludwig, besorgt ob solcher Nervenanstandlungen, ihr ein Glas Wein aus dem Proviantkorbe anbot, lehnte sie ganz entrüstet ab; obgleich ihr's nicht wohl zu Mute war.

„Was denkst du nur von mir, Ludwig? Es ist einfach zu schön, zu mächtig — ich muß es erst ertragen lernen. Ja, gewiß — glaub' es mir. Hier müßte eine Kirche neben der andern stehen und immer Andacht sein —“

„Brauchst du dazu eine Kirche? Ich nicht.“

„Du bist ein Mann — ich fühle doch anders. Sieh, da hängt eine schöne Muttergottes drüben am Felsen. Wie rührend. D, hätten wir Oden hier!“

„Deine Kirche besommt du auch noch, und ich meinen Tempel für meine Andacht. Warte ab. Nein, nicht im Bädeler lesen. Laß dich überraschen.“

„Zimmer heißt es: ‚warte ab!‘ — Wenn es noch mächtiger kommt — wie soll man das aushalten?“

„Dafür sorgt unser Herrgott. Der spendet seine Gaben weise. Jetzt wird's immer schöner. So ganz nach und nach.“

„Wie lannst du das wissen, Ludwig? Kennst du denn Bilder vom Tierer Thal?“

„Zu dienen, geliebtes Kleines. — Ich hab' sie sogar hier drin in meiner Brusttasche stecken; aber du hast sie nicht sehen dürfen — absichtlich nicht.“

„Ludwig — —! Dies ist mehr als Weihnachten und Geburtstag zusammen. Tausend — tausendmal dank' ich dir!“

„Dörthchen, mein Liebes; nichts zu danken. Wer freut sich wohl am allermeisten? Ich doch!“

Es hätte gar mancher Pessimist und Skeptiker andersgläubig werden können und besser von Herzen obendrein, wäre es ihm vergönnt gewesen, ein umsichtbarer Zeuge dieses schlichtgärtlichen Geschwisterverhältnisses zu sein, wie sich's hier inmitten der erhabenen Welterschönheit offenbarte. — Kinderliebe, die zwei Erwachsene verband. Außerlich ausgegeistete Menschen, und in ihnen doch noch soviel Unerührtes und Unerwecktes; Gefühle in dämmeriger Herzenskammer, die vielleicht gestern oder heute der erste, lebenspendende Sonnenstrahl gestreift hatte, daß sie sich regen und dehnten und aus ihren schlaftrunkenen Augen ins Licht blinzelten. Vielleicht zogen, mit dem Sonnenstrahle zugleich, auch die ersten, winzigen Zweifelswölkchen am Horizonte auf: ‚Bist du mir denn wirklich mein Eins und Alles? — — Gibt es wirklich nichts außer dir im weiten Reiche der Liebe? — —

So hätten der Skeptiker und der Pessimist gelesen und gefürchtet; hätten mit herber Wehmut den ersten Sonnenstrahl beobachtet, mit bitterem Lächeln die Zweifelswölkchen zu Gewitterwolken wachsen sehen und achselzuckend gesagt: „So etwas Alt-

modisches ist heutzutage schlechterdings unmöglich, deswegen greift das Schicksal zerflörend ein.“

Die beiden jedoch, die, Arm durch Arm geschlungen, dem alten Zoll und der Futterrast für ihren Braunen und den faulen Jodel entgegenzogen, wußten gar nichts, als daß sie die allerglücklichsten Menschen im Lande Tirol sein müßten, und daß der Wirt vom alten Zoll abermals um eine Flasche Roten getränkt werden solle, damit Dörthe nicht etwa in Ohnmacht fiele, wenn der Rosengarten endlich an ihrem Horizonte aufstiege. Wohlverstanden: der Rosengarten in voller Majestät und nicht die leise Spur des pessimistischen Zweifelsgewölktes hinter seinem Gipfel.

Am alten Zoll, der ein malerisches Jbyll an der holperigen Karrenstraße war, saßen nur ein paar schweißige, welsche Straßenarbeiter am Brettertiisch unter dem Laubengerüst, Schlapphut aus der Stirne gerückt, und unter der Krempe quoll das dicke Schwarzhhaar hervor. Sie spießten Salami und Handläs auf ihre Messer zum Brot, tranken Wein, und läbelgelten mit einer kurzen Pfeife, die herrenlos auf dem Tische lag.

Der Wirt, der neben den Essenden stand, nahm das verlockende Gut an sich und machte, fingerdrohend, eine Bemerkung. Er traute den Bieren nicht recht über den Weg: „Ös Saggra, löst d' Pfeif'n net in Entere Säc' einihupfn!“ verstand Dörthe ohne Anstrengung, und kindlich freute sie sich über ihren Fortschritt und darüber, daß der Mann deutsch sprach.

„Die Pfeife kenn' ich wieder,“ sagte sie lebhaft, „bitte, darf ich sie in die Hand nehmen? — Sieh, Ludwig, was für eine schöne Bernsteinspiße. Der Schwarze hat draus geraucht; der eine Bergführer in Blumau, weißt du. — Wie hieß er doch noch? — Wichtig: Fortunat Tabarro.“

„Zs nôt gfeit; der Tabarro hot's Pfeifl dahier vageffn,“ erklärte der Wirt. „Er is af's Bad zu; am Rosengart'n will er auffi, murgin in d'r Fruh. Leicht nehmet der Bingen's Pfeifl mit af Tiers zum Badl?“

„Wenn das Badl und ‚Weißlahnbadl‘ eins und dasselbe ist, bitte, so möchte ich die Pfeife zurückgeben. Wir fahren ins

Bad!; — das da ist unser Gepäck. Ich darf doch, Lu? Laß mich, ja. Es macht mir den größten Spaß!"

"Heute nenn' ich alles, was du thust, nett und nichts kindisch." Er zwinkerte ihr lächelnd zu und gab ihr einen zarten, kleinen Wadenstreich mit dem Handbüh gegen die blühende Wange. Der Wirt vom Zoll machte auch ein belustigtes Gesicht, klopfte des Tabarro Pfeife aus, pugte mit seinem blauen Sacktuch das Mundstück und überlieferte sie Dörthe:

"Wann die Gnädige sich sel'm in d' Schwemmen traut? Sunst thuat's der gnä' Herr b'urg'n, gel', Ei'r Onoad'n?"

"Sie halten uns alle für ein Ehepaar; reizend, du! — Was meint er mit der Schwemme?"

"O, das ist die Führer- und Kutscher-schenke in den Hotels. Da ist's wahrscheinlich am gemüthlichsten vom ganzen Lokal, und die solidesten Durste werden mit dem kräftigsten Stoffe weggeschwemmt. Da hast du die Worterklärung leicht und sachlich. — Übrigens habe ich jetzt auch einen soliden Durst. Siehst du, der Babrone hat mich schon ohne Worte begriffen. Komm trinken, Dörthchen."

Der Wein in der Halbliterflasche war jung und schwer und flog Dörthe feurig zu Kopf. Zuerst überkam sie ein wildes Vergnügen. Nirgends konnte man doch herrlicher sitzen als hier unter der ländlichen Stedenlaube, an der blühender Hopfen emporkletterte, und lieblichere Kinder gab's auch nirgends, als der Frau Wirtin kleine Maria und das Widelpüppchen und den drofligen Bepp. Sie plauderten alle drei ihr verweiltes Tirolerisch, und Maria trug den braunen Jopf wie ein hohes Prinzessinnenfröndchen mitten auf dem Wirbel. Das Püppchen steckte im Widel wie eine winzige Mumie, aber die runden Schwarzaugen guckten lustig in die schöne Welt hinein, und die Mutter des Kleeblättchens, ein früh-altes, verarbeitetes Weib sagte ein „grazio!“ übers andere, weil die blonde Signora ihre eigene Kragenschleife vom weißen Halse that zum Schmutz für Maria, die kleine Eitelkeit mit dem Prinzessinnenfröndchen. Für Bepp und das Widelpüppchen spendete sie zwei blanke, halbe Gulden. Mit Wonne hätte sie zehn gegeben, nein, zwanzig, weil das Leben so himmlisch war und Ludwig so gut

zu ihr, und die drei Bergführer würde sie auch wiedersehen. Zammerschade, daß die Pfeife nicht ihrem Auserlorenen gehörte, dem stolzen Großen!

"Trink' nicht so hastig; ich auch dazu, Dörthchen," mahnte Ludwig ein paarmal. Sie waren schon bei der zweiten, offenen Glasflasche. Aber Dörthe lachte und trank erst recht. Durst hatte sie, und nachher durste sie doch fahren und wieder stillschweigen und den Rosengarten herbeisehen.

"Kommt er jetzt?"

"Sehr bald. Halt' dir nur die Augen klar."

"Sind die nicht klar. — Die ganze Welt ist golden und du auch! Laß mich! Laß mich nur einmal wahnsinnig glücklich sein!"

"Also sei's und von Herzen. So ein Tag ist auch Gold wert. Stoß an, Dörthe, unsere Lieben daheim! Aber ohne Wahnsinn."

Jählings schlug ihre Stimmung um. So übermächtig war ihre Verzückung gewesen, daß die norddeutsche Heimat ihr grau und nüchtern schien. Sie wollte sich schämen und konnte es nicht. — Sie konnte nur vorwärts drängen, einem noch wunderbareren Paradies entgegen, als diesem, das sich hier um sie her breitete.

Der kluge Bruder hatte recht. Ihre Wünsche wuchsen mächtig in den blauen Himmel hinein, und ihm bereitete das tausend Spaß, noch viel herzlicher als am ersten Reisetage in München. Dort im hochgebauten Atelier mit den schweigenden Gebilden, war der Schmetterling, der seine Flügel schwingen konnte, endlich aus der engen Puppenkause geschlüpft und frei im Äther geworden. Die Thränen, damals an jenem Abende, hatten noch den letzten Kleinlichkeitsrest von seiner befreiten Schwesterseele hinweggewaschen. So sagte er sie wenigstens an.

Wie hübsch hatte sie, vor zehn Minuten am alten Zoll, der große Glückstrauch gekleidet, zusammen mit dem kleinen vom dunklen Nebenblute der Tirolerberge. Bis heute war's ihm eigentlich kaum aufgefallen, daß sie eine interessante Erscheinung war, mit ihren ausgeprägten Zügen, den lodigen Haaren und hellen, sprechenden Augen; sprechend, sowie der Mund redete. In der Ruhe hatte sie sehr leicht etwas Steinernes,

das zurückstieß, und das oberflächliche Beobachter mit Stolz verwechselten. Desto überraschender die spontane, regsame Wärme, so wie vorhin, als sie, belebt von Wein und Sonne, mit den halbweilschen Kindern geschert hatte. Ihre Fröhlichkeit, ihr Lachen, wenn es auch ein wenig laut war, gaben ihr einen seltenen Reiz. Der lag im Munde und den zwei tiefen Grübchen: eins in der linken Wange und das andere im Kinn.

Gleichsam mit neuen Augen betrachtete er sie, während sie saßen. Ihr Kopf lehnte, müde zurückgesunken, gegen das magere Seitenpolster des Bäckchens. — Sie schloß fest. Der Reiz war nicht mehr da. — Es war nur noch ein frisches Mädchen Gesicht, dessen Wangen glühten, dessen Mund einen herben Ausdruck zeigte. Die langen Seidenwimpern und den Amorsbogen über feuchtschimmerndem Blicke, die zum richtigen Schönheitszauber gehören, besaß es auch nicht, und die Stirn war viel zu hoch und eckig für die klassische Linie.

„Wie sie Vater heute ähnlich ist,“ dachte Ludwig. „Warum habe ich sie vor zehn Minuten so reizend gesehen und nicht ein anderer? Jrgend ein lüchtiger, energischer Mensch, der sie so recht glücklich machen könnte? An dem ich einen Bruder fände, sobald wir eng beisammen blieben. Wie wünschte ich das für sie. Wäre ich der andere Mann“, vielleicht suchte ich mir gerade Dörthe unter Hunderten aus — — wahrscheinlich — —!“

— — Da glitt ein Augenblicksbildchen flüchtig wie der Blick an seiner Seele vorüber. Ein zartes, dunstles Antlitz auf dem Hintergrunde brauner Holzverkleidung im Rahmen blühender Rosenranken. Ein feuerrotes Kleid gehörte dazu und ein starrer, fremdartiger Seidenstoff, buntstreifig gewebt. Damit besaßen sich zwei sehr kleine Hände, elfenbeinweiß gegen die Farbenpracht. — — Blöblich sah er auch die entzündende Marmorbüste: dort, vor der grauen Wolke stand sie deutlich und verschwand wieder.

Er rieb sich die Augen. „Ich habe am Ende auch zu tief ins Glas geguckt? Alle Donner — solch ein blöbsinniges Tagträumen! — — Wer die Büste wohl bestell't hat? — Wenn wir auf der Rückreise wieder durch München kommen — —“ Still! Dörthe regte sich — und wie gotteserbärmlich der Wagen stundert!“

Allein Dörthe erwachte nicht. Sie hatte nur tief aufgetmet im festen Schlaf und die hängenden Hände im Schoß gefaltet.

„Wiar a Muottagottis!“ bemerkte der Kutschertoni, der neben seinem tropfnassen Braunen wader ausschrift. Dann zwinkerte er dem Herren zu, schlug mit der Peitschenschweppe nach den sumfenden Rossfliegen und deutete mit dem Stiel, listig schmunzelnd, aufs Mundstück von des Tabarro Fortunat kurzer Pfeife, das aus des Fräuleins Zuckertasche schaute. Die Madonna nahm er freilich, auf die Pfeife hin, als gut päpstlicher Christ zurück, aber das Fräulein gefiel ihm trotzdem ungemain. Zumal es ihm beim alten Joll, hinterm Stabelthür, heimlich einen Gulden in die Hand gesteckt hatte und dem Vizent eine Krone, damit die Gäule auch brav Futter kriegten.

„Waar scho schoß ums Göld!“ hatte der Toni gedacht und einen Teil des Guldens sofort in Getränk angelegt. Zum Dank raufte er jetzt, zwischen „Hööh!“ und „Gott!“, was er an den schroffen Hängen erwischen konnte. Farnwedel und Palme, Glöckchen und Sternblumen, Bergnelken und Bergvergißmeinnicht; holte ein Ende Spagat aus dem Sack hervor und knüpfte den malerischen Buschen damit zusammen. Darauf legte er ihn dem schlafenden Fräulein sacht zwischen die lose gefalteten Hände, hielt an, weil's just ein kurzes, ebenes Streckchen, vor der großen Steigung auf Tiers zu, gab, und schob behutsam das Wagenverdeck in die Höhe. Nun lag's gut im Schatten, das Fräulein, und sah nicht, wie steil der Fels vom Pfad hinunterstößt gegen den tosenden Breibach hin. —

„Daß meine Schwester nur nicht aufwacht, ehe wir den Rosengarten richtig haben,“ sagte Ludwig. Er kletterte auch vorsichtig aus dem Wagen, weil der Toni ihm ein Zeichen machte und hinzusügte, wispernd, wie bei der heiligen Messe:

„D'Strof'n werd' holt goar z'leß, Ei'r Gnoad'n.“

Dazu streichelte er die nasse Flanke des schwer arbeitenden Braunen, knickte einen Zweig vom nächsten Strauch und webelte die Fliegen weg. „Bei' stand gehn — ahüo!“ mahnte er, und Ludwig brach sich ebenfalls einen Zweig, steckte sich bei der Gelegenheit eine leuchtendblaue Geuziane ins Knosploch und half dann Fliegewedeln. Alles, damit

Dörthe ja nicht munter werden sollte, ehe das Märchen von des Zwergenkönigs Laurin Schloß und Garten richtig anging.

So kommen die zwei jungen Männer als Schutzengel neben dem schwankenden Wägelchen aufwärts. Der Karrenpfad wand sich, schmal und ausgefahren, immer am Hange hin. Drunten wich der Bach ein wenig zur Rechten ab; grüne Matten und schöne Gruppen von Silberpappeln und Edelkastanien erschienen an Stelle des tosenden Gewässers, vom tiefen Goldlichte der Spätnachmittagssonne übergossen. Da winkte, ganz fern noch, die hochgelegene Kirche von Dorf Tiers zwischen Baumwipfeln; die Häuschen scharten sich darum her und lagen vereinzelt, spielzeuglein, weiter im Thale verstreut. — Nun schienen die versperrenden Hänge und Tannenberge plötzlich zurückzuweichen und zu versinken bei der nächsten Pfabbiegung, und gradeaus hoben sich allgemach silbergraue Turmspitzen vom Hori-

zonte ab. Die wurden immer zahlreicher, und dann stieg's neben ihnen gewaltig auf wie ein uraltes Gigantenkastell aus mattem Silbergestein. Da, wo sich der ungeheure Bau abbachte, schimmerte ein viereckiges Schneefeld; blendendreiner Neuschnee. Es war, als hätten die sagenhaften Bewohner der Trugburg ihre Parlamentärflagge ausgehängt: „wir ergeben uns — ihr seid uns zu klug und zu findig, ihr Menschenwürmer!“

„Herrgott — da ist er! — Herrgott, wie wundervoll!“ Ludwig blieb einen Augenblick stehen und staunte; ganz weich und klein wurde ihm zu Sinn, und es hatte ihm nichts Befremdliches, daß der Toni ihm kameradschaftlich seinen freien Arm um die Schultern legte, lachte und nickte und auf das kleine Schneefeld wies:

„Sell is scheen, geß, gnä' Herr? Sehn's 's Gartl? Do liegt's, — 's woassi Fleckl am Fölsen, doß is's.“ (Fortsetzung folgt.)



## Der Hass.

von Albert Roderich.

Seht, dort schreitet er, der Gesandte der Hölle,  
Der Riese des Schreckens, im verzerrten Gesichte  
Cückisch blickende, unheilgerige Augen,  
In der Krallenhand die hundertfältige Geißel. —  
Über die Erde schreitet der Hass, und sein Fuß  
Stampft Paradiese zu lebenverlorenen Wüsten,  
Seine Geißel treibt die Völker zum blutigen,  
Schreckensvoll tödlichen Kampf, und die Schrift,  
Die am Himmel geschrieben mit leuchtenden Sternen:  
Liebet euch untereinander! er hält sie verdeckt  
Mit der drohenden Faust, der wütend gehalten.  
Die ihr ihn nährt, den schändlichen Unhold, ihr  
Menschen,

Nennet euch nicht Gotteskinder, — sprecht nicht  
von Liebe,  
Wenn ihr grimmigster Feind im Herzen euch  
wohnt.  
Ihr, die ihr nährt ihn und hegt, die Wohlthat  
vergilt er,  
Dass er die Ruhe euch stiehlt und jegliches Glück  
euch ermordet.  
Menschen und Völker, schönste Erdenbewohner,  
Blicket zurück und blicket um euch und sehet,  
Dass die Chäten, zu denen der Hass euch getrieben,  
Nimmer gute sind und nimmer enden im Guten,  
Und, wenn ihr hassen müsst, so hasset den Hass!





Vierstunde. Nach dem Gemälde von Max Slevogt.

## Burgtheater - Premiere.

Nach dem Briefe einer kleinen Berlinerin.

Mit einer Beilage und vierundzwanzig  
Abbildungen.

Du siehst, liebe Grete, manchmal löse ich doch meine Versprechungen ein. Gestern war der interessante Abend, der meine Neugier endlich befriedigte, und heute sitze ich schon am Schreibtisch, um Dir von der großen Revue zu erzählen, die ich über das geistige Wien abnehmen durfte. Bin ich nicht ein Prachtmädel? Nein, ich will aufrichtig sein, ausnahmsweise, sonst wäre ich keine Frau: also ich schreibe nicht nur Deinetwegen, sondern auch meinetwegen, weil ich das Gehörte, Geschaute und Erlebte festhalten will. Mein Brief wird lang werden, fürchte ich, vielleicht auch ein wenig wirr; aber ich bin doch nicht vom Fach und habe keine Verpflichtung, meine Eindrücke geordnet und systematisch wiedergeben zu müssen. Ich schreibe für Dich und mich — also fürs Publikum und nicht für Herrn Professor Dr. X. Y.

Mein Better Franz, der sich übrigens seit meinem letzten Besuche in Wien sehr zu seinem Dank und auch, Gott sei

teil verändert hat, übernahm als kundiger Thebaner die Führung. Tante liehen wir zu Hause; er war sehr stolz, daß man mich ihm allein anvertraute. Franz hatte mir den sehr vernünftigen Vorschlag gemacht, einer Premiere im Burgtheater beizuwohnen. „Bei der Gelegenheit siehst du alle, die du sehen willst und sogar die, die du nicht sehen willst,“ hatte er gemeint, und mir war es recht gewesen. Ich sehe das Burgtheater immer

wieder gern, es ist doch das vornehmste und prunkvollste Haus, und wir in Berlin haben kein einziges Theater, das sich dem Burgtheater an die Seite stellen könnte, natürlich nur was den Bau und die Ausstattung des Hauses anbelangt. Ich lege Dir ein paar Ansichtskarten bei zur Bekräftigung meiner Meinung. Von der eigentlichen Premiere brauch' ich Dir nichts zu sagen; für uns Berliner ist die Zwillingsschwester von Julba ja längst keine Novität mehr; für die Wiener war sie neu, und sie haben sich sehr gut dabei unterhalten.



Marie von Ebner-Eschenbach.  
(Aufnahme von Dr. Ezeletz-Wien.)

# A. A. Hof-Burgtheater.

Donnerstag den 12. September 1890.  
165. Vorstellung im Jahrestheater.

Dem k. k. Hoftheater  
**Marie von Ebner-Eschenbach**  
Vortrag  
von Ferdinand von Saar Gedruckt von Fritz von Hart

**Am Ende**  
Drama in einem Akte von Marie von Ebner-Eschenbach  
Aufführung von der k. k. Hofoper  
Aufführung von der k. k. Hofoper

**Doctor Ritter**  
Fremdsprachliches Gedicht in einem Akt von Marie von Ebner-Eschenbach  
Aufführung von der k. k. Hofoper

**Ohne Liebe**  
Fabelhaftes in einem Akt von Marie von Ebner-Eschenbach  
Aufführung von der k. k. Hofoper

Spielplan des Abends mit zweier Stunden Pause.

Der erste Akt um 7 Uhr 15 Minuten der zweite Akt um 9 Uhr 15 Minuten.

Ständchen Aufführung gegen halb 7 Uhr. Anfang 7 Uhr. Ende um 9 Uhr

Donnerstag	den 11. September	Donnerstag	den 12. September
Freitag	den 13. September	Freitag	den 13. September
Sonntag	den 15. September	Sonntag	den 15. September

Vorverkauf im Hoftheater. Einlösungsstellen.

Jede neue Aufführung des Jahres abwechselnd werden sollen. Jede neue Aufführung des Jahres abwechselnd werden sollen.

Zum Vorverkauf.

Zum 70ten Geburtstag von Marie von Ebner-Eschenbach.

Mehr weiß ich nicht, denn ich habe fast gar nicht auf die Bühne, sondern beinahe nur in den Zuschauerraum gesehen, um meine Beobachtungen zu machen. Es scheint, daß man im Burgtheater überhaupt keine Novitäten mehr auführt, denn alle Stücke, die hier als neu demnächst zur Aufführung gelangen sollen, haben in Berlin längst ihre Feuerprobe bestanden und sind für mich gute Bekannte. Ja, unser Berlin, wir marschieren doch an der Spitze, daran läßt sich nun 'mal nicht tippen, ich möchte mir's auch ausgebeten haben. Aber ein Wiener Dichter möchte ich nicht sein, wozu ist man denn in einer Stadt zu Haus, wenn man auswandern muß, und das müssen alle; Schnitzler sogar kam mit seinen „Lebendigen Stunden“ zuerst nach Berlin. Nur Bahr erlebte seinen „Apokalypse“ am Burgtheater, aber das verdankt er dem Zufall, daß sich der alte Sonnenthal in die Rolle verliebte und das Stück durchsetzte.

Denk' Dir, welch ein Zufall reizendster Art den Abend eröffnete. Wir stiegen, recht

früh, um das schöne Haus besichtigen zu können, die breite, weiße Marmortreppe hinauf, da sah ich auf einer der roten Samtbänke, die sich am obersten Treppenabfah befinden, eine kleine alte Dame sitzen in einem schwarzen Seidenkleid, ein Spitzenhäubchen über den Scheitel gezogen, vorn eine große, antike Brosche. Die alte Dame fällt mir auf, ich zeige sie meinem Better. Aber das ist ja die Ebner-Eschenbach! flüstert mir mein Franz zu; er muß doch nicht leise genug gesprochen haben, denn sie hob den Kopf, wie er den Namen nannte, und sah mich an. Ach, hat die alte Frau gütige und doch so kluge Augen! Ich hatte das Gefühl, sie sieht mir durch und durch; ich wurde feuerrot, hätte ihr am liebsten gesagt, wie sehr ich sie verehere und liebe und daß sie mir die teuerste Freundin ist, die ich habe;



Ferdinand von Saar.  
(Aufnahme von H. Argltwaack-Wien.)





Marie Eugenie deesse Gracie.  
(Aufnahme von E. Viehner in Wien.)

aber ich wagte das alles nicht, schluckte es hinunter und machte ihr nur einen ganz großen Knick, recht wie ein kleines Schülmädel, und lief den Rest der Treppe empor, daß ich oben ganz atemlos anlangte. Dort sah ich mich rasch noch einmal um und dachte mir, so sollte eigentlich jede Großmutter aussehen, so gütig und so weise, so klein und so behaglich und zugleich so ein bißchen braun und saltig, wie ein gebratener Apfel und auch so süß. Da es, wie gesagt, noch früh an der Zeit war, blieben wir auf unserem Treppenballon zwischen den schweren, dunkelroten Vorhängen stehn und beobachteten die Kommenden. Und da sahen wir, wie neben der Ebner ein alter Herr mit weißem Bart und einem frischen roten Gesicht auftauchte. Er sah sehr elegant aus, hatte lichtblaue Augen, wie ich durch mein Glas erkennen konnte, und sein lustiges, starkes Lachen klang bis zu uns herauf. Es war Ferdinand von Saar, dem man die kommenden 70 wahrhaftig nicht ankennt. Er ist einmal Soldat gewesen, hat die berühmte weiße Uniform der Österreicher von anno dazumal noch wirklich am Leibe getragen — solange bis aus dem Leutnant ein Dichter wurde, der erste moderne Lyriker, lange bevor die Lyrik sich modernisierte, ein geistiger Bruder Theodor Storms. Ach Du, ich muß Dir die Novellen aus Österreich

mitbringen. Da wird Dir eine ganz neue Welt aufgehn oder vielmehr eine alte — mit persönlicher Kultur, langjähriger Tradition, innerer Bornehmheit; Du wirst das merkwürdige Wien vor fünfzig Jahren kennen lernen, das seine Wastien noch hatte, seine Glacis und seine grünen Vororte, und eine Stadt gewesen sein soll, in der das Leben langsamer und weicher floß als überall, und wo alle Leute furchtbar viel Zeit übrig hatten für Tanz, Liebe, lustige Feste, na — gewiß auch für Tratsch und kleinbürgerliche Geschäftigkeiten.

Better Franz fand einen hübschen Vergleich. Der Saar komme ihm vor, sagte er, wie ein entzückendes Barockschloßlein, von dem ganz wenige Menschen wissen, daß es in dem kleinen vernachlässigten Park steht, den eine grüne Mauer mit letzten Kräften vor den modernen Riesenbauten schützt, die von allen Seiten bedrohlich hervorrücken, um es zu erdrücken.

Wir waren mittlerweile doch in unserer Loge gelandet. Es war, Gott sei Dank, eine Parterreloge, so daß ich Gelegenheit hatte, den Leuten ins Gesicht und nicht bloß auf den Scheitel zu sehn. Das gesellschaftliche



Arthur Schnitzler.  
(Aufnahme von E. Viehner - Berlin.)

Dörmann, Aitenberg, Bahr, Ebermann, Schnitzler.



Eine Blattseite aus der satirischen Zeitung  
der Concordia vom 17. April 1899.

Leben in den Gängen des Parketts und zwischen den Logen ist in Wien viel lebhafter entwickelt wie bei uns. Man hat das Gefühl, in einem großen Salon zu sein, in dem sich alle Leute kennen. Zwei Logen von mir entfernt sah Marie Eugenie delle Grazie. Eine mittelgroße, zarte Erscheinung mit einem blassen, beweglichen Gesicht, einer eleganten, leichtgebogenen Nase und einem energischen, zusammengepreßten Mund. Ich mußte unwillkürlich an einen herben Knabekopf des Trecento denken. Diesem Kopf glaubt man seine Werke, über diese Lippen konnten die wilden Verschluten des „Robespierre“ gerollt sein, und hinter dieser tiefsten Stirn wohnte die Energie, die alle Gedankenwelten durchforscht, um sich ihr aufgehäuftes Gold eigen zu machen und es in neuer Prägung weiter zu schenken. Neben ihr ein blasses, durchgeistigtes bartloses Antlitz: Laurenz Müllner, Priester und Philosoph, Professor und ehemaliger Rektor der Universität, der Mentor, sagt man, und der Lehrer delle Grazie's.

Den vielumschwärzten, ach so interessanten Arthur Schnitzler erkannte ich natürlich, ohne Vetter Franz zu brauchen; er ist ja in Berlin gerade so oft und gern gesehen wie in Wien. Er wäre mein Ideal, wenn er ein bißchen schlanker wäre. Schnitzler sah sehr ernst aus, er wird überhaupt immer

ernster, sagte mir Franz, welcher glaubt, daß ihn die engen, manchmal wohl unerquidlichen Verhältnisse Wiens bedrücken.

Franz meint, er möchte um keinen Preis der Welt ein Wiener Dichter sein. Keine Stadt der Welt benehme sich so unfreundlich und gehässig gegen ihre Dichter — aber ich glaube, Franz übertreibt, und er möchte doch ganz gern ein Dichter sein, selbst auf die Gefahr hin, verkannt und angepöbelt zu werden — weißt Du, hart ist es doch, daß das Burgtheater nicht den Mut befehlen hat, Schnitzlers Werkstück „Beatrice“ aufzuführen. Franz sagt, Rainz wäre schuld, dem hätte das Stück nicht gefallen. Ich ärgere mich immer, wenn Schauspieler über ein Stück urteilen und Meinungen haben dürfen. Schauspieler verstehen doch am allerwenigsten ein Stück, und vielleicht Rainz am wenigsten, der seine

Meinungen so rasch wie seine Stimmungen und Hemden wechselt. Weißt Du noch, wie er sich einmal bei uns für das öde Stück „Die Könige“ begeisterte, das dann so jämmerlich durchfiel — und mit Recht. Nun, Schnitzler ist ja Gott sei Dank noch jung, wird noch sehr viel schreiben, und was die



Hugo von Hofmannsthal.



Buchleinband des Werkes „Der Thor und der Tod“ von H. von Hofmannsthal, Verlag von Schuster & Coeffler in Berlin.

Beatrice anbelangt, so kann er's ruhig abwarten, die Zeit für dieses Werk wird schon kommen. Merk Dir das Datum dieser meiner Prophezeiung. Weißt Du übrigens, daß er einen Band Dialoge geschrieben hat, der „Reigen“ betitelt ist und nur für persönliche Freunde des Dichters gedruckt wurde? Franz hat das Buch natürlich auch, aber er will es mir erst leihen, wenn ich verheiratet bin. Hältst Du das für einen genügenden Grund, mich kopfüber in eine Ehe zu stürzen? Bitte um postwendende Antwort. Bräutigam brauchst Du nicht mitzusenden, den suche ich mir schon selber aus.

Neben Schnitzler saß natürlich gleich Hugo von Hofmannsthal. Er sieht noch immer schrecklich jung und zappelig aus und kann nicht einen Augenblick ruhig sein. Denk Dir, er ist verheiratet mit einer hübschen, kleinen Person, die sehr frische, rote Wangen hat, gesund und vergnügt aussieht. Er wohnt am Land, wie sie hier sagen, in der Nähe von Wien, weil seine Frau so viele Tanten hat, die gar nichts zu thun haben und deshalb fortwährend Besuche machen wollen; da kann er nicht weit genug wohnen, um die Leute abzuschrecken und am Dichten nicht fortwährend behindert zu werden. Er ist übrigens Privatdocent an der Universität,

sein Fach ist Romanistik, und er soll jetzt schon so schrecklich gelehrt sein und alle Bücher gelesen haben, die es überhaupt gibt. Mein Vetter Franz meinte, er wäre eine Art dichtender Mezzofanti aller lebenden und toten Zungen, und man könne sich alle übrigen Dichter ersparen, weil man ihn als die Essenz aus allen, die je etwas Großes oder Schönes geschaffen haben, betrachten dürfe. *Extrait de mille fleurs*, meinte Franz und lächelte ironisch, ich aber wurde böse und sagte: ich lasse mir meinen Hofmannsthal nicht vermiesen und ich wäre überzeugt, daß eines schönen Tages doch noch einmal etwas „noch nicht Dagewesenes“ aus ihm herauskomme. Nicht fern von den beiden saß Peter Altenberg in einem unmöglichen Anzug. Er trug ein weiches, farbiges Touristenhemd und gelbe Leder-gamaschen und benahm sich sehr aufgeregt. Alle Leute in seiner Umgebung wurden auf ihn aufmerksam und bezeugten ihm ihre Vereiztheit. Aber das schien seinen Absichten zu entsprechen. Er soll nun einmal so sein, der Peter Altenberg. Vetter Franz erzählte mir, er sitze jeden Abend im Löwenbräu, unweit des Burgtheaters, mit einem kleinen Kreis von ehrlichen



Peter Altenberg.  
(Aufnahme von St. Löwen-Wien.)



Hermann Bahr.

Aposteln und einigen Neugierigen, die sich heimlich über ihn amüsieren. Er soll sehr lustig sein, wenn er schäumt, vernichtet und zu Boden stampft. Man braucht nur irgend einen Namen halbwegs mit Anerkennung zu nennen, so tritt das Ereignis unfehlbar ein. Wenn man ihm zuhört, wären alle bisherigen Dichter zum Teil Gretins, zum andern Teil Hochstapler gewesen oder zum mindesten Hausierer der Litteratur. Titel und Charakter eines Hochmenschens blieben für ihn allein, den messianischen P. A. reserviert. Wirklich, man soll Menschen im allgemeinen und Künstler im besondern nicht gar zu genau kennen — das mindert den Genuß an ihnen um ein Wesentliches. Nun, Gott sei Dank, ich kenne P. A. nicht so genau wie Wetter Franz, und so bleibt mir der Genuß seiner seltsamen und manchmal wirklich bedeutenden Skizzen ziemlich ungetrübt. P. A. aß die ganze Zeit kleine Kügelchen aus einer Büchse. Ich vermute, sie schmeckt Tamarindien grillons oder Beechams pills. Der Ärmste!

Bahr gefällt mir sehr, er steht so fest

da, breit und kräftig, hat so lustige Augen und einen so mokanten Mund. Ich glaube immer, er möchte allen Menschen zurufen: Kinder, nehmt's diese ganze Komödie nicht so ernst, lacht's doch ein bißel über diese närrische Welt, sie ist ja wirklich auch rechtlichaffen närrisch und nicht bloß traurig! Der Bahr soll ein reizendes Haus vom Darmstädter Ölbrich haben, eine reizende Frau und herrliche Hunde. Wetter Franz hat ihn einmal besucht und ihm ein paar Gedichte gebracht, die er scheußlich gefunden hat; aber er hat das so nett gesagt, daß ihm Wetter Franz durchaus nicht böse geworden ist, zu seinen glühendsten Anfängern gehört und bei allen Premiërenschlachten für ihn kämpft. Das ist wörtlich zu nehmen. Bei Bahrpremiëren geht's immer so heiß zu! Er macht sich gar so viel Feinde, weil er sein Temperament nicht zügeln kann und will und immer auf die Dinge losfährt, liebend oder hassend, aber niemals mit kaltem

Hermann Bahr.



Das ist ein Übermüder  
Mit Trübsinn und tiefem Genuß.  
Man nennt ihn Lazar den Erlöser  
Der jungen Seele von Dürer.  
Die Alten zu Basen treibt er,  
Die Ökonomie freit er nicht fast.  
Man loben und glanzreicheren schreien er,  
Gehalt er häuert hat

Karikatur auf Hermann Bahr aus einem  
Ballfalten der Concordia.



Karikatur auf Dr. Paul Schlenker aus einer secessionistischen Zeitung der Concordia, 1899.

Blute wägend. Sein lieber Freund, der ehemalige Burgtheater-Direktor und ehemalige Hofrat im Verwaltungsgerichtshof Dr. Max Eugen Burdhard war auch da. Wenn ich's nicht wüßte, möcht' ich nicht glauben, daß man so viel und vielerlei schon gewesen sein und noch so jung dabei bleiben kann. Dieser Dr. Burdhard ist ein höchst origineller Mensch, er soll ein standard work der Juristen verfaßt haben, wurde dann über Nacht Burgtheater-Direktor, stolperte über ein paar Schauspielerintrigen, schrieb ein paar famose Theaterstücke und wurde sehr gegen den Willen seiner Vorgesetzten zum Hofrat gemacht, weil man ihn nicht mit voller Gage pensionieren, sondern ihn und seine Kraft noch verwenden wollte.

Aber im Verwaltungsgerichtshof sitzen lauter alte Herrn, und der neugebadene Hofrat war ein junger Mann mit modernen Ideen, der überdies mit Lobenhut und Lederhosen in die Sitzungen kam, statt im Frack — kurz, die alten Herren sahen es durch, daß man den jungen Herrn pensionierte. Und jetzt führt der jüngste Hofrat in Pension ein herrliches Leben, als Journalist, Radfahrer, Bergsteiger, Fischer und Bücherschreiber und lacht den Staat aus, der ihn in so jungen Jahren versorgte und aus seinen Klauen ließ. Lachend grüßt Dr. Burdhard hinauf zu Dr. Schlenker, seinem Nachfolger, der sich noch plagen muß, um die Zufriedenheit des Obersthofmeisteramtes, des Publikums, der Kritik, der Schauspieler und der Autoren zu erringen; eine so kompli-

cierte Aufgabe für unseren engeren Landsmann — Du kennst ihn doch noch von seinen Kritiken in der Tante Voss her —, daß er lieber ins Obervienbräu wandert, um am Stammtisch alle Sorgen loszuwerden. Dortin begleiten ihn gewöhnlich J. S. David, der herbe und dennoch so zarte Lyriker und Novellist, der im schweren Zeitungsfroh seufzt und in heißen Stunden um das Drama wirbt, das für ihn die erlösende That bedeuten soll in jeder Beziehung. Wirklich, ich möchte diesem schwerringenden, trotzig sehnsüchtigen Bauernsohn seinen großen Tag vergönnen. Er machte mir eigentlich einen furchtbar ergreifenden Eindruck, dieser tapfere Überwinder aller Tüden des Objektes. Beter Franz liebt seine Novellen auch; und Gott sei Dank, er wußte keinen Witz über ihn, es hätte mir wehe gethan. Der wichtigste Kopf Wiens war natürlich auch da; Julius



Hofrat Dr. Max Eugen Burdhard.  
Aufnahme von Carl Zagerwacher, Wien.)



J. J. David.  
(Aufnahme von J. Böwv-Wien.)

Bauer heißt er; er sieht sehr zierlich und elegant aus, trug eine Weste von fabelhafter Schönheit, seine Kritik über den heutigen Abend schide ich Dir mit, sie wird Dich sicher eben so amüsieren wie mich — nächstens mache ich ihm einen Besuch. Welter Franz hat mir den Anfang einer Vallade gesagt, in der Adele Sandrod und Charlotte Wolter vorkommen, Julius Bauer muß mir die Fortsetzung sagen. Man bekommt nämlich seine Verse nirgends zu kaufen; er hat sie gerade so wenig gesammelt wie Speidel seine Feuilletons. Speidel, der berühmteste Kritiker Wiens, sah auch da. Wie ein grauer Löwe sieht er aus. Aber er kann sich gar nicht mehr entschließen, zu schreiben. Er soll sich früher auch nur sehr schwer und nur auf vieles Bitten seiner Frau und seines Chefredakteurs entschlossen haben, aber jetzt soll gar nichts mehr helfen. Der letzte Satz, den er für die Öffentlichkeit geprägt hat, stammt von dem Fest seines 70. Geburtstages, wo er auf eine lange Rede mit den knappen Worten erwiderte: „Meine Herrn, Sie haben mich gefeiert und mir mehr gesagt, als ich verdiene; ich habe ja nur Feuilletons geschrieben, und ein Feuilletton ist die Unsterblichkeit eines Tages.“ Jetzt hat er die Unsterblichkeit dieser Art an seinen alten Freund Wittmann und an Theodor Herzl abgetreten. Wittmann

ist weiß, Herzl ist schwarz. Wittmann von erlesener Güte und Liebenswürdigkeit mit erfreudiger Betonung des unverwüßlichen, alten Adams — Herzl mehr elegischer Spöttler, sentimentalischer Weltmann, übrigens ein schöner Mensch, dem man eigentlich einen grünen Turban aufsetzen, einen weißen Burnus umhängen sollte, um ihn dann auf einem feurigen Araberross als Propheten auszusenden, daß er die Völker des Ostens unter seiner F- hne vereine. Ich glaube aber, er würde vorziehen, sich wieder in Paris anzuseteln und boulevardier zu spielen, statt dieser mühsamen und undantbaren Aufgabe nachzugehen. Herzl plauderte viel mit Alfred von Berger, der wieder einmal von Hamburg nach Wien gefahren war, um neue Kräfte aus dem heimischen Boden hinauszuführen an die Stelle, wo er vom Theoretiker zum Praktiker werden durfte und die ersehnte Wirklichkeit der Dinge für die bisherige Wissenschaft eintauschte. Ganz nah von Berger saß Felix Dörmann; er hat eine reizende Frau, sieht gar nicht mehr defakent aus, gar nicht mehr à la Bahnsinn frisiert, sondern sehr englisch und sehr korrekt. Er soll letzter Zeit fleißig geworden sein, das Bummeln aufgegeben



Julius Bauer.

Marie Ebner

L. Steyer  
G. v. Böck  
Comine v. Berlesch

Prof. v. Suttner  
D. Witz

Marie Eugenie de la Gausse  
Lothar  
Kupf v. Kofelauerthal

Arthur Jelinek  
F. Prociner

J. Chintham  
F. v. Altmann  
Felix Dörmann  
P. Schöfer

Stell' deinen Kopf aufs Wagedach,  
Gleich jappst er nieder grimms und jach.  
Das ist schon so! Von hohen Stellen  
Liebt jeder Hund herabz'ubellen.

Julius v. Gans - Rudapf

Das Leben nicht jedem Menschen ist ein  
Korn, aber nur im wenigsten Körnchen  
ist er größer; die meisten sind niederklein  
Kornwunden, aber nur so lange für  
sich auf der Erde stehen.

Theodor Heuss

Die Manieren eines Menschen  
enthalten seine Geschichte.

Theodor Heuss

Bäcker backen Brot für alle,  
Aber es gleich wenn es gefüllt.

Fanny



haben und was Großes fertig gebracht haben, von dem man sich viel verspricht. Wenn's nur auch wahr ist. Du weißt ja: er, der verbottenste Dichter, dem man in Berlin noch keine einzige seiner Komödien von der Censur passieren ließ, errang sich mit seiner neuen Arbeit, die übrigens den merkwürdigen Titel: „Der Herr von Abadessa“ führt — bei uns die hohe Gnade des königlichen Schauspielhauses! Na, der muß sehr zahm geworden sein! Vielleicht haben ihn die Lorbeeren und Lantien Franz von Schönthans nicht ruhen lassen. Franz von Schönthan macht einen sehr feudalen Eindruck, man denkt: eigentlich müßte er eine Uniform tragen, Staatsmann oder Offizier sein. Und furchtbar ernst sieht er aus, man merkt es ihm wirklich nicht an, daß er so lustig schreiben kann — und die Lacher meistens auf seiner Seite hat. Böhl, der temperamentvolle Kämpfe wider alles, was Secession heißt, der Satiriker und Kenner der Wiener Vorstadt, sieht aus wie aus einem Wilde von Dyd's herausgesprungen. Staunend entdeckt man, daß er kein Sammtwams und keinen Spigenkragen trägt, sondern Lobenwams und Jägerhütlein. Die Jagd ist die große Freude seines Le-

Ludwig Spindel.



Und wenn seine Hände brechen  
 Ist nicht er von Land zu Land  
 Und Ludwig Spindel den Grünen  
 Wird Ludwig der Jäger genannt

Was er auch immer überde,  
 Sie heißt sein Zelt das Jüt;  
 Man fühlt den Sticht im Felde  
 Und ist entzückt vom Stit.

Karikatur auf Ludwig Spindel aus einem Ballkalender der Concordia.

Julius Bauer.



Man sagt, ein echter Komunist  
 Wollt leben unter Zedern,  
 Das Wort kann hoch ergraben ist,  
 Man muß sich von entziehen.

Selt diesen Komunisten an,  
 Es zeigt zu hieften und diechen  
 Die Zedern auf dem überziehen,  
 Als sie unter Zedern laubten.

Karikatur auf Julius Bauer aus einem Ballkalender der Concordia.

bens, und ein selbstgeschossener Hase ist ihm lieber als zehn selbstgeschriebene Feuilletons. Chivacci ist ein freundlicher Herr, recht behäbig, sieht wie ein braver Beamter aus, ärgert sich weniger als Böhl, liebt die bunte Welt der Erscheinung, wenn sie noch so bunt ist, und sucht am liebsten die schöne Seite aller Menschen und Dinge zu finden. Wie ich ihn so strahlend unten sitzen sah, dacht' ich mir: Den möcht' ich als Onkel haben — als mahnendes Gewissen und Seelenregulator aber möcht' ich mir den bissigsten und geistreichsten aller Hofräte Friedrich Uhl bestellen und als Führer durch die Kunst aller Zeiten Ludwig Hevesi, den innigsten Begreifer und Erfasser der verborgensten Reize.

Ich sah auch Bertha von Suttner, die unermüdete „Friedensstreiterin“, sah die liebenswürdige Gosiwina von Berlespich, für deren Novellen Du ja immer schwärmtest. Den ungarisch-deutschen Sektionschef und Dichter Ludwig von Doczi und Max Kalbed sah ich, dessen Herz beständig zwischen Musik und Litteratur



Feliz Dörmann.

Franz von Schönthan.

(Nach Aufnahmen von D. Eshron und J. Löwy in Wien.)

schwankt, Gustav Friedrich Friesch, der allein und mit Sonnenthal so viele fröh-

liche Burgtheater-späße getrieben, ich sah auch das blasse, magere Gesicht Ebermanns, den der Erfolg seiner 'Atgenerin' aus der Juristenlaufbahn warf und der seit damals ein tragischer Kämpfer um die Kunst wurde, die sich ihm spröde verweigert. Philipp Langmann war da, der immer wieder das breiterne Gerüst stürmt und sich nicht begnügen will, uns seine unelancholisch reizvollen Novellen zu schenken — ich sah Adamus, den Dichter der 'Familie Wavroch' und verblüffenden Kenner aller österreichischen Idiome — der sich im stolzen Glauben wiegt, der heimliche Kaiser zu sein und seinen Tag erwartet mit dem Starrsinn eines Fanatikers. Ich sah auch Dr. Schönherr, den starken Dichter der 'Bildschützer'. Ich sah Rudolf Vothar, den vielbeschäftigten, rastlosen, der zu allem Zeit findet: ein Blatt zu leiten, Sonntagslosse für die Presse zu schreiben, Verbindungen in der ganzen Welt aufrecht zu erhalten, Trivisprach mit der dramatischen Muse zu pflegen, eine herrliche Bibliothek zu sammeln. Übrigens seinem 'König Harlekin' kann man den Reipekt nicht versagen, in dem steckt was drin.

Der Polizei-Präsident.

*Berlin, den 26. October 1857*

*Erman. Bl. 60 11 PJ 11 A*  
Es wird ersucht, ob die an dem hier von  
Herrn Journalisten erhaltenen

*Die Novellen rüffen ich angekauft.  
Lafz die zwei haupte ungelagte Stellen  
benutzen, Ludwig Leide von Felix Dörmann  
sich mit voll ungelagerten Freunden auf  
zwei öffentlichen Aufführungen von Novellen  
Herrn erweist sich unvorsichtige Lafz  
bei dieser Gelegenheit auf Grund des 17  
des Poligen Verordnungs vom 10. Febr.  
1851*

*Nach dem das Land unvorsichtige  
Herrn von Dr. Müllers folgt unter zumeist*

*Konsequenzen*

Centurverbot.

Dann zeigte der gute, brave Franz mir den originellen Charakterkopf Julius von Ludassys — den tiefen Kenner und dramatischen Schilderer des langsam zu Grunde gehenden Kleingewerbes, der uns in seinem vielumstrittenen, letzten Knopf ein krasses aber hochbedeutendes Dokument in künstlerischer Form geschenkt hat — das schwabe ich alles pisseiu meinem Franzl nach.

Ich sah Felix Salten, den Mann mit den eisernen Ellenbogen, der hinauf und vorwärts arbeitet und dem es nahezu gelingt, sich zum Künstler emporzuzüchten. Die Gedenktafel der Prinzessin Anna ist wirklich eine vorzügliche Arbeit, der man die Mühe kaum mehr anmerkt.

Ich sah dicht neben ihm Leo Feld, den Autor der Lumpen, der ähnlich wie Salten die ersehnte Künstlerschaft auf dem Umweg des Verstandes und des Willens zu erreichen sich bestrebt, treuherzig, aber lange nicht so geschickt, wie sein Kampfbruder; ich sah Jakob Wassermann, der jetzt auch in Wien zu Hause ist, von wo aus er uns den schweren und ach so gewürzten Broden seiner „Menate Fuchs“ an den Kopf ge-



Er ist ein Wiener mit Feid und Geiz;  
 Ein wichtig Stück Wiener Geschichte.  
 Tsch Wien nicht immer ist abwärts,  
 Tsch sagt er uns' grad so Gefascht.

Er spottet, wenn sich jstn ver-  
 stst.  
 Der Wiener in höchsten Ehren:  
 Tsch goldene Wiener Herz grüßt  
 Schon lange und alte Wien!

Skizze auf einem Chiavacci aus einem  
 Wallfahnder der Concordia.

schleudert hat — sag's nicht weiter, Maus, was ich hier alles Gefährliches gelesen habe! Ich sah Emil Mariott, die eigentlich ein Fräulein von Nataya ist und unerquidliche Familienzustände mit unerbittlicher Virtuosität ausmalt, keine Bissigkeit überhörend, aber auch keinen Seufzer einer gequälten Brust; ich sah Euglia, den liebevollen Biographen Friedrichs von Genz, den intimen Kenner der Metternichzeit und empfindsamen Reisenden durch Italiens vergangenheitsreiche Städte; ich sah den jungen Auerheimer, der die gräßlichen Einakter mit den psychologischen Wizen und Spizen schreibt; ich sah Beer-Hofmann, der uns die wunderbare Geschichte vom Tode Georgs erzählte, Fred, der uns die feinen, sehnsüchtigen Briefe an eine junge Frau geschrieben hat und von einem Leben durch alle Sinne und Nerven träumt, das sich ihm in der Klarheit seines Tages nicht offenbaren kann und will; ich sah Gustav Schwarzkopf, der wieder zum Unterschieb das Leben durch allzu scharfe Gläser, als melancholischer Spötter und gekränkter Nachrechner aller Dubiosa, Deficite und Mankos sieht; ich sah Servaes, den wir nach Wien abgegeben haben, wohin er doch so gar nicht paßt und das er so ganz verkennt in seinen guten und bösen Eigenschaften.



Euchelband zu E. Potzls „Heuriges“,  
 Verlag von Robert Mohr in Wien.

Ich sah — ja wen sah ich nicht noch alles? Weißt Du, ich setze Dir die wichtigsten Namen noch in aller Eile her und wer Dich besonders interessiert, den nennst Du mir, und ich erzähle Dir dann, was ich weiß. Ich weiß nämlich noch ungeheuer viel, aber der Brief ist ohnedies schon so lang und wie mir scheint, ein bißchen gar zu sehr blaustrümpelig geworden. Bitte, rümpfe nicht die Nase: ich bin einmal intelligent und hab' ein Urteil, daran wirst Du Dich und die andern noch gewöhnen müssen, ob es Dir recht ist oder nicht. Also ich sah noch: Lindner, Wertheimer, Hango, Wilhelm Specht, Donath, Paul Althof, Lebekow, das sind lauter Lyriker, aber es soll noch mehr von dem Böllchen geben; dann an Erzählern und Geschichtenschreibern S. Fritsch, Brociner, A. Engel, an Volksdichtern Hatwel, Baumberg, Marg. Vanghammer, Viktor Leon, an Feuilletonisten M. Herzfeld, Messer, Stöhl, Weyr, Paul von Schönthan und schließlich Arthur Pischerhofer, der wie immer einem frischgebaketen Kinde gleich und eine Menge Witze machte.

Wir haben dann nach dem Souper, Better Franz und ich, noch eine Menge Cafés abgeklappert — denke Dir! — und dort zeigte man mir noch allerhand Gestalten, lauter kommende Leute, aber ich hatte genug gesehen und genug gehört und verlaugte nach Ruhe. Wie die Komödie im Burg-



Werta von Suttner.  
(Aufnahme von C. Lehner. Wien.)

theater gespielt wurde, kann ich zählen wußte. Er ist ein reizender Mensch und ich höre ihm gerne zu. Wer weiß! Nun, wir werden ja sehen —

Max Raibek.



Zit. Max Raibek

Karikatur auf Max Raibek aus einem Ball-  
kalender.

Herzliche Grüße Deine Hetty.

Nachschrift. Noch eines muß ich Dir schreiben. Einen Menschen scheinen wir in Berlin nicht gekannt und sehr unterschätzt zu haben. Hier lebt er in allen Herzen und hundertmal hab' ich es hören müssen: Ja, den hätten Sie kennen sollen. Ich meine Dir wirklich nicht Wien genug und begreife, daß seine Art, lächelnd zu zausen, gütig zu geißeln für hier die richtige war. Die Wiener sind viel empfindlicher, aber auch viel empfindsamer, das soll sensibel heißen, man darf ihnen nicht so viel kommen wie bei uns, weil sie das gleich verstimmt. Die eine Hand muß streicheln, wenn die andere haut. Ach, und der Karlweis muß ein prächtiger Mensch gewesen sein, ein herrliches Gemüt, und kaum fünfzig war er und erst seit ein paar Jahren auf der Höhe. Aber er hat bis zum letzten Moment nicht gewußt, wie es mit ihm steht. Das Volkstheater führte seinen 'Simson' auf, und mit dem Bewußtsein seines Erfolges schloß er ein.

Nochmals Deine Hetty.



## Weltuntergang.

Von

Fritz Erdner.

Meinen alten zerlerten Schüleratlas  
Nahm mein kleiner Sohn sich heut zum Spielzeug.  
Ernsthaft blätternd mustert' er die Karten,  
Braune Berge, weite grüne Flächen,  
Blaue Meere und der hundert Grenzen  
Bunte Striche, Kreis' und Zack'ge Sterne.  
Plötzlich in verwegener Kinderlaune —  
Raatz! die erste beste Karte reißt er  
Kreuz und quer entzwei nach Breit' und Länge;  
Dann die zweite, dann die dritt' und vierte,  
Afrika, Amerika, Europa,  
England, Deutschland, Frankreich und das russ'sche  
Riesenreich, und packt die Stückchen spielend  
Durcheinander, hier ein bisschen Eismeer  
Just auf London, und die Mark auf China,  
Legt zu Spanien Indien und Ägypten,  
Schiebt Ostelbien auf die Teufelsinsel  
Und die Boulevards nach Nord Sibirien  
Und den Nordpol auf den Kreis des Krebses —  
Kraus und bunt, je bunter, desto besser!  
Aber dann, empor das Ganze raffend,  
Wart er's hoch und lacht' und sprang und jauchzte,  
Wie die Schnitzel ihn, wie Schneegeöber,  
Rings umflogen, wälzte sich vor Wonne  
In dem bunten Chaos all der Fetzen.  
Lächelnd schaut' ich zu dem Spiel des Kindes,  
Und mir war's, ich säh' den Herrn der Erde  
Mit der Zukunft unsres Sternes scherzen,  
Und behaglich, mit Gottvaterruhe,  
Sprach ich: „Sohn, lies auf und steck' den alten  
Überflüss'gen Plunder in den Ofen!“  
Und er kehrte rasch das Zeug zusammen,  
Und wir steckten's lachend in den Ofen,  
Afrika, Amerika, Europa,  
England, Deutschland, Frankreich und das russ'sche  
Riesenreich und Nordpol und Äquator.  
Hochbelustigt, mit gespreizten Beinchen,  
Beide Händchen auf dem Rücken, sah er,  
Wie die Flammen gierig danach leckten,  
Wie sich zuckend auf dem Roste krümmte  
Und zu Asche sank der ganze Plunder.  
Und mit seinem hellen Stimmchen frag' er:  
„Nicht, Papa, du hast noch viele solche  
Welten, schöne, neue, zum Zerledern?“



# Der britische Imperialismus und seine Wirkungen.

Von Poliitikus \*\*\*.

Inmitten der schweren Schicksalsschläge, welche England im Verlauf des südafrikanischen Krieges bereits betroffen haben und die ihm noch zu drohen scheinen, tröstet sich seine öffentliche Meinung mit der Anteilnahme und Treue, welche selbst die entlegensten Kolonien dem Mutterlande beweisen. Die imperialistischen Bestrebungen, die in so hohem Maße zum Ausbruche des Boerenkriegs beigetragen haben, gewinnen dadurch in immer weiteren Kreisen des Publikums Anklang. Selbst die versprengten Reste der kolonialfeindlichen Gladston'schen Partei sehen sich genötigt, mit dieser Stimmung zu rechnen. Immer öfter wird von einem liberalen Imperialismus gesprochen und geschrieben, und liberale Politiker ziehen die Aufnahme des den heutigen Imperialismus verkörpernden Ministers Chamberlain in ein künftiges liberales Kabinett in ernstfaste Erwägung. Wenn auch manch ein nüchterner Beobachter dieser Bewegung schwerlich mehr Ausichten prophezeien möchte als einst dem berühmten Empire liberal Emile Litwiers, so ist sie doch sehr beachtenswert. Wer den Verlauf der Dinge in England prüft, muß sich überzeugen, daß es nicht eine bloße Formalität war, wenn der König Eduard VII. seinen Titel abändern und sich Herrscher aller Briten nennen ließ. In Englands ganzer Weltpolitik hat sich wirklich ein bedeutender Umschwung vollzogen. Während es noch vor wenigen Jahren sich als eine Art Arbitr mundi auffaßte und nicht dulden wollte, daß irgendwo auf der Welt etwas ohne sein Wissen und Willen geschah, beginnt es sich jetzt mehr und mehr auf sein Kolonialreich zu beschränken und in seiner Entwicklung und der Engeziehung der Bande zwischen Mutterland und Kolonien seine Hauptaufgabe zu erblicken.

Der imperialistische Gedanke in England ist nicht sehr alt. Vor wenigen Jahrzehnten noch kümmernten sich die dortigen Staatslenker nur recht wenig um die kolo-

nialen Angelegenheiten. Es gab unter ihnen solche, die von den wenigsten überseeischen Besitzungen mehr als den Namen kannten. Die Verwaltung der Kolonien lag in der Hand des Kriegsministers. Ihre Interessen fanden wenig Gehör und noch weniger Verständnis im Mutterlande. Man betrachtete sie vielfach mehr wie ein notwendiges Übel als wie eine Macht- und Einkommensquelle. In den 60er Jahren regten sich sogar zahlreiche und sehr einflußreiche Stimmen für einen Bruch mit der ganzen langwierigen und kostspieligen Kolonialpolitik. Sie befürworteten Freigabe aller überseeischen Besitzungen und versprachen sich von der Preisgabe des Besitzes Indiens und Kanadas z. B. die größten Vorteile für die politischen Beziehungen zu anderen Ländern sowohl als für die Finanzen und den Handel Großbritanniens.

Wenn in den 70er und 80er Jahren hierin ein Umschwung eintrat, wenn allmählich englischerseits nicht nur die Beziehungen zu den vorhandenen Kolonien enger geknüpft, sondern auch bedeutende Neuwerbungen vorgenommen wurden, so war das vorwiegend die Folge des unvermuteten plötzlichen Aufkommens des Deutschen Reichs und der damit engverknüpften französischen und später deutschen Expansionspolitik. Nicht nur der Drang, Deutschlands Beispiel nachzuahmen und dadurch ähnlicher glänzender Erfolge teilhaftig zu werden, sondern auch die Rücksicht auf die vorhandenen Kolonien, die von fremden Besitzungen eingeschlossen und vielleicht mattgesezt zu werden fürchteten, veranlaßten England zur Wiederaufnahme der früheren Ausbreitungs- und Eroberungspolitik.

Die ersten Früchte dieses Umschwungs waren die Befezung von Transvaal und Ägypten, die Annexion zahlreicher noch herrenloser Gebiete in Afrika und Oceanien, sowie die Erweiterung und Befestigung des indischen Besitzes. Die weitere Folge war ein bedeutendes Erstarken der Thätigkeit englischer

Unternehmer und Kolonisten in den überseeischen Besitzungen und das Austausch des Gedankens einer engeren politischen und wirtschaftlichen Verbindung der einzelnen Teile des britischen Reichs. Zu Anfang der 40er Jahre war ein solcher Plan, den Colonel Torrens entwickelt hatte, gar nicht erst ernstlich erörtert worden; jetzt fand er in weiten Kreisen Anklang. Im Jahre 1884 entstand zum Zwecke der Förderung solcher Bestrebungen die Imperial Federation League, 1891 folgte ihr die United Empire Trade League. Die Londoner Handelskammer begann 1885 den Entwurf eines allgemeinen britischen Zollvereins des Näheren zu prüfen und mit den Kolonien zu erörtern. Im Jahre 1888 setzte sie einen Preis für den besten Plan einer Imperial Federation aus und veranlaßte gelegentlich einer damals veranstalteten Kolonialausstellung eine Beratung aller britischen Handelskammern über den Plan der Zolleinigung. Schon im folgenden Jahre wurde eine förmliche Konferenz von Vertretern der Kolonien in London, 1894 eine zweite in Kanada, 1897 wieder eine in London ins Werk gesetzt; 1900 hat sich ihnen wieder eine Zusammenkunft von Vertretern aller Handelskammern angeschlossen.

Große praktische Früchte haben diese Veranstaltungen vor der Hand nicht getragen. Bei näherer Prüfung zeigte sich zu deutlich, daß in absehbarer Zeit der Markt des Auslandes für England wichtiger als der seiner Kolonien ist, und daß viele der letzteren durch geographische Lage und natürliche Bedingungen auf andere Staaten mehr als aufs Mutterland angewiesen sind. England lehnte es damals ab, den Kolonien besondere Zollvortheile einzuräumen, und letztere wollten von besonderer Begünstigung englischer Waren ebenso wenig wie von großen Opfern für militärische und Verkehrszwecke hören. Nur Kanada entschloß sich, wohl hauptsächlich aus Haß gegen die Vereinigten Staaten, dem Mutterland einen Vorzugstarif gegenüber anderen Staaten einzuräumen und dafür Repressalien von anderen Ländern in Tausch zu nehmen.

Aber mittelbar hat die imperialistische Bewegung bedeutende Wirkungen freilich etwas unerwarteter Art geübt. Unterliegt es doch keinem Zweifel, daß der südafrikanische Krieg in ihr einen seiner Hauptgründe hat.

Von dem Augenblicke an, wo England seine Rolle als Kolonifator in Afrika ernst nahm, gewann Südafrika mit seinen Mineralreichtümern und seinen großen Siedlungsgebieten für die britische Kolonialpolitik eine ausschlaggebende Bedeutung. Es konnte England daher nicht gleichgültig sein, daß im Herzen seines dortigen Besitzes unabhängige, ihm feindlich gesinnte Staatswesen sich immer kräftiger entwickelten und immer mehr die Zukunft seines Südafrikareiches bedrohten. Von dieser Erwägung heraus hatte es Ende der 70er Jahre durch einen Handstreich der Unabhängigkeit der beiden Boerenstaaten ein Ende zu machen versucht. Der schlechte Ausgang dieses Versuches, die unangenehmen Folgen, die er nach sich gezogen, hatten allerdings den einflußreichsten Politikern die Lust zur Erneuerung eines solchen Unternehmens zunächst benommen. Aber die Wortführer des imperialistischen Gedankens wollten sich dabei nicht beruhigen. Die von den Boerenstaaten ihren Plänen drohende Gefahr erschien ihnen zu bedenklich, als daß sie nicht alles wagen wollten, ihr zuzuwinken. So setzten sie Anfang 1896 den völkerrechtswidrigen Jamesonschen Einfall nach Transvaal ins Werk und ruhten nach seinem Scheitern nicht eher, als bis die englische Macht 1899 in den verhängnisvollen Krieg mit den Freistaaten verwickelt war.

Wären die Voraussetzungen der britischen Imperialisten richtig gewesen, so hätte der Krieg, wie es Mr. Chamberlain ankündigte, binnen wenigen Monaten beendet sein müssen. England wäre dann nicht nur Herr der in kräftiger Entwicklung befindlichen jugendkräftigen Boerenstaaten gewesen, sondern hätte seine Macht in Afrika und in der ganzen Welt in außerordentlichster Weise gestärkt. Es wäre ihm dann geglückt, sich für einige weitere Jahrzehnte seine so lange in der Welt geübte oberste leitende Stellung zu sichern und fast unangreifbar zu machen. Gleichzeitig hätte es seinen Einfluß gegenüber seinen Kolonien neu belebt und ihnen einen heilsamen Schrecken gegen alle Unabhängigkeitsregungen eingebläht.

Zu seinem Unglück und zu der schweren Enttäuschung der Vertreter der imperialistischen Bestrebungen haben sich jedoch alle ihre Voraussetzungen als falsch, alle ihre Hoffnungen als trügerisch erwiesen. Die Boeren haben sich als weit stärker gezeigt,

wie man erwartete; die in Aussicht genommenen Streitkräfte reichten nicht aus; ungeachtet Englands Seemacht und des Ausbleibens europäischer Verwickelungen währt der Kampf bereits im dritten Jahre. Tausende von Menschenleben sind geopfert, Milliarden sind schon verloren und müssen noch ausgegeben werden, und das eroberte Land ist in eine unbewohnbare Wüste verwandelt worden, an deren Wiederbesiedelung und -entwicklung in absehbarer Zeit nicht zu denken ist. An Stelle einer neuen Macht- und Einkommensquelle ist der Krieg eine Ursache ewiger Verlegenheiten und unabsehbarer Geld- und Menschenopfer geworden. Statt Englands Machtstellung neu zu befestigen und für weitere Jahrzehnte zu gewährleisten, hat der Boerentrieg ihr einen sehr bedenklichen, vielleicht tödlichen Stoß versetzt.

Es genügt, um sich davon zu überzeugen, nur die täglichen Zeitungsmeldungen von den politischen Vorgängen in der Welt zu verfolgen und ohne Rücksicht auf schönfärbereische Kommentare und die prahlerischen Tiraden der Engländer zu betrachten. Da zeigt sich zunächst, daß die Australier die Verlegenheiten des Mutterlandes benutzt haben, um sich eine von voller Unabhängigkeit kaum noch zu unterscheidende Stellung zu sichern. Gewiß, auch Kanada hat von England weitgehende Selbstbestimmungsrechte eingeräumt erhalten, aber seine auswärtigen Beziehungen werden von London aus überwacht und geregelt; in allen wichtigeren Streitfällen steht den Beteiligten Berufung von den vielleicht interessierten Kolonialgerichten an den obersten Appellhof in England frei. Bei aller politischen Freiheit stehen auch Kanada ebenso wie das benachbarte Neufundland und früher die Kapkolonie unverkennbar im Verhältnis des Tochterstaates zum Mutterlande. Bei Australien aber ist das ganz anders. Die neuerdings zu einem Bundesstaat geeinten dortigen Kolonien haben sich sowohl die selbständige Leitung ihrer auswärtigen Beziehungen, als völlige Unabhängigkeit in der Rechtspflege ertrotzt. Mit geschickter Ausnutzung der Notlage, welche England zwang, jede Zwistigkeit mit den Kolonien zu vermeiden, um seine Stellung gegenüber den Boeren und der Welt nicht noch mehr zu gefährden, haben die Australier das Mutterland in allen Punkten zum Nachgeben genötigt.

Appelliert vom Urtheil ihres Obergerichtes darf an England nur werden, wenn ihr Obergericht sich damit einverstanden erklärt. Man nimmt allgemein an, daß dieses Einverständnis nur sehr selten, wenn überhaupt je erfolgen dürfte! — Nicht genug damit beginnen die geeinten Australier berartige Einrichtungen zu treffen, daß dadurch die Interessen des Mutterlandes wie anderer Kolonien schwer gefährdet werden. So hat das australische Bundesparlament die Einwanderung von Farbigen, die nicht in einer europäischen Kultursprache ein Examen abzulegen imstande sind, verboten. Damit werden die Bewohner der englischen Pacifickolonien und Indiens nicht minder wie Chinesen und Japaner aus Australien ausgeschlossen. Die Proteste der ostasiatischen Reiche und der Kolonien und ihre Gegenmaßnahmen gefährden aber in vielen Hinsichten Englands Interessen. Ebenso peinlich für letztere ist der neue hohe Zolltarif Australiens und seine Ausdehnung auf den Proviant aller Schiffe in den australischen Meeren. Kriegsfahrzeuge werden davon ebenso betroffen wie die Postdampfer und Handelschiffe. England erwachsen daraus nicht nur Kosten und Unzuträglichkeiten, sondern auch Streitigkeiten mit fremden Mächten. Es zeigt sich hierbei wie bei anderen Anlässen, daß die Australier am liebsten aller Kriegsschiffe des Mutterlandes ledig würden und den Transport auf dem Meere gern allein in die Hand bekämen. Man kann sich bei der Sachlage nicht wundern, daß man in Australien die Schaffung einer eigenen Flotte und die Verdrängung der englischen bereits ernstlich ins Auge faßt. Für alle diese Nachteile muß man sich in England damit trösten, daß die Australier gelegentlich ein paar Milizregimenter nach Südafrika zu Hilfe senden!

Nicht minder empfindlich für England ist die Schwächung seiner Lage im Westen Asiens infolge des Boerentrieges. Rußland hat letzteren benutzt, um sich in Mittelasien immer fester einzurichten und insbesondere Persien ganz unter seinen Einfluß zu bringen. Von da aus strebt es seine Macht immer weiter auszubehnen. Der lange unentschiedene Kampf zwischen Rußland und England um die Herrschaft in Persien ist damit ausgetragen. Ersteres hat eine neue Etappe auf dem Wege nach Indien erreicht.





Barzöfischer. Nach dem Gemälde von E. Werenskiold.  
(Photographie und Verlag von Franz Hanziarngl in München.)

Kommt es einst zum Kampfe, so besitzt es dadurch einen großen Vorteil, abgesehen von dem Nutzen, den ihm die Verfügung über Persiens Häfen schon jetzt bei Entwicklung seines innerasiatischen Besitzes bringt. Auch in Kleinasien und der Türkei ist Englands früherer Einfluß schwer beeinträchtigt. Unthätig, wenn auch zähneknirschend, muß es zusehen, wie Rußland hier immer mehr Boden gewinnt und auch andere Mächte größere Interessen erwerbend.

Mit Frankreich sind Englands Beziehungen während der Kriegsjahre immer delikater geworden. Unverändert bestehen die Schwierigkeiten wegen der Neufundlandfischerei fort, und immer bitterer werden die Gefühle der in ihrem wirtschaftlichen Gedeihen schwer beeinträchtigten Neufundländer gegen das Mutterland. Wieder ist das viel angefeindete provisorische Abkommen abgelauten, ohne daß es zu einer Verständigung gekommen ist, wahrscheinlich hat man es wieder in aller Stille wie im Vorjahre verlängert. Auf eine Lösung des Streits im Sinne der Engländer ist weniger Aussicht als je vorhanden. Wenn sie nicht ganz bedeutende Opfer bringen, dürfte Frankreich niemals freiwillig auf den Rest seines nordamerikanischen Besitzes zu verzichten geneigt sein. — Noch weniger Aussicht ist auf eine Beilegung der englisch-französischen Streitigkeiten wegen Ägypten, Tripolis und Marokko vorhanden. Frankreich, das in letzterem seine Stellung bedeutend befestigt hat, wird sicherlich nie ohne einen verlorenen Krieg seine Absichten auf diesen Besitz aufgeben. Ebensovienig wird es sich je mit der Thatfache der englischen Herrschaft in Ägypten oder gar ihrer Ausdehnung auf Tripolis abfinden. In letzterer Hinsicht hat es sogar schon England gewisse Zugeständnisse abgenötigt. England wird in allen das Mittel- und Rote Meer betreffenden Fragen heute mehr als je mit der Feindseligkeit Frankreichs zu rechnen haben. Selbst im Süden des Roten Meeres bei Aden und in Abyssinien zeigt sich das bereits. Mehr als je tritt hier überall das Bestreben Frankreichs hervor, England die Alleinherrschaft zu entwinden. Direkte Schritte dagegen kann aber England jetzt weniger als je thun. Es ist ebensovienig in der Lage, den alten Streit um den Besitz der Neuen Hebriden im Stillen Meere zum endlichen Austrage zu bringen; wenn es irgendwo

Frankreich zu sehr herausfordert, muß es mit einer gefährlichen Aufwallung der öffentlichen Meinung und womöglich mit einem Kriege rechnen, der ihm außerordentlich gefährlich werden könnte.

Die bedenklichsten Wirkungen hat aber der südafrikanische Krieg auf Englands Stellung in Amerika geübt. England besitzt bekanntlich außer den weiten Steppen und Eisfeldern Kanadas verschiedene Inseln im Antillenmeere und dazu gewisse Festlandsgebiete in Mittel- und Südamerika. Alle diese Kolonien mit Ausnahme Kanadas befinden sich in trauriger wirtschaftlicher Lage. Sie entbehren genügender Arbeitskräfte, und ihre Erzeugnisse erzielen in Europa nicht genügend lohnende Preise. Kanada ist in besserer Lage, aber es ist im großen und ganzen abhängig vom Markte der Vereinigten Staaten und käme in eine unhaltbare Lage, wenn diese plötzlich ihre Grenze sperrten.

Abgesehen von diesem Besitz aber war England bisher an der Frage eines mittelamerikanischen Kanals hervorragend interessiert. Es hatte im Interesse seines Handels wie seiner amerikanischen Besitzungen und um Amerikas Seemacht zu schwächen, immer darauf gehalten, daß ein etwaiger mittelamerikanischer Kanal unter seiner Aufsicht stehe, unbefestigt bleibe und im Kriegsfall neutralisiert werde. Auf diese Weise hoffte es allen etwaigen Gelästen und Überraschungen von amerikanischer Seite vorbeugen, seine Obermacht im Stillen Meere behaupten und Amerika eine rasche Konzentrierung seiner Flotte in einem der beiden Küstenmeere unmöglich machen zu können.

Diese hundert Jahre lang streng durchgeführte Politik hat nunmehr aufgegeben werden müssen. Um die Vereinigten Staaten nicht zu reizern, und nicht den auf eine Intervention hin arbeitenden dortigen Politikern eine Handhabe zu gewähren, hat sich England allmählich herbeilassen müssen, seine alten Vertragsrechte über den mittelamerikanischen Kanal zu opfern. Es hat den Amerikanern volle Freiheit hinsichtlich seines Vanses, seiner Sicherung und seiner Benutzung im Kriegsfall eingeräumt! Dieser Schritt kann sehr bedeutame Folgen nach sich ziehen. Er dürfte nicht allein Anlaß zu einem Protektorate der Union über Mittelamerika und einer erheblichen Erwei-

terung ihres Einflusses auf die anderen amerikanischen Staaten geben, sondern er kann sehr leicht auch zur Bedrohung des englischen Kolonialbesitzes führen. Diese schon heute wirtschaftlich von der Union abhängigen Kolonien dürften nach Herstellung eines Röhrenkanals mit geradezu elementarer Gewalt zum Anschluß an die Vereinigten Staaten sich gedrängt sehen. Dazu kommen letztere durch einen ganz in ihrer Hand befindlichen Kanal in die Lage, rasch ihre ganze Flotte bald im Osten, bald im Westen einem Feinde entgegenwerfen zu können, und die Ausdehnung ihrer Macht und ihres Einflusses im Pacific und in Ostasien wird bedeutend erleichtert. — Der Gedanke läßt sich angesichts dieser neuen Lage kaum abweisen, daß England mit der Aufgabe seiner mittelamerikanischen Rechte auch den Verlust seiner ganzen bisherigen Stellung im vierten Erdteile eingeleitet hat, und daß wir an der Schwelle einer neuen Epoche stehen, wo Amerika Englands Erbschaft anzutreten beginnt.

Obwohl es ziemlich deutlich auf der Hand liegt, daß die hier kurz geschilderte Entwicklung die mittelbare Folge der imperialistischen Bewegung in England vermöge die durch sie hervorgerufenen Vorkriegs ist, scheint man vielfach in England die Augen gegen diesen Zusammenhang verschließen zu wollen. Man möchte nur an vorübergehende, nicht dauernde Nachteile glauben. Vor allem möchte man den Teufel mit Beelzebub austreiben, indem man das beste Hilfsmittel gegen die heutigen Übel gerade in weiterer Förderung des Imperialismus zu erblicken glaubt. Nicht allein die Kreise, welche diesen Gedanken zuerst regierungsfähig gemacht und die heutige Lage verschuldet haben, predigen die Notwendigkeit des Fortschreitens auf dem imperialistischen Wege, sondern auch nicht kompromittierte und anders denkende Patrioten erwärmen sich dafür. In engstem Anschluß der Kolonien ans Mutterland findet man das Heil für die Zukunft. Es ist von einem allgemeinen Parlamente für Mutterland und Kolonien, von gemeinsamen Regierungseinrichtungen, Heeren und Flotten, von einem engen Zollbunde mit Vorzugstarifen für die Mitglieder, hohen Zöllen gegen das Ausland ganz ernsthaft die Rede. Man

verspricht sich von solchen Maßnahmen eine bedeutende Stärkung der Macht Englands und die Möglichkeit, den schutzvöllerischen Bestrebungen der anderen Staaten Einhalt zu gebieten. Gelingt das nicht, so hofft man Ersatz für die fremden Abnehmer englischer Waren in den Kolonien zu finden und sich in ihnen mit Rohstoffen für die englische Industrie versorgen zu können.

Eine Verwirklichung dieser von augenblicklichem Kleinmut eingegebenen Pläne würde den Verzicht Englands auf seine heutige Weltstellung bedeuten. Es würde allgemein der Eindruck entstehen, daß England, um einer allgemeinen Katastrophe zu entgehen, sich in eine Art Zufluchtsort retten möchte. Dabei würde der beabsichtigte Zweck aber nicht einmal erreicht werden. Die nüchternen Zahlen der Statistik thun unwiderleglich dar, daß die Kolonien die große Produktion des Mutterlandes weder anzunehmen noch zu bezahlen vermöchten. Und ihre Erzeugnisse decken bei weitem nicht den Bedarf Englands an Rohstoffen für seine Industrie und Nahrungsmitteln für seine Bevölkerung! Abgesehen davon würde Australien schwerlich einem solchen Zollbunde mit England beitreten, und Kanada würde dadurch in schwerste Verwicklungen mit den Vereinigten Staaten geraten.

Alles in allem genommen scheint daher der heutigen imperialistischen Bewegung in England trotz ihres Anwachsens keine große praktische Bedeutung fürs Wohl des Mutterlandes beizumessen zu sein. Man kann bei dem praktischen Sinn und politischen Blick der englischen Bevölkerung vielmehr annehmen, daß sie binnen absehbarer Zeit ihr Ende erreicht, und daß ihre Urheber auch persönlich nicht die davon erhofften Früchte ernten werden. So wohlthörend und bestechend das Schlagwort „Imperialismus“ klingt, es scheint England so wenig Segen wie einst Frankreich bringen zu sollen. Sobald England sich von den niederschmetternden Eindrücken des Kriegs erholt und wieder auf sich selbst und seine wahren Interessen besonnen haben wird, dürfte es wohl mit derartigen Bestrebungen rasch aufräumen. Sollte das wohl Erwarten nicht der Fall sein, so würde das ebenso bedenklich für Englands Zukunft wie für die fernere Entwicklung der Welt sein.



Saal des alten Gewandhauses.

## Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

### Erinnerungen an den alten Gewandhausaal zu Leipzig.

Von

Profellor Carl Reinecke - Leipzig.

(Abdruck verboten.)

Meine Erinnerungen an den alten Gewandhausaal reichen zurück bis zum 2. November des Jahres 1843. An diesem Tage betrat ich ihn zum erstenmal, und die ersten Klänge, die mich da umtrauschten, waren die der sogenannten Jupiter-Symphonie von Mozart. Wie ein heiliger Schauer durchrieselte es mich, als ich daran denken mußte, daß an dieser Stätte der Meister selber gestanden, eine seiner Symphonien dirigiert und die Zuhörer durch sein Klavierpiel bezau- bert hatte. Edwin Bormann, der lebenswürdige Humorist, hat dies denkwürdige Konzert zum Gegenstand eines allerliebsten Gedichtes: „*„s Leibs- i'ger Gewandhaus-Konfert am 12. Mai 1789"* gemacht, und ich kann mir nicht versagen, die Schlüßzeilen zu citieren, die da lauten:

Un Weiße, der wendt sich ze Hüllern un lacht:  
 Der Storch, der den Mozart zer Welt gebracht,  
 Das war gewiß ä dorch un dorch  
 Kontrabundisch gebildeter Klabbertorch!"  
 „*Ne, Freindchen, "* spricht Hüller mit Wohlbedacht,  
 Den Mann da, den hat tee Storch gebracht,  
 Der is entweder von Himmel gefallen  
 Oder s bracht en ä ganzes Schock Nachdigallen."

Als dieser altehrwürdige Saal, in welchem von Mozart bis Mendelssohn große Tonmeister sonder Zahl erschienen waren, wo von Clementi bis Liszt fast alle namhaften Pianisten, von Kode-

bis Ernst nahezu alle berühmten Geiger gespielt hatten, wo die Kette der großen Sänginnen, die dort gesungen, von der Mara bis zur Catalani und weiter bis zur Schröder-Devrient reichte, als dieser, der edlen Russt geweihte und durch den Spruch „*Ros severa est vorum gaudium*“ gekennzeichnete Raum im Jahre 1781 dem Publikum übergeben war, schrieb man zwar: „*Vielleicht kann keine Stadt in ganz Deutschland einen solchen Saal aufweisen. Es waren 500 Personen zugegen, und doch war noch viel Platz übrig. Ein herrliches Deckengemälde gibt dem Saale eine außerordentliche Pracht.*“ Aber diese Pracht war jetzt allerdings dahin, denn Cifers Meisterwerk hatte der Zeit seinen Tribut zahlen müssen. Nochlich äußerte sich schon viele Jahre zuvor darüber mit folgenden Worten: „*Sehr zu beklagen ist es, daß die Zeit, unterstützt von manchen unvermeidlichen Verhältnissen, ihre Obermacht an ihm zu zeigen anfängt, und daß der Künstler hier, wie bey so vielen seiner Werke, derselben durch allzu leichten Pinzel und nicht immer sorgsame Bereitung seines Materials in die Hände gearbeitet hat.*“ Zum Glück aber war der schönste Schmuck des Saales, seine herrliche Akustik, geblieben. Sie war, wie's scheint, weniger zielbewußt erreicht worden, als vielmehr durch eigen- tümlich günstige Umstände hervorgerbracht. Unbedingt ist jedoch anzuerkennen, daß der Erbauer

die Dimensionen des Saales, das Verhältnis der Höhe zur Länge und Breite ungemein glücklich getroffen hatte. Der Saal, der seit einigen Jahren leider anderen Zwecken, weniger idyller Art, hat weichen müssen, war 100 Fuß lang, 40 Fuß breit und 35 Fuß hoch; nirgends waren den Schallwellen durch Säulen, Verzierungen oder dergleichen, Hindernisse entgegen gesetzt, und selbst die Ecken waren abgerundet. Aber die glücklichen Nebenumstände, daß nämlich der Saal ringsum, oberhalb und unterhalb, von hohen Nebenräumen, Korridors, Nebenläden etc. umgeben war, mögen doch die Hauptursache gewesen sein, daß die Klangwirkung eine so unvergleichliche war. Entsprechend der Saal auch später nicht mehr den mit der Zeit gewachsenen Ansprüchen an Größe und Komfort, so ist es doch tief zu beklagen, daß man nicht versucht hat, die Stätte, die so viele guten Männer betreten hatten, wenigstens als solche zu erhalten und zu kennzeichnen, denn „die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt sein Wort und seine That dem Entel wieder.“ Jetzt weiß es keiner mehr, wo sie dereinst gestanden! Um so höher ist es zu schätzen, daß man im neuen Gewandhause einen Saal für die Pflege der Kammermusik geschaffen hat, der in seinen Dimensionen genau dem alten Saale nachgebildet ist.

Als ein hohes Glück und als unverdiente Ehre empfand ich es, daß mir vergönnt war, schon am 16. November in jenen Räumen als Pianist aufzutreten. Ich hatte Mendelssohn und Ferdinand Hiller, dem damaligen Dirigenten der Konzerte, vorgespielt und war also würdig befunden worden. Obgleich ich mir durch einen mißlichen Zufall eine wundte Stelle am Handgelenk zugezogen hatte, die mich beim Spielen heftig schmerzte, so konnte ich mich dennoch nicht entschließen, auf dieses, mein erstes Auftreten im Gewandhause zu verzichten, fürchtend, daß sich eine gleiche Aufforderung im Laufe des Winters möglicherweise nicht wiederholen dürfte. Ich hatte es nicht zu bereuen, denn schon im nächsten Jahre ward ich abermals zum Solospiel eingeladen, und im darauffolgenden schrieb mir David folgende humoristisch gefärbte Heilen: „Können, das versteht sich von selbst, also: wollen Sie am nächsten Dienstag in der Morgensoiere das Luinetz von Schumann spielen? Es würde mir eine große Freude sein. Was Ihnen mit irdischen Gütern nicht gelohnt werden kann, möge Ihnen durch den gekühlten Dant der Zuhörer ersetzt werden.“ Drei Wochen später ward ich dann zum Es dur-Trio von Franz Schubert berufen. Während der drei Jahre, die ich von 1843 ab in Leipzig zubrachte, erlebte ich eine solche Fülle künstlerischer Ereignisse im Gewandhause, daß ich mich darauf beschränken muß, nur einige der allerbedeutendsten zu erwähnen. Allem voran stand die überhaupt erste Aufführung von Schumanns Peri unter des Meisters persönlicher Leitung am 4. Dezember 1843. Frau Livio Frege sang die Peri geradezu hinreichend, und jedermann empfand, daß Schumann diese anmutende Gestalt im Gedanken an ihre Künstlerschaft geschaffen hatte. David stand an der Spitze des Orchesters, und den Chor führte keine Geringere an als Clara Schumann. — Ein

anderer denkwürdiger Abend war der des 5. Dezember 1845, an welchem Jenny Lind und Mendelssohn gleichzeitig als Mitwirkende beteiligt waren. Da erstere am Tage zuvor das Gewandhauspublikum in einen wahren Tumult des Entzückens versetzt hatte, benutzte Mendelssohn diese Stimmung des Publikums und bat die Gefeierte, sich mit ihm zu einem Konzerte zum Behen des Orchesterpensionsfonds zu verbinden. Sofort erhielt er von der allzeit zum Wohlthun froh-bereiten Künstlerin die gewünschte Zulage, doch blieb ihr für Leipzig nur noch ein Tag. Trotz dieser, sowohl für Ankündigung wie auch für Arrangement des Konzertes äußerst knapp bemessenen Zeit war der Erfolg desselben dennoch ein nach allen Seiten hin vollständiger. Jenny Lind sang *Recitativ* und *Arie* „*Dov'è sono*“ aus *Figaros Hochzeit*, die Partie der *Eurypante* im ersten Finale der gleichnamigen Oper und schließlich Mendelssohnsche und schwedische Lieder. Wie leuchteten Mendelssohns Augen, da die gottbegnadete Sängerin seine Lieder in einer Weise sang, wie man sie vollendeter nicht denken, geschweige hören konnte! Gestagtete werden die Mendelssohnschen Lieder stark vernachlässigt, ob mit Recht oder Unrecht ist zu unterzuchen hier nicht der Ort, sicher aber ist, daß derjenige, der sie an jenem Abende hörte, den Eindruck davon im Leben nie vergessen wird. Mendelssohns Vorträge bestanden in seinem G moll-Konzerte und zweien seiner Lieder ohne Worte, welche letztere er durch reizende Improvisationen einleitete und miteinander verband. Er war wohl der letzte große Meister in der Kunst des Improvisierens, welche inzwischen verschwinden zu sein scheint. Die enorme Inanspruchnahme des Gedächtnisses, welche das Publikum jetzt von den Virtuosen verlangt, mag vielleicht dazu beigetragen haben, daß diese Kunst verloren ging. Während meines ersten Aufenthaltes in Leipzig war es mir noch öfter vergönnt, Mendelssohns Meisterschaft auf dem Klavier zu bewundern; so hörte ich von seinen eignen Werken noch die zweite Cello-Sonate, das damals noch ungedruckte Klavier-Trio in C moll, Beethovens großes B dur-Trio Op. 97 (im Verein mit David und Servais), dessen D dur-Trio und letzte Klavier-Sonate Op. 111 in C moll. Alle diese Werke spielte Mendelssohn ohne jegliches Hervorbrängen der eignen Person, mit kristallheller Klarheit in der Technik, mit einer Größe der Auffassung und andererseits mit einer Tiefe der Empfindung, wie sie nur wahrhaft großen Künstlern eigen ist; daß einem solchen Meister nicht eine auch noch so verdickte Kombination in den Werken Beethovens entgegen konnte, ist selbstverständlich. War es für den Kunstjünger ein Gewinn fürs Leben, seinem Spiele zu lauschen, so war dies nicht minder der Fall, wenn man den von ihm geleiteten Konzertproben beiwohnen durfte. Seinem feinen Ohre entging selbst im Tutti kein falscher Ton, er verstand wundervoll zu schattieren, das Wesentliche dem Nebenächlichen gegenüber hervorzuhellen und das Orchester überhaupt zu dem entsprechenden Ausdruck zu begeistern; dabei legte er nicht selten den Taktstock auf längere Zeit beiseite und ließ es ruhig gewähren, bis etwa eine leise Tempowachlung

eintrat, gegen die er infolge seines überaus feinen rhythmischen Gefühls sehr empfindlich war. So hörte man ihn denn auch häufig dem Orchester zurufen: „Tempo, meine Herren, Tempo!“

Im Jahre 1846 verließ ich Leipzig, um erst in zwei Jahren zurückzukehren. Nach Mendelssohns Tode hatte Gade die Konzerte dirigiert, doch zog es ihn begreiflicherweise nach seinem Vaterlande zurück, als im Jahre 1848 die Herzogtümer Schleswig und Holstein sich infolge des verhängnisvollen Briefes Christians VIII. gegen Dänemark erhoben. Umgekehrt verließ ich meinen damaligen Wohnsitz Kopenhagen, um als guter Deutscher in meine Heimat Holstein zurückzukehren, wo mich bald darauf ein Brief von Julius Riech traf, der inzwischen Gades Nachfolger geworden war und mich einlud, wieder nach Leipzig zu kommen. Aber-

mal gab man mir mehrfach Gelegenheit, im Gewandhause als Pianist aufzutreten, und es war in dieser Saison, daß ich's zum ersten Male wagte, ein Mozartsches Konzert zu spielen. Der Kritiker Franz Brendel machte mir bei der Gelegenheit Vorwürfe darüber, daß ich mir erlaubt habe, ein und dasselbe Motiv bei dessen unmittelbar ersolgender Wiederkehr anders zu nancieren als das erste Mal, und gerade diesem, aus Mozarts eigenen Worten abstrahiertem Verfahren, verdante ich es wohl zum Teil, wenn ich in späteren Jahren öfters die Freude erlebte, mit dem Vortrage Mozartscher Konzerte einigen Erfolg zu erringen. Ein Engagement in dieser Saison ließ ich jedoch mit Freuden im Stich und zwar: um Lißt das Feld zu räumen; dieser war unerwartet nach Leipzig gekommen, und wenn ich auf meinem Schein bestanden hätte, so wäre das Konzertpublikum um den Genuß gekommen, den großen Meister noch einmal in einem Gewandhauskonzert bewundern zu können. Es war das letzte Mal, daß er in einem solchen auftrat. — Elf Jahre später erging an mich der Ruf, an die Stelle des scheidenden Julius Riech zu treten. Ich war jedoch nicht der erste, an den man sich gewendet, denn die Kongerzdirection hatte es für ihre Pflicht gehalten, zunächst bei Gade und Hiller anzufragen, als bei denjenigen Künstlern, welche sich schon früher als Dirigenten der Konzerte bewährt hatten. Beide zogen es vor, in ihren damaligen Stellungen zu verbleiben. So folgte

ich denn dem Rufe, doch konnte ich, im vollen Bewußtsein der schweren Verantwortung, die ich zu übernehmen im Begriffe stand, die Stellung begreiflicherweise nicht ohne ein gewisses Bangen übernehmen, zumal mit Ferdinand David unterm 18. Mai 1860 schrieb: „Vieber Freund Keinecke! Daß ich durch Ihren Brief das erste Wort von Ihrer Berufung hierher erfahren habe, wird Sie jetzt noch wunder nehmen, wenn Sie aber eine Zeit lang hier gewesen sein werden, werden Sie sich an dergleichen gewöhnt haben. — — — Daß die Singakademie Sie zum Dirigenten nimmt, ebenso der Männergesangsverein, scheint mir sehr natürlich, aber — es stehen aber auch da, wie hier bei allen Kunstanstalten (inklusive Museum) Dilettanten an der Spitze, und da kann man nie wissen, ob dem

würdigsten die Ehre wird. — — — Verzeihen Sie, wenn ich für heute nichts weiter sage, ich bin unwohl, etwas aigriert, und so schließe ich mit der Versicherung aufrichtiger, herzlichster Achtung als Ihr F. David.“ „Ich bin etwas aigriert“ hatte er geschrieben! Konnte sich nicht seine Risikostimmung gegen die Kongerzdirection unwillkürlich auch auf mich ausdehnen? David war seit dem Jahre 1836 als Kongerzmeister im Gewandhause thätig, beträchtlich älter als ich, betrachtete sich selber als eine lebendige Tradition Mendelssohnscher Grundsätze und hielt sich insolge dessen begnügt, dem Dirigenten gegenüber seine eigene Auffassung geltend zu machen. Lassen wir Was-



Carl Weincke.

lewski reden, welcher jahrelang ein scharfer Beobachter der Leipziger musikalischen Verhältnisse war und welcher in seinem interessanten Buche „Aus siebzehn Jahren“ unter anderem das Folgende über David schreibt: „Thatsächlich war er ein intelligenter und unerträglich tapferer Führer des Streichquartetts, wenn er auch im Eifer manchmal etwas zu früh einsetzte, was die Orchestermeister mit dem Ausdruck „vorhauen“ bezeichneten. Der Autorität Mendelssohns, als dessen folgsamer Adjutant er fungierte, ordnete er sich vollständig unter, indem er sich darauf beschränkte, den Geigern zweckmäßige Fingerzeige und Vogenstriche vorzuschreiben. Anderen Dirigenten gegenüber zeigte er sich aber manchmal dadurch unbotmäßig, daß er versuchte, sich ihrer Tempoangabe zu entziehen und sein eigenes Zeitmaß durchzusetzen, wobei er seinen Mund bedröselich in die Breite

jog und fulminanten Blides draußlos strich, so daß das einheitliche Ensemble für Augenblicke geföhrt wurde. Julius Nieß nahm dergleichen nicht ruhig hin. Als David einmal auf der Probe versuchte, ihm ein Tempo zu ostrovieren, sagte Nieß zu ihm: „Spiele du nur, was in deiner Stimme steht.“ — Ich aber wollte und konnte mit dem, ohne alle Frage hochbedeutendem Künstler nicht so reden, wie es der beinahe gleichalterige und etwas barocke Nieß gar manches Mal gethan, und versuchte es, ihn durch stets gleichmäßige Ruhe und gelegentliche freundliche Aussprache zu besiegen, was mir in nicht allzu langer Zeit auch gelang, so daß Julius Eckhardt in seinem Buche „Ferdinand David und die Familie Mendelssohn-Bartoldy“ der Wahrheit gemäß berichten konnte: „Zwischen Nieß . . . . Nachfolger, dem Kapellmeister Reinecke, und dem zum Hauptvertreter der Leipziger Extradition gewordenen Konzertmeister fand ein auf Übereinstimmung der Ansichten gegründetes, höchst freundliches Einvernehmen statt.“ Wenn aber David, nachdem er sich trotz dessen wieder einmal in einer Probe „unbotmäßig“ benommen hatte, am Abend des selbigen Tages zu mir sagte: „Werden Sie mir denn je verzeihen können, daß mir heut' morgen mal wieder die Laus über die Leber gelauten ist?“ so wirft das wahrlich ein schönes Licht auf seinen Charakter. — Die Konzertdirektion befand zur Zeit meines Stellenantritts aus zwölf Mitgliedern, unter denen sich noch diejenigen drei Advokaten befanden, von denen Mendelssohn rühmte, daß sie ebenso musikalisch seien wie mancher der Berliner Kapellmeister. Aber auch die übrigen Mitglieder waren wohlgesinnte Musikfreunde, welche, ihrer Einsicht gemäß, das Beste wollten. Nichtsbedauerlicher war es mir ganz besonders wertvoll, daß man in dem engeren Ausschuß, welcher über rein musikalische Fragen zu entscheiden hatte, auch dem Konzertmeister David Sitz und Stimme gegeben hatte. Bei etwaiger Meinungsverschiedenheit hielt derselbe stets treu zu mir. Nach Davids Tode aber gewährte man seinen Nachfolgern leider nicht den gleichen Einfluß; dennoch erinnere ich mich seines einzigen ernstlichen Komittes mit der Konzertdirektion. Nur einmal kränzte sie mich, da sie mir, als ich unter glänzenden Bedingungen zur Direktion einer Reihe von Konzerten nach Barcelona eingeladen war, den nötigen Urlaub verweigerte. Das mir unterstellte Orchester aber war der Art, daß ich es hochschätzen, lieben und preisen mußte: im höchsten Grade tüchtig, willig, intelligent und schlagfertig wie es war, konnte man sich darüber trösten, daß damals in der Regel nur eine einzige Probe zu jedem Konzerte gehalten werden konnte. Der Kontrakt des Theaterpächters lautete so, daß er das Orchester nur für den Mittwoch Vormittag der Konzertdirektion zu vollständig freier Verfügung zu überlassen habe. Waren bei Aufführung von Novitäten fernere Proben unumgänglich nötig, so mußte der Theaterdirektor stets darum gebeten werden, und man hing demgemäß stets von dessen Willkür ab. Einen glänzenden Beweis seiner Schlagfertigkeit lieferte das Orchester, als Sarasate bei seinem ersten Erscheinen in Leipzig im Jahre 1876 unter Anderem die Suite espagnole von

Saló zum Vortrag gewählt hatte. Dem Herkommen gemäß fiel die Direktion der Instrumentalsoli dem Konzertmeister zu, und also überbrachte Sarasate die Partitur dem Konzertmeister Königen, der dieselbe aber zurückwies mit der Bitte, daß ich ausnahmsweise die Direktion der Solofüße übernehmen möchte. Somit legte Sarasate die Partitur in meine Hände und fragte etwas besonnen, wie viele Proben wir haben würden? Das Werk sei sehr schwer zu begleiten. Ich erwiderte: „So viele als nötig sein werden, damit Sie vollkommen zufrieden sind, und mühten wir auch von Mitternacht bis zur Morgenröthe probieren.“ Nachdem in der Probe der erste Satz durchgepielt worden, fragte ich Sarasate, ob er den ganzen Satz oder einzelnes zu wiederholen wünsche? Er schüttelte den Kopf, und wir spielten die Suite durch ohne jegliche Wiederholung. „Sie haben ein merkwürdiges Orchester,“ sagte er.

Im Jahre 1860 zählte das Orchester unter seinen Mitgliedern allerdings auch gar manche, die mehr als bloß tüchtige Vertreter ihres Instrumentes waren. Die damals thätigen Konzertmeister waren David und Raymond Dreyschod, von denen der erstgenannte eine sehr respectable Kompositionstechnik besaß, wovon außer seinen zahlreichen Konzerten und anderweitigen Solofüßen für Violine und andere Instrumente auch zwei Symphonien, eine Oper und manche Kammermusikwerke Zeugnis ablegten. Das Verzeichnis der in den Gewandhauskonzerten bis zum Jahre 1881 aufgeführten Sachen weist 32 verschiedene Sachen von David mit über 80 Aufführungen auf. Aber auch Dreyschod konnte seine Partitur schreiben, und jenes Verzeichnis nennt vier verschiedene Kompositionen von ihm. Ferner hatte der Anführer der Bratschen, der noch jetzt thätige, nunmehrige Professor Friedrich Hermann eine mit freundlichem Beifall aufgenommene Symphonie geschrieben. Der berühmte Cellist Carl Davidoff schrieb Solofüße für sein Instrument mit Geschick und Geschmack, daskelbe konnte man von den Bläsern Naake und Diethe rühmen. Sind auch von den Werken der Genannten verhältnismäßig nur wenige bis auf die Gegenwart gekommen, so ändert das an der Thatfache nichts, daß jene Musiker weit mehr als bloße Handwerker waren und daher auch auf ihre Genossen einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausübten. Es wäre unthunlich, die Namen all der braven Männer zu nennen, die stets mit gleicher Begeisterung ihrer Pflicht oblagen, doch kann ich mir nicht verlagern noch eines merkwürdigen Namens zu gedenken: des Paukenschlägers Fvudt. Derselbe hatte nicht nur die Unversitätstudien absolviert, sondern auch, nach wohlbestandenem Examen als Kandidat der Theologie, in der Nikolaitirche zu Leipzig bereits gepredigt, als er beschloß, sich der Musik zu widmen und — Paukenschläger zu werden! Als solcher stand er einzig da, und ist noch heute unübertroffen. Mendelssohn hielt ihn sehr hoch, Verlioz setzte ihn in seinen Schriften ein Denkmal, und auch Schumann schrieb bereinst: „Ein besonderes Blatt des Ehrenranzes wünschte ich noch dem Paukenschläger des Orchesters, Herrn Fvudt zugeeilt.“ Weniger glücklich war ich über die Chorverhältnisse. Allem Herkommen gemäß wirtte

bei Choraufführungen die Singakademie mit, welche mich nicht zum Dirigenten gewählt hatte. Da aber der damalige Dirigent derselben mich nicht gefaßt wollte, die betreffenden Werke selbst einzustudieren, so standen sich in der Generalprobe Chor und Dirigent zum ersten Male gegenüber. Das waren unhaltbare Zustände, die mich veranlaßten, einen selbstständigen Gewandhauschor zu organisieren, der sich mit der Zeit erfreulich entwickelte, so daß ich die Freude hatte, nach unserer ersten Aufführung des deutschen Requiems von Brahms die folgenden Zeilen von ihm zu erhalten: „Gehörter Freund! Die Konzerte lassen mich nicht zu Atem kommen, sonst wäre mein Dank nicht so spät und nicht so fliegend gekommen. Daß Ihre Aufführung eine sehr gute war, ist mir nicht nur brieflich mehrfach mitgeteilt, ich sehe es deutlich aus der Art, wie das Werk besprochen wird. Ich will gestehen, daß ich es nicht erwartete, da ich Ihre Chorverhältnisse, wenn auch nicht genau, kenne. Auch die Schwierigkeit des Werkes fürchtete ich, und alles das steigert mein Dankgefühl gegen Sie aufs lebhafteste. Nicht von Herzen möchte ich Ihnen denn hiermit meinen Dank sagen. Finden Sie es angemessen, so möchte ich Sie bitten, bei Gelegenheit auch den Herren und Damen vom Chor diesen meinen wärmsten Dank auszusprechen. Morgen erwarten wir Müller, der dann hoffentlich so freundlich wie Sie hier empfangen wird. Stockhausen schickt seine Grüße mit und ich kann nur wiederholen, daß Sie mich durch Ihre schöne Aufführung sehr erfreut haben. Ihr sehr ergebener Z. Brahms.“

Auch dem damaligen Konzertsublikum gehörte noch ein Wort; es bildete unzweifelhaft eine kunstverständige und achtungsvolle Gemeinde, die lebhaft um der Musik willen die Konzerte besuchte. Selbst die Damen erschienen in einfachster Kleidung; es hätte sich auch nicht gelohnt, für den spärlich erleuchteten Saal Toilette zu machen. Von todtendem Beifallspenden und fast niemals ausbleibendem Zugabegeldern, wie beides jetzt in Schwange ist, war damals gar selten die Rede. In seiner Anerkennung oder Ablehnung griff das Publikum jedoch selten fehl, und es hielt auch mit seinem Urteil nicht so lange zurück, bis es etwa ein solches, Schwarz auf Weiß, gelesen hatte.

Obgleich der Schwerpunkt stets auf den Orchesterleistungen beruhte, so hatten es doch die Verhältnisse mit sich gebracht, daß fast zu jedem Konzerte Solisten herbeigezogen werden mußten, und so hatte ich die Freude, mit fast allen bedeutenden Künstlern jener Zeit häufig in Verbindung zu kommen. Unter den auswärtigen Künstlern waren wohl Joachim und Clara Schumann die am häufigsten und stets mit gleicher Freude begrüßten Gäste, ihnen zunächst möchte wohl der unvergessliche Anton Rubinstein stehen; er kam aber selten nur um zu spielen, meist brachte er auch eine neue Komposition mit und dirigierte sie selber. In den vier Jahren erschien auch Franz Liszt wiederholt und dirigierte sein Requiem und einige seiner Suiten, die stets mit großer Achtung begrüßt wurden, während sie jetzt fast ganz aus den Konzertstätten verschwunden sind. Umgekehrt stand das Publikum den Brahms'schen Werken anfangs

befremdet gegenüber. Als er — noch während Julius Rieg's Direktionszeit — sein D moll-Konzert spielte, fand daselbe eine sehr läßliche Aufnahme, und auch seine zweite Etrenade (die übrigens auch jetzt noch kaum auf einem Konzertprogramm zu finden ist) begegnete nur einem Achtungserfolg; sehr bald aber wendete sich die Stimmung zu seinen Gunsten, und thut man dem Leipziger Publikum unrecht, wenn man behauptet, daß es den Wert des Meisters erst spät erkannt habe, denn schon bis zum Jahre 1881 waren über 40 seiner Werke in nahezu 70 Aufführungen im Gewandhause erklingen, eine Berücksichtigung wie sich einer solchen nur sehr wenige seiner Zeitgenossen unter den Komponisten zu erfreuen hatten. Auch Amalie Joachim, Sarasate, Wilhelmj, Saint-Saëns waren häufige Gäste, doch — wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammen kamen?

Am 11. Dezember 1884 ward dann das prächtige Neue Gewandhaus eröffnet, doch fanden während der Saison 1884/85 noch zehn Konzerte im alten Hause statt, das letzte derselben am 26. März, dem Todestage Beethovens. Es war die C moll-Symphonie dieses Meisters, nach deren letzten Akkorden sich die Werten dieses Raumes für immer schlossen, abgesehen von einigen Privatkonzerten, die noch dann und wann dort stattfanden. Es war mir vergönnt, noch zehn Jahre meines Amtes im neuen Hause zu walten.

Dankesfüllt blicke ich auf die 35 Jahre zurück, die ich in solcher Stellung verharren durfte. Viel Gutes und Schönes erlebte ich in dieser Frist, aber es würde nie gesucht erscheinen, wenn ich an dieser Stelle darüber hinweg gleiten wollte, daß mir, namentlich in den letzten Jahren meiner Wirklichkeit häufig — in mehr oder weniger freundlicher Weise — der Vorwurf gemacht wurde, daß ich mich auf einem allzu konservativem Standpunkt erhalten habe und der neueren Richtung zu wenig gerecht geworden sei. Da nun jedem Angeklagten gewährt wird, sich zu verteidigen, so möge es auch mir vergönnt sein, einiges zu meiner Rechtfertigung, oder — sagen wir — Entschuldigung vorzubringen. Derjenige, der zu einer Zeit geboren ward, da Beethoven und Schubert noch unter den Lebenden weilten, da Haydn's Tod erst seit fünfzehn Jahren betrauert wurde, der das Erscheinen fast eines jeden bedeutenden Wertes von Mendelssohn und Schumann als begehrterer Kunstjüngler mit erlebt hat, wird anders empfinden als etwa derjenige, der zwei Menschengalter nach Mozarts Tode geboren ward und wirkend und schaffend in eine Zeit hineintrat, da Wagners Stern schon hell strahlte. Dies vorausgeschickt, und an die Verhältnisse jener Zeit erinnernd, wo kaum jemals mehr als ein Extraprobe zu erreichen war, bekenne ich zunächst, daß die Klaviers und deren unmittelbare Nachfolger meinem Herzen allerdings immer am nächsten gestanden haben, daß ich das Gewandhausinstitut für verpflichtet hielt, die Meisterwerke der Klaviers unausgesezt zu kultivieren, so daß jede wiederum heranwachsende Generation mit denselben vollkommen vertraut werde; ähnlich, wie die Galerien dafür sorgen, daß die älteren Meisterwerke der bildenden Kunst



niets allem Volke zugänglich bleiben, während die Kunstausstellungen den Erscheinungen der Neuzeit gerecht werden; in Leipzig aber gab es zu allen Zeiten Konzertiustitute, welche prinzipiell den neuesten Erscheinungen die meiste Aufmerksamkeit zuwendeten. Somit hielt ich auch die Aufführung von Novitäten nur dann von besonderem Belang, wenn dieselben versprochen, von dauerndem Werte für den eisernen Bestand des Konzertrepertoires zu sein. Und nach der Seite hin glaube ich immerhin manches Gute gewirkt zu haben, mag auch andererseits manches von mir übersehen worden sein. „Irrtum verläßt uns nie!“ sagt Goethe. Von Schubert brachte zuerst ich die unvollendete Symphonie, die Es dur-Messe, die Entr'acts aus Hofamunde, von Schumann dessen Szenen aus Faust, das Neujahrslied, Nachtlied und viele kleinere Chorwerke wie z. B. „Zigeunerleben“, von Volkmann sämtliche Orchesterwerke, desgleichen von Brahms sämtliche Chor- und Orchesterwerke, während ich in den Kammermusikabenden viele seiner dahin gehörenden Werke selbst vortrug; von Hermann Goep, Raff, Goldmark, Bargiel, Saint-Saëns, Bizet, Rubinstein, Jakschohn u. ward fast alles Neuer-schienene vorgeführt. Daß manches Werk der letztgenannten Komponisten schon im Laufe weniger Jahrzehnten dem Neueren hat weichen müssen, wird außer mir noch manchem anderen überraschend gewesen sein. Daß ich von Liszt, Wagner und Verlioz nicht genügend

aufgeführt habe, wird mir als schwerste Unterlassungsünde angerechnet, obgleich ich von Wagner (der übrigens auf der Leipziger Bühne ausgiebig kultiviert wird) gar manches von dem, was sich fürs Konzert eignet, gebracht habe, darunter die Faustouverture und das Siegfriedidyll in mannigfachen Wiederholungen, von Verlioz immerhin die Haroldsymphonie, die Toverturen zu König Lear, Römischer Karneval, Korsar, Jee Nab u. und von Liszt Fragment aus der Faustsymphonie, Orpheus, Héroïde funèbre und Tasso. Vielleicht ist über Liszt und Verlioz noch nicht das letzte Wort gesprochen; sollten aber zu einer Zeit, die ich nicht mehr erleben werde, die Vorwürfe, die mir gemacht sind, als gerecht befunden werden, so hoffe ich dennoch, daß mir Vergebung zu teil werde, mit Rücksicht auf die Unzulänglichkeit einer jeden Menschennatur, und mit Rücksicht darauf, daß ich vielleicht auch manches Gute gewirkt, mindestens stets das Gute gewollt habe.

Die Zeiten haben sich gewandelt: die Zahl der Proben ist nicht mehr beschränkt, nicht mehr steigen häuslich gekleidete Menschen dunstige, kalte Treppen empor zum kleinen dämmerigen Saal, eine schöngeputzte Menge schreitet lautlos über teppichbelegte Marmortreppen in den im elektrischen Lichte strahlenden Prachtfaal. Eins aber ist geblieben — das treue Festhalten an dem schönen Wahlspruch: „Res severa est verum gaudium.“



Das neue Gewandhaus.



Friedhof in der Senne. Nach dem Gemälde von J. Hoffmann-Jallertleben.



Abb. 1. Steinzeugkrug. Siegburg. 2. Hälfte des XVI. Jahrhunderts. (29 cm hoch.)

Abb. 2. Steinzeugkrug. Köln. 1. Hälfte des XVI. Jahrhunderts. (17 cm hoch.)

Abb. 3. Steinzeugkrug. Maeren. 2. Hälfte des XVI. Jahrhunderts. (25 cm hoch.)

Abb. 4. Steinzeugkrug. Maeren. 2. Hälfte des XVI. Jahrhunderts. (26 cm hoch.)

## — Der Krug. —

Von

Dr. Adolf Brüning.

Mit 20 Abbildungen nach Originalen im Kgl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

(Abdruck verboten.)

„**S**err Doktor, wir wollen gern alle gute Christen sein, aber das Laster der Böllerei können wir nicht ablegen.“ — dieses freimütige Eingeständnis, das einst Herzog Ernst von Lüneburg Luther an kurfürstlicher Tafel gemacht haben soll, ist sicher auch heute noch manchem wackerem Deutschen aus der Seele gesprochen. Wir können es nun einmal nicht lassen, wenn auch die Zeit allmählich die rauhen Sitten der Väter etwas geglättet hat. Besonders den romanischen Völkern wird stets unsere Trinksfestigkeit maßlos erscheinen. Mit ähnlichem Staunen, mit dem Tacitus vor achtzehnhundert Jahren die alten Germanen ihre gewaltigen Hörner leeren sah, mag im Jahre 1900 der gute Pariser im Spatenbräu auf dem Champ-de-Mars ungezählte Maßkrüge braunen Bieres in den Kehlen der biedereren, immer durstigen Deutschen haben verschwinden sehen.

Wenn wir also wohl annehmen dürfen, daß die Trinklust unserer Vorfahren sicher zu keiner Zeit viel zu wünschen übrig gelassen hat, so scheint es doch, als wenn besonders im XVI. und XVII. Jahrhundert die Wellen des Weines und Bieres außergewöhnlich hoch gegangen sind. Der Einfluß französischer Sitte im XVIII. Jahrhundert und neue Getränke, die damals allmählich sich einzubürgern begannen — Thee, Kaffee und Schokolade — dämmten das Übermaß wieder ein, ohne jedoch dauernde Abhilfe zu schaffen.

Wir wissen von der Trinkgewalt der beiden genannten Jahrhunderte hinlänglich genug durch die Berichte der Zeitgenossen. Aber auch wenn uns gar keine litterarischen Mitteilungen darüber erhalten wären, so könnten wir schon aus einem anderen Umstande mit Sicherheit darauf schließen, nämlich aus der Form, dem Umfange und der

künstlerischen Ausschmückung der Trinkgeräte jener Zeit. Besonders die liebevolle Auszierung der Becher, Pokale,umpfen und Krüge verrät, welchen Wert und welche Bedeutung man ihnen beimäß.

Der beste Repräsentant des deutschen Durstes unter den angeführten Gefäßen der damaligen Zeit ist der Krug. Auch die Romanen kannten den Becher und den Pokal, aber der Krug, der breitbauchige, weitmündige, aus dem sich so behaglich der volle Inhalt schlürfen läßt, war ihnen unbekannt. Sie kannten ihn nicht, jenen ehrlichen Gesellen, so standfest auf breitem Fuße, so handlich am derben Griff, der so leicht nicht versagt, auch wenn der zierliche Becher, der stolze, hochbeinige Pokal schon längst unsicheren Händen entfallen wäre.



Abb. 5. Steinzeugkrug. Nassau. XVII. Jahrh. (28 cm hoch.)

Zwiefach ist die Form, in der der Krug im XVI. bis zum XVIII. Jahrhundert erscheint; die eine entspricht unserem Bierseidel, der Körper hat eine walzenförmige, meist nach oben sich verjüngende Gestalt — im XVI. Jahrhundert „Schnelle“ oder „Pinte“ genannt — die andere besitzt einen der Kugelgestalt mehr oder weniger sich nähernden Körper mit schmalem Fuß und enger Mündung. Zwischen beiden liegen zahlreiche Variationen, die bald zur einen, bald zur anderen Form hinüberspielen.

Es gibt kaum ein Material, das man nicht im Laufe der Zeit zur Herstellung eines Kruges — wenigstens der ersten Form — benutzt hätte. Wenn auch kein goldener Krug meines Wissens uns erhalten geblieben ist, so können wir doch als unzweifelhaft sicher annehmen, daß es einen solchen gegeben hat. Silberne und zinnerne sind noch in großer Zahl vorhanden. Auch Glas und Holz, Elfenbein und Bernstein, Serpentin und andere Stoffe mußten zur Verrfertigung von Krügen dienen.

Es würde zu weit führen, wollte man alle diese verschiedenen Erscheinungsformen, in denen der Krug auftritt, näher verfolgen. Ich beschränke mich auf die Erzeugnisse der Töpferkunst. Sie bieten schon einen so großen Reichtum mannigfaltiger Formen und Dekorationen, daß er kaum zu erschöpfen ist.

Das dem Krüge von jeher am meisten angemessene Material, das auch seinem derben Charakter am besten entspricht, ist das Steinzeug, auch aus dem Grunde am besten geeignet, weil es das Getränk sehr lange kühl hält.

Steinzeugkrüge hat man an vielen Orten Deutschlands gefertigt. Zu künstlerischen Leistungen erhoben sich unter den verschiedenen Töpferwerkstätten besonders die rheinischen, denen auch ein besonders hartes, schönes Material zur Verfügung stand.

Wistang hatten Siegburg, Ræren und das nassauische „Kannebäckerländchen“ bei Höhr und Grenzhausen als Hauptcentren der Steinzeugfabrikation im Rheingebiete gegolten. Erst vor wenigen Jahren

haben überraschende Funde in der Magiminenstraße zu Cöln festgestellt, daß schon zu Anfang des XVI. Jahrhunderts hier eine Töpferwerkstatt mit regem künstlerischen Betriebe bestanden haben muß. Man fand noch den Ofen und zahlreiche Scherben, sowie ganze Gefäße. Auch in der Komödienstraße und am Eigelstein hat man Spuren alter Steingewerbereien entdeckt. Während die Blütezeit der übrigen rheinischen Töpferwerkstätten erst nach 1550 beginnt, sind die besten Cölner Arbeiten zwischen 1520 und 1540 geschaffen worden.

Die Cölner Krüge, die eine hellbraune bis dunkelbraune Färbung haben, treten sowohl in der Gestalt der Schuelle, wie der kugelförmigen Form auf. Der Krug mit Kugelbauch erscheint besonders häufig als „Wartmännchen“, d. h. der Hals trägt vorn ein härtiges Antlitz. Der ganze Krug bekommt infolgedessen den Anschein eines behäbigen, rundbäuchigen Gesellen, dem der Zinndedel als Hut dient. Bei einzelnen Stücken (Abb. 2) wird diese Vermenschlichung der Krugform noch weiter fortgeführt, indem dem Kopf ein Oberkörper mit Armen beigelegt wird. Als für Cöln charakteristischer Dekor schmücken diese Krüge aufgelegte Fischen-, Rosen-, seltener Distelzweige. Auch Krüge in der Form von Eulen, Löwen und Bären haben sich noch erhalten. Sie haben wohl hauptsächlich als Schaugerät gedient.

Hohe, schlanke, zylindrische, sich nach oben leicht verjüngende „Schnellens“ sind den Töpferwerkstätten der abteulichen Stadt Siegburg eigentümlich. Da der Siegburger Thon von Natur ein schönes weißes Aussehen hat, so verzichtete man auf weitere Färbung, überzog höchstens die Gefäße mit einer farblosen durchsichtigen Glasur, die durch Verdampfen von Kochsalz während des Brandes hergestellt wurde. Die Siegburger Schnellens



Abb. 6. Apostelkrug. Steingew. Krusken, 1665. (21 cm hoch.)

erinnern mit ihren drei parallel laufenden Ringen um Hals und Fuß an Holzkrüge, die mit Reifen umwunden sind. Der reiche Reliefzierat, der sie zu schmücken pflegt, setzt sich in drei hohen, die ganze Fläche zwischen den Reifen einnehmenden Feldern voneinander ab, welche aus thönernen Hohlformen ausgepreßt und dann an den Gefäßkörper angelegt wurden. Während in Cöln die Ornamente direkt aus den Hohlformen ausgeschnitten wurden, stellte man in Siegburg zunächst Holzreliefs her und gewann durch Eindrücken derselben in weichen Thon die Hohlformen. Religiöse Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testamente in reichen ornamentalen Umrahmungen überwiegen. Auch allegorische Figuren, Tugenden und Laster kommen vor, ferner Wappen, unter denen das des Herzogs von Jülich-Cleves-Berg, in dessen Herrschaft Siegburg lag, überwiegt.

Sehr merkwürdig und für das katho-

lische Siegburg, wo ein Abt das Regiment führte und kein Protestant gebuldet wurde, sehr befremdlich sind zahlreiche Schnellen mit antipäpstlichen Darstellungen. Eine dieser Art führt die Abbildung 1 vor. Auf dem ersten, hier nicht sichtbaren Feld derselben ist die Versuchung Christi durch den Satan dargestellt. Das über der Scene angebrachte Schild trägt die Inschrift: PACK DICH TEYFEL IN INTRVM, d. i. in die Hölle. Das folgende Bild führt uns den Antichrist vor, einen scheußlichen Drachen mit den Köpfen des Papstes, des Türken und Lucifers. Auf dem dritten Streifen legt Christus die Art an einen hohen, stattlichen Baum, den Bischöfe und Mönche zu stützen suchen. In den Ästen des Baumes hängen allerlei Geräte des katholischen Kultus, Monstranzen, Reliquien, Weihrauchfässer u. dergl. Das Unkraut wil ich ausrotten und werfen es ins

Feur, lautet die Inschrift. Gegen Ende des XVI. Jahrhunderts verhängte der Abt Wilhelm von Hochkirchen über das Töpfergewerk, „wegen schweren Excesses“, eine Strafe von 600 Goldgulden. Es ist nicht unmöglich, daß diese hohe Buße in ähnlichen Darstellungen ihren Grund hatte.

Eine schöne braune Farbe zeichnen die bauchigen Krüge aus, die in Raeren (bei Eupen) gefertigt wurden. Seltener sind graue Krüge, bei denen einzelne Teile mit Kobaltblau gefärbt sind. Die Raerener Krüge sind oft von beträchtlicher Größe, auf gewaltigen Durft berechnet. Die größten könnten auch als Schenkflannen gebiebt haben. Während den dünnen Hals in der Regel ein mit Masken verziertes Ornamentband ziirt, umgibt den Bauch ein umlaufender Fries mit figürlichen Darstellungen, die uns zum Teil einen höchst interessanten unmittel-



Abb. 7. Kurfürstenkrug. Steinzeug. Meusien, 1669. (17 cm hoch.)



Abb. 8. Planetenkrug. Steinzeug. Krusken, 1658. (17 cm hoch.)

baren Einblick in das Leben und Treiben derjenigen thun lassen, die einst selbst aus diesen Gefäßen tranken. So stellt ein Krug des Berliner Kunstgewerbemuseums (Abb. 4) eine Bauernkeiße dar. Er wurde in Raeren selbst an der Stelle einer alten Töpferwerkstatt gefunden, wo er als nicht ganz gelungenes Produkt — ein Stück des Hals schmuckes fehlt — fortgeworfen worden war. An einem lange Tische sitzen auf Bänken die Becher, lebhaft gestikulierend und einander zutrinkend. Einer vor ihnen sucht die vorbeieilende Kellnerin zöastlich an sich zu ziehen. Links steht die Wirtin, ein dickes Tuch um den Kopf gewickelt, und freidet an einer Tafel die Zahl der getrunkenen Krüge an. Unter der Tafel wird ein dreieckiger Schemel sichtbar. Am Halse trägt der Krug die Bezeichnung I E, er stammt also von einem der hervorragenden Töpfer Raerens, Jan Emens.

Aber die fröhliche Bechluft hat auch

eine Kehrseite, und diese zeigt uns ein anderer Krug, der die bösen Folgen der Trunkenheit darstellt (Abb. 3). Die betrunkenen Männer werden von ihren Frauen kräftig durchgebläut, eine kommt sogar mit einem langen Besen heran. Soe goet det dy fol supers es moes sein Ao. 1590 I M lautet die Aufschrift („So geht es den Trunkenbolden; es muß sein“). I M ist die Signatur des Meisters Jan Renniden. Die Schultern des Kruges bedeckt eine Art von Behang mit Korbstrichmuster, den ablaufenden Körper unterhalb des Bildstreifens zieren Kanakelnuren.

Sehr beliebt sind sodann auf Raerer Krügen Darstellungen von Bauerntänzen, die auf Stiche des Hans Sebald Beham zurückgehen. Interessant ist die Inschrift, welche sie teils vollständig, teils in verkürzter oder auch etwas abweichender Form tragen: Jeorien du mus dapper blasen so dansen dei buren als weren sy rason Fry



Abb. 9. Jagdkrug. Steingeug. Kreußen, 1689. (17 em hoch.)

(fis) uf spricht bastor ick verdans dy Kap mit den Kor — Wer sin hoopt wilt halten ganz der las den hunden er brulueft en de dei buren eren dansz.

„Georg (?), Du mußt tapfer blasen  
Dann tanzen die Bauern als wären sie rasend.  
Früch auf, spricht Pastor,  
Ich vertanze die Kasper samt den Chor(rod).  
Wer seinen Kopf will behalten ganz  
Der laß den Hunden ihr Spiel und den Bauern  
ihren Tanz.“

Daß die Geistlichkeit damals auch durch minder harmlose Beschäftigungen Anlaß zu bitterem Spott und scharfem Tadel gab, zeigen Krüge, auf denen in unzweideutigster Weise das Lasterleben zuchtloser Priester an den Pranger gestellt wird. Von biblischen Darstellungen erfreute sich bei den Raerener Töpfern die Geschichte der keuschen Susanna einer besonderen Beliebtheit. Mythologische Erzählungen, wie der Kampf der Lapithen und Kentaurern, welche dem Verständnis der Abnehmer ferner lagen, sind selten.

Als ein Mißling von der Siegburger Schnelle und dem Raerener Krug stellt sich der in Nassau gefertigte Krug der Abbildung 5 dar. Außer dem Kobaltbau ist hier auch noch eine violette Glasur angewandt; beide Farben verbinden sich mit dem

Grau des Scherbens zu gutem Dreiklang. Den ganzen Grund füllen Ranken mit Eichel, stilisierten Blättern und Blüten aus. Die Ranken sind eingeschnitten, die Eicheln u. s. w. aus Formen gepreßt. Auch mit Stempeln eingedrückte Ornamente sind beim nassauischen Steingeug beliebt.

Beschränkt sich das rheinische Steingeug in seiner Dekoration auf Schmudmittel, die sich aus der Natur des Materials und seiner Verarbeitung ergaben, also im wesentlichen auf gepreßte und eingedrückte Ornamente, so suchten die fränkischen Töpfer (Kreußen) durch Bemalung mit Gold und Emailfarben den Krügen ein reicheres, farbiges Aussehen zu geben. In der Regel geschah die Bemalung auf den gesformten Reliefs oder, ganz ähnlich wie bei den bemalten gläsernen Humpen, auf der glatten Fläche.

Man hatte allerdings auch seinen guten Grund zu diesem Hilfsmittel der bunten Emailfarben zu greifen, denn die trübe schwärzlich-braune Glasur, mit der der dunkelgraue Thonkern überzogen ist, hat ein wenig erfreuliches Aussehen. Außerdem verwischt sie auch die Formen des Reliefs und stumpft sie ab, so daß auch deshalb eine nachträgliche Ausmalung derselben erwünscht war.

Unter den emaillierten Krügen des XVII. Jahrhunderts, die im Gegensatz zu den hohen, schlanken Siegburger Schnellen eine niedrige, gedrückte Form haben, müssen sich bestimmte Gattungen einer besonderen Schätzung erfreut haben, da dieselben in zahlreichen Beispielen noch erhalten sind. Am beliebtesten waren die „Apostelkrüge“, bei denen um den Bauch des Gefäßes die zwölf Apostel nebeneinander gereiht wurden, in deren Mitte Christus steht (Abb. 6). Die Stelle des Erlösers nimmt zuweilen ein Wappen ein. Auch werden wohl als



dreizehnter Apostel Paulus, als vierzehnter Luther hinzugefügt. Gegenstücke zum Apostelkrug bilden der „Kurfürstenkrug“ mit den sieben Kurfürsten, den Vertretern des heiligen römischen Reichs deutscher Nation (Abb. 7), sowie der „Planetentkrug“ mit der Darstellung der Planetengottheiten, die in der Vorstellung der damaligen Welt eine bedeutende Rolle spielten, indem aus ihrer gegenseitigen Stellung zu einander und ihrem Standpunkt in den zwölf Tierzeichen Schlüsse auf die Gestaltung des Schicksals gezogen wurden (Abb. 8).

Sehr geschätzt waren auch die „Jagdkrüge“ mit Jagdbildern. Der in der Abb. 9 vorgeführte zeigt in der Mitte ein Böttcherwappen, zu beiden Seiten desselben ist eine Bären- und Hasenjagd dargestellt. Den unteren Rand schmückt eine als Dekoration wirkende Inschrift: *Drinck mich auss vnd schenck mich witer ein, dass du erfrischt dass hertze dein.* Anno 1656.

Ähnliche Inschriften sind auf Kreussener Krügen nicht Seltenes. Ein Krug vom Jahre 1647 mit einem von Pfeilen durchbohrten Herz zwischen einem männlichen und weiblichen Brustbild besitzt die passende Aufschrift: *Gott im herten die liew im arm das lindert schmerzen und machget warm.* Andere hübsche Sprüche für den gottesfürchtigen Becher, der mit einem Auge zum

Himmel, mit dem anderen in den Bierkrug schaut, sind:

„Gott gebe Gott grize  
Wein und bier schmeckt süszo  
Versaff ich de shu so behalt ich doch de süszo“  
oder

„Wer mich austrinck zu jeder zeit  
dem gesegne es di heilge dreifaltigkeit“

oder endlich

„Ein gutter buszen — Ein frolich gewiszen  
Ein gutter trunck — Ein freudig sprunck  
Lasz ewig leben — Das wol Gott al fromengeben“

Es sind poetische Variationen des Glaubensbekenntnisses, das der gute Herzog Ernst von Lüneburg Luther ablegte.

Neben den walzenförmigen finden sich auch Krüge von kugelförmiger Form, wie der in der Abb. 11 dargestellte, der auf vier abgeflachten von Kränzen umrahmten Medaillons die Jahreszeiten in der naiven Art der damaligen Zeit dem Becher vorführt: den Winter als einen Mann, der sich die Hände an einer Kerze erwärmt, die anderen drei Zeiten als Frauen mit Blumen, Ähren und Äpfeln.

Sehr häufig sind sodann Krüge in Balusterform (Abb. 12) mit Brustbildern, Engelfiguren, Wappen u. s. w. am Bauch, oben und unten mit großen bunten Palmetten oder wie hier mit Kirichen- oder Beerenbüscheln verziert. Das Grundmuster



Abb. 10. Steinzeugkrug.  
Süddeutschland. 2. Hälfte des  
XVII. Jahrh. (20 cm hoch.)

Abb. 11. Steinzeugkrug.  
Kreussen. 2. Hälfte des XVII.  
Jahrh. (17 cm hoch.)

Abb. 12. Steinzeugkrug.  
Kreussen. 2. Hälfte des XVII  
Jahrh. (26 cm hoch.)

des Kruges zeigt in schräglaufenden Feldern leichte, von der schwärzlichen Glasur verkleisterte Einschnitte und Kerben. Die Krüge dieser Form sind zuweilen nicht datiert, aber nach den Aufschriften auf den Zinnbedeln und dem Kostüm der Figuren sind sie in die zweite Hälfte des XVII. Jahrhunderts zu setzen.

Den Kreuffener Krügen nah verwandt ist sodann eine Gruppe von Krügen aus hellgrauem Ton mit Kerbschnittmuster, das, nur von einer dünnen durchsichtigen Salzglasur bedeckt, in seiner ganzen Schärfe hervortritt. In die Zwidel zwischen die bunt emaillierten Palmetten sind Engelsköpfe in Relief gesetzt. Der Zinnbedel des hier (Abb. 10) dargestellten Kruges ist besonders hübsch ausgebildet; er ist mit Blumenzweigen geschmückt, der Knauf hat die Gestalt eines geflügelten Engelskopfes.

Von anderen deutschen Steinzeugfabriken

ist etwa noch die sachsen-altenburgische zu nennen, wo im XVIII. Jahrhundert Krüge von stattlicher Größe und eigentümlichen an Konditorkunst erinnernden Dekor hergestellt wurden. Die Ornamente des in der Abb. 13 vorgeführten Beispiels, ein Herz, von dem Blumenzweige nach den Seiten sich ausbreiten, sind aus eng nebeneinander gestellten weißen Kugeln oder Perlen gebildet. Zwischen diese Ornamente sind Buchstaben verstreut, die sich zu einem Namen — Georg Greine oder ähnlich — zusammenfügen lassen. Als einrahmende Borte des Mittelfeldes dient die Inschrift: Alles was wir haben, sind Gottes Gaben. Anno Christi 1706 d. 29. August. Bemerkenswert ist der reiche Zinnbeschlag, der wie ein Panzer den Krug sichert. Vom Fuß, der völlig eingehüllt ist, zieht sich der Beschlag über den Henkel zum Deckel hinauf. Außerdem laufen oben vier und unten fünf Reifen, die zwischen erhabene Wülste des Kruges eingebettet sind, um das Gefäß herum.

Oft bestreitet auch bei sonst schmucklosen Krügen, wie bei dem in der Abb. 14 wiedergegebenen, der Zinnbeschlag allein die Ornamentik. In den Deckel und den Beschlag des Bauches sind hier vier zinnerne Medaillen eingelassen, von denen zwei religiöse Stoffe darstellen, den heiligen Antonius von Padua mit dem Christuskinde im Arm und denselben Heiligen vor der Madonna knieend, während die beiden anderen politischen Inhalts sind. Die eine von 1689 verherrlicht den Oranier Wilhelm III., den „Wiederhersteller Britanniens“, die andere versinnbildet den Frieden zu Rijswijk 1697, in dem Deutschland endgültig Straßburg verlor. Da die Medaille von 1689 den Sieg der protestantischen Sache in England feiert, so scheint der Besitzer des Kruges in religiösen Dingen ziemlich weitherzig gewesen zu sein.

Eine ganz besondere Art des Steinzeuges ist die rotbraune „Wöttgerware“, die Johann Friedrich Wöttger bei seinen Bemühungen, dem Geheimnisse der Porzellanbereitung auf die Spur zu kommen, im Jahre 1707 erfand. Es ist eine Nachahmung des chinesischen Steinzeuges; aber während dieses ähnlich dem rheinischen Steinzeug Reliefverzierungen besitzt, schuf Wöttger eine ganz neue eigenartige Ware, indem er das harte



Abb. 13. Steinzeugkrug Sachsen (Altenburg) 1706.  
(30 cm hoch.)

Material wie Glas schleifen und mit dem Rade Ornamente einschneiden ließ. Man polierte entweder die Flächen der Krüge oder überzog sie mit einer dunkelbraunen Glasur. Schnitt man nun in diese glasierten Gefäße Ornamente ein, so legte man wieder die rote Masse bloß, so daß dann die Darstellung hell auf dunkeln Grunde stand (vgl. Abb. 15). Auch Malereien in Gold, Silber und Lackfarben brachte man auf diesen, sowohl in Meißen wie in Bayreuth und an anderen Orten hergestellten glasierten Krügen an. Da die „Böttgerware“ in ihrer Beschaffenheit dem eigentlichen Steinzeug sehr nahe kommt, wurden gerade Krüge sehr zahlreich in dieser Masse angefertigt.

Schon gegen Ende des XVII. Jahrhunderts tritt ein neuer Stoff in der Krugfabrikation mit dem Steinzeug in Konkurrenz, die Fayence, die, wenn sie sich auch bezüglich der Qualität der Masse — ein mit weißer Zinnlasur überzogener weicher Thon — nicht mit dem Steinzeug messen kann, dafür eine reiche malerische Dekoration ermöglicht. Zunächst übernahmen es einzelne Emailmaler, die von den Fabriken gelieferten weißen Krüge mit bunten Muffelfarben oder auch mit Schwarzlot zu bemalen. Von einem mit W R zeichnenden Maler stammt der schöne Krug von birnenförmiger Gestalt der Abb. 17, auf dem in einem Kranze von Nektar, Tulpen, Lilien u. a. eine Landschaft dargestellt ist.

Im XVIII. Jahrhundert übernahmen die Fabriken selbst die Bemalung ihrer Krüge. Besonders die Fayencefabriken von Nürnberg und Bayreuth lieferten zahlreiche Krüge mit blauen oder bunten Malereien. Der walzenförmige Krug mit senkrechten Wandungen oder mit leichter Verjüngung nach oben überwiegt. Einer der größten Nürnberger Krüge im Berliner Kunst-



Abb. 14. Steinzeugkrug in Sinnfassung. Deutschland, um 1700.  
(20 cm hoch.)

gewerbemuseum, der etwa fünf Liter faßt, stellt das Spittlerthor in Nürnberg dar. Eine Aufschrift klärt uns über den ehemaligen Besitzer dieses Kiefenkruges auf; sie lautet: Herr Johann Georg Hezer Wachtmeister unter dem Spittler Thor 1726 — Soldatenkehlen haben immer den größten Durst gehabt. Von dem Maler Georg Kordenbusch stammt der in der Abb. 18 gegebene Krug mit einer Jagdgesellschaft, die den Herbst darstellen soll. Kordenbusch hat indessen das hübsche Bild nur kopiert; wir können das Vorbild noch in einem Stich eines der feinsinnigsten Meister des deutschen Rokoko, des Augsburger Joh. Es. Nilson, nachweisen. Ein anderes Mal stellt Kordenbusch eine Susanna im Bade dar, während der Maler Adam Schuster ein auf die Reformation bezügliches allegorisches Bild gibt, und einer der Besitzer der Manufaktur, Joh. Andreas Marx, uns einen ver-



Abb. 15. Steingugkrug. Wöttgerware. 1710—1720.  
(22 cm hoch.)

stohlenen Einblick in eine Nürnberger Wochenstube thun läßt. Also auch jetzt noch begegnen uns heilige und profane Stoffe in einträchtigem Nebeneinander. Einer norddeutschen Fabrik, der von Rheinsberg, entstammt der eiförmige Krug mit den Emblemen eines Schusters zwischen Blumenzweigen und Palmen (Abb. 19). Eine absonderliche Gattung von Krügen vertritt ein Bezierkrug aus Fayence (Abb. 16), der in der 1746 begründeten „Churfürstlich-

Mainzischen Höchster Porzellaine Fabrique“ hergestellt worden ist. Die Malerei, im Charakter der gleichzeitigen Porzellandekorationen gehalten, stellt nach dem Ausdruck der damaligen Zeit „Batteauische Figuren“ dar. Während man für gewöhnlich von einem rechtschaffenen Krug erwartete, daß seine Seitenwände geschlossen sind und oben eine weite Öffnung sich befindet, ist merkwürdigerweise die Sache hier gerade umgekehrt: Dort wo man eine Öffnung erwartet, ist Wandung, und an Stelle der Wände sind Durchbrechungen. Außerdem läuft um den oberen Rand ein ringförmiger, hohler Wulst, der an den Seiten drei kleine Ausflußröhren trägt, von denen indessen nur die dem Henkel gegenüberliegende mit der Höhlung des Wulstes in Verbindung steht. Vom Boden des Kruges leitet eine durch den hohlen Henkel gehende Röhre die Flüssigkeit durch den Wulst zur Mündung. Aber auch wenn man diese sonderbare Einrichtung begriffen hat, ist es noch immer nicht möglich aus dem Krüge zu trinken, falls man nicht weiß, daß unter dem oberen Henkelansatz sich eine kleine Öffnung befindet, die erst zugehalten werden muß, bevor man den Inhalt aufsaugen kann.

Der blühenden deutschen Fayencekunst wird gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts ein jähes Ende bereitet durch das Steingut, das damals in England, besonders durch die Bemühungen des berühmtesten englischen Keramikers Josiah Wedgwood bedeutend verbessert, in gewaltigen Mengen für den Weltmarkt hergestellt wurde und wegen der großen Vorzüge der Masse die Fayence allenthalben verdrängte. Auch in Deutschland wurden Steingutfabriken angelegt, in denen Krüge mit bescheidenen Malereien angefertigt wurden. Bedeutende künstlerische Leistungen sind nicht geschaffen worden.

Auch Porzellankrüge in Walzenform hat uns das XVIII. Jahrhundert in Menge hinterlassen. Der hier (Abb. 20) dargestellte



Abb. 16. Bierkrug,  
Favence. Höchst.  
Mitte des XVIII. Jahrh.  
(21 cm hoch.)

Abb. 17. Favencekrug,  
des. W. R. Süddeutsch-  
land, Ende des XVII.  
Jahrh. (26 cm hoch.)

Abb. 18. Favencekrug,  
bemalt v. G. Korbenbusch-  
land, Mitte d. XVIII.  
Jahrh. (25 cm hoch.)

Abb. 19. Favencekrug,  
Rheinberg. 2. Hälfte des  
XVIII. Jahrh.  
(22 cm hoch.)

Krug der Meißener  
Manufaktur zeigt  
Lotosblumen und  
stilisierte Wellen in  
chinesisch-japanischer  
Art. Bekanntlich  
wurden ja in der  
ersten Zeit der Ma-  
nufaktur mit Vor-  
liebe sowohl die  
Formen wie die  
Dekorationen der  
im Besitze Augustus  
des Starken be-  
findlichen ostasia-  
tischen Porzellane  
zum Vorbild ge-  
nommen.

Allmählich aber  
— vielleicht schon  
im Laufe des XVIII.  
Jahrhunderts —  
entwickelte sich der  
Sinn für jene fei-  
nen Beziehungen  
zwischen Getränk  
und Gefäß — Be-  
ziehungen, die viel-  
leicht nur die Ge-  
wohnheit in die  
Dinge hineingelegt



Abb. 20. Porzellan-krug. Meissen um 1725.  
(21 cm hoch.)

hat, ohne daß sie  
von Natur vorhan-  
den sind. Uns ist  
es heute fast un-  
möglich, aus Por-  
zellan Bier zu  
trinken, obgleich  
sicher daraus an  
sich nicht schlechter  
schmecken würde wie  
aus dem Glas.  
Aber wir haben uns  
so daran gewöhnt,  
aus dem Por-  
zellan nur warme  
Getränke zu trin-  
ken, daß unwill-  
kürlich die Vor-  
stellung des War-  
men, als einer dem  
Porzellan anhaf-  
tenden Eigenschaft,  
unverträglich mit  
den Gedanken an  
die erfrischende  
Kühle des Bieres,  
sich einstellt. Jeden-  
falls der beste  
Behälter für Bier  
bleibt immer der  
Steinzeugkrug.



(Abdruck verboten.)

Was ich Ihnen da erzählen kann, begann die Geheime Rätin, nachdem sie sich ein Weilchen hatte bitten lassen, erhebt wirklich durchaus nicht den Anspruch darauf, eine Geschichte zu sein; es ist ein Begegnis, das mir vielleicht nur deshalb interessant scheint, weil ich recht wenig erlebt habe und auch gar kein Geschick dazu besitze, etwas zu erleben. Sie müssen wissen, daß ich ziemlich enge erzogen und gehalten bin. Wie ich das meine, will ich Ihnen gleich sagen. Mein Vater war Gerichtspräsident in einer nicht großen Provinzialstadt; aller Augen waren da auf ihn und sein Haus gerichtet, und es versteht sich von selbst, daß ich mich schon als Kind so verhalten mußte, von jedem beobachtet werden zu können. Als junges Mädchen erst recht. Es fragte sich nicht so, was schicklich sei oder nicht, sondern was sich für die Tochter des Herrn Präsidenten schide, und da schidte sich für sie nicht einmal immer das Übliche. Dann verlobte ich mich recht jung mit einem Professor, der zur Regierung überging, um schneller vorwärts zu kommen. Ich war als junge Frau auf einen ganz bestimmten Kreis von Menschen angewiesen, dem ich mich anpassen mußte. Und so blieb es mit ganz geringen Modifikationen; immer bedingte die Stellung meines Mannes mein gesellschaftliches Verhalten und eine genaue Abgrenzung des im Verkehr Zulässigen. Hätte er mir einen allerersten Platz anweisen können, so wäre ich erst recht gebunden gewesen. Nicht anstoßen, war die unverbrüchliche Regel, der ich mich übrigens gewohnheitsmäßig fügte, ohne einen Druck zu spüren. Dann wurde mein ältester Sohn wieder Beamter, mein zweiter Offizier, meine Tochter heiratete in eine

adelige Familie; und so blieb ich mit meinen Lebensanschauungen fest eingezirkelt, ohne auch nur Verständnis dafür zu gewinnen, daß man außen in größerer Freiheit sich wohl fühlen könne, oder sie mir gar zu wünschen. Besonders meine Vorstellungen von weiblichem Anstand wurzelten ganz in den Verhältnissen, die mich einschlossen.

Nach dem Tode meines lieben Mannes, dessen letzte Pflege mich sehr angegriffen hatte, ging ich zur Erholung im Frühjahr nach Gardone Riviera. Da meine Mittel beschränkt waren, nahm ich Pension in einem kleinen, nicht weit von dem langgestreckten Hotel Gardone gelegenen Hause, das mit seinem hellroten Anstrich in der Sonne besonders freundlich leuchtete und sich mir durch den schönen, geräumigen Garten am See empfahl. Ich glaube, nicht viel mehr als zwanzig Pensionäre konnten da Unterkommen finden. Die Gesellschaft wechselte, aber auch die flüchtigeren Gäste pflegten einige Wochen zu verweilen, und einige, die ich schon vorfand, schienen sich so gut zu gefallen, daß ich sie auch zurückließ.

Wir trafen zusammen bei der gemeinsamen Mittag- und Abendtafel in dem großen Zimmer zu ebener Erde, von dem man durch einen schmalen Flur gleich nach dem Garten gelangte, der nach der Mahlzeit zu einer Promenade benutzt zu werden pflegte. Da man nicht vorgestellt wurde, blieb es dem Zufall überlassen, ob man mit dem einen und andern bekannt wurde, dessen Namen man nicht einmal zu erfahren brauchte. Für die Kranken standen in einem vorn offenen Gartenhause und vor demselben bequeme Stredstühle bereit, in denen sie sich unter wollenen Decken von der Frühlingssonne bescheinen ließen. Den größten

Teil des Tages brachte jeder nach seinem Belieben im Zimmer, auf Spaziergängen oder auf dem See zu, den ich selbst, einige Dampfbootfahrten abgerechnet, nur vom Lande aus in seinen oft ganz zauberhaften Färbungen bewunderte. Auf dem langen Rücken des Monte Baldo lag noch Schnee, was dem Wilde einen Reiz mehr gab.

Gleich als ich mich das erste Mal zu Tisch setzte, war mir schräg gegenüber eine junge Dame mit sehr freundlichem Gesicht aufgefallen. Das Gesicht lagte eigentlich fortwährend. Bald mit blitzenden Augen und Zähnen, wenn die Unterhaltung mit den Nachbarn lebhafter wurde, bald stillvergnügt und von irgendwelchen schalkhaften Gedanken angeregt.

Ich hatte den Eindruck, daß ihr so recht wohl zu Mut sein müßte, und das war auch erklärlich, da sie offenbar der Liebling der ganzen Runde war. Man nickte ihr von den entfernteren Plätzen her zu oder warf ihr ein Wort hinüber, für das sie dann wieder mit einem munteren Blick des Verständnisses dankte, auch wenn sie es vielleicht nicht verstanden hatte. Man redete sie „Fräulein Konstanze“ an, und auch ihre Tischnachbarn, zwei Herren, thaten das, so daß ein verwandtschaftliches Verhältnis zwischen ihnen nicht bestehen konnte. Auch sonst schien niemand an der Tafel zu sein, der näher zu ihr gehörte. Dabei schätzte ich ihr Alter nicht über zwei- oder dreiundzwanzig Jahre. Sie war in ihrer jugendlichen Frische mit dem welligen blonden Haar, den grauen Augen und dem zierlichen Näschen entschieden hübsch zu nennen, hatte volle Formen und trug eine einfache, helle Sommerbluse, die sie sehr gut kleidete; von Schmuck nur einen goldenen Pfeil, der ein blaues Tücheltchen zusammenhielt. Was sie sprach, so weit ich's verstehen konnte, war durchaus nicht besonders geistreich. Man plänkelte mit ihr neckisch, und sie antwortete auch so, doch immer mit bescheidener Zurückhaltung. Ich bemerkte, daß sie ihr Brötchen schonte, immer nur ein wenig daran knabberte und bis zuletzt einige Broden neben ihrem Teller liegen ließ. Die Nachbarn legten ihre Reste dazu, und als die Früchte herumgereicht wurden, rollten von allen Seiten Stückchen über den Tisch, die sie lachend auffing und zu dem Häuflein sammelte. Ich hatte nur den kleinsten Teil

von meiner Semmel geessen, und sah nun, daß sie wiederholt verlangend darauf hinschielte, auch bettelnde Blicke zu mir hinschickte. Eine Weile hielt sie an sich, dann fragte sie doch leise und mit ihrem anmutigsten Lächeln: „Essen Sie das nicht mehr, gnädige Frau? Ach — dann bitte —!“ Ich reichte ihr das Brötchen zu, und sie dankte mit mehrmaligem raschen Kopfnicken, als ob wir alte Bekannte wären.

Gleich darauf wurde aufgestanden. Sie nahm vorn den Nod ein wenig auf, so daß eine Quersalte entstand, strich alle die Stückchen Weißbrot hinein und eilte in den Garten hinaus. Ich folgte mit den meisten von den anderen Tischgenossen. Es wurde mir nun rasch klar, was sie im Sinn gehabt hatte. Am Garten zog sich eine niedrige, mit Steinplatten gedeckte Mauer hin, an deren Rückseite der See branbete. Auf diese Platten legte sie die Brotsstückchen in langer Reihe und stellte sich nicht weit davon, den Arm auf die Mauer gestützt, zuwartend hin. Es dauerte nur eine ganz kleine Weile, bis vom breiten Wasser her Schwärme von Möven mit lautem Geschrei angeflogen kamen, hoch in der Luft wendelten, sich gegen die Mauer zu hinabstürzten, aber immer ein Stück vor derselben im flachen Bogen abschwenten, sich wieder erhoben und daselbe Spiel begannen. Das Fräulein stand ganz unbeweglich, den vergnügt lauernden Blick gespannt auf den Vogelreigen gerichtet. Es sah wirklich wunderschön aus, wie die langflügeligen Tiere heranschwirrten, verlangend dem Futter zustrebten, aber immer wieder mit ärgerlichem Geträchze scheu abhogen. Allmählich erweiterten sie doch die Kreise bis über die Mauer hin. Und nun schwebte ein besonders mutiger Vortänzer seitwärts heran, verdoppelte die Geschwindigkeit des Fluges und haßte mit dem Schnabel das fernste Brotsstückchen. Als ihm dieses Wagnis gelungen war, fand es Nachahmung. Ein zweiter, dritter und zehnter von den schönen Vögeln näherte sich freischend und griff im Fluge die Beute auf, die zuletzt nur noch wenige Schritte von der Spenderin ab zu haben war. Wenige Stückchen blieben liegen, und es war nun sehr hübsch zu beobachten, wie der Anflug noch eine Weile wiederholt wurde, der Mut aber immer wieder versagte, bis die Schar endlich dann doch das Rennen aufgab und über den See hin verschwand.

Fräulein Konstanze hatte auch außer mir Zuschauer gehabt. Der junge Mann, der bei Tisch zu ihrer linken Seite saß, stand in einiger Entfernung mit einem Skizzenbuch, eifrig zeichnend. Und ein anderer Gast in schon mehr vorgerückten Jahren, dessen krank-bleiches Gesicht mit den tiefliegenden überklaren Augen und eingefallenen Wangen mir aufgefallen war, hatte weiter zurück auf der geschweiften Bank vor dem Bostett in der Sonne Platz genommen und schaute, in Decken und Tücher gehüllt und doch von Zeit zu Zeit verhalten hüstelnd, dem amnuttigen Schauspiel mit sichtlichem Behagen zu. Er klatschte auch mit den hageren, langfingerigen Händen, die ganz Haut und Knochen zu sein schienen, Beifall. Die junge Dame schüttelte aber lächelnd den Kopf und wies auf die übriggebliebenen Broden; das Kunststück war noch nicht voll gelungen.

Sie knüpfte sogleich mit mir ein Gespräch an und setzte es einige Minuten fort, während wir an der Mauer entlang hin und her gingen. Dann lenkte sich ihre Aufmerksamkeit auf ein kleines Boot, das von rechts her heranlam und von einem Ruderer bewegt war, in dem ich bald den Herrn erkannte, der ihr anderer Tischnachbar gewesen wurde. Sie nickte ihm zu, und rief: „Kann ich mitkommen, Herr Doktor?“ — „Wenn Sie wollen —“ antwortete er, die Ruder ein wenig einziehend. „Warten Sie ein Augenblickchen,“ bat sie, „ich bin gleich wieder da.“ Es dauerte auch nur die kürzeste Zeit, bis sie ihren breiten Strohhut und ein Mäntelchen geholt hatte, das sie aber über den Arm gelegt trug. Sie eilte die Steintreppe an dem Vorbau in der Ecke des Gartens hinab und sprang ins Boot, das bedenklich ins Wanken kam. Der Herr hatte ihr die Hand zugereicht, doch verschmähte sie jede Hilfe. Bald sah ich auf dem ziemlich bewegten Wasser nur noch einen Punkt, an dem sich die Ruder wie Mövenflügel bewegten.

Nach einigen Tagen war ich mit der Gesellschaft schon recht bekannt. Es herrschte ein ungenierter Ton, an den ich mich erst gewöhnen mußte, um ihn dann doch ganz erfreulich für eine durch den Zufall zusammengebrachte Gesellschaft zu finden, die nun einmal auf sich eine kurze Zeit angewiesen war und zur Prüfung der Juge-

hörigkeit keine Pflicht zu fühlen brauchte. Man gab einander keine Visitenkarten ab, aber ohne neugierig zu sein erfuhr man gelegentlich, wer dieser und jener sei, um je nach Umständen den Verkehr danach einzurichten oder so zu thun, als wisse man es nicht. Wir waren nur Deutsche in der kleinen Pension, vorwiegend Norddeutsche, mehr Damen als Herren und mehr ältere Damen als junge. Der „Doktor“ war Eigentümer und Redakteur eines märkischen Provinzialblattes, hatte aber seine Biège irgendwo an der Dîsse stehen gehabt, da auch seine Jugend zugebracht und betrieb mit Leidenschaft den Wassersport, indem er einen großen Teil des Tages bei jedem Wetter auf dem See ruderte oder segelte. Er hatte als Abgeordneter eine heiße Session überstanden und wollte sich einmal gründlich erholen, ehe er wieder ins Amt trat: ein ungewöhnlich redegewandter, vielseitig gebildeter, sehr belebter Herr, der einem jungen Fräulein wohl gefährlich werden konnte — übrigens Vater von drei sehr niedlichen Kindern im Alter von zwei bis sieben Jahren, deren Photographien er in der Briestafel trug; ein Bild von seiner Frau zeigte er nicht. Er war Kolonial- und Flottenschwärmer, immer mit meinem Nachbar, einem stark demokratisch angehauchten Arzt im Streit, der doch aufs liebenswürdigste meist im Rekon geföhrt wurde. Der junge Mann mit dem Skizzenbuch, ein Maler, trug schon früh seinen Farbkasten und Schirm aus, um oberhalb der Olivenwäldungen in den merkwürdigen Nestern Gardone und Fasano di sopra oder noch höher hinauf seine Studien zu machen, oft von Fräulein Konstanze begleitet, die ebenfalls ein wenig zeichnete. Mitunter bestieg er auch ein Boot und suchte die Küste nach Motiven ab. Er war etwas linksich und hatte einen Zug von Verträumtheit, mitunter brach eine leidenschaftliche Natur vor. Er schien das Fräulein sehr zu verehren, sich mit seinen Wünschen aber nicht vorzuwagen. Zwei Damen, Freundinnen, aquarellierten stundenlang am See, zeigten aber nicht, was sie etwa fertig brachten. Ein Amateurnphotograph knüpfte die schönen Gegenden ab. Der kranke war ein Baron Klingenberg, ein angeblich sehr reicher Junggeselle, der nicht zu den andern Kranken im Hotel



## Aus unserer Studienmappe:



Aus Th. Niehaas' Skizzenbuch.

Gardone hatte gehen wollen; er hustete viel und sprach immer leise und heiser, ging mühsam am Stock, da ihm das eine Bein gebrochen und schlecht geheilt war, und wagte sich nicht weiter hinaus als auf die erhöhte und meist trockene Promenade zwischen Gardone und Fasano, wo ich ihm mitunter begegnete. Und Konstanze —

Ja, Konstanze war wirklich mutterseelenallein hier, ich mußte daran glauben. Vielleicht suchte sie an mir einen Halt; jedenfalls gewann ich ohne meine Bemühung — sie war mir, wie ich gestehen will, anfangs eine etwas bedenkliche Persönlichkeit — rasch ihr Vertrauen, so daß sie, wenn sie von den Herren nicht abgelenkt war, offenbar gern bei mir saß und sich mit mir unterhielt. Sie konnte dann auch recht

ernst und mitunter sogar ein wenig melancholisch sein. Immer mußte ich ihre Offenheit und Aufrichtigkeit der ganz Fremden gegenüber bewundern, die doch, wie sie sich überzeugen konnte, in Vielem durchaus anders dachte und urteilte, als sie. Ich erfuhr bald auch ihre Lebensgeschichte. Sie war Berlinerin, hatte früh beide Eltern verloren, als deren einziges Kind sie hinterblieb. Der Vater war ein Oberst gewesen, die Mutter, bis sie heiratete, Operettensängerin. Er hatte den Dienst quittiert, um sie heiraten zu können. „Von ihr habe ich den leichtesten Sinn geerbt,“ plauderte sie, „und die Lust, irgend etwas Phantastisches zu betreiben. Aber zugleich habe ich vom Vater so viel Energie und Kaltblütigkeit mitbekommen, als Sie mir gewiß nicht zu-

trauen. Wie hätte ich mir sonst durch die Welt helfen sollen? Ich habe einen heißen Kopf und ein kühles Herz; so sorgen sie beide dafür, daß ich mich im Gleichgewicht halte. Was ich thue, mag nicht immer das Klügste sein, aber im ganzen glaube ich mich doch auf mich verlassen zu können.“ Nach des Vaters Tode — sie war damals zwölf Jahre alt — hatte die Mutter wieder zur Bühne gehen müssen; ein tüchtiges Weiden raffte sie unerwartet rasch hin. Aus ihren früheren Ersparnissen konnte für die Tochter nur ein kleines Kapital gerettet werden. Davon war schon ein großer Teil zu ihrem Unterhalt verbraucht, da die Zinsen nicht reichten. Sie hatte etwas zu lernen gesucht, womit sie sich einmal selbständig zu machen hoffen durfte: die Schneiderei, die Fußmacherei, die Buchführung und das Kassierenwesen. Sie sei auch in allerhand Stellungen gewesen, aber immer nur kurze Zeit. „Wenn man seine Freiheit so beschränken lassen muß und an der Arbeit so wenig Freude haben kann —! Das Wasser war mir auch noch nicht bis an die Kehle gekommen. Ich dachte auf etwas anderes, z. B. Krankenpflegerin oder Missionarin oder Offizier der Heilsarmee zu werden. Zur Sängerin fehlt mir die Stimme, zur Schauspielerin habe ich kein Talent, zur Malerei zu wenig. Ich muß aber etwas treiben, wovon die Nerven wissen — etwas Aufregendes, Waghalsiges, meinetwegen Gefährliches. Glauben Sie nicht, daß ich einen Überschuß von Courage einzuwerfen habe; ich bin eher von Natur zaghaft und muß mich treiben. Aber ich treibe mich, und ich darf sagen, ich trainiere mich im Nützlichsein, um dem Leben, wie es mir bevorsteht, den nötigen Widerstand entgegenzusetzen zu können. Und es hat für mich auch einen pridelnden Reiz, mir eine gefährliche Situation vorzustellen und darüber Rechenschaft zu geben, wie ich mich klug oder heldenmütig mit ihr abfinden würde. Nicht immer gerade etwas Großes, wobei es um Kopf und Kragen gehen könnte! Wir armen Frauzimmer müssen uns ja zwischen allerhand Fallen und Schlingen hindurchwinden. Es ist gut, sie kennen zu lernen, damit man nachher an ihnen nichts hängen zu lassen braucht. Nicht wahr?“

„Und wie sind Sie nun hierher an den Gardasee gekommen?“ fragte ich.

Sie lachte spitzbübisch. „Das hat eine besondere Verwandtin, gnädige Frau,“ antwortete sie. „Als ich anfangs Januar zu meinem Bankier ging, um mein Quartalsgeld abzuholen, machte er mich freundlich darauf aufmerksam, daß nicht mehr viel bleibe. In der That war die Summe so gering, daß damit nichts Rechtes mehr anzufangen war. Aber groß genug zu einer hübschen Reise. Und da es nun immer meine größte Sehnsucht gewesen war, etwas von der Welt zu sehen — nicht in dienender Stellung, sondern die Hand in der eigenen Geldtasche —, so wuchs von Stunde zu Stunde die Lust, mir dieses Vergnügen zu guter Letzt zu gönnen. Meine Mutter, die eine Österreicherin war, hatte oft vom Gardasee geschwärmt. So hob ich am ersten April den Rest ab und dampfte hierher.“

„Und so ganz allein —!“ entfuhr es mir.

Sie sah mich ein Weilchen wie verständnislos an. „Aber ich hatte doch niemand, der mich begleiten konnte,“ sagte sie, „und es reichte auch gar nicht für zwei.“ Ich wiegte den Kopf. — Ein so junges Fräulein . . . und doch aus guter Familie . . .

Nun begriff sie und hob abweisend die Schultern. „Ich werde in nächster Zeit vierundzwanzig,“ erwiderte sie, die Zahl lang ausziehend, „das ist doch schon eine Menge. Und mein Papa-Derbst hat doch nicht dafür gesorgt, daß ich mir eine Anstandsdame halten kann. Ich brauche sie auch nicht. Mein Himmel, wenn ich so ängstlich gewesen wäre, hätte ich in Berlin nie ins Theater gehen können. Man muß in der Nacht allein nach Hause, da hilft schon nichts. Und rabest man Sonntags, ein bißchen die angezogen, ins Freie oder läuft im Winter Schlittschuh, so geschieht's doch auch auf eigene Verantwortung.“

Das alles fiel ganz aus meinem Vorstellungskreise. Ich hätte mich als junges Mädchen nie so frei bewegt und meiner Tochter nie erlauben mögen, ohne Aufsicht und Schuß ins Theater zu gehen, zu radeln und Schlittschuh zu laufen. — Ob ihr denn nie etwas passiert wäre, fragte ich.

Sie lachte vergnügt. „Ach — wie Sie's meinen, gewiß,“ antwortete sie. „Es gibt ja genug so dreiste Menschen, die sich herandrängen und im trüben fischen möchten. Aber man kann sich darauf gewissermaßen präparieren, indem man alle Möglichkeiten



E. Coquelin d. Äl. als Mascarille in Molière's „Précieuses Ridicules“.  
Nach einer Photographie.

vorherfieht. Anfangs hat's auch wohl an Herzklopfen nicht gefehlt; nachher scheint's doch ganz lustig, so ein kleines Abenteuer mutig bestanden zu haben. Und zu so ernster Abwehr, wie meine Phantasie sie sich für äußerste Fälle ausgemalt hatte, ist es in Wirklichkeit nie gekommen."

Es gefiel mir übrigens, daß Konstanze, wenn sie zu Hause war, dem kranken Baron besonders gern Gesellschaft leistete und sich viel mit ihm beschäftigte. Sie trug ihm seine Decken und Blaids von einem sonnigen Plätzchen zum andern, wickelte ihn ein, las ihm aus der Zeitung oder aus Büchern vor und erzählte ihm, wenn er einmal ungewöhnlich mißgelaunt war, allerhand Schnurren, über die er dann doch lachen mußte. „Der arme Mann," sagte sie gelegentlich zu mir, „der hat nun so reichlich ins Leben mitbekommen, was es ihm angenehmer machen könnte. Und da hat er nun nichts als Not und Verdruß mit sich, und man weiß nicht einmal, ob man ihm wünschen soll, daß es noch lange so elend fortgehe. Man möchte ihm von der eigenen Gesundheit gern etwas abgeben. Es ist aber auch schon etwas, wenn man sich ein wenig seiner annimmt und ihn für ein Weichen heiter zu stimmen sucht." Das sprach entschieden für ihr gutes Herz.

Am schwersten schien Konstanze sich zu dem jungen Maler stellen zu können. Er war augenscheinlich in sie verliebt und hielt seine Empfindungen, wenn auch mit Worten, so jedenfalls mit Blicken nicht zurück. Vielleicht auch nicht mit Worten, wenigstens verstehten Äußerungen seines leidenschaftlichen Gefallens ihrer Perion. Er hatte nicht gerade viel Lebensart und schien etwas launisch zu sein. Manchmal war er der heiterste Tischgast und ein andermal sprach er während der ganzen Mahlzeit kein Wort. Er mochte als Künstler verwöhnt sein und nicht immer das erwartete Entgegenkommen finden. Auch bei Konstanze nicht. Wahrscheinlich witterte er, daß da bei ihr nicht alles in strengbürgerlicher Ordnung sei, und nahm sich deshalb mehr Freiheit heraus, als ihr überhaupt oder in dieser Gesellschaft lieb sein konnte. Es ist auch möglich, daß er's gar nicht anders verstand, sein Gefühl zu offenbaren. Sie hielt ihn manchmal recht kurz und antwortete auf die Frage, ob sie zusammen in die Berge

zeichnen gehen würden, mit einer unerblicklichen Abweisung. Dabei merkte ich doch nur zu gut, daß ihr Troß sich eigentlich gegen dieses vorsichtige Zurückhalten auflehnte und sie viel lieber led der Gefahr die Stirn gezeigt hätte, daß er ihr mit seiner Werbung lästig fallen könne. Sie fürchtete ihn ja gar nicht. Warum fragte er dann aber vor den Leuten? Sie ging ein andermal auch wirklich wieder mit ihm, die kleine Mappe am Arm, und fuhr auch mit ihm, wennschon selten, auf dem Wasser. Er verstehe das Rudern schlecht, behauptete sie, und das Segeln gar nicht. Kann sein. Aber vielleicht war's auch nur eine Ausrede. Sie hatte die Gewohnheit, feuerrot zu werden, wenn er mit ihr sprach.

Auß freieste und ungezwungenste dagegen verkehrte sie mit dem Herrn Doktor. Er war freilich ein Mann, der sich bei aller Lebhaftigkeit im Gespräch eine gewisse kühle Haltung zu bewahren wußte, die ihm erlaubte, stets die Grenzen der Annäherung von beiden Seiten abzustecken. Er bemühte sich, der jungen Dame gegenüber eine mehr väterliche Freundlichkeit vorzulehren, die seinen Jahren doch nicht recht angemessen war. Sein Benehmen blieb vorsichtig, aber ich hatte das Gefühl, daß er sich dazu nötigte, um die Herrschaft über sich zu bewahren oder sich nicht ins Gerede zu bringen. Konstanze benahm sich ganz natürlich; der kluge und sichere, seinem Wassersport ganz ergebene Mann interessierte sie ungewöhnlich, und sie zeigte das ganz offenkundig, dazu oft in einer Form, die mindestens einer falschen Auslegung bei ihm und anderen günstig war. Er segelte auch bei recht stürmischem Wetter, und ich wußte, daß es sie starke Überwindung kostete, sich zu einer so tollen Fahrt hinauszuwagen; aber sie blieb doch niemals zurück, und wenn er ihren Mut rühmte, sah man es ihrem Gesicht an, wie stolz sie auf dieses Lob war.

Ich hielt es für meine Pflicht, einmal offen mit ihr darüber unter vier Augen zu sprechen. Ob sie denn auch bedenke, welches Unheil sie anrichten könne, wenn sie ihre Neigung so rückhaltlos zu erkennen gebe? Sie blickte mich mit großen Augen sehr verwundert an und sagte: „Aber er ist doch verheiratet!" Deshalb eben, meinte ich. „Das verstehe ich gar nicht," versicherte sie ganz treuherzig. „Er hat eine Frau und drei

Kinderchen, die er sehr liebt. Wie könnte ich ihm da gefährlich sein?" Ich wußte doch nicht, antwortete ich, ob seiner Frau die Sache so harmlos scheinen könnte. „Aber sie muß ihn doch kennen," rief sie, „und wissen, daß sie sich auf ihn verlassen kann. Er ist gar nicht der Mann, der so rasch Feuer fängt." Man solle niemand in Versuchung führen, wendete ich ein, auch sich selbst nicht. Wenn ein Mann in besten Jahren mit einem jungen, hübschen und munteren Fräulein so stundenlang in einem kleinen Boot auf dem weiten Wasser herum gondelte, könne doch leicht etwas geschehen. — „Aber was denn?" unterbrach sie mich. „Wenn er sich je so weit vergessen könnte, mir etwas Unrechtes zuzumuten. . ." „Nun, was würden Sie dann thun?" — „Ins Wasser springen!" rief sie, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen, mit komischem Ernst. Ich mußte lächeln, und sie lachte nun auch ganz vergnügt. „Ich kann ein wenig schwimmen," bemerkte sie, „jedemfalls so viel, daß er Zeit hätte, mich wieder in Sicherheit zu bringen. Ich denke, der Schreck würde ihn abgekühlt haben. Aber es ist durchaus nichts zu befürchten."

Ein paar Tage darauf kam sie eines Mittags wirklich völlig durchnäßt nach Hause. Sie war jedoch nicht mit dem Doktor, sondern mit dem Maler auf dem See gewesen. Ich begegnete ihr ganz zufällig im Garten, als sie eben an der Steintreppe ausgestiegen war. Der Himmel ließ an Bläue nichts zu wünschen, und geregnet konnte es im Umkreis von Meilen nicht haben. Sie erzählte mir, daß sie beim unvorsichtigen Umliegen des Segels das Gleichgewicht verloren habe und ins Wasser gefallen sei. „Wir wollen nur gar nicht davon sprechen," sagte sie forthuschend, „ich ziehe mich gleich um." Sie merkte wohl, daß ich ungläubig war. Wir hatten an diesem Tage sehr mäßigen Wind, und das Segel konnte sie kaum umgerissen haben. Ich mußte immer an ihre Drohung denken, bei gewissem Anlaß ins Wasser zu springen, forchtete jedoch nicht weiter. Der Maler fehlte diesmal bei Tisch. Es hieß, er sei nach Toscolano gegangen, um im „Cavallo bianco" mit einem Freunde zusammenzutreffen.

So verstrichen nun einige Wochen, und es gefiel mir von Tag zu Tag besser am Ort und in der Pension. Mit mehreren von den Stammgästen war ich schon ganz

vertraut geworden, so auch mit dem Baron. Eines Abends, als wir allein zusammensaßen und das wunderbare Farbenpiel auf Berg und See vor Sonnenuntergang bewundert hatten, machte er mir eine sehr sonderbare Eröffnung. Er habe sich überlegt, daß er bei seinem leidenden Zustand eine Gefährtin brauche, die ihn auf Reisen begleite, freundlich für seine Bedürfnisse Sorge, seine recht weitläufige geschäftliche Korrespondenz führe, ihm vorlese und sonst um seine Unterhaltung bemüht sei. Er habe an Fräulein Konstanze gedacht, deren heiteres Wesen ihm gefalle und die er schon lieb gewonnen habe. Er halte sie für ein herzensgutes Mädchen, auf das auch Verlaß sei. Er wisse aus ihren eigenen Mitteilungen, daß sie allein in der Welt stehe und sich in nicht günstigen Vermögensverhältnissen befinde, auch gewillt sei, irgend eine Stelle anzunehmen. Eine Gesellschafterin, wie sie, könne er sich nur wünschen. Was ich nun dazu sage?

Ich gab natürlich zu bedenken, daß das Fräulein doch wohl zu jung sei, mit einem noch keineswegs alten, wenn auch etwas gebrechlichen Herrn in die weite Welt ziehen zu können. Es wundere mich nicht, daß er das muntere Mädchen noch länger um sich haben möchte, ich bat ihn aber, auch die Rücksicht auf ihr Wohl nicht außer acht zu lassen. Ich hielt ihre Einwilligung für unmöglich.

Er lächelte und legte seine feuchtkalte Hand auf die meine. „Sie verstehen mich nicht ganz, liebe gnädige Frau," sagte er, „und ich gebe zu, daß Ihnen das nicht zu bedenken ist. Denn wie ich augenblicklich beschaffen bin. . . ja, da können Sie meine eigentliche Absicht nicht gut erraten. Für mich freilich ist's selbstverständlich, daß ich der Dame, die ich sehr verehere, nichts zumuten darf, was ihren Ruf schädigen könnte. Wenn ich ihr aber meine Hand anbiete —"

„Sie wollen Konstanze heiraten?" fiel ich ganz entsetzt ein.

Er kniff die Lippen zusammen wie schmerzlich verletzt durch das Urteil, das sich im Ton meiner Worte ausdrückte, und zog eine kleine Weile mit seinem Stock Linien durch den Sand. „Es mag eine Verrücktheit scheinen," fuhr er dann doch ruhig fort, „daß ich auf solche Gedanken komme. Aber meine Jahre zwingen mich wirklich noch nicht zu einem Verzicht, und

meine Krankheit gehört zu denen, die bei guter Pflege die Hoffnung auf Besserung oder wenigstens längere Erhaltung der Kräfte nicht ausschließen. Es ist mir eine schreckhafte Vorstellung, so ganz allein bleiben und mein Leben noch mehr verflümmern zu sollen. Was mir Diener sein können, habe ich erfahren. Eine Frau, der ich alles Liebe, was in meiner Macht steht, zu erweisen bestrebt wäre und die für jede kleinste Wohlthat auf wärmsten Dank rechnen dürfte, würde vielleicht ihre Befriedigung darin finden, der gute Engel eines unglücklichen Menschen zu werden. Und Fräulein Konstanz hat das heitere Gemüth und die mutige Seele, einer solchen Aufgabe gewachsen sein zu können. Ich glaube, sie ist mir schon jetzt wohlgeneigt, und sie darf überzeugt sein, daß ich noch kein weibliches Wesen angetroffen habe, zu dem ich mich mit so zwingender Gewalt hingezogen gefühlt hätte."

Ich befand mich in einer Aufregung, die ich schwer zu bereistern vermochte. „Aber wie ist es denn denkbar," rief ich, „daß Konstanz solche Wünsche nachgibt, die doch wohl recht egoistisch sind? Sie verkennen ganz und gar die Art ihrer Gefühle für Sie. Was sie Ihnen zugewendet, ist doch nur . . ." Ich wollte fortfahren: Mitleid, unterbroch mich aber, da ich ihn nicht kränken mochte. „Von einer Selbsttäuschung kann kaum die Rede sein," begann er, wehmütig lächelnd, wieder, „da ich die Neigung des Fräuleins zur Zeit wirklich nicht zu hoch einschätze. Ich weiß nur, daß ich ihr trotz meines Leidens nicht zuwider bin und ihr sehr angenehme Stunden verdanke. So scheint denn doch für eine wärmere Teilnahme, die ich erhoffe, der Boden nicht unvorbereitet. Ubrigens ist es sicher nicht ganz gleichgültig, daß ich ein reicher Mann bin, und daß Fräulein Konstanz in wenigen Tagen oder Wochen die Illusion wird aufgeben müssen, ohne Arbeit oder ohne einen Dienst existieren zu können. Es bedeutet das für sie ein Hinuntersteigen zu einem Niveau, auf dem sie sich, wie sie beschaffen ist, nicht glücklich fühlen kann. Vielleicht ist für sie der — egoistische Wunsch wenigstens mitbestimmend, eine wohlhabende Frau zu werden. Ich würde dies — so bescheiden denke ich von meinem persönlichen Wert für sie — ganz natürlich finden."

Er hat mich, bei Konstanz zu ver-

mitteln. Nicht daß ich ihr zurede, erwarte er, sondern nur daß ich sein Anliegen an sie bringe. Es sei gewiß besser so, als wenn er selbst spräche. Sie müsse Zeit zur Überlegung haben und sich frei äußern können. Weise sie ihn ab, so brauche das frühere Verhältnis keine Änderung zu erfahren; es sei dann nichts gesprochen.

Ich übernahm diesen Auftrag ungern. Endlich verstand ich mich dazu unter der Bedingung, daß ich nicht verhindert sei, Konstanz ganz offen meine Meinung zu sagen. Er war einverstanden.

Ich bat denn auch wirklich Konstanz am nächsten Morgen auf mein Zimmer und sprach mit ihr. Meine Erwartung, daß sie mir sogleich ins Gesicht lachen und jede weitere Erörterung des unsinnigen Anliegens abweisen werde, traf jedoch nur für den ersten Teil zu, und auch nur so, daß ihre Heiterkeit völlig harmlos war. Als ich ihr dann ganz wahrheitsgetreu berichtete, was der Baron für sich angeführt hatte, und meine Zweifel äußerte, ob er nicht über seinen Zustand und ihre Hilfsbereitschaft in gleich schwerem Irrtum sei, wurde sie immer stiller und ernst; zuletzt sagte sie zu meiner größten Verwunderung, die Sache sei vielleicht doch zu bedenken, und sie bäte mich deshalb, mit der Antwort bis zum anderen Tage zu warten. „Nehmen Sie sich längere Zeit," mahnte ich dringend. „Ich habe nicht mehr viel übrig," entgegnete sie, „Ende der Woche müßte ich fort. Aber gut denn — übermorgen. Klüger wird man in solchem Fall doch nicht, auch wenn man's noch eine dritte Nacht überläßt."

Zur bestimmten Zeit kam sie wieder und sagte leuzend: „Es ist nun beschloffen, ich nehme den Antrag an." — „Unmöglich!" rief ich, „Konstanz, Sie wollten —" „Ja, eine vernünftige Aussicht ist das ja allerdings nicht," fiel sie ein, „die Frau eines so kranken Mannes zu werden. Aber der Baron gefällt mir sonst, und er hat auch ganz recht, daß meine Lebensaussichten mir kaum etwas Erfreulicheres bieten, als thun zu müssen, was mir wenig bebagt. Ich hatte mich ja schon darauf gefaßt gemacht, Krankenpflegerin zu werden. Da ist's doch keine ganz üble Zugabe, nebenbei auch eine reiche Frau zu sein. Nicht wahr?"

Ich bat sie inständig, ihre Jugend zu bedenken und sich durch Reichthum und

Staud nicht zu einem Schritt verleiten zu lassen, den sie schwer bereuen würde, nachdem sie ihre Freiheit einmal hingegeben. Sie wischte sich eine Thräne aus dem Auge, hob trotzig das Kinn und sagte leise: „Es war vielleicht eine große Thorheit, daß ich mir's in den Kopf setzte, die Freiheit noch einmal kurze Zeit mit vollen Zügen genießen zu wollen, bevor ich das Sklavenjoch auf mich nahm. Diese Wochen in Gardone waren sehr schön — zu schön! Zu schön, als daß ich je vergessen könnte, da wirklich einmal gelebt zu haben. Und von dem elenden Gelde abhängig wäre ich doch dann nicht mehr. Wenn mir jemand ein paar hundert Mark jährlich aussetzte, mit denen ich wieder thun könnte, was ich wollte — kann sein, daß ich gar nichts darüber hinaus wünschte. Das geschieht aber doch nicht. Und so hat's doch wohl seinen Reiz, viele Tausende zu seinem Vergnügen ausgeben zu können, auch wenn eine sehr schwere Pflicht damit verbunden ist.“

„Die man doch auch gern übernehmen kann,“ fuhr sie fort, als ich etwas verdrossen den Kopf wiegte. „Ich weiß nicht, ob Sie mir glauben werden — es ist doch so. Gerade daß ich eine schwere Pflicht auf mich zu nehmen habe — etwas, das vielen ein ganz Widerwärtiges, Unbezwingliches wäre, stachelt mich, meine Kraft zu prüfen, ob ich mir's zumuten könnte. Es scheint mir Freiheit zu sein, dem aus dem Wege zu gehen, und ich kenne mich gut genug, um vorherzusehen, daß ich mich mein Lebenlang über mich ärgern würde, aus Zaghaftigkeit ausgeschlagen zu haben, was mir das Schicksal bot. Wenn mir ein Wüstling seine Millionen anböte, ich würde mich verachten, ließe ich mich durch sie verlocken; aber ein herzenguter, liebenswürdiger, hilfsbedürftiger kranker Mensch, den ich mit dem Wenigen, was ich ihm geben kann, glücklich mache . . . Ja, das ist für mich ein Unterschied. Es ist auch niemand in meiner Lage ganz sicher, daß er nicht einmal der tugend samen Entschlossenheit überdrüssig wird, ausgleitet und fällt: wer sich bindet, hat zugleich einen Halt. Der Hauptgrund meiner Entschließung ist das freilich nicht.“

Ich mußte bald einsehen, daß sie sich's so zurechtgelegt hatte und jeder weitere Einspruch vergeblich sein würde. Sie wollte mir nun nicht einmal mehr die Venach-

ichtigung des Barons überlassen, sondern ihm selbst sagen, was ihm zugebacht sei. Das kam ihr mutiger, vielleicht kühner vor, da sie doch den frankten Mann vor Augen hätte. Lud so geschah's. Bei Tisch stellten sie sich der Gesellschaft als Verlobte vor. Auch das hatte Konstanze so gewollt. Man gratulierte, höchlichst überrascht, mit sehr gemischten Empfindungen.

Der Maler war, wie es mir schien ent-rüstet, aufgesprungen und fortgegangen, oh-ne an das Paar heranzutreten. Noch denselben Nachmittag reiste er ab. — —

Ich springe nun über vier, fünf Jahre hin und komme bald zum Schluß, der doch nur ein Schluß des Begegnisses sein kann, auf dessen Bericht ich mich zu beschränken hatte. Es setzte sich nämlich in Baden-Baden fort, wohin ich, durch das schöne Herbstwetter gelockt, im September gegangen war. Der Ort bereitete sich schon für die Wettrennen vor, aber der eigentliche Trubel hatte noch nicht begonnen. Als ich eines Abends in dem Seitenwege der Lichtenthaler Allee langsam spazierte, bemerkte ich seitwärts eine Dame und einen Herrn zu Pferde. Das ist dort ja nichts Ungewöhnliches, und ich wendete den Blick wohl auch nur des-halb dorthin, weil die meisten anderen Fußgänger ihre Aufmerksamkeit fangen ließen. Gewöhnlich interessierten die edlen Tiere mehr, als die Reiter, und so mochte es auch diesmal geschehen. Mir war auch der Herr mit dem kleinen Hütchen, dem weit ausge-spißten Schnurrbart, der weißen Kravatte, den gelben Handschuhen und den kurzen Sporenstiefeln sehr gleichgültig, außer daß ich dachte, er werde wahrscheinlich ein Offizier sein. Die Dame aber . . . Ja, das war unzweifelhaft Konstanze.

Sie kamen von hinten her vorüber und waren in einer Unterhaltung begriffen, die sie ganz beschäftigte. Konstanze sah gar nicht zur Seite und konnte mich schon deshalb nicht erkennen. Das dunkelblaue Reitkleid sah ihr knapp um die Taille und die Hüften, der schmale Stehtragen mit dem winzigen Schlitze gab dem Kopf eine feste Haltung, und der niedrige Cylinder schien Nähe zu haben, sich auf dem üppigen blondhaar zu behaupten. Sie strich mit der Reitpeitsche über den Hals des Pferdes hin und lachte vergnügt, wie ich sie so oft lachen gesehen hatte. Sie war noch immer sehr hübsch.

Dicht vor mir ging ein älteres Ehepaar. Ich hörte den Herrn sagen: „Das ist die Baronin, die den kranken Mann hat,“ und die Frau antwortete: „Er geniert sie jedenfalls nicht. Sie thäte auch besser, sich mit dem Liebhaber nicht so öffentlich zu zeigen. Aber hier ist ja alles erlaubt. Pariser Sitten!“

Ich blieb zurück, um nicht mehr hören zu müssen. Das also war aus Konstanz geworden. Ein Gefühl des Unbehagens und körperlichen Befehns verließ mich den ganzen Abend nicht.

Am dem nächsten recht sonnigen Vormittag suchte ich in den Anlagen ein schattiges Bänkchen auf, um zu lesen. Als ich um ein Bänkett bog, kam mir auf dem Kieswege einer der bekannten kleinen, sehr eleganten Krankenwagen entgegen, in dem unter Decken und auf Kissen ein Herr mehr lag als saß. Eine Dame schob ihn; in einiger Entfernung folgte ein Diener, der über dem Arm ein Mäntelchen trug. Die Dame war wieder Konstanz.

Sie hatte mich diesmal sofort ins Auge gefaßt, ließ den Wagen los und ging auf mich zu, mich sehr herzlich zu begrüßen. Diese Freude, mich wiederzusehen! Und so ganz unverhofft! Nach den üblichen schnellen Wechselreden führte sie mich an den Wagen zurück. Der Baron sah schreckhaft bleich aus, hatte die Augen halb geschlossen und schien sich in einem Schläumerzustande zu befinden; das spitze Kinn hatte sich abgesenkt, so daß der Mund mit den Zahnstumpfen offen stand; ein rasselndes Atmen wurde vernehmbar. Die Baronin legte ihm die Hand auf die Stirn und sagte, ihn freundlich ermunternd: „Sieh doch einmal, Guisbert, wen ich da bringe: unsere liebe gnädige Frau von Garbone, an die wir so oft gedacht haben.“ Er ermunterte sich ein wenig, wendete den Kopf zur Seite und öffnete die Augen. „Ah — ah — ah! Wer...?“ stammelte er. Nun erkannte er mich und bemühte sich mir zuzuscheln, brachte es aber doch nur zu einem böden Grinsen. „Ah Sie — Sie, meine liebe Gnädige — sehr erfreut — wirklich sehr...“ Er schien die Hand unter der Decke vorziehen zu wollen, um sie mir zu reichen, wurde aber von einem Husten befallen, der ihn im Augenblick ganz kraftlos machte. Konstanz beschäftigte sich sehr liebevoll mit ihm, indem sie seinen Kopf aufrichtete, wobei sie ihn immer mit

gütigen Worten zusprach. „Wir müssen mehr in die Sonne,“ sagte sie, „hier unter den Bäumen ist die Luft zu kühl. Oder lieber noch nach Hause. Ich fahre dich die Wiesenwege, lieber Schatz.“ Sie trat wieder hinter den Wagen und schob ihn weiter. „Es ist heute nicht sein guter Tag. Leider soll die Hitze an der Riviera noch unerträglich sein. Wenn wir erst dort sind, schreitet die Besserung gewiß rasch fort. Noch eine Woche werden wir uns gedulden müssen.“ Der Satz war offenbar zu seiner Aufmunterung bestimmt, obgleich er sich an mich richtete.

Ich erzählte der Baronin, daß ich sie gestern schon in der Allee zu Pferde gesehen hätte. „Ach, mit dem Better meines Mannes,“ betonte sie scharf, „dem Rittmeister von Werdeln. Wir ritten zur Besichtigung des Rennplatzes hinaus; er ist mit seiner Stute beteiligt.“ Und als ob sie herausfühlte, daß ich da irgend etwas nicht ganz passend gefunden haben könnte, setzte sie hinzu: „Mein lieber Mann verlangt durchaus, daß ich mich in der Gesellschaft bewege, und hat's seinem Better dringend ans Herz gelegt, für mein Vergnügen zu sorgen.“ Dazu nickte der Kranke zustimmend.

Das Thema wurde dann gleich verlassen. Die Baronin erkundigte sich, wo ich wohne und zu welcher Zeit sie mir am wenigsten unbequem komme. Wir trennten uns bald, da die Herrschaften in dem vornehmen Hotel Stephanie Quartier hatten und mich mein Weg nach der Stadt Straßburg führte.

Einige Herren und Damen waren stehen geblieben und blickten dem Gefährt nach. Als ich hinter ihnen vorbeiging, hörte ich eine Dame sagen: „Die schöne Frau könnte auch lieber einem Dienstmann einen Verdienst zuwenden, wenn sie schon ihren Diener schonen will. Aber das soll so etwas sein!“ Wieder eine Kritik, die zu denken gab.

Die Baronin besuchte mich dann wirklich sehr bald und war ganz Herzlichkeit und freundschaftliche Offenheit. Sie habe nichts bereut, versicherte sie, aber es sei doch schwerer, mit einem kranken Mann zu leben, als sie sich's gedacht hätte, und mitunter habe alle Heldenhaftigkeit sie verlassen. „Zwar jetzt... da ist er nur noch der arme Kranke, dem ich eine Pfliegerin bin, so gut ich's verfehle. Aber in den ersten Jahren, als sein Zustand sich scheinbar ein wenig gebessert hatte und er seiner jungen



Frau meinte froh werden zu können und sich grenzenlos unglücklich fühlte, wenn er auf alle Freuden des Lebens verzichten mußte. . . Ich spreche lieber nicht davon. Und ich bin ihm doch etwas gewesen und bin ihm noch jetzt etwas, was ihm nur eine Frau hätte sein können. Ich hab's ja auch nicht anders gewollt und weiß keinen Grund, unzufrieden zu sein. Guisbert ist so gut und hat ein so dankbares Gemüt, und — er hofft noch immer gesund zu werden.“

Ich hätte einen so rapiden Verfall kaum für möglich gehalten, sagte ich ihr.

„Ja, die Ärzte geben ihm nur noch wenige Monate,“ antwortete sie.

„Und dann werden Sie frei sein,“ konnte ich mich nicht enthalten zu bemerken.

Sie seufzte schwer. „Vielleicht wird dann mein Leiden erst recht angehen,“ sagte sie mit bekümmertem Ton. „Der Better meines Mannes, Herr von Werdeln, hatte mit großer Bestimmtheit darauf gerechnet, sein Erbe zu werden. Die Heirat kam ihm sehr ungeliegen; er ahnt wohl, daß das Testament meines Mannes mehr Rücksicht auf mich als auf ihn nimmt. Deshalb gibt er sich schon jetzt alle Mühe, mich zu gewinnen.“

Eine sehr stattliche Erscheinung, rühmte ich. „O!“ rief sie. „Ein ganz verwerflicher Mensch, ein Spieler, ein Wüstling! Man sieht mich hier viel mit ihm allein und mag daraus wohl Schlüsse ziehen, die meinem Ruf nicht vorteilhaft sind. Es ist mir gleichgültig. Aber nie werde ich seine Frau werden, nie! So viel Verfolgungen mir deshalb auch bevorstehen mögen.“ —

Ich erwiderte den Besuch, und wir sahen einander dann noch öfter. Sie schloß mich ganz in ihr Vertrauen. Als wir einmal auf Gardone zu sprechen kamen, fragte sie mit ihrem heitersten Lachen: „Erinnern Sie sich an den jungen Maler?“ — „Gewiß! Sie schienen ihm sehr zu gefallen,“ meinte ich, „und seine plötzliche Abreise“ — „O, der hat mich geliebt,“ fiel sie ein, „ganz um meiner selbst willen geliebt, sehr, sehr geliebt! Ich habe dafür Beweise. Es geschah doch wohl nicht ohne guten Grund, daß ich ins Wasser sprang, wo es wahrlich tief genug

war. Aber böse bin ich ihm deshalb nicht gewesen. Ganz im Gegenteil. . . Es war doch Thorheit. Ans Heiraten konnte er nicht denken, und eine Liebslei mit ihm fortzusetzen, bis ich ihm eine Last würde. Dazu fehlte mir der Mut. Ich war ihm gut. Vielleicht zu gut, um leichtsinnig handeln und ihm eine Verantwortlichkeit für mich auflegen zu können. Es ist möglich, daß ich dem Antrag des Barons gerade dieser Gefahr wegen so willig entgegenkam. Als er von dieser Verlobung erfuhr, mußte er wohl aus allen Himmeln fallen und froh sein, so gründlich ernüchtert zu werden. Wenn er mir dann doch eine sehr freundliche Erinnerung bewahrte —“

„Sie haben ihn wiedergegesehen?“ fragte ich überrascht.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein. Aber vor einigen Jahren sah ich auf der Kunstausstellung in München bei der Durchreise ein Bild von ihm. Ein recht bezeichnendes Bild. Es stellte unverkennbar mich selbst dar, wie ich in Gardone an der Gartenmauer stand und die Möven fütterte. Ich ging sofort ins Bureau und kaufte das Bild, nach dem noch gar keine Nachfrage gewesen war, zu dem ausgezeichneten Preise. Ich wußte, daß ich dem armen Maler so die Mittel schaffte, sein Talent anzubilden. Und ich kaufte auch weiter alles, was er auf den Markt brachte und sonst nicht loswerden konnte, so daß er in den Ruf kam, ein sehr geachteter Künstler zu sein. Wie ich gehört habe, studiert er fleißig in Italien.“

„Dort werden Sie ihn finden,“ meinte ich. Sie zuckte die Achseln. „Vedoremo! Vielleicht war ich ihm nur noch ein Motiv, das seine Schuldigkeit gethan hat und jetzt nichts mehr wert ist. Es gibt unverzeihliche Enttäuschungen. Vedoremo.“ —

Als das Wetter bald kühler wurde, reisten sie ab.

Noch vor Weihnachten erhielt ich einen schwarzgerandeten Brief mit der Todesanzeige des Barons. Er war in Nizza aufgegeben. Darüber sind zwei Jahre vergangen. Auf die Verlobungsanzeige habe ich bis jetzt vergeblich gewartet. Gibt es wirklich unverzeihliche Enttäuschungen? — —



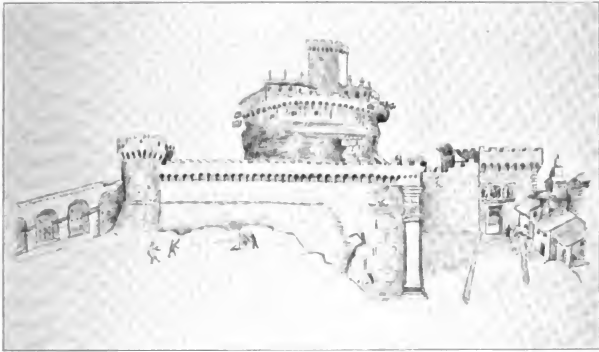


Abb. 1. Die Engelsburg im XV. Jahrhundert. Nach einer Skizze von Giuliano da San Gallo.

## Die Engelsburg.

Von

H. Graf zu Dohna (Delphicus).

Mit vier Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Unter dem Namen Engelsburg ist das Mausoleum Hadrians, über dessen Geschichte ich im vorigen Jahrgang, S. 202 u. ff., berichtete, zwar erst seit dem XIV. Jahrhundert bekannt, dann aber verschwinden die alten Bezeichnungen, so daß die Darstellung füglich fortan die bis zur Gegenwart reichende, allgemein übliche Benennung anwenden darf. Die äußere Erscheinung des Monuments hatte derartige Veränderungen erlitten, daß seine eigentliche Bestimmung kaum mehr erkennbar war. Nur die herrliche Marmorhülle hatte sich erhalten, war aber durch Türme und Mauern ganz verdeckt worden. Zur Zeit des Crescentius, bis zu der die Darstellung in dem vorigen Artikel gelangte, zählte man bereits an hundert solcher Türme und Zinnen. Die Zeit war erschienen, wo diesem fast uneinnehmbaren Bollwerke eine weltgeschichtliche Rolle zufallen sollte.

Das erste Viertel des zweiten Jahrtausends wird ausschließlich von dem gewaltigen Widerstreit der beiden Weltmächte

beherrscht, die seit dem Beginn staatlicher Ordnungen auf dieser Erde in einem unausgleichbaren Gegensatz stehen. Der uralte Kampf zwischen Königs- und Priester-gewalt hat gerade in dieser Epoche eine wahrhaft erschreckende Gestalt angenommen und alle anderen Weltinteressen gänzlich außer Betrachtung gesetzt. Unter solchen Bedingungen mußte die Stadt Rom als Sitz des Hohenpriesters der Christenheit und als Krönungsstätte der Imperatoren wiederum zum Mittelpunkt der Weltbühne werden.

Im Jahre 1084 war der Konflikt an seinem Höhepunkt angelangt. König Heinrich IV. hatte nach hartem Kampfe die päpstliche Residenz und die Petersbasilika erstürmt und dort einen Gegenpapst eingesetzt. Die grollenden Römer hatten sich in ihre Stadt eingeschlossen, wo sie eine abwartende Haltung beobachteten. In der Engelsburg endlich befand sich der Mann, in dem sich die Idee der geistlichen Weltherrschaft verkörpert. Er zuerst unter den römischen Bischöfen hat die Suprematie des Papstes

über alle weltlichen Machthaber in Anspruch genommen und sich das Recht zuerkannt, Kaiser und Könige vor seinen Richterstuhl zu berufen.

Die Erscheinung Gregors VII. in der Engelsburg ist, als historisches Phänomen aufgefaßt, von unauflösbarer Erhabenheit und antiker Größe. Von aller Welt verlassen, denn auch die wankelmütigen Römer waren endlich zum König abgefallen, von den wenigen Getreuen, die bei ihm ausgehalten, bestürmt, die günstigen Anerbietungen des Königs anzunehmen und den Streit beizulegen, bleibt Gregor unerschütteret. Er blickt voll ruhiger Verachtung auf seine Bedränger, die das Kastell umtoben. Draußen in der Basilika vollzieht sich die Krönung König Heinrichs zum Römischen Kaiser durch den Gegenpapst, Mangel an Nahrungsmitteln bedroht die Verteidiger der Burg mit Hungersnot, und keine Hoffnung ist auf Entsatz durch die Truppen der großen Gräfin, die von den Kaiserlichen im eignen Lande bekrängt wird.

In solcher Lage standhaft auszuharren, ohne die leiseste Anwandlung von Kleinmut, darin liegt die wahre Größe, und darum steht die Figur dieses Mannes da, wie eine Statue von Erz gegossen in den Annalen des Menschengeschlechts.

In diesem Augenblick von unermeßlicher Bedeutung wird das Eingreifen einer Macht bemerkbar, die aus unscheinbaren Anfängen entsprungen, gerade damals im Begriffe stand, eine Weltmacht zu werden. Am Ende des XI. Jahrhunderts schienen die schönsten und reichsten Gebiete dieser Erde eine Beute der Normannen werden zu sollen. Die Söhne eines unbekanntes Ritters aus der Normandie hatten durch ihr tapferes und kluges Verhalten den Papst Leo IX. gezwungen, sie mit den herrlichen Gesilden Unteritaliens und Siciliens zu befehlen. Seit dieser Zeit rechneten die Päpste auf die Dienste dieser kühnen aber unzuverlässigen Vasallen. Die weltumspannenden Pläne Robert Guiscard's, der nach dem Tode seiner Brüder Apulien beherrschte, hatten diesen hochstrebenden Glücksritter lange den Pflichten gegen seinen Lehnsherrn entfremdet. Jetzt in der höchsten Gefahr des Papstes erinnert er sich derselben, und das Anrücken des gefürchteten Normannenherzogs auf der lateinischen Straße bewirkt nun einen völligen Umschwung der Weltverhältnisse.

Die Erscheinung König Heinrichs in seiner Erniedrigung zu Canossa wird gewiß eine peinliche Erinnerung für das deutsche Empfinden sein, aber der hastig getränkte Kaiser Heinrich, der bei der Annäherung eines kühnen Abenteurers schimpflich die Flucht ergreift und in einem Winkel Oberitaliens verschwindet, während die abendländische Welt sich anschiebt, die heiligen Stätten der Gewalt des Islam zu entreißen und vergeblich auf den kaiserlichen Heerführer harret, das ist in der That der tiefste Fall des Imperiums, von dem es sich erst unter dem gewaltigen Barbarossa wieder emporrichten sollte.

Der normannische Held dagegen steht in diesem Moment auf der Höhe der Macht und des Ruhmes. Sein triumphirender Einzug durch das lateranische Thor, während die letzten Truppen des Kaisers auf der flaminischen Straße abziehen, die Unterwerfung Roms und die Befreiung des großen Gefangenen in der Engelsburg, das sind Thaten, die die Blide der staunenden Welt auf die Gestalt dieses merkwürdigen Mannes lenken mußten. Aber schon im nächsten Augenblick sollte sich die Bewunderung in Abscheu, der Beifall in Verwünschungen wandeln. Der Vorwurf, die ewige Stadt als Trümmerhaufen hinter sich zurückzulassen, mag das Gewissen des, an ähnliche Scenen gewöhnten Bandenführers kaum gerührt haben, aber er mußte um so schwerer auf der Seele des Papstes lasten, der in dem Ruin von Rom einen zu hohen Preis für seine Befreiung erkennen und voraussehen konnte, daß der furchtbare Sieg, den die fragwürdigen Vasallen der Kirche erstritten hatten, ihn selbst zu der Rolle eines verbannten Flüchtlings verdammen mußte.

Und so ist es gekommen. Der Abzug Gregors aus den Ruinen Roms durch die verwüstete Campagna nach Salerno unter dem Schutz normannischer und saracenischer Krieger, begleitet von den Verwünschungen der heimatlosen Römer und dem Unwillen der tieferschütterten Welt, das ist ein Schauspiel von überwältigender Tragik. Man meint die Bosanne des Weltgerichts zu vernehmen, die die Verurteilung eines großen Schuldigen verkündet.

Denn Gregor ist es gewesen, der die Brandfackel in die mit Zündstoffen erfüllte



Bei der Arbeit. Nach dem Gemälde von Martinus Schildt.

Welt geschleudert hat, und die Stadt Rom ist nur die erste, nicht die einzige Brandstätte, die als trauriges Ergebnis der entsetztesten Kriegsfurie der rückschauenden Betrachtung sich darstellt. Daß dieser Kampf ein notwendiger und die durch ihn herbeigeführten Erschütterungen der Welt wohlthätig gewesen sind, diese Betrachtung entlastet den geistigen Urheber nicht, denn die Kenntnis künftiger Dinge ist den Sterblichen ver sagt. Was in den Bestrebungen dieses gewaltigen Menschen echtes Gepräge besaß, ist ihm gut geschrieben in dem großen Buche, in dem die von der Menschheit

Überreste dieses großen Emporkömmlings, dem, solange er lebte, die Erde kaum groß genug für seine Herrschaftspläne schien.

Das Grabmal des gewaltigsten der Päpste im Dom zu Salerno ist untergegangen, auch seine ursprüngliche Grab schrift ist verloren, und das ist tief beklagenswert. Denn sie stammte von dem ersten Erzbischof von Salerno, Alphanus, dem hochgebildeten Freunde Robert Guiscard's und Gregors, aus dem lombardischen Fürstengeschlecht dieser Stadt, und sie würde uns zweifellos in bedeutender Form darüber auf geklärt haben, mit welchen Empfindungen

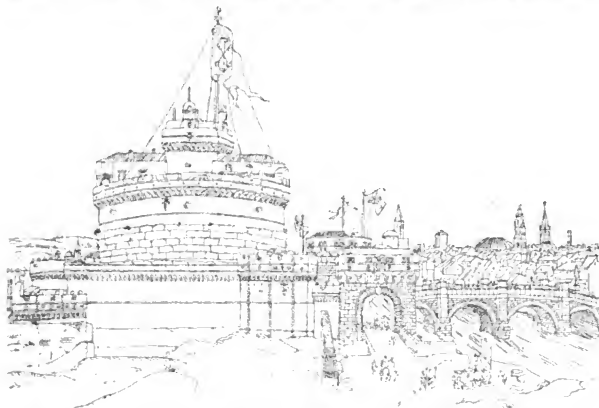


Abb. 2. Die Engelsburg im XVI. Jahrhundert. Nach der Zeichnung eines unbekanntes Meisters.

errungenen Kulturwerte verzeichnet stehen. Alles aber, was vergänglich, verfehlt und selbstthätigen Regungen entpungen war, darüber ist die Geschichte zur Tagesordnung übergegangen.

Der an die Leitung der Welt gewöhnte Geist des großen Papstes erlosch nach kaum einjähriger Zurückgezogenheit in jenem verborgenen Winkel Unteritaliens, und sein Retter Guiscard folgte ihm wenige Monate später, als er sich gerade anschickte, dem Kaiser des Ostens seine Krone zu entreißen und sie auf sein eignes Haupt zu setzen; ein unscheinbares Grab zu Venedig birgt die

ein edler Geist des XI. Jahrhunderts an dieser Bahre gestanden hat.

Der Verfasser dieser historischen Erinnerungen ist von dem melancholischen Inhalt der Grabchriften aus dem frühen Mittelalter stets auf das lebhafteste ergriffen worden, denn sie enthalten etwas von der Geistesnot der damaligen Welt und unterscheiden sich sehr vorteilhaft von den geistreichen, aber auch geüchten und zum Teil gekünstelten Erzeugnissen der Renaissance.

Zu Jahre 1573 fand man die Überreste des großen Papstes bei einem Umbau des Doms in Salerno zufällig auf und

bestattete sie nochmals in der Kapelle des berühmten Johann von Procida, wo das rühmliche Grabdenkmal und eine moderne Büste des Verstorbenen, letztere aus der Zeit Pius IX., den Fremden gezeigt und vielleicht von manchen bewundert werden. Auch eine pompöse Grabinschrift hat man damals verfaßt, und das Denkmal nennt als Urheber den berühmten Marcantonio Colonna, den Sieger von Lepanto, aber sie atmet den Geist der Zeit und läßt doppelt schmerzlich die ursprüngliche vermissen. Es scheint, als ob die geistige Größe Gregors seinen späten Nachfolgern ein heimliches Grauen erregt habe, denn keiner derselben hat daran gedacht, die Überreste dieses größten aller Päpste aus dem Gril zu erlösen und in den St. Peter zu versetzen, ein Gedanke, der doch Urban VIII. nahe gelegen haben mußte, als er die Gebeine der großen Gräfin aus Mantua dahin bringen und jenes Ehrendenkmal errichten ließ, das heut dort zu sehen ist.

Vielleicht ist es gut, daß die Sache unterblieb, denn der einzige Künstler, der würdig gewesen wäre, das Grabdenkmal eines Gregor zu schaffen, Michelangelo, war nicht mehr unter den Lebenden, als man die Gebeine auffand, und ein Vernini wäre einem solchen Werke nicht gewachsen gewesen.

Wenn die Weltgeschichte darüber zu entscheiden hätte, wo die Ehrendenkmal großer Männer ihren Platz haben sollen, so würde sie meines Erachtens für Gregor VII. das Hadriansmausoleum auswählen, die Stätte seines größten und letzten Erfolges und zugleich eine würdige Ruhestätte für einen Mann von römisch antikem Gepräge.

Nach dem Abgange Gregors und seines Beschüßers Robert Guiscard's scheint die Weltbühne völlig leer zu bleiben und beginnt sich, wie Gregorovius treffend sagt, nur zögernd mit kleinen Figuren wieder zu füllen. Wir eilen an ihnen vorüber und halten erst bei der imponierenden Gestalt Barbarossa's verweilend an, weil wir bei der Kaisertrönung dieses gewaltigen Hohenstaufen in dem Dunkel einer Kerkzelle der Engelsburg die Umrisse eines Mannes bemerken, der dazu bestimmt war, die bevorstehende Ceremonie durch die düstere Blut des Holzstoßes zu beleuchten, auf dem sein Körper ad majorem dei gloriam verbrannt wurde.

Man würde dem Zeitalter Unrecht thun, das Arnold von Brescia herabgebracht hat, wollte man die Ideen, für die er kämpfte und starb, auf seine Person allein zurückführen. Aber sein unbefrirtenes Verdienst besteht in dem glorreichen Versuch, diese Ideen praktisch verwirklicht und in das politische Leben eingeführt zu haben. Arnold ist der früheste Vertreter bürgerlicher Freiheitsbestrebungen, er bestritt unbedingt die Berechtigung der geistlichen Gewalt zu weltlichem Besitz und politischer Macht. Sein Verhängnis war, daß er Rom zur Bühne seiner Wirksamkeit wählte. Dort hat er zehn Jahre lang als Reder, Prophet, Staatsmann und Gesetzgeber eine unumschränkte Gewalt ausgeübt, kein Papst hat in dieser Epoche gewagt, Hoheitsrechte über die Stadt zu beanspruchen. Hadrian IV. sprach das Interdikt über die Stadt aus, und die Römer haben zwei Jahre lang auch diesem Schrecknis getrotzt. Da erschien Barbarossa, und Arnold, gezwungen, Partei zu ergreifen, sprach sich mit Entschiedenheit für die Obergewalt des Kaisers aus.

Die Auslieferung Arnolds an die päpstlichen Henker wirft einen dunklen Schatten auf das Andenken des großen Hohenstaufen, der von der Bedeutung dieses Mannes damals noch keine Ahnung hatte und mit unendlicher Verachtung auf die Annahmung der Römer herabschaut, die ihn aufgefordert hatten, die Kaiserkrone nicht von dem Papste, sondern von dem römischen Volke anzunehmen. Zwanzig Jahre später hatte sich die Meinung des Kaisers über die Bedeutung republikanischer Gemeinwesen völlig geändert, und so kann man die Frage aufwerfen, ob die Entwicklung der abendländischen Welt sich wesentlich anders gestaltet haben würde, wenn Friedrich sich damals für die Stadt Rom und gegen den Papst entschieden hätte. Die Antwort hierauf erteilt die Weltgeschichte selbst, indem sie uns zeigt, wie noch zweihundert Jahre später ein deutscher König, der sich auf die Wahl des römischen Volkes stützte, vollkommen Schiffbruch erlitt und sich später gezwungen sah, seine mannhafteste That für eine strafbare Annahmung zu erklären.

Diese historische Betrachtung mag unsere Bewunderung für die Persönlichkeit eines Mannes vom Schlage Arnolds steigern, aber sie macht es begreiflich, daß seine Laufbahn



Abb. 3. Die Sala di Consiglio.

auf dem Scheiterhaufen endigte. Er ist der erste Märtyrer des Mittelalters für politische Freiheitsideale, und es ist bezeichnend, daß der Schauplatz dieses ersten Brandopfers die Stadt Rom war. —

Wir können an zwei Jahrhunderten vorübersehen und uns in jene Zeiten versetzen, da das christliche Abendland durch das große Schisma der Kirche in zwei Lager gespalten war und in Rom sich zwei Päpste mit geistlichen und weltlichen Waffen bekämpften. Dieser Konflikt sollte für das Grabmonument der Cäsaren verhängnisvoll sein. Das römische Volk, erbittert über den hartnäckigen Widerstand, den die Partei des Gegenpapstes in dem Kastell leistete, stürzte sich voller Wut auf dasselbe, nachdem die Besatzung endlich abgezogen war, und begann das Zerstörungswerk. Die herrliche Marmorbekleidung, die bisher allen Unbilben der Zeit und der Menschen getrotzt und zwölfhundert Jahre lang eine Pflanze Roms gebildet hatte, fiel in diesen Tagen blinder Parteileidenschaft zum Opfer. Die Trümmerstücke bedeckten viele Jahre den Boden am Tiberufer. Die brutale Wut der verblendeten

Römer würde damals jede Spur des berühmten Grabmonuments vom Boden weggefegt haben, allein alle Zerstörungsversuche scheiterten an der unüberwindlichen Festigkeit der Peperinmasse, die den Kern des Bauwerks bildete und die Grabkammer der Cäsaren umschloß. Die Widerstandskraft altrömischer Monumentalbauten scheint mit dem Verlauf der Jahrtausende zu wachsen und ist in Wahrheit flammenswert.

Der seiner prächtigen Hülle beraubte Torso des Mausoleums blieb zwanzig Jahre lang in dieser entwürdigenden Blöße den unwilligen oder gleichgültigen Blicken der Römer ausgestellt, aber wir vernahmen keine Klagestimme aus jener Zeit über die Barbarei der entarteten Epigonen, die sich nicht scheuten, ein Werk zu entstellen, das weder Goten noch Vandalen angetastet hatten.

Seit dem Tode Petrarcas, der fünf Jahre vor dieser Katastrophe starb, gab es eben keine Italiener mehr, deren Herzen in edler Begeisterung für die Herrlichkeit der antiken Welt geschlagen hätten.

Die Chronisten motivieren den Zerstörungsakt damit, daß sie uns von den

Verwüstungen berichten, die das Geschüßfeuer aus dem Kastell in der Stadt und dem Borgo angerichtet hatte.

Das Zusammentreffen ist bemerkenswert. Das Mittelalter verfinstert unter dem Donner der Geschüße, der zum erstenmal in Rom vernommen wird und den Anbruch einer neuen Epoche verkündigt; die letzte That des scheidenden Weltalters ist die Zerstümmung eines Monumentalbaues, der aus römischer Welt Herrlichkeit stammte und zwölf Jahrhunderte vorüberziehen sah.

Das neue Zeitalter huldigt anderen Zielen und wird durch andere Kräfte bewegt; nicht einheitliche große Ideen beherrschen fortan die Welt, die herangereiften Nationen Europas sondern sich ab, der gewaltige Widerstreit zwischen königlicher und priesterlicher Gewalt tritt in den Hintergrund der Weltbühne zurück, und damit verliert die ewige Stadt ihre centripetale Anziehungskraft; andere Weltcentren zwingen die Ereignisse in ihre Bahnen, und das Nebeneinander gleichzeitiger Vorgänge bedingt fortgesetzten Szenenwechsel.

Bei so veränderter Lage mußte auch die weltgeschichtliche Bedeutung unseres Monuments sich mindern, und der Verfasser konnte sein Referat über die Schicksale desselben hier abschließen, weil die Wandlungen, über die noch zu berichten ist, auf weltgeschichtliche Bedeutung keinen Anspruch mehr erheben dürfen.

Dennoch möchte er die Feder nicht aus der Hand legen, ohne der Erinnerung an einige Persönlichkeiten gerecht geworden zu sein, die durch ihre Handlungen, ihre Leiden und ihre Verbrechen die Bewunderung, die Teilnahme oder den Abscheu der Menschheit geweckt haben und deren Schatten noch heute über dem ehrwürdigen Kaisergrabe zu schweben scheinen.

Während des ganzen XV. und der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts, in welcher Zeitepoche die Menschheit auf allen geistigen und künstlerischen Gebieten zu einer ungeahnten Höhe emporstieg, haben sich die Päpste seit Beilegung der großen Kirchenspaltung, mit snger Erkenntnis des Zeitgeistes, an die Spitze der Bewegung gestellt. Es ist die heidnische Periode des Papsttums, die Männer, die auf dem Stuhl Petri sitzen, sind Renaissancefiguren in des des Wortes verwegener Bedeutung, könig-

liche Gestalten, deren weltliche Neigungen und Leidenschaften von den Papstgewändern schlecht verhüllt werden und deren lustspielige Bedürfnisse sowie ihr ganzes Verhalten in sittlicher Beziehung endlich den gereiften öffentlichen Geist zum Widerstand herausgefordert haben, wodurch dann die Einheit der Kirche zerstört worden ist.

Zu keiner Zeit und in keinem Lande der Welt war das Leben des Individuums reicher an Genuß, aber auch an Gefahren, als in der Epoche der Renaissance in Italien, darum sind die Menschen damals wahre Titanen des Wagens und des Genießens gewesen, deren schrankenloser Egoismus sich über jedes sittliche Bedenken hinwegsetzt.

Wir können den Beginn dieser Epoche von einem Vorgang datieren, der sich im Angesicht der Engelsburg im Jahre 1440 ereignete und für die Denkungsart der handelnden Personen charakteristisch ist.

Papst Eugen IV. ließ im neunten Jahre seines Pontifikats auf der Altschen Brücke den Mann verräterisch niederhauen und dann in der Engelsburg an Gift sterben, dem er die Unterwerfung Roms und des Kirchenstaats verdankte. Dieser Mann war päpstlicher Feldhauptmann, Kardinal und Patriarch von Alexandria, denn diese Würden hatte der dankbare Eugen auf Johann Vitelleschi von Corneto gekauft, um dann den Einflüsterungen der Florentiner Gehör zu geben, die den gewaltthätigen Mann des Strebens nach einer selbständigen Herrschaft verdächtigen. Bezeichnend ist die Klarheit der Auffassung seiner Lage, die Vitelleschi, als man ihn verwundet in die Engelsburg geschleppt hatte, mit folgenden Worten kennzeichnete: „Ich sterbe, aber nicht an meinen Wunden, sondern an Gift, denn einen Mann, der geleitet hat, was ich geleitet habe, durfte man nicht verhaften; wenn man es aber that, so darf man ihn nicht am Leben lassen.“ So endete dieser italienische Wallenstein des XV. Jahrhunderts, der Vorgang in der Engelsburg aber — erinnert selbst in seinen Einzelheiten an die bekannte Scene im Schloß zu Eger.

Der Nachfolger Eugens IV. war Nikolaus V.; in ihm hat der Humanismus selbst den päpstlichen Stuhl bestiegen. Seine ungeheuren Baupläne, die ein halbes Jahrhundert später Julius II. in verringertem Umfange wieder aufgenommen hat, faßten



eine völlige Umgestaltung Roms ins Auge. Sein früher Tod und die wachsende Türkengefahr haben diese riesenhaften Entwürfe nicht zur Ausführung gelangen lassen. Der Ausbau der Engelsburg, der wirklich stattfand, legt für die Großartigkeit seines Baufinnes Zeugnis ab

Auch die Engelsfigur über der Kapelle hat dieser Papst erneuern lassen, und diese Marmorstatue mit goldenen Flügeln sah auf die letzte Kaiserkrönung herab, die in Rom vollzogen worden ist, fast genau ein halbes Jahr-

die Hände der Osmanen, ohne daß die beiden Oberhäupter der Christenheit auch nur den Versuch machen, diesem Verlust vorzubeugen, durch den sich Europa fortan für zwei Jahrhunderte von der Türkengefahr bedroht sieht (Abb. 1).

Im Jahre 1492 bestieg Rodrigo Borgia als Alexander VI. den päpstlichen Stuhl; sein elf Jahre dauerndes Pontifikat ist eine der merkwürdigsten Epochen der Weltgeschichte. Wenn die Gegenwart nach vier Jahrhunderten angestrenzter Kulturarbeit Erscheinungen wie

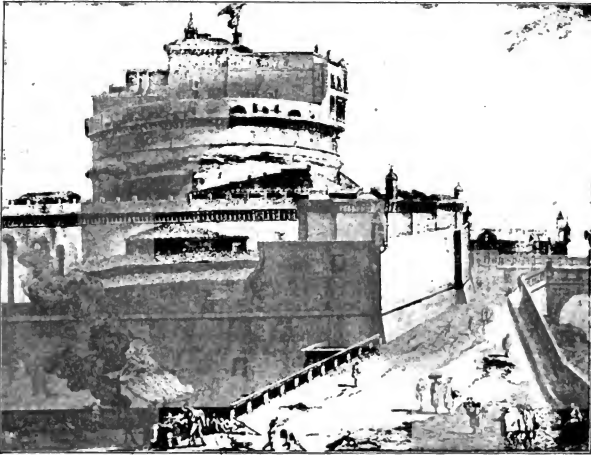


Abb. 4. Die Engelsburg im XVIII. Jahrhundert. Stich von Montagna.

tausend nach jener verhängnisvollen Ceremonie vom Jahre 962. Seit dem Untergang der Hohenstaufen war die weltgeschichtliche Bedeutung des Imperiums gesunken, und in der Mitte des XV. Jahrhunderts erscheint der Kaiser Friedrich III. in Italien, nur wie eine mit Fliedergold gekrönte Puppe, deren sich die italienischen Fürsten bedienen, um ihre reale Macht mit pomphaften Titeln verzieren zu lassen, ein unwürdiges und für Deutschland beschämendes Schauspiel. Nur ein Jahr später fällt die Hauptstadt des Ostens in

die Borgia als notwendige Erzeugnisse ihres Zeitalters aufsaßt und diesem die größere Hälfte ihrer Verschuldungen zuwälzt, so urteilten die Zeitgenossen anders. Sie haben Männern vom Schlage Alexanders VI. und Cæsares sogar mit einer Empfindung gegenüber gestanden, die zwischen Abscheu und heimlicher Bewunderung schwankte. Die Figur Cæsares in der Engelsburg, inmitten von Kerkerzellen, in denen seine Schlachtopfer schmachteten, erscheint uns wie eine Ausgeburt der Hölle, weil wir in Betracht

ziehen, daß es der Sohn des Papstes war, der kraft dieser mehr als illegitimen Geburt seine Machtstellung erlangt hatte, aber wir dürfen nicht vergessen, daß in dem Italien der Renaissance alles illegitim war und ausschließlich die Leistungsfähigkeit des Individuums in Betracht gezogen wurde.

Es ist trotz emsiger Forschungen nicht gelungen, festzustellen, wie viele Opfer der teuflischen Politik der Borgia die Engelsburg beherbergt hat.

Die Proscriptionen der Triumvirn im alten Rom, die Frevelthaten der Imperatoren, die Massenmorde der Senatoren durch die Schwerter der Prätorianer, alle diese Grauel werden im Gedächtnisse der Menschen fortleben, doch sie sind untrennbar von der Vorstellung des römischen Weltreichs; die Missethaten der Borgia aber entbehren dieses majestätischen Hintergrundes, sie erregen nur Ekel und Widerwillen, weil sie als die Ausschreitungen von Briganten erscheinen, denen das Patrimonium Petri zur Plünderung zugesallen ist und die ein kleines Königreich auf demselben Boden zusammenrauben wollen, auf dem einst die Gebieter der Welt gewandelt hatten.

An dem Namen Borgia haftet der Fluch der Kirche, deren Spaltung durch ihr Regiment vorbereitet wurde, und der Fluch Italiens, das durch ihre Politik den fremden Invasionen anheimfiel, aber ein versöhnlicher Schimmer fällt auf diese Gewaltmenschen durch ihr Verhältnis zu den großen Künstlern der Renaissance, deren Zeitgenossen zu sein, sie von der Vorsehung gewürdigt waren. Auch die Engelsburg hat damals eine großartige Umgestaltung erfahren, die von dem Monumentalsinn und dem Kunstverständnis der Borgia Zeugnis ablegt (Abb. 3).

Unter dem kriegerischen Pontifikat Julius' II. ist dann jene herrliche Loggia über dem Eingang entstanden, die noch jetzt existiert. Sie ist wahrscheinlich ein Werk des berühmten Bramante.

Im Jahre 1513 bestieg der medicische Geist in Leo X. den päpstlichen Stuhl. Seine Beziehungen zur Engelsburg sind bezeichnend für das Wesen dieses Papstes. Seine leidenschaftliche Vorliebe für Theater- vorstellungen, deren Inhalt nicht gerade zu der Stellung eines Kirchenoberhauptes paßte, ist die Veranlassung zur Herrichtung

einer Schaubühne in der Engelsburg geworden, die nach Angabe des ferrarensischen Gesandten zweitausend Personen fassen konnte. Es ist schwer zu begreifen, wo sich der Platz für eine solche Anlage innerhalb des Kastelles gefunden haben sollte, und es spricht die Wahrscheinlichkeit für die oberste Plattform, die sich allerdings vorzüglich für einen solchen Zweck eignen mochte. Wir besitzen einen interessanten Bericht über eine Vorstellung, die dort an einem Sonntage des Jahres 1519 stattfand. Man gab eine Komödie des Ariost, deren mehr als gewagter Inhalt die blasierten Nerven der erlauchten Versammlung fesseln mochte; der Papst selbst empfing die Gäste und kontrollierte persönlich die Einladungskarten, damit kein Uueingeweihter sich einschleiche, denn schon begann man allzu lede Herausforderungen der öffentlichen Meinung zu scheuen; die merkwürdigste Persönlichkeit aber, der wir bei diesem Anlaß begegnen, ist Raphael. Er hatte die Herrichtung der provisorischen Bühne sowie die Regie übernommen und die Dekorationen durch seine Schüler malen lassen. Diese Theatervorstellung, bei der Ariost den Text gedichtet, Raphael als Dekorateur und Regisseur wirkt und Leo X. dem Auditorium präsidiert, ist selbst ein Schauspiel, welches uns die Hochrenaissance in einem glänzenden Bilde vor Augen führt. Es ist die Abschiedsvorstellung, der wir beigewohnt haben; kaum zwei Jahre später sind die beiden Hauptakteurs von der Weltbühne verschwunden, und auf derselben ist die drohende Gestalt jenes Augustinermönches sichtbar geworden, der vor Kaiser und Reich die Abwendung des deutschen Volkes von der römischen Kirche verkündigt.

Der Saeco di Roma vom Jahre 1527 erscheint in der That wie ein göttliches Strafgericht über das Vabel der Christenheit, dessen Sündenregister so angewachsen war, daß es die Langmut des Himmels erschöpft hatte.

Wieder erblicken wir einen Papst als Belagerten in dem Grabmal der Cäsaren, wie vor einem halben Jahrtausend den gewaltigen Gregor, aber wach unermesslicher Abstand zwischen diesem und dem schwachen Intriganten Medici, der jetzt auf dem päpstlichen Throne saß und sich vor den beutegierigen Vanden spanischer Söldner und

deutscher Landsknechte zitternd in die Engelsburg geflüchtet hat. Clemens VII. vertrat nicht wie Gregor VII. ein erhabenes Princip, das in der geistlichen Welt Herrschaft gipfelte, sondern nur in die kläglichen Ansprüche des Papsttums auf eine politische Machtstellung in Italien. Mitten hinein in den gewaltigen Kampf Karls V. und Franz' I. um die Vorrherrschafft im Abendlande gestellt, sah sich der ränkevolle Medici plötzlich der Rache des unklug herausgeforderten Kaisers schutzlos preisgegeben, der die Züchtigung des verhassten Papstes durch kaiserliche Truppen ruhig geschehen ließ.

Die Katastrophe Roms im Jahre 1527 bezeichnet einen weltgeschichtlichen Wendepunkt, und sie wird darum für alle Zeit denkwürdig bleiben. Sie schließt die hochbedeutende Epoche der Renaissance mit einem grandiosen, aber schauerlichen Finale ab und eröffnet das ernste und vergleichsweise nüchterne Zeitalter der Reformation. Welche Gegensätze: die heitere Daseinslust der italienischen Renaissance und die strengen Mienen der deutschen und schweizer Reformatoren, die Genußfreudigkeit eines Leo mit seiner Umgebung von Künstlern, Sängern und Spasmachern und die abgemessene Hof-Gäbence des neuen spanischen Welt Herrschers, die heidnische Unbefangenheit der Humanisten und die biblische Strenge der Calvinisten und Lutheraner.

In welchem entsetzlichen Zustand die Stadt Rom geraten war, nachdem sie Verwüstung, Brandstiftung, Plünderung und allen Schrecken einer achtmonatlichen Occupation durch zuchtlose Söldnerbanden auch noch die gewöhnliche Begleiterin solcher Zustände, die Pest, hinzugetreten war, erhellt aus dem Umstande, daß noch drei Jahre später die Kaiserkrönung des neuen Welt Herrschers in Bologna stattfand, weil Kaiser und Papst sich scheuten, Rom zum Schauplatz dieser Feier zu machen, nachdem die Stadt soeben durch den Streit der beiden Oberhäupter der Christenheit zu einer Stätte der Verwüstung geworden war.

Erst viel später unter dem Pontifikat Pauls III. hat Kaiser Karl V. die ewige Stadt betreten unter dem Geschützsalut der Engelsburg, denn zu solchen harmlosen Ehrenbezeugungen wurde die furchtbare Armierung des Kastells fortan benötigt.

Der erwähnte Papst Paul III., ein

pracht- und kunstliebender Jarneze, hat dem Kastell seine letzte innere Ausstattung gegeben. Unter seinem langen Pontifikat erlebten die schönen Künste eine Art von Nachblüte, die auch unserem Kastell zugute kam. Die durch den Blitz getroffene Engelsfigur ward durch eine andere ersetzt, die von Raffaello da Montelupo, dem Schüler Michel Angelos, verfertigt war. An der Dekoration der päpstlichen Gemächer arbeiteten Sermonete und Perin del Vaga.

Die Abbildung zeigt die von diesen Künstlern angeführten Arbeiten, die noch heute die Gewölbe und Wände der Sala di Consiglio zieren.

Das letzte Jahr des XVI. Jahrhunderts hat der Engelsburg eine Gefangene zugeführt, deren tragisches Geschick weltbekannt ist und durch das Meisterwerk Guido Renis die Teilnahme ungezählter Millionen erregt hat. Am 11. September 1599, also vor genau 300 Jahren, fielen auf der Piazza St. Angelo die Häupter der Beatrice Cenci und ihrer Stiefmutter Lucrezia als Opfer einer dunklen Familientragödie, die in dem bekannten Drama Shelleys eine ergreifende Darstellung gefunden hat. Noch heute zeigt man die dunkle und feuchte Zelle, in der die jugendlich schöne Beatrice viele Monate gefangen gehalten wurde. Ihre Überreste ruhen unter einer Steinplatte drüben in St. Pietro in Montorio neben dem Tempicetto, den hundert Jahre früher Bramantes Meisterhand errichtet hatte. Alljährlich an ihrem Todestage sieht man ganze Scharen dorthin pilgern, um das Grab der unglücklichen Beatrice mit Blumen zu zieren, ein schönes Zeugnis von der Verständigkeit der Sympathie des Volkes für die ihm teuren Toten, desselben Volkes, das die Lebenden so oft verkannt und mit ungerechten Hass verfolgt hat.

Wir eilen an den drei Jahrhunderten der modernen Zeit vorüber, denn weder die Umgestaltung der Engelsburg durch Urban VIII. noch die zahlreichen Gefangenen, die das Kastell beherbergte, können unser Interesse wecken. Es genüge die Bemerkung, daß die Engelsburg in dem Augenblick ihre Vollendung als Festung erlangt hat, von welchem ab sie niemals mehr wirklich bedroht worden ist. Das Papsttum hat bis zu den Revolutionsflürmen in der Mitte unseres Jahrhunderts ein unangefochtenes,

aber auch völlig bedeutungsloses Dasein geführt. Erst die Ereignisse des Jahres 1870 und die Persönlichkeit des gegenwärtigen Papstes haben die Stellung Roms als geistliche Weltmacht, trotz, oder richtiger gesagt, dank des Verlustes der weltlichen Herrschaft, wiederum zu einer ungeahnten Höhe emporgehoben.

Am 20. September 1870 wehte die päpstliche Fahne zum letztenmal auf der

Plattform der Engelsburg; sie ward herabgeholt, und an ihrer Stelle stieg zum erstenmal das Banner des geeinigten Italiens empor.

Mit dieser letzten, in Wahrheit welt-historischen Wandlung, die im ursächlichen Zusammenhange mit der Niederwerfung der französischen Schutzmacht des Papstes durch die deutschen Waffen steht, mögen diese Blätter ihren Abschluß finden.



Zeichnung von H. Wagner.

## Unruhige Stunde.

Von Hans Bethge.

Nachts über die Wiesen, die Erlen  
entlang,  
Geht ein Gesang, geht ein Gesang,  
Der ist wie stilles Weinen.  
Der ist wie ein tiefes Klagegedicht,  
Das aus dem ärmsten Herzen  
bricht, —  
Armes Herze, was weinst du so?

Die Nebel ziehn übers blasse Land.  
Was wird mir die Stunde so wohlbe-  
kannt  
Und die fernen, verlorenen Töne?  
Was schlägt meine Brust so lauten  
Schlag?  
Die Nacht ist lang. Kurz ist der Tag.  
Armes Herze, was weinst du so?



Junge Italienerin. Nach dem Gemälde von Angelo Dall' Oca-Bianca.



Abb. 1. Fassade des alten Marstalls in der Breitenstraße.

## Aus dem Marstall des deutschen Kaisers.

Von

Fedor von Zobeltitz.

Mit siebenundzwanzig Abbildungen nach Zeichnungen von Prof. Carl Koch und Photographien von M. Arnheim und anderen.

(Abdruck verboten.)

Als der Große Kurfürst das Erbe seiner Väter übernahm, fand er die Schwesterstädte Berlin und Köln in arger baulicher Vernachlässigung vor. Der dreißigjährige Krieg hatte gestürzt und verwüstet — nun galt es, aus den Trümmern eine neue Residenz zu schaffen. Im August 1665 brannte der „kurfürstliche Stall“ nieder. Er war baulich nicht viel wert gewesen; aber der Brand hatte dem Kurfürsten einunddreißig edle Rosse und eine kostbare Sammlung von Waffen und Altertümern vernichtet. Als Erbauer des neuen Stalls wählte Friedrich Wilhelm den Rotterdamer Michael Matthias Smids. Berlin stand dazumal unter oranischer Kultur, die Mark im Zeichen Hollands. Smids war kein Genie wie sein Landsmann Nering, war aber ein tüchtiger Arbeiter, und unvergessen soll es ihm sein,

daß er die ersten brandenburgischen Schiffsbauplätze anlegte und die Kugeln goß, die Frankreich und Schweden ins Herz treffen sollten. Sein Marstallbau in der Breitenstraße steht noch heute (Abb. 1), kenntlich an der gewaltigen Pferdegruppe im Giebel und an dem Reliefforträt des waderen Smids, ein Haus von kräftiger Architektur. Auch die niebergebrannte „Rüstkammer“ ließ der Große Kurfürst hier neu erstehen; sie lag im Geschloß über den Ställen, und die Chronisten erzählen, daß hier „allerhand Tournier-Kürasse, so Roß und Reiter deden“ im Verein mit türkischen, chinesischen und anderen fremdländischen Waffen aufbewahrt wurden. Dazu kamen verschiedenelei Kuriositäten wie die Nichtschwerver, mit denen die Grafen Hardeck und Schaffgotsch gerichtet worden, die angeblichen Waffen König Widu-

finds, die Pistolen Wallensteins, der ausgestopfte Schimmel von Fehrbellin, Kurhut und Kurzszepter und dergl. mehr: es war also das erste Museum Berlins.

Mit dem Marstall war das daneben liegende Haus vereinigt worden. Es gehörte dem späteren Kommandanten von Spandau, Herrn Hans Georg von Ribbeck, der es nach seiner Vermählung mit Eva Katharina Brand von Lindau (Schwebel sagt, sie sei eine geborene von Brösigle gewesen) hatte erbauen lassen: ein schöner Renaissancepalast mit wappengeschmücktem Portal und malerischer Anordnung der mit Voluten, Kugeln und Spitzsäulen gezierten Giebel. Auch dieses Haus, in dem bis 1736 das Ober-Appellationsgericht und später die gefürchtete Ober-Rechnungskammer tagte, steht noch.

Hinter den beiden Gebäuden, mit der Front nach dem Schloßplatz zu, erhob sich ehemals das Palais des Grafen Schlick-Bassano, den Kurfürst Joachim Friedrich in Dresden kennen lernte und 1584 in seine Dienste nahm. Graf Schlick ließ sich 1604 auf dem ihm vom Kurfürsten geschenkten Terrain seinen Palast errichten. Als König Friedrich I. neben dem alten Marstall in der Breitenstraße auch der neue nicht mehr genügte, den Rering um 1690 Unter den

Linden erbaut hatte und der später Sitz der Akademie wurde, erwarb er das Schlicksche Palais, ließ es niederreißen und an seiner Stelle in Verbindung mit den Stallgebäuden in der Breitenstraße einen Neubau auführen, dessen Front nach der Spreeseite lag. Hier stand eine Reihe alter, schattiger Bäume, die nach dem Wasser zu durch ein Gitter abgeschlossen wurden, während an der dem Schloßplatz zugewandten Seitenfront des Stalls sich Verkaufsbuden bis fast an die Lange Brücke heran erhoben. Eine dieser Holzbuden gehörte dem Kürschner Köhler, einem Nürnberger, den Friedrich der Große zum Hoffürschner ernannte und dem er erlaubte, sich hier ein steinernes Haus zu bauen. In der Folge wurden auch die übrigen Buden abgerissen und durch Häuser ersetzt, die dem Schloßplatz wenig zur Zierde gereichten.

Dem Kunstsinne unseres Kaisers ist es zu danken, daß endlich eine Änderung des Straßenbildes eintrat: 1895 faßte der kaiserliche Herr den Entschluß, diese Häuserreihe und den dahinter liegenden Teil des von Friedrich I. errichteten Marstalls abbrechen und dafür ein neues monumentales Gebäude in architektonischem Anschluß an seine Umgebung setzen zu lassen. Die Abbrucharbeiten begannen schon im nächsten



Abb. 2. Hauptfassade des neuen Marstalls nach dem Schloßplatz zu.

Jahre, und unter Jhnes Leitung wurde der Neubau 1900 vollendet (Abb. 2).

Erhalten geblieben ist, wie erwähnt, nur der Marstall des Großen Kurfürsten und das Ribbeck'sche Haus. Beide sind von großer architektonischer Schönheit und haben eine interessante Geschichte. Der Saal über der alten Reitbahn wurde 1672 den durch Ludwig XIV. vertriebenen Hugonotten zur Abhaltung ihres Gottesdienstes zur Verfügung gestellt. Später wurden an gleicher Stelle Theatervorstellungen, Hoffestlichkeiten und Mummenschanze gegeben. Als sich am 1. Juni 1700 der Erbprinz Friedrich Karl von Hessen-Kassel mit der Prinzessin Luise Dorothea von Brandenburg vermählte, wurde hier die Oper „La Festa del Hymeneo“ aufgeführt, an der sich die königlichen Prinzen und zahlreiche Damen und Kavaliere des Hofes beteiligten. Auch bei Gelegenheit der Vermählung des Kronprinzen im Dezember 1706 fand in dem „Saal über dem Reitstall“ eine große Festlichkeit statt, bei der das Bessersche Singspiel „Der Sieg der Schönheit über die Helten“ zur Darstellung kam. Die „Festa del Hymeneo“, deren Text vom Abbate Mauro und deren Musik von Utilio Kristi, dem Kapellmeister der Königin, und dem jüngeren Ried stammte, fand eine so enthusiastische Aufnahme, daß die Oper mehrfach wiederholt werden mußte. Freilich nur vor dem Hofe; di Scio, Weltheim und de Kocher mit seiner französischen Truppe mußten im Rathause oder im Hofe eines Hauses der Poststraße ihre Komödie spielen.

Die Hauptfassade des neuen Marstalls wendet sich nicht mehr der Spree oder der Breitenstraße, sondern naturgemäß dem Schloßplatz zu. Schlicht und vornehm baut



Abb. 3. Prometheus und Andromeda.  
Wandbrunnen an der Hauptfassade von Otto Lessing.

diese Front sich auf, mit acht Säulenpaaren im Risalit, die das mit Fahnen und dem preußischen Adler geschmückte Giebelfeld tragen. Die Höhe des Baus krönt eine Galerie; an den Ecken des mittleren Vorbaues erheben sich Pferdebändigergruppen, an den Hausenden antike Kriegergestalten in solbatischem Schmud und mit Waffentrophäen. Die einfache Gliederung der Sandsteinfassade wird durch zwei von Otto Lessing modellierte Wandbrunnen unterbrochen, die in den Nischen zu beiden Seiten des Hauptportals aufgestellt gefunden haben. In der einen Nische sehen wir eine Prometheusgruppe: den an den Felsen geschmiedeten Lichtbringer der Menschheit, in rasender Qual die Muskeln streckend, um dem Adler zu wehren, der die Fänge in





Abb. 4. Lichthof im Königl. Marstall.

seine Brust schlagen will; darunter die Kofse des Neptun und zwischen ihren Häuptern auftauchend die Oleaniden. Wasserstrahlen sprühen aus den Nüstern der Kofse und aus den Felspalten hervor. Die zweite Nische (Abb. 3) zeigt Periclus und Andromeda; den Felden mit dem Medusaſchild im Kampfe wider den wafferſpeienden Dra-

chen, dahinter Andromeda mit dem Pegasus. Ich will nicht ſagen, daß die Bildwerke von Schlüterſcher Größe ſind. Aber in ſeiner Geſamtheit paßt ſich die Faſſade doch glücklich den Prachtbauten der Schlüterſchen Epoche an.

Ähnlich gehalten iſt die Waſſerfront des Marſtalls. Den ſäulengetragenen Mittel-



Abb. 5. Etall in der erſten Etage.

bau überragt eine Attika, auf der Neptun mit ſeinem Neeresgeſpann dargeſtellt iſt. Die Giebel flankieren rechts und links wiederum Gruppen von Pferdebändigern, während in den Giebelfeldern der Edriſaliten das preußiſche Wappen inmitten von Waffen und Fahnen angebracht iſt.

Brunklos, doch in vornehmen Verhältniſſen und höchſt zweckentſprechend iſt auch die innere Einrichtung des Marſtalls

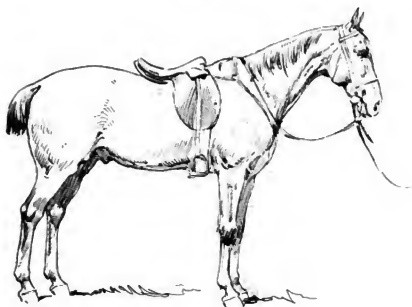


Abb. 6. Rurfürst. Jagdpferd des Kaisers.  
(In Valästina geritten.)

angelegt worden. Wir treten zunächst in eine weite, hochgewölbte Halle, den Lichthof (Abb. 4), ein Wunder moderner Eisenkonstruktion. Eine einzige Handhabung vermag das ungeheure Glasdach zu öffnen und der freien Luft Zutritt zu schaffen. Vom Lichthofe aus führt ein mächtiger Fahrstuhl durch alle Etagen, besonders in die Wagenremisen. Die Wagen, die benutzt werden sollen, werden in den Aufzug geschoben, und dann genügt ein Hebeldruck, um sie in den Hof zu befördern. Der Lichthof kann



Abb. 7. Reitbreitnacht der Kaiserin.

selbstverständlich, wie alle Räume des Marstalls, elektrisch erleuchtet werden.

Wir wenden uns in den nach der Spree gelegenen Seitenflügel. Hier befinden sich in zwei Stockwerken übereinander die Stallungen für die kaiserlichen Reit- und Wagenpferde, und zwar im Parterregechoß die Ställe für die Leibpferde der Majestäten und die Reitpferde der



Abb. 8. Pony für die jüngsten Prinzen.

kaiserlichen Prinzen und in der oberen Etage die Voge für die Kutschpferde (Abb. 5). Die gleiche Einfachheit und die gleiche blendende Sauberkeit hier wie überall. Die vorherrschende Farbe ist ein leuchtendes Weiß. Starke Pfeiler, die das Gebälk tragen, umfassen je drei, durch Holzwände mit Gitterkrönung voneinander getrennte Voge. Kein Halmchen liegt auf dem Pflaster des Mittelganges; Strohgestech säumt die Streu der Ställe ein. Halbbogenförmige, leicht verstellbare Fenster sorgen für Luft und Licht; in den Kassetten der Decke sind die Globen für die elektrische Beleuchtung angebracht; Oberhalb der Raufen sind die Voge gefachelt;

über dem Kachelstries hängen die Tafeln mit Namen und Pedigree (Stammbaum) der Pferde. Aber die Säule sind hier nicht die einzigen Vierfüßler. Ein paar Kattler bläßen uns an, und da wir sie locken, krümmen sie den Hals, versuchen ein freundliches Wedeln mit dem Schwanzfragment und springen an uns hinauf. Scheu huscht eine dicke gelbe Nase an uns vorüber, und ein süßes kleines Käterchen, kohlschwarz mit weißem Halsstiel, hat es sich auf dem Rücken eines stattlichen Braunen bequem gemacht und hält Siesta.

Der Berliner Marstall enthält insgesamt Stallungen für vierhundert Pferde,



Abb. 9. Oberstallmeister Graf Wedel. Nach einer Aufnahme von J. G. Schaarwächter in Berlin.

dazu einen Krankenstall: ein vierundzwanzigköpfiger umfassender Pferdebezugsapparat. Der Pferdebestand wird aus den Staatsgestüthen ergänzt und remontiert sich fast ausschließlich aus ostpreussischem Material. Die Hauptgestüte haben alljährlich zweiundvierzig Remonten für den Marstall zu liefern, die von dem Oberstallmeister Grafen Wedel, dem Chef des Potsdamer Reitstalls Major Plinzner und dem Stallmeister Nistler ausgewählt werden. Dazu kommen sieben Leibwagen- und drei Leibreitpferde Trakehner Herkunft. Der etwaige

Mehrbedarf wird freihändig erworben, und zwar stellt die Hauptgestüthsverwaltung der



Abb. 10. Ardenungswagen.



Abb. 11. Wagenhalle in der zweiten Etage.

Ober-Marstallstafte für jedes fehlende Pferd hundert Friedrichsdor zur Verfügung. Aus diesen Geldern werden auch die ungarischen Fuder des Kaisers gekauft, deren Bestand sich auf einige zwanzig beläuft, ferner die Pferde für die Dogcart's und übrigen Selbstfahrer und die Ponies für die jüngeren Prinzen.

Während die Marställe in den auswärtigen Schlössern, in Wiesbaden, Homburg, Wilhelmshöhe, Kiel u. a., nur zu gelegentlicher Verwendung kommen, und die in Sanssouci, Charlottenburg und an ähnlichen historischen Stätten lediglich aus Pietätsgründen erhalten werden, teilen sich der Potsdamer Weibreitstall und der Berliner königliche Marstall in die Gebrauchspferde. Naturgemäß findet ein häufiger, fast ein beständiger Austausch und Wechsel statt; im allgemeinen dient der Berliner Stall den Kutsch-, der Potsdamer den Reitpferden. Die Auswahl der Remonten für den Fahrstall erfolgt im

Frühjahr. Sie werden sodann zur Besichtigung durch den Kaiser nach den Ställen des Neuen Palais gebracht und anfänglich viel im Freien gehalten. Die mit Vorsicht angerittenen Pferde werden noch unter dem Reiter allmählich an das Geschirr gewöhnt und an der Longe dressiert und nach den ersten Lehrmonaten auf die „hohe Schule“ nach Berlin geschickt. Hier wird ihre Ausbildung vollendet, zunächst an Probier- und Lehrwagen draußen vor den Thoren der Stadt, dann im Straßengewühl und auf dem Paradeplatze, bei Pauenschlag, Gewehrfeuer und dem Schnebberedeng der Musik. Besondere Aufmerksamkeit wird selbstverständlich der Ausbildung des Leibzugs geschenkt: den Rappenpaaren des Kaisers und der Kaiserin, den ungarischen Schimmeljuden und den Pferden, die der kaiserliche Herr vom Dogcart aus selbst zu fahren pfllegt.



Abb. 12. Stallmeister in Gala.



Abb. 13. Galawagen. (Hochzeitsgeschenk Kaiser Wilhelm I.)

Die Oberaufsicht in den Ställen führen die Wagenmeister, durchweg ehemalige Wachtmeister der Kavallerie, die gewöhnlich als Futtermeister ihren Dienst im Marstall beginnen. Von den zehn fest angestellten Wagenmeistern sind zwei in Potsdam thätig und sechs in Berlin; ein neunter hat die Reparaturen an den Wagen zu kontrollieren, der zehnte die Geschirr- und Livreekammern und die Stallutenställen unter sich. In diesem ungeheuern Betriebe ist die peinlichste Ordnung eine Notwendigkeit. Ich sprach schon von der holländischen Sauberkeit, die in allen Räumen herrscht. Die Metallacher Fliesen oberhalb der Woge und der Messingbeschlag der Trennungswände aus dunkel gebeiztem Holz, selbst die weiße Emaille der Futterbehälter und das Metall der Kaufen — alles das glänzt, blitzt und leuchtet. Die Pferde haben ihre besonderen Decken für den Tag und die Nachtruhe. Die Marstallfarbe für Decken und Wagen ist braun, die kaiserliche Farbe blau. Die Decken sind nicht etwa wappengeschmückt, sondern nur mit einem W und einer geschlossenen Krone darüber versehen. Da die Stallungen durch zwei Stockwerke gehen, so sind Rampen angelegt worden, die eine bequeme Passage vermitteln. Im Erdgeschoß des Stallgebäudes befinden sich die Waschräume und die Apotheke. Die tierärztliche Leitung des Marstalls führt Oberarzt Dr. Töpfer; die Hufschmiede in der Breitenstraße steht unter der Kontrolle des Hofarztes Duvinage.

Wir nehmen von den Ställen Abschied, um den riesigen Wagenhallen in dem nach dem Schloßplatz zu gelegenen Flügel einen Besuch abzustatten. Die Mittelhalle, durch zwei Stockwerke gehend, ist der einzige Raum des Marstalls, der eine etwas prunkvollere Ausstattung erfahren hat. Sie ist im Barockstil in hellem Weiß gehalten; von oben herab schwebt an goldener Quirlende eine mächtige elektrische Krone. In der Höhe der Halle verbindet eine ringsum laufende Galerie die in der oberen Etage liegenden Kammern für die Prachtgeschirre. Von der Mittelhalle aus erstrecken sich mächtige Vogengänge, klösterlichen Kreuzgängen ähnlich, die ebenfalls zur Aufnahme von Wagen dienen und zwei Stockwerke umspannen. Der Gesamteindruck ist ein imponierender. Der Marstall beherbergt ungefähr vierhundert Wagen und Schritten, von denen ein Teil sich freilich häufig im Neuen Palais und in Potsdam befindet. Die Wagen entstammen, mit verschwindenden Ausnahmen, nur deutschen Fabriken; die Werkstätten von Reuß, Kühnstein und Kühn liefern die meisten. Die Instandhaltung besorgen achtzehn Beamte, die den Titel Wagenhalter führen und durchweg ge-

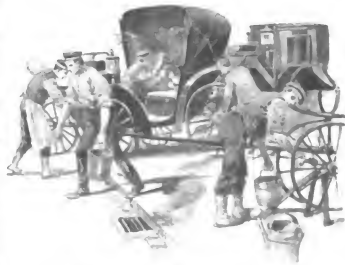


Abb. 14. Beim Wagenreinigen.

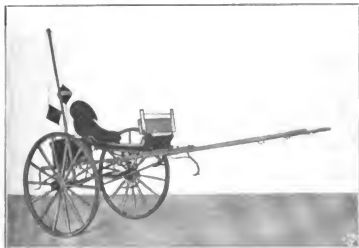


Abb. 15. Norweg. Stoltzfärre Kaiser Wilhelm's II.

lernte Handwerker sind: Stellmacher, Schmiede, Sattler, Lackierer etc., so daß sich eine bequeme Arbeitsteilung ermöglichen läßt. Abb. 11 veranschaulicht die Aufstellung der Wagen in den Hallen. Sie sind mit preussischer Gradlinigkeit in langen Reihen gerichtet und zwar mit den Kutschböden nach dem Mittelgange, während die abgenommenen Deichseln in starken Eisenrahmen hinter den Wagen an der Wand hängen. Der größte Teil jener Wagen, die nicht im ständigen Gebrauch oder von besonderer Kostbarkeit sind, ist ganz oder partiellweise mit Schußbeden bekleidet. Eine Ausnahme machen nur die der Öffentlichkeit zur Schau gestellten Krönungs- und Prunkwagen und die historischen Gefährte.

Der große Krönungswagen (Abb. 10) steht im Mittelpunkt der Repräsentationshalle, in der die Majestäten bei Besichtigung des fertig gestellten neuen Marzfalls mit Graf und Gräfin Wedel den Thee einnahmen. Der Wagen hat kürzlich sein zweihundertjähriges Jubiläum feiern können, denn er ist für den Einzugstag des ersten preussischen Königs in die Residenz, den 17. März 1701, erbaut worden. Nach dem Bericht des damaligen Ober-Ceremonienmeisters

wie zu den Tagen Friedrich's I. Der Geschmack hat sich seit damals erheblich gewandelt: die Überladenheit des künstlerischen Schmucks und der etwas barbarische Prunk wollen dem vornehmer gebildeten Auge nicht mehr so recht gefallen. Aber man muß daran denken, daß dieser glübende Krönungswagen gewissermaßen den Mittelpunkt eines großen pomphaften Aufzuges, einer unerhörten höfischen Prachtentfaltung bildet, daß er nur ein Teil des Glanzes, ein einziger Goldblitz in der Farbensymphonie des Krönungszuges ist. So wie der Wagen dasteht in seinem leuchtenden Rot und Gold, mit den preussischen Adlern unter dem Bodstuh und an den vier Ecken des Gehäuses, mit seinem überreichen ornamentalen Schmuck, den Decken- und Kissenstickereien und seinem blendenden Malwerk, ist er zudem noch nicht vollständig adjustiert.

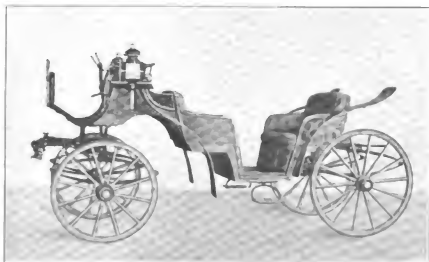


Abb. 16. Jagdwagen. (Naturholz.)



Abb. 17. Schlitten der Kaiserin.

Im Krönungzuge wird nur langsamer Schritt gefahren. Vom Vordriß aus leitet der in gleißende Livree gekleidete Kutscher das Achtgespann. Aber nur die Stangenpferde liegen in dem Geschirr, dessen Jügel seine Hand trägt. Die sechs Vorderpferde werden an Leitzügeln durch zu Fuß neben dem Gespann einherschreitende Vorreiter geführt.

Wagen langsam inmitten des Zuges vorwärts, und man kann sich wohl vorstellen, daß er einen wundervollen Eindruck gewährte.

Aus der Fülle der übrigen Galawagen sei als besonders interessant die Viktoria erwähnt, die Kaiser Wilhelm I. seinem ältesten Enkel, dem regierenden Kaiser, zur Hochzeit schenkte (Abb. 13): ein prächtiger

Auf dem rückwärtigen Trittbrett des Wagens stehen die Lakaien, während vorn, rechts und links neben dem Kutschbock, auf kaum sichtbaren Tritten je einer der Leibpagen hängt. „Hängt“ ist der richtige Ausdruck; denn die Pagen werden mit einem Arm mittels vergoldeter Lederriemen festgeschnallt, damit sie auf ihren winzigen Trittbrettern nicht die Balance verlieren. So bewegte sich der



Abb. 18. Reifewagen der Königin Luise.



Abb. 19. Küchenwagen.

Wagen mit doppeltem Federsystem, für die Bespannung à la Daumont zu sechs Pferden eingerichtet, trotz seiner Größe sehr elegant und spielleicht zu regieren. Die Grundfarbe ist blau, der Schmuck silbern; silbern sind auch Adler und Krone auf dem

Verdeck und die Borten und Behänge an der Decke des Kutschersitzes. Dazu gehört das sogenannte „kleine Adler-Geschirr“, äh-

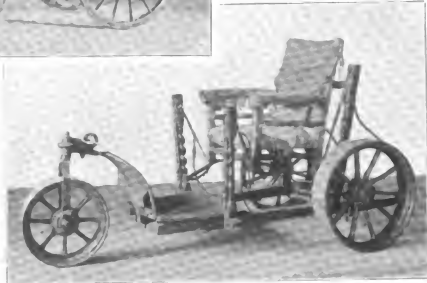


Abb. 20. Partwagen Friedrichs des Großen.

auch eine Anzahl prunkvoller ausgestatteter „Stadtwagen“ zur Verfügung stehen (Abb. 14). Immer sind aber die für die Kaiserfamilie



Abb. 21. Wagen Kaiser Wilhelm I., bekannt durch das Robbing-Attentat.

bestimmten Wagen blau lackiert, während die Einholungswagen, auch die für fremde Fürstlichkeiten und Gesandten, die Marstallfarbe braun tragen. Im äußeren Schmuck, den Schildereien und der Wappenzier zeigt sich selbstverständlich eine große Abwechslung bei den Galawagen, eine noch größere bei den übrigen Stadtwagen, die auch im äußeren Bau alle

lich dem in Abb. 23 wiedergegebenen „großen Adler-Geschirr“, das noch näher erwähnt werden soll. In ihrer äußeren Bauart gleichen sich die übrigen Gala- und Prunkwagen so ziemlich. Alle haben den hohen Bodsiß und ein Trittbrett für die Lakaien. Sie werden gewöhnlich nur zu festlichen Einholungen und Ausfahrten benutzt, für die

bestimmten Wagen blau lackiert, während die Einholungswagen, auch die für fremde Fürstlichkeiten und Gesandten, die Marstallfarbe braun tragen. Im äußeren Schmuck, den Schildereien und der Wappenzier zeigt sich selbstverständlich eine große Abwechslung bei den Galawagen, eine noch größere bei den übrigen Stadtwagen, die auch im äußeren Bau alle



Verschiedenheiten der Form und Technik aufweisen. Wir finden da vierstellige Viktorias von schwerfälliger Gliederung, Kaleschen, Landauer, Kupees, höchst elegante und recht einfache, die letzteren schließlich in „Hofdamenwagen“ genannt, weil sie den pensionierten Hofdamen zur Verfügung gestellt werden, wenn diese es nicht vorziehen, an Stelle des ihnen traditionell gebührenden Wagenrechts eine Erhöhung der Pension entgegenzunehmen. Für den kaiserlichen Herrn sind außerdem noch eine Anzahl Selbstfahrer und anderer offener Wagen vorhanden: Dogcart, Gig, Kabriolett und Tilbury, ferner für die Reisen in den vom Kaiser bevorzugten bergigen Nordländern

Zweiräder eigentümlicher Konstruktion wie die in Abb. 15 veranschaulichte Norweg-Stolzfärre. Sie wurde nach einem norwegischen Modell in Berlin gebaut, sehr fest und doch ganz erstaunlich leicht, hat nur einen Sitz und

hinten einen zweiten Kasten für den Groom, der zugleich die Signalzeichen zu leiten hat. Als Pferde für diese Gebirgsfarren werden die kleinen, schnellfüßigen und widerstandsfähigen norwegischen Ponies benutzt, in dem die hohe Art nach den schottischen ähnlich sind. Eine reiche Auswahl zeigen auch die Jagdwagen des Kaisers, teils zwei-, teils vierstellige (Abb. 16), alle für das schnelle Fahren eingerichtet, das der hohe Herr liebt — ferner die Schlitten des Kaiserpaars (Abb. 17) mit ihren Wolfs-, Bären- und Tigerbeden. Bei seinen winterlichen Jagdausflügen benutzt der Kaiser gern den Schlitten, den er am liebsten von dem Führer seiner ungarischen Jücker, einem Vollblutmagyaren und vorzüglichen Fahrer, leiten läßt.

Bei gewöhnlichen Ausfahrten des Kaiserpaars werden Zweispänner gewählt. Offizielle Ausfahrten finden im Achterzuge statt, dem zwei Spitzreiter vorantraben. Auch bei dem Viererzuge sind Spitzreiter vorgeschrieben, und zwar begleitet die Kaiserin immer zwei, den Kaiser wechselnd einer oder zwei, die Prinzen und Prinzessinnen stets nur einer. Lediglich die Oberhofmeisterin der Kaiserin fährt im Viererzug ohne Spitzreiter zur Parade. Die Etikette ist also auch in Bezug auf das „Wagenrecht“ streng vorgeschrieben.

Im oberen Stockwerk der Wagenabteilung sind u. a. die Reisewagen untergebracht, die meist mit elektrischer Beleuchtung

und allen sonstigen, nur denkbaren Bequemlichkeiten versehen sind. Hier werden auch ältere, nicht mehr gebrauchbare Reisewagen aufbewahrt, so die Kalesche der Königin Luise (Abb. 18), ein schwerfälliges Gefährt, trotz-



Abb. 22. Geschirrsaal in der dritten Etage.

dem einer der ersten größeren Wagen in Fiedern; bis dahin hingen selbst die eleganten Wagen in Riemen. Ebenso finden wir hier den Reisewagen Kaiser Wilhelms I. und den der Kaiserin Augusta, ein kolossales Fuhrwerk, in dem die hohe Frau als Kronprinzessin ganz Italien durchreiste. Eine stattliche Anzahl von Küchenwagen (Abb. 19) — in der That beweglichen Küchen, die alles zur Menage Notwendige enthalten — sowie von Jagdsoufflés, Manöver- und Feldpostwagen, Dummibussen, Kremslern und Diligencen, von Feldschmiedewagen u. dergl. m. vervollständigt diese Abteilung des Marstalls.

Mit am interessantesten ist die Sammlung historischer Gefährte in der letzten Halle des Spreesflügels. Vieles aus dieser

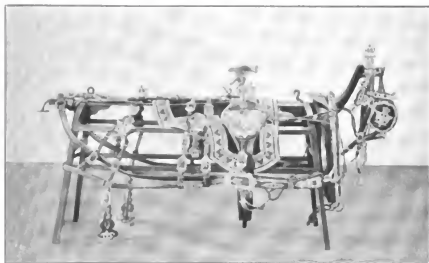


Abb. 23. Großer Adler-Geschirr. (Krönung Kaiser Wilhelm I. zu Königsberg.)

reichhaltigen Kollektion war bisher im Märkischen und Hohenzollern-Museum, in Monbijou, Sanssouci und dem Marmorpalais verstreut und ist nunmehr auf Wunsch des Monarchen im Marstallgebäude vereinigt worden. Da sehen wir den psumpen Schlitten, auf dem 1679 der Große Kurfürst seine berühmte Fahrt über das kurische Haff unternahm; sehen einen Gartenwagen der Königin Luise; den Rollstuhl Friedrich Wilhelms I., in dem er sich durch den Park von Königs-Wusterhausen fahren ließ, wenn die Gicht ihn plagte; sehen den reich vergoldeten Staatswagen Friedrichs des Großen und den schlichten, arg zerstückten Parkstuhl des alt und müde gewordenen Philosophen von Sanssouci (Abb. 20), eine Art Dreirad; sehen eine ganze Fülle phantastisch gebauter Schlitten in Form fabelhafter Tiere

aus der Zeit der letzten Kurfürsten und ersten Könige — zahllose Sänften und Vortehaisen aller Art — auch den böse vermotteten Schimmel, den der Große König bei Mollwitz ritt; den vom Prinzen von Wales geschenkten Pony Alfred, auf dem unser Kaiser seine ersten Reitstudien machte und der 1866 vom Schlage gerührt wurde, sowie Wilhelms I. Leib- und Schlachtpferd Sadoma, natürlich nur den ausgestopften Balg, während der Kadaver in Babelsberg beerdigt wurde. Auch die

Feldkutsche Wilhelm I. steht hier, die der König 1866 und 1870 benutzte, und der offene Landbauer, in dem der große Kaiser von dem Blei Koblings getroffen wurde; noch sind in den Postern des Wagens (Abb. 21) die Schrotspuren sichtbar . . .

Werfen wir nun einen Blick in die Geschirrkammern (Abb. 22). In den

Geschirrkammern oberhalb der Mittelhalle sind die Pracht- und Prunkgeschirre, die gar nicht mehr oder nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten benutzt werden, in eichenen Glaschränken untergebracht. Zunächst nimmt unsere Aufmerksamkeit das neu angefertigte, bisher noch nicht gebrauchte, überaus kostbare Geschirr für den großen Krönungswagen in Anspruch. Es ist für acht Pferde berechnet und besteht aus rotem Leder mit reichen goldenen Beschlägen, Behängen, Kronen, Fucheln, Federstutzen und Satteldecken und soll einen Wert von 80 000 Mark repräsentieren. Auch das „Große Adlergeschirr“ (Abb. 23) aus schwarzem Leder mit Silberbeschlag, silbernen Kronen und fliegenden Adlern ist von außerordentlicher Kostbarkeit. Es hält schwer, aus dem Reichtum dieser Galageschirrkammer Einzel-



Abb. 24. Schabrade aus der Zeit Friedrich Wilhelms II.



Abb. 25. Kopfgeschirr.  
(Geschenk des Sultans.)

werden gewöhnlich die Halbmondgeschirre gewählt, einfachere, aber doch noch immerhin reich mit Silber plattierte Geschirre für die Viererzüge. Nur das Geschirr eines einzigen kaiserlichen Rosses ist statt mit Silber mit Gold beschlagen: das des Dogcart-Pferdes. In der Galageschirrkammer sind auch verschiedentliche historische Erinnerungen und Geschenke fremder Potentaten untergebracht: so eine prachtvolle, in Silber gestickte Schabracke mit Satteltaschen König Friedrich Wilhelms II. (Abb. 24) und ein köstliches orientalisches Kopfgeschirr, ein Geschenk Seiner Osmannischen Majestät (Abb. 25). Andere Prunkgeschirre, Sättel, Decken und Federstübe stammen von der Hand des Zaren, des Sultans von

Marokko, aus Persien, Siam, Japan und China, sind nie benutzt worden und werden auch kaum je in Gebrauch kommen, starren in Gold und Silber und sind mit Edelsteinen verziert. Es ist sicher nicht übertrieben, anzunehmen, daß der Wert der hier zur Schau gestellten Kunstschätze in die Millionen geht.

Die gleiche Ordnung, wie in allen Räumen dieses Mustergetriebes herrscht auch in den Livreekammern. Ein Blick in diese gleicht gewissermaßen einem Einblick in die höfischen Ceremonien. Da sind die Livreen für die einfachen Ausfahrten, bei denen die Kutscher den hohen, schwarz lackierten Hut mit der Silbertraverse tragen, in die schwarze Adler eingewebt sind; da die kurzen Fäden und Jockeymützen der Spitzenreiter, die Dreispitze und weißen Beräuden der Kutscher für die Galawagen, die silberüberladenen Livreen der Lataien bei großen Ausfahrten. Immer hat das Grundtuch die Kaiserfarbe: blau; nur der Groom für den Dogcart trägt als einzige Ausnahme braun mit Gold.

Wir gehen weiter. Im Hof liegt die Sommerbahn, die meist nur zum Bewegen der Pferde benutzt wird, im Zwischenbau, und zwar im ersten Stockwerk desselben,



Abb. 26. Abteilungsreiten auf der Bahn in Potsdam.

die große Reitbahn, mit Galerien, Emporen und Spiegelwänden ausgestattet. Hier finden zuweilen die großen Reiterfeste des Hofes statt, während für den Sondergebrauch des Kaiserpaars zwei kleine Reitbahnen eingerichtet worden sind, deren Zwischenwand jedoch nach Bedarf versenkbar ist.

Zum Schluß noch einen raschen Abstecher nach Potsdam. Der dortige Leibreitstall hat sich äußerlich seit den Tagen des Großen Friedrich wenig verändert. Der Dienst ist ebenso geregelt wie in Berlin; ein paar andere Titel für die Stallbeamten sind aus alter Zeit her beibehalten worden: das ist der einzige Unterschied. Von der Remontierung der Pferde wurde bereits gesprochen. Die Ausbildung geschieht in derselben Weise wie bei der gesamten Kavallerie. Die Leibpferde des Kaisers gehen

durch die Schule des Leibstallmeisters Plinzner, während die der Kaiserin unter der Leitung des Leibstallmeisters Eckardt ausgebildet werden. Es ist selbstverständlich, daß gerade die Pferde der Kaiserin einer besondern Dressur bedürfen. Sie werden — wie auch die Pferde der Hofdamen — auf dem Damensattel eingeritten und zwar pflegt sich der Reiter dabei ein, das lang herabwallende Reittkleid markierendes Plaid um die Hüften zu schnallen, um den Gaul an das Flattern des Gewandes zu gewöhnen. Die jahrelange Vertrautheit des Leibstallmeisters Plinzner mit der Reitmethode und der Reitpassion des Kaisers mag dem Zielgewandten die Auswacht der Leibpferde und auch ihre Dressur wesentlich erleichtern. Neben den Leibpferden der Majestäten und den Pferden der



Abb. 27. Auf der Reitbahn am Neuen Palais zu Potsdam.

kaiserlichen Prinzen sind im Reitstall noch etwa hundert weitere Pferde für fremde Gäste, die Suite und die Stallbeamten selbst untergestellt. Sie werden täglich abteilungsweise geritten: im Sommer auf den Bahnen beim Reitstall, im Winter in der Reitbahn am Neuen Markt. Erwähnung verdient schließlich auch noch der Marstall des Neuen Palais, der den Remonten des Berliner Fahrstalls während der ersten Wintermonate Unterkunft gewährt und sonst von Potsdam und Berlin aus bevölkert wird.

Wien und St. Petersburg sind in Bezug auf die Zahl der Pferde in den dortigen kaiserlichen Marställen vielleicht reicher versorgt als der Marstall des deutschen Kaisers — in Bezug auf die Güte des Materials aber sicher nicht.



## Neues vom Bücherfiß.

Von  
Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Ein Erstlingswert! Es hat einen eigenen Reiz, so ein Werk zu prüfen. Darüber nachzusinnen, wie sich das Wachstum des jungen Baumes, der sich eben aus der Erde emporstreckt, gestalten mag, ob er krumm oder gerade, fernwüchsig oder fast-arm aufschließen wird und ob er reiche und edle Frucht verbricht. Nicht immer läßt das Erstlingswert deutlich erkennen, wie weit und tief die künstlerische Begabung des Verfassers reicht. Ob da eine starke Eigenart sich entwickelt und ob noch Größeres zu erhoffen ist, oder ob der Verfasser sein Niveau gleich im Beginn erreicht hat und sich nur ausbreiten, nicht mehr erhöhen kann. Das Eine aber läßt sich meist von vornherein erkennen, wie es um die geistige, ideale Grundrichtung des Verfassers bestellt ist, wohin sein Wollen und Empfinden, seine Charakteranlage gravitiert, ob mehr ins Reale oder ins Romantische, ins Heroische oder ins Erhabene. Ob seine Natur einen Früher verheißt oder einen Mitläufer, einen Kämpfer oder einen Sänftling, einen Propheten oder einen Skeptiker.

Ein Erbling ist der Roman „Buddenbrooks“ (Berlin S. Fischer) von Thomas Mann. An dem Werke fällt zunächst etwas Außerliches auf. Der mehr als behäbige Umfang. Zwei rundliche Bände sind insgesamt elfhundert Seiten. Natürlich läßt diese Außerlichkeit von vornherein auf gewisse innere Eigenschaften des Dichters schließen. Vor allem darauf, daß Thomas Mann seine Aufgaben gründlich nimmt, daß er nicht bloß Rahmabschöpfer ist, sondern ein Ausschöpfer seines Stoffes, der das Thema nach allen Seiten hin und so tief wie möglich durchackert. Hier und da mit der Akribie eines Historikers und Philologen, hier und da aber auch so gründlich, daß diese und jene Einzelheit zu stark hervortritt und die Harmonie des Gesamtbaues gefährdet. Jedenfalls hat diese Genauigkeit in einem Betracht eine sehr entschiedene Wirkung. Es gibt in aller Welt keine andere Familie — auch von der eigenen nur den allereignen Kreis ausgenommen —, die mir heute nach der Lektüre des Romans so bekannt und vertraut wäre, wie die Buddenbrooks in Lübeck. Von jedem Glied dieser Familie weiß der Leser des Werkes, wie es geht und wie es steht, wie es trinkt und isst, „sich räuspernd und spudt“, was eines jeden Lieblingsgericht und Lieblingsstracht ist, wie es um eines jeden körperliche Organisation und geistige Verfassung

bestellt ist, was ein jedes glaubt, fühlt und ersehnt. Die Personen wachsen vor dem Leser auf, er lebt ihr ganzes Alltags- und Feiertagsleben mit, und in jede steigt er hinein, als ob sie von Glas wäre. . . . In dem Zeitpunkt, wo die Handlung einsetzt, um 1835 herum, sind die Buddenbrooks als Familie auf die Höhe ihrer Entwicklung gelangt. Der alte Johann Buddenbrook hat in den Kriegsjahren durch Armeelieferungen ein gewaltiges Stück Geld verdient und sich mit einem Mädchen aus altem guten Hause vermählt. Seitdem gehört die Familie unbestritten zum städtischen Patriziat. Ihr Reichthum gründet sich vorwiegend auf den Getreidehandel. Von dieser Existenz-Grundlage ist aber in dem Roman nur wenig zu sehen. Von dem Leben und Treiben in den Speichern, in den Comptoirs, am Hafen und auf der See erhalten wir nur sehr dürftige Andeutungen. Das ist ein Mangel, da weit nebenfächlichere Dinge in breiterer Ausführlichkeit behandelt sind.

Nur kurze Zeit vermag sich die Familie auf der Höhe zu halten. Mit jeder Generation geht ein gut Stück gesunder Lebenskraft verloren. Das hat seine Gründe, die man freilich mehr ahnen, als klar durchschauen kann. Vor allem lebt die Familie — zu gut. Wie sie isst und trinkt, das kann sich getrost Völlerei betiteln. Der überladene Magen rächt sich; von früh auf entwickelt sich die Disposition zu allerlei Krankheiten, die energielähmend wirken. Die Kinder werden verzärtelt und verwöhnt, es bleibt ihnen zu viel vom stählernen Daseinskampf erspart. Die geistige Entfaltung wird zum guten Teil durch die Familientradition behindert. Diese Tradition übt einen despotischen Druck aus. Die Kinder können nicht frei die Wege gehen, die ihrer Eigenart entsprechen; als erste Pflicht wird ihnen eingedrillt, nicht ihre Individualität auszugestalten, sondern in erster Reihe den Glanz des Hauses zu erhalten, d. h. nur die Bahnen einzuschlagen, die durch die Ueberlieferung festgelegt sind. So aber reiben sich die meisten im Kampf zwischen den Eigenwünschen und dem Einfluß des Ueberkommenen auf.

Der alte Johann ist noch ganz ein Mann des ancien régime. Er nimmt die Geschäfte sehr ernst, im übrigen aber das Leben sehr leicht. Religiöse Empfindungen, moralische Tendenzen bewegen weder seine Thätigkeit noch sein Gemüthe; in frühlicher Selbstsucht lebt er und strebt er.



Brandung. Daß einer Photographie von B. Cowen in Ramsey.

Sein Sohn, der Konful, erscheint bereits als eine wesentlich andre Natur. Sein persönlicher wie sein Geschäftswert ist im Grunde ebenso stark, wie der des Vaters. Aber es fehlt ihm das Nobilität, er hat nicht mehr den Mut, ihn offen herauszulehren, er sucht ihn vor anderen wie vor sich selbst zu bemänteln. Seine Skrupel machen ihn religiös. Aber seine Religion hat nicht die Kraft, ihn innerlich zu erneuern und zu befruchten, sie ist kein bloßes Ausschüßelbild, ebensowenig jedoch ein Lebensquell für ihn; alles in allem bedeutet sie eine Art Geschäftsverhältnis mit Gott, das den Menschen zum gläubigen Bekenntnis, Gott aber zu Anerkennung und Lohn verpflichtet. Nur mit großer Mühe behauptet der Konful die Stellung, die ihm überkommen ist. Deutlicher tritt die Degeneration bei seinen Kindern zu Tage. Sie treten sämtlich körperlich und seelisch mit einem „Knacks“ ins Leben hinaus. Das religiöse Wesen des Vaters erhält sich nur bei einem der Kinder, bei den anderen verbünnt es sich, wenn ich so sagen darf, zum ästhetischen. Thomas Mann sieht, wie es scheint, in der Entwicklungsfolge: Weiblicher Menschenverstand, Religiosität, Aesthetismus eine abwärtsgehende Stufenleiter. Der älteste Sohn, Thomas, ringt mit allen Kräften, der Firma wie der Familie ihre Überlegenheit zu wahren. Aber er ist Geschäftsmann mehr der Überlieferung halber, als aus innerer Neigung. Sein persönlicher Ehrgeiz erregt Erfolge, er bringt es zum Senator, doch das Geschäft vermag er nicht auf der Höhe zu erhalten. Dazu fehlt es seiner vornehmen, vergeßigten Natur an der unbedingten Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel. Das Patriziat ist wie jede andere „noblesse“ im gewissen Sinne eine Fessel. Seiner Begabung und seinem Wesen nach hätte Thomas besser zum Diplomaten oder zum Regierungs- und Verwaltungsmann gepaßt. Daher bricht er denn auch unter dem Zwiespalt zwischen seinem Empfinden und seiner Thätigkeit, unter der Last, die ihm die Tradition auferlegt, früh zusammen. Aus noch schrilleren Diffsomanen komponiert sich das Leben seines Bruders Christian. Er verbringt als anerkannter „Sautier“ seine Tage im Klub oder im Variété, jede geregelte Arbeit widersetzt ihm, körperlich wie geistig ist er unfähig, Geschäfte ernst zu nehmen. Als Spezialität, als Variété-Komiker hätte er möglicherweise etwas leisten können, aber ein Buddenbrook — impossible! Selbstverständlich zerrüttert seine Lebensweise den schwachen Körper aufs äußerste, bis er schließlich ins Idiottische verfinstert. Geistig sehr unbedeutend, leiblich aber ein wenig widerstandsfähiger ist Antonie, die Schwester der beiden Brüder. Sie lebt und webt in den Traditionen ihres Hauses, der Name Buddenbrook bedeutet für sie den Anbegriff alles Höchsten. Trotzdem trägt auch sie das Ihre bei, das Ansehen der Familie zu schmälern. Vor allem durch zwei Unglücksfälle, die sie ereignet, und die beide mit Scheidung enden.

Als Thomas stirbt, hinterläßt er einen zwölfjährigen Knaben. Der aber hat vom Vater nur die körperliche Schwäche geerbt, in allem andern ist er ein Mutterkind. Das getreue Abbild der Frau Gerda, die nur in künstlerischen Interessen lebt, weltabgewandt und ohne jeden Sinn für das

Praktische und Reale. Es ist bezeichnend für Thomas Buddenbrook, daß er, der Geschäftsmann, sich eine solche Frau zur Gattin gewählt hat, ebenso bezeichnend aber für seine Halbheit, daß auch er sich nicht überwinden kann, der Eigenart des Sohnes freie Entfaltung zu gönnen, sondern sie gleichfalls in die Tradition einzuwängen sucht. Das ist jedoch dieser arten Fälschung gegenüber ein ganz vergebliches Bemühen; beim ersten Bindstich erlischt das schwache Flämmchen. Das Haus Buddenbrook hat keinen Erben mehr. An seiner Stelle ringen sich andere Geschlechter empor, deren rücksichtsloses Vorwärtsdrängen noch durch keine Überlieferung und keine körperliche Depravation eingeschränkt wird. Ein ehernes Schicksal waltet über der Welt, mitteillos und unerbittlich; es hebt die Starken und stößt in den Abgrund die Schwachen.

Diese Tendenz des Romans — wobei nicht verkannt werden soll, daß Tendenz in diesem Falle eigentlich ein zu starkes Wort ist — gemahnt an die antike Tragödie. In diesem Vergleiche offenbart sich die Stärke wie die Schwäche des Romans. Die Idee der Notwendigkeit, der sich der Untergang eines ganzes Geschlechtes vollzieht, gibt dem Werke seinen großen Stil. Aber sie hat auch zur Folge, daß der Blick des Dichters allzu einseitig auf das Kranke und Krankhafte gerichtet ist. Wie die meisten Dichter unserer Zeit, hat Thomas Mann mehr Interesse für die pathologischen Naturen, als für die Gesunden und Starken, die Siegesmenschden. Literarisch knüpft der Dichter an die modernen Naturalisten, wie Zola und Tolstoj an. Aber er zeigt doch schon eine bestimmte Eigenart; er hat nichts von dem blühenden Pathos Zolas und wenig gemein mit der ethischen Tendenzweise, mit der prophetischen Art Tolstois. Er sucht sich durchaus über seinen Gestalten zu halten. Was von seinem eigenen Wesen in dem Werke zu Tage tritt, das deutet auf eine werdende, noch nirgends abgeschlossene und reife Persönlichkeit hin. Die Ingrebienzien brodeln noch, die Mischung hat sich noch nicht geklärt. Im allgemeinen überwiegt das rationalistische Element, dem eine gute Dosis Stepiß beigemischt ist; doch es werden auch idealistische Jüge mit einem leisen Stich ins Mystische merkbar. Vor allem aber blühen hier und da Strahlen eines echten Humors auf. Freilich nur Strahlen, keine Sonne, die das ganze Werk durchleuchtet. Der Humor ist echt, aber nicht ausgiebig, nicht frei und hochfliegend genug. Was auf den ersten Blick auffällt, ist die Beobachtungsgabe Manns. Ihm entgeht kein Knopf am Rock, keine Falte im Gesicht. Diese Gabe verfährt den Dichter zu der fast ungeheuerlichen Anhäufung von Details, die etwas Inponierendes hat, aber ebenso sehr Ermüdendes, und die den Roman überlastet. Die Schilderung eines einzigen Schultages nimmt beinahe sechzig Seiten in Anspruch, und dabei bildet sie alles andere als einen Wesensbestandteil des Romans. Als lebenstreuere Skizze für sich hat sie ihren Wert, aber sie sprengt in dieser Breite das Gefüge des Werks. Mit der scharfen, auf Einzelheiten erpichtem Beobachtungswiese steht die Art der Charakteristik in Einklang. Sie reißt unvollständig Steinden an Steinden. Infolge-

dessen fehlt ihr im allgemeinen der große Zug; trotzdem bringt sie überaus lebendige Gestalten zu Stande, deren Einzelzüge freilich zuweilen aus karikierte Streifen. Auch die Erzählungsweise Manns läuft im großen Ganzen mehr auf ein Nebeneinander, als ein organisches Auseinanderentfallen hinaus. Sieht man aber nur auf das Einzelne, so findet sich eine ganze Reihe von Schilderungen, die man geradezu als literarische Musterbeispiele verwerten könnte. Die Sprache Manns hat etwas überaus Klares, Bestimmtes und Beschauliches; frisch und saftig ist sie fast überall, aber es fehlt auch nicht an sehr feinen, feinsinnigen Wendungen.

Eine an und für sich unbedeutende Außerlichkeit möchte ich hier erwähnen, weil sie in unserer jüngsten Litteratur epidemisch zu werden droht. Die neueren Poeten scheinen von einem wahren Wölbungsfiieber befallen zu sein. Daß man ein Werk irgend einem Wölbner, einem Freunde, den Eltern oder der Liebsten widmet, das ist eine alte Sitte, die so alt wie die Litteratur selbst zu sein scheint. Unsere heutigen Dichter aber machen die Sitte zur Karikatur. In lustigen Sammlungen pflegt jetzt jedes einzelne Gedicht, in Romanen jeder einzelne Teil, normalerweise jedes Kapitel irgend jemandem insbesondere „geweiht“ zu sein. Es fördert aber schließlich weder die Illusion noch die Stimmung, wenn man immer wieder beim Lesen auf Bemerkungen stößt von der Art: „Meiner Schwester Julia sei dieser Teil zur Erinnerung an unsere Hühnerbucht von Herzen geweiht“, „Paul Ehrenberg, dem tapfern Maler, zur Erinnerung an unsere Wäinchener musikalisch-literarischen Abende“ zc. zc. zc. Wenigstens sollten die Herren Dichter all die Widmungen auf einem Blatt zusammenstellen und nicht mitten in den Text hineinziehen.

Wie sich die weitere Entwicklung Manns gestalten mag, darüber läßt sich kaum etwas voraussagen. Hat er sich mit dem umfangreichen Werk schon alles von der Seele geschrieben, was er im wesentlichen zu sagen hat? Wird er den Weg, den er hier eingeschlagen, weiter gehen oder ganz neue Bahnen betreten? Wird er sich künftig mehr zu beschränken wissen? Hat er noch andere Seiten zu entfalten? Wird er zu einer freieren, weiteren Weltansicht gelangen? Wird sein Humor künftig in breiterem Maße strömen? Das alles sind Fragen, die ein Erstlingswerk wie dieses anregt, die zu beantworten aber es in sich selbst wenig Grundlage bietet.

Eine ähnliche Aufgabe, wie Thomas Mann mit seinem „Buddenbrooks“ hat sich Georg Freiherr von Ompteda mit seinem Elysus „Deutscher Adel um 1900“ gestellt. In der Tendenz freilich gehen die beiden Poeten auseinander. Auch Ompteda weist hier und da auf Erscheinungen des Verfalls hin, aber seine Gesamtauffassung ist nichts weniger als pessimistisch. Das zeigt auch sein neuestes Werk sehr deutlich. „Caecilie von Sarryn“ (Berlin, Fontane & Co.) bildet den dritten Teil des Elysus, dessen erste Teile „Silvester von Geyer“ und „Elysen“ sind. Es ist ein ziemlich spröder Stoff, den der Dichter diesmal behandelt. Das Leben eines Mädchens, das sich zu einem Rufer von Tante entwickelt und ganz im Dienste seiner weiteren Familie

aufgeht. Caecilie ist die zweitälteste von vier Schwestern; eine nach der andern wird dem Hause entführt, um in der Ehe ein mehr oder weniger glückliches Los zu finden. Nur Caecilie bleibt einsam zurück, dem greisen Vater ihre frühesten Jahre opfernd. Nach dem Tode des alten Herrn aber eröffnet sich doch noch für die Zweitälteste eine Aussicht, in den Hafen der Ehe einzulaufen und mit einem verehrten Manne den Lebensbund zu schließen. Die Familie ist gegen die Heirat, vor allem deshalb, weil die liebe Tante dann nicht mehr als Kinderwärterin und Aufwächterin angestellt werden kann. Aber Caecilie macht jetzt endlich alles, was in ihr an natürlichem Egoismus ist, mobil, sie will nicht länger das geduldige Familienhaf sein, sondern auch einmal ein rein persönliches Glück, wie es sich ihr bietet, ankosten. Da aber tritt das Schicksal ihre Wünsche zu Boden. Bei einem Eisenbahnunfall wird die eine der Schwestern samt ihrem Gatten getötet. Sechs Kinder bleiben ertotenlos zurück. Caecilie kämpft einen kurzen, aber heißen Kampf mit sich selbst, dann überwindet sie alle Eigenliebe, verzichtet endgültig auf das Glück, das sie erträumt, und sucht ihre Lebensaufgabe darin, den Waisen Vater und Mutter zu erziehen. Natürlich hat sie viel Schweres durchzumachen, aber ihrer Treue und Energie gelingt es zuguterletzt, ihre sechs zu braven Leuten heranzuziehen und ihnen nach Kräften den Lebensweg zu ebnen. Und alles Glück, das ihnen zu teil wird, lernt sie als ihr eigenes empfinden. Die Geschichte wird vielen Lesern, insbesondere vielen Lehrerinnen, um des Nährenden willen, das in ihr steckt, Behagen machen. Mir selbst erscheint sie aus anderem Grunde interessant, ja beinahe bewundernswert. Omptedas Meisterhaftigkeit hat sich selten deutlicher bewährt, als dadurch, daß er, ein Mann, es fertig bekommen hat, ein solches Tantenmädchen, das ganz in Alltäglichkeit dahinsiebt und seine Höhepunkte in einem Dossball und ein paar Ehesittungen hat, literaturfähig zu gestalten. Es lag ihm daran, dem Heroismus, der auch im Alltäglichen sich offenbaren kann, ein Denkmal zu setzen. Und das ist ihm sicherlich gelungen. Trotzdem halte ich für meine Person mich lieber an andere Werke Omptedas. Auf die Dauer hat die Enge, in welcher der Roman den Leser festhält, wenigstens für mich etwas Erstickendes. Sie würde allerdings weniger fühlbar werden, wenn das Werk sich mit drei- statt mit sechshundert Seiten begnüge. Am besten werden derartige Stoffe denn doch wohl in der konzentrierteren Form des Versißylls behandelt. Ein weiterer Horizont that sich in dem Werke nur da auf, wo die feine Gestalt des Geheimrats Brons in den Vordergrund tritt. Der Aufbau des Romans ist, wie fast immer bei Ompteda, so gut wie vollendet, die Sprache schlicht und lebensvoll. Charakteristisches aber im Sinne des Titels „Adel um 1900“ bietet das Buch nur sehr wenig. In allem Wesentlichen könnte die Handlung ebenso verlaufen, jede einzelne Person daselbe Gepräge tragen, wenn die Helden statt Caecilie von — einfach Caecilie Sarryn hieße. Das liegt hauptsächlich daran, weil in dem Romane nicht, wie etwa in „Elysen“, die Familientradition irgend welche be-



sondere Rolle spielt. Ohne eine solche Tradition ist aber kein rechter Unterschied zwischen „adlig“ und „bürgertlich“. Das hat Mann, als er seine „Duddenbrooks“ schrieb, sehr gut herausgefühlt. Diese Duddenbrooks führten nicht das „von“, aber sie sind doch „adlig“, eben durch den Besitz und das Festhalten der Tradition.

Eine Lebensentwicklung bildet auch den Inhalt des Romans von Wilhelm Fischer „Die Freude am Licht“ (Berlin, G. P. Meyer). Aber das Werk gehört litterarisch einer ganz anderen Sphäre an als die Romane von Dmpteda und Mann, es ist in Stil und Sprache, in Erzählungsweise und Weltauffassung wie durch eine Kluft von diesen wesentlich realistischen Dichtungen getrennt. Das Epische ist bei Fischer gleichsam mit Durf durchtränkt, ganz mit Empfindung, mit Stimmung durchwoben. Die Sprache hat etwas Stilisiertes, die Menschen, die Landschaft erscheinen idealisiert, in über-Lebenshöhe hinaufgehoben. Sie gemahnen an Bilder von Claude Lorrain. Was der Titel besagt, die Freude am Licht erfüllt nicht nur die Handlung, nicht nur den Helden und die Heldin des Romans; die Kunst des Dichters selbst wurzelt in dieser Freude, über seiner Darstellung ruht es wie ein Glanz, sie erscheint wie verklärt, sonnendurchleuchtet. Diese Kunstweise hat ihre Vorzüge, sie erhebt Geist und Seele, sie hat etwas Räuberndes, die zartesten und feinsten Stimmungen Erweckendes, aber sie hat auch ihre Schwächen; die Menschen kommen über eine gewisse Schemenhaftigkeit nicht hinaus, es fehlt ihnen die rechte Erdfestigkeit. Der Eindruck des Ganzen bleibt unbestimmt, er schlägt, wenn ich so sagen darf, im Leser keine Wurzeln. Litterarisch erinnert der Dichter Fischer zum Teil an die alten Romantiker, zum Teil an die neueren Schweizer, insbesondere an Gottfried Keller. Aber er ist doch eine Eigenart für sich, die in mehr als einer Hinsicht, nach der idealen, rein menschlichen Seite sowohl wie nach der künstlerischen in gewissem Sinne etwas Verzauberndes hat. Allerdings bietet der Dichter mehr dem Herzen, dem Empfinden, als dem Geiste. Die Handlung hat mehrfach einen fast märchenhaften Zug, und doch gestaltet sie sich im großen Ganzen sehr schlicht und einfach. Ein Junge, der von Vater und Mutter nichts weiß, wächst in engsten Verhältnissen auf, aber freudig und tapfer ist er von Jugend auf. Schon früh entwickelt sich in ihm die Sehnsucht überall der Stärkste zu sein; Stärke ist ihm gleichbedeutend mit Glück. Das Leben lehrt ihn dann, daß nicht nur in äußeren Kräfteleistungen, sondern auch in Selbsterwindung und Hingabe an die anderen sich Heroismus betätigen kann. Das Leben und noch mehr das Weib, das er liebt, ein Weib, so licht und lieblich, wie eine jener Wadonnen, die Fra Angelico im Kloster zu Fiesole gemalt hat. Mit beneidenswerter Ruhe verwendet Fischer hier und da die ältesten und verbrauchtesten Motive. So stellt es sich heraus, daß Jenz, der Held, einem alten Grafengeschlecht entstammt, freilich als ein „illegitim“ Geborener. Aber Fischer benutzt das Motiv nicht um ähmerer Effekte willen, es gibt ihm nur den Anlaß zu einer Episode, die wie auf den Ton einer alten, zart und wehmützig klingenden Romanze gestimmt ist.

Ich schließe mit der Anzeige eines Buches, das kein Roman ist, aber sich doch ganz harmonisch in eine Besprechung von Romanen hineinsetzt. Die Worte Roman und Romantik haben ja sprachlich denselben Ursprung, und Romantik atmet das Buch Paul Grabeins „D alte Burschen herrlichkeit“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart), das vom deutschen Studentenleben erzählt, an allen Enden. Daneben kommt freilich auch der Realismus, vom saftig Frischen bis ins Derge, aufs kräftigste zur Geltung. Das Buch ist aus lebendigster Erinnerung, aus fröhlichster Begeisterung heraus geschrieben. Infolgedessen hat es nicht nur kulturhistorischen, sondern auch litterarischen Wert; es lieft sich wie ein Roman, anschaulich, farbig, packend in jedem Zuge. Wir leben beim Lesen das ganze Studentensein mit all seinen Mühsaligkeiten und Erhebungen, mit seinem Übermut und seinen Thorheiten, mit all seinem Klauß und Kapenjammer, und schließlich auch mit seinen Sorgen und Bedrängnissen, die freilich nicht allzutief gehen, mit.

Wir sehen, wie der Wulst ehrfürchtig und jaghaft in das erlehnte Land der Freiheit einzieht, wie er alsbald für eine Verbindung gefeilt wird, wie er sich eine Bude sucht und die *Alia hospitalia* zur Schutzpatronin erklärt, wie er sich mit Eier ins Kollegium stürzt, um dann bald zu erlahmen und zunächst einmal die Kneipe als Bildungstätte zu wählen. Wir sehen ihn als Fuchs Comment und Firschtigkeit lernen, wir folgen ihm auf den Fuchsboden und zur ersten Kenjur, wir erfahren, wie er beim Kommers seine Triumpflosigkeit erprobt und liebesfroh für Freiheit, Liebe und Vaterland schwärmt, wie er schließlich zum Burschen avanciert. Weitere Kapitel erzählen von dem Verhältnis zwischen Studio und Philister, von den Weibetagen, die das Stiftungsfest der Verbindung heraufführt, von ersten Ehrenhändeln und lustigen Wanderschaften, von allerlei Unl, mit dem der Übermut Kommunikation, Philister, Nachträge und selbst die schwergewichtige Polizei neckt und foppt, und zuguterletzt auch vom treuen Gesellen des Burschen, vom Couleurzund. Paul Grabein ist offenbar ein alter Jenenser. Das Leben und Treiben in Jena gibt den Hauptstoff der Schilderungen ab. Mit gutem Zug, da ja Jena die Studentenstadt kat' exochen ist. Die Illustrationen, mit denen das Buch aufs reichste geschmückt ist, erhöhen seine Anschaulichkeit; besonders effectvoll sind die Scherzphotographien des Professors Uhlenthuth, die z. B. bärtige Studenten als Amoretten vorführen. Als alter Hallenser empfinde ich eins mit „Schmerz“, daß Halle weder in den Schilderungen noch in den Bildern irgendwelche Rolle spielt. Aber dieser „Schmerz“ ist natürlich nur ganz individuell. Die übrigen Studentenstädte können sich nicht beklagen.



## Illustrierte Rundschau.

Ernst Wichert †. — Wilhelm v. Herz †. — Heinrich Kruse †. — Moderne Bildhauerwerke von Stephan Sinding, Fürst Paul Croubetzkoy, A. Rodin und Medardo Rosso. — Keramische Arbeiten von Theo Schmutz-Baudiss und Familie v. Heider. — Amerikanische Fayencen.

Fast genau vor Jahresfrist gedachten wir an eben dieser Stelle unseres verehrten Ernst Wichert, der damals seinen 70. Geburtstag in erstaunlicher Rüstigkeit feierte. Nun ist er, der uns ein so treuer hochgeschätzter Freund und Mitarbeiter war, am 20. Januar d. J. dahingegangen, in einem langsten schnellen Tode, ohne vorausgegangene Krankheit. Anlässlich seines so eben erwähnten Jubelfestes gaben wir hier eine Würdigung des vortrefflichen Menschen, des lebenswürdigen Dichters — das Wort, mit dem wir damals schlossen: „Er hat seinen Feind!“ bewahrheitete sich jetzt so recht in den herzlichsten Zeichen der

Anerkennung, Verehrung, Liebe, die dem Toten dargebracht wurden. Uns ist es eine wehmütige Freude, in dem vorliegenden Heft eine der letzten Arbeiten Wicherts, die seine stimmungsvolle Novelle „Konstanze“, veröffentlicht zu dürfen. —

Am 7. Januar starb in München, der Stadt, in der er fast 40 Jahre gewirkt hatte, der feinsinnige Dichter und Litterarhistoriker Wil-



Ernst Wichert †.  
Aufnahme von H. Franke & Co., Berlin.

helm v. Herz, einer der letzten von denen, die sich einst um die schöngeistige Tafelrunde König Max' scharten. Herz war ein Stuttgarter Kind (geb. 24. September 1835); er studierte in Tübingen, Würzburg und München und trat zum ersten Male 1859 mit einem bändenfarbenen, form-

ten“ von Heinrich Kruse sind auch denen bekannt, die sonst von dem arbeitsreichen langen Leben des am 13. Januar d. J. in seiner wohlverdienten Altersruhe zu Bückeburg verstorbenen Schriftstellers nur wenig wissen dürften. Sie — die „Seegeschichten“, stimmungsvolle Schilderungen aus seiner Vaterstadt Stralsund, haben ihn einen dauernden Platz in der deutschen Litteraturgeschichte gesichert. Seine Dramen sind heute schon vergessen; das er einst für sein Erstlingswerk „Die Gräfin“ sogar den Schillerpreis erhielt. Man kann nicht sagen, daß ihnen unrecht geschah, denn bei aller Kraft der Charakteristik fehlte es ihnen doch an dramatischer Wucht. Un-

vollendeter Gedichte hervor. Im Jahre 1862 habilitierte er sich in Jar-Athen. Die literarische Hauptarbeit Herz' liegt auf dem Gebiet der romanisch-germanischen Sprachen: nach einander veröffentlichte er in wundervoller feiner Bearbeitung Lanzelot und Ginevra, Hugdietrichs Brautfahrt, Tristan und Isolde, das Holandlied zc. Von köstlicher Anmut und Frische sind auch seine bretonischen Liebeslagen und die Novellen in Versen aus dem XII. und XIII. Jahrhundert. Als Forscher trat er besonders in seinem Buche über die „Eage von Barfival und dem Graf“ hervor. —

Die „Seegeschichten“



Wilhelm v. Herz †.  
Aufnahme des Malers Emma München.



Heinrich Kruse †.  
Aufnahme von A. Heide Bückeburg.



Stephan Einding und seine Gruppe „Mutter Erde“.  
(Aus Keller & Reiners Kunstsalon in Berlin.)

vergessen aber soll uns das echt nationale Empfinden bleiben, das in allen Werken Struhs lebte, wie in dem Manne selbst. In guten und in bösen Stunden hat er es bewährt; in der Stille seines Dichterheims, wie in der rastlosen Arbeit im Dienst der Tagespresse. Von 1854 bis 1872 hand er als Chefredakteur an der Spitze der Rätinischen Zeitung, von 1872 bis 1884 vertrat er das Weltblatt in Berlin — wer den Betrieb innerhalb einer solchen Zeitung kennt, weiß, was solch eine dreißigjährige Tätigkeit bedeutet! —

Wir bringen diesmal in unserer Rundschau eine Anzahl moderner Bildhauerwerke, die kürzlich im Kunst-

salon von Keller & Reiner-Berlin ausgestellt waren und in den kunstfrohen Kreisen der Reichshauptstadt berechtigtes Aufsehen erregten. Zunächst die merkwürdige Gruppe „Mutter Erde“ von Stephan Einding, von dem unsere Leser außerdem auf Seite 9 die Reproduktion einer höchst originellen polychromen Holzstatuette „Die Wal-

färe,“ finden. Stephan Einding ist ein geborener Norweger, lebt aber seit Jahren in Kopenhagen; etwas von dem düsteren Ernst seiner Nordlandsh Heimat ruht auf fast allen seinen Werken. — Fürst Troubetzkoy ist der bedeutendste der lebenden russischen Bildhauer, einer der bedeutendsten aller modernen Bildhauer



Die Walfare. Von Fürst Paul Troubetzkoy. (Aus Keller & Reiners Kunstsalon.)



Der Frühling. Von A. Rodin.  
(Aus Keller & Neiners Kunsthofen in Berlin.)

überhaupt — vom Standpunkte derer aus gesehen, die dem Impressionismus in der Bildhauerei die unbedingte Palme zuerkennen. Eine hochinteressante Erscheinung jedenfalls auch für den, der ohne Einseitigkeit und Vorurteil verschiedene Richtungen zu würdigen sucht und der da weiß, daß auch aus dem, was uns Älteren heut ungewohnt, gewagt, vielleicht selbst komisch erscheinen will, der Kunst nicht selten die herrlichsten Blüten entsprossen. Man wird Fürst Troubetzkoy mit dem vielgenannten, vielbewunderten und vielgeschmähten Pariser A. Rodin und mit Medardo Rosso in eine Reihe stellen dürfen; der letztere ist sogar des Fürsten Lehrer und hat sein Schaffen ohne Zweifel stark beeinflusst. Ich kann mich hier darauf beschränken, einige kurze Schlagworte wiederzugeben, um die Eigenart dieser Künstler zu kennzeichnen: sie wollen sich nur von der Natur inspirieren lassen (was wohl übrigens jeder wahre Künstler sollte), aber sie wollen nur das wiedergeben, was sie mit ihren Augen sehen; wollen absichtlich das fortlassen oder doch vernachlässigen, was ihrem Blick im Moment des Eindrucks entging; ganz folgerichtig sollten

könnten. Übrigens brauche ich meinen Kritikern nur Rembrandt entgegenzuhalten, der die gleichen Vorwürfe erdulden mußte, als er seine größten, unsterblichsten Werke geschaffen hatte.“ und weiter: „Die Rückkehr zur Wirklichkeit, zum Leben, zur Natur ist für den Maler wie für den Bildhauer gleich notwendig. Malerei und Plastik vereinigen sich zu einer

einigen Kunst: der Kunst der Zeichnung.“ Damit im Zusammenhang muß noch erwähnt werden, daß diese Künstler, gleichviel in welchem Material sie arbeiten — tonig, ja farbig wirken wollen; um „modern“ zu sprechen, sie suchen stets „luminaristische“ Wirkungen zu erzielen, und sie bedürfen dazu meist der rauhen Oberfläche. Man darf begierig sein, wie viel von dieser Richtung „bleiben“, in den dauernden Bestand an Ausdrucksmitteln der Plastik übergehen wird! Oder ob man später auch sagen wird: wir wollen ausgeführte, durchgebildete Werke haben, nicht Skizzen! —

Eine Reihe neuer interessanter keramischer Schöpfungen schließt sich an. Zunächst einige Arbeiten des trefflichen Theo Schmutz-Baudis, der seit einigen Jahren von der Malerei zum Kunstgewebe übergegangen ist und ge-



Kinderbildnis. Von Medardo Rosso.  
(Aus Keller & Neiners Kunsthofen in Berlin.)



Keramik. Von Theo Schmus-Baudis.

rade auf dem Gebiete der Keramik die schönsten Erfolge errungen hat; der junge Künstler hat übrigens vor kurzem einen Ruf an die königliche Porzellan-Manufaktur in Berlin erhalten, deren künstlerischem Schaffen er hoffentlich einen neuen Impuls geben wird. Einige Arbeiten der bekannten Familie v. Weider folgen; wie stets, Arbeiten in Steinzeug von einer besonderen chemischen Zusammenlegung mit geflammten Glasuren unter teilweiser Benutzung von Metall-Läster.

Endlich bringen wir noch eine Anzahl amerikanischer Fayencen, die von der Grueby Faience Co. in Boston und der Rootwood Pottery in Cincinnati gefertigt sind. Grueby bevorzugt an

Farben das Grün sowie Varietäten von Gelb, Blau, Grau und im Dekor das Pflanzenornament, besonders die Lilie und das Blatt der Platane; alle Grueby'schen Stücke sind Originale, von denen nicht zwei einander gleichen. Die Rootwood Pottery liebt ihren Erzeugnissen als Grundton ein tiefes Braun zu geben, versteht aber u. a. auch ein wundervolles sang de boeuf herzustellen. Die großartige Manufaktur, die ebenfalls grundsätzlich jedes Fabritat nur in einem einzigen Exemplar herstellt, ist die Gründung einer Frau, Mrs. Maria Longworth Storer; ihre Erzeugnisse wurden sowohl in Chicago wie in Paris mit dem höchsten Preise getönt. —



Porzellan, unter der Glasur decoriert. Von Theo Schmus-Baudis.



Keramische Arbeiten der Familie von Heiber.

Unser farbiges Titelbild zeigt einen kleinen liebenswürdigen Ausschnitt italienischer Natur und ist eine Arbeit des trefflichen, im vorigen Jahr, zu jung für seine frische Kunst, verstorbenen Münchener Künstlers M. Langhammer. — Auf der Ausstellung „Zeichnende Künste“, welche die Berliner Secession in den letzten Monaten veranstaltete, erwarben wir die stimmungsvolle, kräftige Zeichnung von Gotthard Kuehl, auf der er einen Blick auf seine neue Heimat Dresden wiedergibt (zw. S. 16 u. 17). — Einen



bringen wir zugleich eine Landchaft

„Friedhof in der Senne“. — Das Gastspiel Coquelins im Berliner Schauspielhaus gibt uns Veranlassung, den großen französischen Künstler zw. S. 72 u. 73 im Bilde vorzuführen. — Wir erwähnen aus dem reichen Schmuck des Festes ferner die Bilder „Bei der Arbeit“ von Martinus Schild (zw. S. 80 u. 81), den schönen Frauenlohn von Angelo Dall’Oca-Bianca (zw. S. 88 u. 89) und die „Brandung“ (zw. S. 104 u. 105); letztere, wie jeder Kenner zugeben wird, eine Meisterleistung der Photographie. Auch der v. Goedenische Kopf auf S. 5 wird alle Freunde der Camerakunst fesseln. Auf den Seiten 24 u. 25 geben wir noch zwei kleinere Studien Langhammers: Pagan, das die eine derselben darstellt, war der letzte Fleck Erde, dem der Verstorbene sein künstlerisches Interesse zuwandte. H. v. S.



Amerikanische Töpfereien.

Rachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Bestellungen sind zu richten an die Redaktion von *Weltagen & Klasing*s Monatsdrucken in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: *Erodor Hermann Pantenius* in Berlin.

Verlag von *Weltagen & Klasing* in Mieselsfeld und Leipzig. Druck von *Hilfer & Wittig* in Leipzig.

Borwurf aus dem Arbeiterleben behandelt M. Stevogt auf seinem Gemälde „Feierstunde“ (zw. S. 32 u. 33). — In einem feinen Holzschnitt aus dem Atelier von Fallischer & Lieberwald-München reproduzieren wir zw. S. 48 u. 49 das Gemälde „Barths Fischer“ von E. Werenskiold. Von F. Hoffmann-Fallerleben, dem Sohne des Dichters,



Isabella von Este. Polychrome Büste von E. J. Boisseau.

# Velhagen & Klafings MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVI. Jahrgang 1901/1902.

Heft 8, April 1902.



## Ein Bruder und eine Schwester.

Eine Geschichte aus dem Winkel und der Welt.

Von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Das Wagenrad mußte über einen tüchtigen Stein hinweg; es gab einen großen Stoß. Der Braune legte sich scharf in den Jügel und riß das Gefährt unsanft nach sich. Die Schläferin fuhr aus ihrem Etzchen in die Höhe, öffnete die Augen weit und streckte dann die gefalteten Hände samt dem Blumenstrauße gegen den Horizont, wo das silbergraue Märchenschloß mit seinen Türmen ins Blau ragte. —

Dann sprang Dörthe aus dem fahrenden Wägelchen zu Boden, sie wußte nicht, wie

Ludwig blickte sich nach ihr um und lachte:

„Du hast Schneid im Leib! Komm hierher nach vorn zu uns!“

Sie jedoch klebte an der sonnenheißen Felswand und schluckte hart, während sie sich zwang in die grüne Tiefe des Thales hinunterzuschauen. Ein Schauer kroch ihr über die Haut; hinter ihrer Stirn fühlte sie's leer und eiskalt werden. Langsam wogte das schöne Landschaftsbild vor ihren Blicken auf und nieder; nun begann es zu tanzen — nun drehte sich's schneller und schneller:

„Ludwig! — — Ludwig!“ — —

Hilflos drückte sie sich gegen den Stein, ihr Gesicht sahl bis in die Lippen, und die Lider hielt sie zusammengedrückt, bis sie des

Bruders tröstliche Nähe und warme Hand fühlte.

„Ludwig — — ich — ich — — es war der Wagen, — und — und — daß ich so fest geschlafen habe — so erschrocken war ich — — ach, Ludwig!“

„Komm, beruhige dich doch! Sieh mich doch ordentlich an, Dörthchen. Was machst du denn für dumme Geschichten, Kleines? Dies ist ja die herrlichste Landpartie in Gottes Welt. Na, sieh mich nett an — so ist's recht. Bist du schwindlig, Dörthchen?“

„Bewahre Gott — nein! Denk' das nicht! — Als ich aufwachte, sah ich dich nicht mehr bei mir sitzen, davon muß es gekommen sein und von all dem Wein.“

„Kind, ich war schon längst ausgestiegen; der Gaul hatte zu schwer zu ziehen. Es ist gut, daß du auch draußen bist, jetzt genießen wir zusammen, nicht wahr, Dörthchen? Reibe dir die Stirn ein bißchen, das thut gut, und nun wandern wir weiter; unser Wagen ist schon gleich in Tiers, und da hör' ich den Vinzent auch hinter uns. Komm! Nicht hinterziehn; laß das Thal doch Thal sein. — Du sollst nicht! Gehorche! Sieh vor dich auf den herrlichen Rosen Garten.“

Sie nickte zwei, dreimal. Kein Wort brachte sie mehr hervor für den Augenblick.



Es war ihm klar, daß sie schwer mit irgend einer innerlichen Hemmung rang, und seine Unerfahrenheit wußte kein Gegenmittel außer seiner eigenen, schützenden Nähe. Deshalb redete er nicht weiter auf sie ein, sondern ließ sie, neben der Felswand, langsam vorwärtssteigen, blieb ihr eng zur Seite und schnitt ihr so den Niederblick in die Tiefe ab.

Allein so wollte sie's nicht. Sie wollte stark sein, sich überwinden und gewöhnen lernen. Mit größter Willensanstrengung gelang ihr's halb und halb; dann, sowie sie nur darauf achtete, daß Ludwig hart am Gang von Stein zu Stein trat, meldete sich die peinliche Übelkeit von neuem und das eijige Gefühl im Kopfe dazu. Sie hätte den Tollkühnen immer am Ärmel zurückreißen mögen. Ja, als er einmal niederkniete und sich weit über den Wegrand beugte, um ihr einen Büschel Zittergras zu pflücken, durchfuhr sie's wie ein kalter Stahl. Um ein Haar hätte sie laut aufgeschrien.

„— und du willst große Touren machen?“ mahnte sie sich selber, und herzpochende Angst vor der eigenen Schwäche fiel sie an. „Es darf nicht so mit dir weitergehen! Raff' dich zusammen — denk' an die Bergführer —“ Sie schloß ihre kühlen Finger um die kurze Peise in ihrer Fadentasche, als sei das Ding ein Talisman. Dabei fuhr ihr eine erlösende Möglichkeit durch den Sinn: vielleicht trug der scharfe Geruch des kalten Tabaks die ganze Schuld an ihrem Unbehagen.

D, wie gut that ihr dieser Gedanke; wie eine Suggestion wirkte er auf ihr Befinden und ihre Stimmung. Sie nahm Ludwigs Arm, hielt Schritt mit ihm und schaute bald, gleich ihm, auf die kleine Sektionskarte vom Tierfer Thal in seiner Hand, bald hinüber zum Rosengarten, dessen Massiv immer stolzer emporwuchs, dessen Silber die abendliche Sonne schon rötlich zu vergolden anfing.

Ganz genussfähig war sie abermals, und ihre entzückte Freude steigerte sich von einem Fußbreit genommenen Weges zum andern. Die frische Farbe war in ihre Wangen zurückgekehrt, der Glanz in ihre Augen; sie lachte und plauderte. Sie steckte ihr Gesicht immer noch einmal in des Antschertoni Alpenstrauß und sich, nun hatten sie ihr Nägeln glücklich wieder erreicht, und sie rief dem Spender mit heller Stimme ihren

schönsten Dank zu. Dann kam auch noch der welsche Vinzent hinter ihr dreingesprungen — (den faulen Jodel vor dem Backarren ließ er ein bißel allein berganschnaufen) — und brachte ihr eine lange Dornenranke voll der schönsten, schwarzen Brombeeren.

Sie nahm die Gabe, und der Bube wußte nicht wie ihm geschah, als die blonde Signora ihm die braune Ranke so innig drückte wie einem Vetter oder Anbeter, für eine Handvoll Unkraut und wilde Frucht. Er sprang zu seinem Jodel zurück und hob ein lautes Rufen und Weitschreien an, weil hier bereits die ersten Häuser von Dorf Tiers am Wege standen. Dörthe bog unterdessen die Ranke zum Kreise zusammen und legte sie um den Blumenstrauß in ihren Händen.

„Mutter's Kranz — die Freudenblumen und die Dornenweige mit den schwarzen Beeren,“ sagte sie wehmütig. „Überall bleibt die Heimat bei uns, und die Erinnerung geht mit — ist das nicht wahr? — Siehst du — nur die Schleife fehlt; aber die bindet unsre Herzen — deshalb brauchen wir sie mit unsern leiblichen Augen gar nicht zu sehen.“

„Nach' die Beeren verschwinden, Dörthchen, und schling' dir die grüne Ranke um den Hut; sei fidel!“ Er schob ihr eines der schwarzen Träubchen in den Mund, zupfte die übrigen ab und bot sie ihr in der Hohlhand. „Weg damit; wir brauchen jetzt nur die Freudenblumen!“

Sie teilte mit ihm, und dann waren sie auch im Dorfe, und im kleinen Grasgarten hinter der Rose wurde noch einmal Rast gehalten. Auf den grün gestrichenen Tischchen lagen Brotkrumen und ein Salami-rest; nach dem schwänzelt der struppige Hanspintlich, und Dörthe fütterte ihn natürlich gleich.

„Hier haben ganz gewiß unsere Bergführer gegessen,“ behauptete sie, aber Ludwig lachte sie aus und belehrte sie, daß solche Kraftmenschen keineswegs alle zwei Stunden behufs Erquickung seßhaft würden. Darauf beschloßen sie, den Antschertoni abzulohnen und nach Blumau heimzuschicken mit seinem Wagen. Die letzte Stunde wollten sie durch den wunderbaren Abend zu Fuß wandern. Ihr Ziel war nicht mehr zu sehen:

„Das erit Licht!, wo man im Grund

brenna sieht hinta Sankt Cyprian — (wissen's die Kapöll'n am Weg) — dö's is'. Dö's is's Badl. Ma keunt's scho vun weit'm," sagte der Toni und juckte seinen guten Fuhrlohn ein, und so machten sich Bruder und Schwester auf die Pilgererschaft gen St. Cyprian. Der Vinzent mit dem Gepäd war schon voraus.

"Wie das traulich Klang; das erste Licht, das man im Grund brennen sieht hinter der Kapelle am Weg," meinte Dörthe. "Du hast ja keine Ahnung, wie ich mich auf Weislahnbad freue. Wenn es nur so recht einsam wäre! Niemand als wir zwei beiden — —"

"— und deine Bergführer; die vergiß nicht!" neckte er. "Oho! Ich will Menschen haben, forsche Männer und feische Damen, das erste für dich, das andre für mich. Einsamkeit! Was denkst du dir? Die haben wir zu Haus gelassen."

"— also ich — —?"

"Bst! Ich weiß, was du jetzt sagen willst. Verheß' gefälligst Spaß, liebe Dörthe! Deine enge Pupille muß kuriert werden, das sage ich immer noch einmal; und das Herz soll sich nicht mit verengen! — O, Kind! Jetzt mach' deine Augen auf, groß und weit — — da — —!"

Bis zur St. Cyprianikapelle fast stand der Rosengarten in dunkle Glut getaucht am dämmernden Himmel. Dessen heitres Blau hatte sich in Grauviolett verwandelt, und wie ein phantastisches Blendwerk ragten die rotdurchleuchteten Finken und Türme auf und das hochgebaute Gigantenkastell. — Das verschneite Laurinsgartl war wirklich ein Gärtchen voll blühender Rosen geworden.

Dörthe hing schwer an Ludwigs Arm; der Anblick überwältigte sie. So unverständlich und unbegreiflich, daß sie beinahe gefragt hätte: Wer hat das gemacht? ohne an ihren Gott und Schöpfer zu denken. Denn als Ludwig seine Karte, der wachsenden Dämmerung halber, ganz nahe vor den kurzichtigen Augen, zu erklären anfing: "sieh, daß da müssen die Tschaminspizzen sein und das die Rajolettürme und dort nach rechts, der zadige Grat, ist sicherlich das Tschagerjoch, — —" da hielt sie sich die Ohren zu:

"Bitte nicht! — Es soll mein Märchen bleiben — —"

Hinter St. Cyprian sank die Dunkelheit mit einemmale. Die Rosenglut verblaßte; der Himmel wurde schwarzblau, und die Sterne traten funkelnd über den Wäldern hervor. Im tauigen Berggrafe schrillten die Eisfaden durch die lautlose Stille der ernsten, herrlichen Hochgebirgslandschaft, wie daheim die Grillen im trauten Etenhöffer Garten und am Rande der Kuhweiden. — Als, vom Thale her, irgend ein Glöckchen bimmelte, klar und deutlich, juckte Dörthe zusammen:

"Unsre Kuhglocken — —"

"Nein, es muß eine Kapellenglocke sein. Hörst du? Es geht ganz regelmäßig; immer zwei kurze Töne und ein langer."

"Es ist doch wie Heimat — ein Gruß von Zuhause, als ob wir Döhen in einer halben Stunde erreichen könnten, da, wo die Glöde läutet. Ach, Ludwig — —! Träume ich, oder wache ich? Gehen Fäden durch die Lüfte, zwischen hier und dort?"

"Merkst du die unsichtbaren Fäden jetzt erst? Aus denen besteht ja das ganze, schöne Geheimnis von der Liebe. Gut, daß dir's grade hier klar wird, wo die Welt voll Poesie und großer Wunder ist. — Pfiu, was ist das für eine Sentenz aus dem Backsichtagebuch! Ich und Poesie — ich und Wunder. Man wird noch an sich selber irre. Es muß entschieden an der hohen Luft und an der göttlichen Ruhe rings um uns herum liegen. — Aber an dir liegt es ebenfalls."

"An mir?"

"Zawohl! — Anstetzung. Nächstens bin ich auch soweit und ziehe dichterische Vergleiche zwischen Südost und Nordwest."

"Spotte mich nicht aus; sieh, da kommt der liebe Mond herauf — gleich muß er da sein. Wie das sonderbar schön ist, solch ein wildes Berghaupt im Heiligenchein. Ist es nicht genau wie ein Heiligenchein, das Vorlicht, ehe der Mond aufgeht? Sieh, sieh: — jetzt steigt er über König Laurins Gartenmauer! — Ach, Ludwig — zum Anbeten ist's ja! — Mein Gott, stell' dich hierher: da, die beiden größten Faden, erinnern die dich nicht wieder an etwas von Zuhause? — An die zwei Walfischrippen rechts und links von Brünings' Gartenpforte; — die Koord Brünings' von seiner letzten Inselnsfahrt mitgebracht hatte? — Wenn bei uns der Mond dagegen scheint — —"

„Wahrhaftig, es ist etwas daran!“ — Die stolzen Dolomitentürme bedanken sich bei dir für den Vergleich,“ hatte er noch auf der Zunge, allein er sprach es nicht aus. Ihre rührende Art, sich diese fremdgewaltige Natur zu eignen zu machen, bewegte ihn. Ihre Auffassung war eine, die nur in Kinderseelen feimt. Am meisten aber rührte es ihn, daß ihre unbewußt suchende Heimatssehnsucht grade hier, angeblickt des Hochgebirge, in dem alten, schlichten Abendlicde aus verflohenen Tagen ausklang:

Der Mond ist aufgegangen,  
Die goldnen Sternlein prangen  
Am Himmel hell und klar —  
Der Wald steht schwarz und schweiget,  
Und aus den Wiesen steigt  
Der weiße Nebel wunderbar.

Langsam und leise sang sie zum Schrilla der Gitarren, die feierliche Kirchenmelodie vor sich hin.

Da machte der hügelige Pfad eine Biegung und senkte sich jäh gegen einen Tannengrund, den dunkle Felsen zur Rechten begrenzten, und zur Linken wuchs der Hochwald mächtig bergan. Drunten zwischen den Tannen glänzte ein heller Punkt auf:

„Das erste Licht im Grunde, hinter der Kapelle! — O, Ludwig, wie das verlockend ist, — wie eine Zuflucht!“

Nun ward aus dem einen Lichtpunkte eine ganze Reihe davon; lauter helle Fenster, und jetzt erkannte man schon das ländliche Haus und die freie Halde, auf der es lag. Das Mondlicht stahl da und dort einen heimlichen Blick zwischen den zackigen Föhrenästen des Waldes hindurch. Alles gastlich und reizend nach der Wanderung.

Weißlahnbad. — Sie waren am Ziel.

#### Elftes Kapitel.

Die Zimmer hatten sie, von Innsbruck aus, telegraphisch bestellt, aber richtig erwartet wurden sie doch nicht, so wie sie ankamen. Der Wirt horchte nach dem Rollen der Wagenräder und war sehr überrascht, als die zwei Fußgänger ihren Namen nannten. Er stand grade im Fedenthor und gab dem Bursch einen Auftrag. Der Bursch wollte im Mondschein noch wenigstens bis Tiers zurück. Satt geworden bis morgen früh war er in der Schwemme.

„— und wo ist die Schwemme, bitte?“ fragte die junge Dame, die mit dem Herrn Doktor juris ins Fedenthor getreten war. „Ich möchte so gern einen welschen Führer sprechen.“

„Es ist nur ein Ampezzaner da, der Tabarro.“

„Den mein' ich. — Also wo find' ich den?“

„Gleich unter der Veranda drunt sitzen's beisammen, der Tabarro und die andern, Gnädige. Wenn Gnädige etwa nach dem Souper? — Es wird eben aufgetragen.“

„Ich möchte lieber sofort —“

„Dörthe, wozu? Wir müssen doch ein wenig Toilette machen —“

„Ich bin ja im Augenblick wieder da, Ludwig. Laß mir mein Vergnügen. Welche Zimmernummer hab' ich, Herr Wirt? Sieben im Parterre? Gut, ich finde mich schon zurecht. Und kann ich wohl eine Kanne heiß Wasser haben?“

Sie lief, ohne die Antwort abzuwarten, eilends zur Veranda um die Ecke. Dort war's dunkel, nur zwischen zweien der rohen Schuppfeiler hindurch fiel ein Streifen Mondlicht. Der lag drinnen zu Füßen der Männer, die schweigend in einer Reihe auf der Bank längs der Hauswand saßen. Vor jedem Gesichte stand ein rotes Blutpünktchen, und der Qualm aus allen den kurzen Pfeifen roch scharf und brenzlich und mischte sich mit dem säuerlichen Weinbuste. Einzig der Ampezzaner zog an einem langen Rattenschwanz, trällerte dazu und spuckte in gemessenen Pausen vor sich aus. Er hatte sein kostbares Pfeifchen verloren oder vergessen: was wußte er von wo, wann und wie? „Ebben', es wird mir schon richtig wiederkommen zwischen heut und einem Jahr!“

Glück hatte er wie alle Leichterzigen, und nebenbei hieß er ja auch noch Fortunat, den Heiligen sei Lob.

Da streckte ihm die weiße Hand der „bella biondina“ vom Mumaucr Bräuhaus wahrhaftig seine Pfeife unverfehrt entgegen: — ecco!“

Ja, damit war Dörthes italienische Weisheit leider Gottes zu Ende. Die zwölf Bolabeln, bis aufs „ecco“ versflogen und zerstoßen. Ihre sudenden Blicke wanderten die Männerreihe auf und wieder. Den Löwenhäns erkannte sie wohl, er grüßte sie auch; den Großen fand sie nicht heraus. Eine dieser

Aus unserer Studienmappe:



Studienzeichnung von Peter Janssen.

lebendigen Holzfiguren nach ihm ausfragen?  
Das wagte sie wieder nicht.

So sagte sie nur: „Gute Nacht miteinander!“ wie sie's daheim auf dem Etenhoff den Diensten unter der Hoflinde fast an jedem Sommerabend sagte und entlief dem: „Küß d'Hand!“ „buon' nott!“ ins Haus.

Das Zimmermädchel stand schon mit dem heißen Wasser neben der offenen Thür zu Kummer Sieben bereit, von fern vernahm sie lebhaftes Füßescharren und Tellerklappern.

Kaum war sie im Stübchen und goß sich Waschwasser in die Kanne, so klopfte nebenan Ludwig scharf gegen die trennende Wand:

„Beil' dich, Dörthe!“

Keine fünf Minuten später trafen sie schon im Korridor zusammen und suchten sich, Arm in Arm, den Weg zum Speisesaal, immer dem Tellergeklapper nach.

Der Speisesaal war niedrig und sehr gemütlich und der Tisch ein schmales, kleines Hufeisen. Irgend ein kräftiges Fleischgericht mit Knödeln dampfte in den Schüsseln und roch appetitreizend; vor jedem Gedeck stand gutes Getränk, Wein oder Bier, kein zimperliches Sodawasser. Das Gespräch ging sehr lebhaft hin und her; man schien untereinander gut bekannt zu sein, und die Herren

hatten spottwenig von der üblichen Wirtstafelleganz, wie man sie sogar droben in Trafoi und Sulden und dem nahen Karersee antreffen konnte. Hier war man eben hart an der Eingangspforte zum Hochtourrenrevier und im einfachen Touristenhause. Denen, die um den Tisch saßen und die handfesten Knüdel eifrig mit den Gabeln zerrissen, galt der äußerliche Prunk keinen Pfifferling. Braune, hochintelligente Gesichter unter ihnen, fehnige Gestalten und der Ausdruck bald sinnender Ernst, bald lustiger Humor, je nachdem irgend ein großes Kletterereignis nahe bevorstand, oder mit Glanz gelungen war. Diesem sah man sofort den Gehetzten an, jenem den Offizier und dem Dritten den Engländer, der für die „Dinner“-Stunde wenigstens Smoking und helle Weste unerlässlich fand. Seine Damen dagegen, denen die Luft der Gletscher und Schneefelder die energischen Gesichter rot gebrannt hatte, saßen in puritanischer Einfachheit rechts und links neben ihrem Herrn und sprachen mit ihrem Gegenüber in Fachausdrücken: „Coulouir“ und „Seracs“, „Grattürme“ und „Kamin“. — Zwischen durch bengt sie die Älteste zur Jüngeren vor und deutete ungewungen nach der anderen Tischseite hin:

„Sieh dort, Zinny; was für ein prachtvolles Gesicht!“

Das prachtvolle Gesicht erschien eben, ehe das norddeutsche Geschwiterpaar eintrat, und die große Gestalt, die dazu gehörte, hatte sich kaum neben zwei leeren Plätzen niedergelassen und sich die Schlüssel herbeigewinkt nebst einer halben Maddalenawein, da öffnete eins der bedienenden Mädchen die Saalthür für Ludwig und Dörthe.

„Bitt' schön, hieher, die Herrschaften,“ sagte der Wirt selbst und hieß die „Neuen“ mit ein paar hübschen Worten unter seinem Dache willkommen. Dann zeigte er auf die zwei leeren Plätze: „Hieher zum Herrn Professor von Loß, bitte sehr!“

Dörthe wünschte vor Schreck und Beschämung wahrlich da und dort in den Erdboden versinken zu dürfen, als ihr stolzer Großer, der sie in Blümen angeleitet hatte, so vor ihr stand in Gehrock und hohem Stieftragen, die lederbraunen Hände wunderbar anzusehen zur weißen Heutdmanchette. Er lachte sie an, drückte die scharfen Augen ein wenig zusammen, machte ihr eine knappe, kleine Verbeugung, sehr von oben herab, wie ein

großer Herr und schob den Stuhl für sie, neben dem seinigen, zurück:

„Wir kennen uns schon recht gut, gnädiges Fräulein, gelt?“

— aber ich darf uns nun gleich vorstellen, Herr von Loß,“ fiel der korrekte Ludwig ein; „Doktor Jersbeck, Rechtsanwalt, und meine Schwester Dörthe. Ihre jüngste Bewundererin — und eine glühende.“

Dörthe nickte nur und sah ihm in die Augen, und er reichte ihr nochmals die Hand.

„Wie so denn? Ich hab' ja keinen Quadrat Zoll Gips oder gar Marmor in den Ausstellungen, heuer.“

„Wir hatten das Glück, Ihr Atelier zu besuchen,“ sagte Ludwig.

„Ach! — Durch welche Vermittlung, wenn ich fragen darf?“

„Mein Corpsbruder Bortholazzi —“

„So, so! Ja der Bortholazzi spielt halt gern den Selbstherrlicher aller Neuen, wo's paßt und wo nicht.“

„Eigentlich also hatte er nicht das Recht —?“

„Fremde einzulassen? Aber absolut nicht! In diesem Falle jedoch — (bitt' schön; gnädiges Fräulein sollten die Knüdeln wirklich versuchen, sie sind delizios zum Schmorfleisch und liegen gar nicht schwer im Magen) — also in diesem Falle ist mir der selbstherrliche Vermiss vom Bortholazzi eine Ehre und Freude, Doktor. — Nun, und war's gut ausgeräumt im Bau? Ich hab' nämlich das meiste ins kleine Redenatelier transferieren lassen und zusperrten. Was gab's noch unter der Kuppel zum Anschauen?“

„Die Centaurin — o, Herr von Loß, wenn ich aussprechen könnte, wie ich empfunden habe — aber es ist unmöglich — ich versteh' es nicht! —“

„Soviel Eindruck hat meine wilde Person auf Sie gemacht, Fräulein? Das hätt' ich kaum für denkbar gehalten. Es ist lieb und schön, daß Sie's so warm und unbefangen betrachtet haben und nicht tritteln. Besser freilich wär's für mich, Sie zögen die Stirn kraus und sagten mir: Recht haben Sie schon, dies ist verpaßt und jenes ist verpaßt, und das Gesicht ist halt ein ordinäres Kalmundengesicht und keines aus der Mythologie. — Ergo: das Modell hätten Sie sehen sollen, Doktor — ein Weib — (mit einem Kesselflicker ist's durch Schwabing ge-

zogen auf München zu) — Muskeln wie ein Mann hats gehabt und Formen —!“

„Meine Schwester hat noch nie vor München große Kunstwerke gesehen,“ fiel Ludwig schnell ein, „sie ist noch nie aus unserer Heimat herausgetreten, oben in Norddeutschland sind wir zu Haus, in der Wefermark.“

„So so — drum auch. — Solch ein irisches Urtheil ohne viel Worte thut am wohlsten. Schönsten Dank, Fräulein. — Sie, Resl, gibl's keine warmen Knödeln mehr für uns? Wir haben kalt werden lassen, das Fräulein und ich. Das ist recht; heiße Teller und eine andre Schüssel. Jetzt reden wir eine Weile nimmer, sondern speisen. Darf ich Ihnen auch eine Flasche Maddalena anempfehlen, Doktor?“

Demgemäß bestellte Ludwig nach des gewiegten Kenners Rat, und Dörthe beugte sich über ihren Teller und bewältigte die frischen Knödel und das säuerliche Fleisch mit Paprika stark gewürzt. Je mehr sie aß, desto mehr fühlte sie, daß ihr Nachbar recht gehabt hatte und daß sie der leiblichen Nahrung nach dem langen Tage im Freien bedurfte. Dabei empfand sie fast unausgesetzt, wie die klugen, großen Augen kritisch auf ihr ruhten. Gewiß — erachte innerlich über ihr kindisches Benehmen, ihre dumme Urtheilslosigkeit und verglich ihr nichts-sagendes Gesicht mit den interessanten seiner Modelle. Ihre Ohren wurden rot und brannten: „Er würdigt mich gar keines Gesprächs über seine wundervollen Werke, und ich wünsche mir's doch so sehr — o so heiß —! Von Knödeln spricht er mit mir und fertigt meine Bewunderung ab wie etwas Lächerliches, und doch möchte ich um alles in der Welt — — —“

„— mir hat eine bemalte, kleine Büste in Ihrem Atelierbau noch viel mehr gefallen, als die Centaurin, wenn ich ehrlich sein soll,“ sagte Ludwig in Dörthens peinlichen Gedankengang hinein, und sie blickte, aufmerkend, in die Höhe und ließ ihre Gabel sinken.

„Die Büste von der Ljuba meinen Sie, Doktor? Eine mit tiefen Scheiteln, gelt, und der Marmor so wunderbar geädert? Ja, das ist die Ljuba, mein Mädel. Ich bin schon lang Witwer; die Ljuba war taum im Institut, als ihr die Mutter starb. Jetzt ist sie neunzehn. Nun, am End' werden Sie

ihre Bekanntschaft hier machen, wenn wir nicht in einem fort kragen. Sie ist eine entragierte Alpinistin, die Ljuba. — Fräulein sind jünger als neunzehn, gelt?“

Das nahm Dörthe allen Ernstes übel. Für einen Bachsch wollte sie durchaus nicht gehalten werden, und sie stellte ihre zwanzig Jahre als etwas so Ehrwürdiges hin, daß der Künstler, ob ihres stirnrunzelnden Ernstes, hellauf lachen mußte und seine dunkelbraune Hand begütigend auf ihre weiße legen:

„Respekt vor dem reifen Alter, ja, ja; es ist schon recht; ich werde den Ton umstimmen. Hernach beim schwarzen Kaffee sitzen wir auf den Balcon hinaus und schauen noch ein bißel gegen den Rosengarten im Mondlicht und reden wieder vom Bergsteigen wie heut früh, oder wir machen Kunstplausch, wie Sie wollen.“

„Kunst!“ sagte Dörthe und sah ihn wieder voll scharfer Begeisterung an. „Und bitte, recht lange.“

„Gar so lang nicht. Ich muß meine fünf Stunden Schlaf haben. Morgen vor Tag geht's fort auf den Delagoturm, mit dem Tabarro und dem Löwenhänsel, dem Willgratner. Jetzt ist's grad' neun. Da kommt das Dessert zum Gläd: — drei schwarze Kaffee hinaus in mein Ederl, Resl, sei so gut. Bis zehn haben wir eine Stunde für den Kunstplausch. Sie sollten morgen früh zur Graslaitenhütte mitgehn, Doktor, und auß' nächstmal darf dann Fräulein Schwester bereits dabei sein. Morgen schreibt sie im Reisetagebuch oder besorgt die Korrespondenz, bis der Bruder zurückkehrt, und vielleicht findet er ihr droben ein Edelweiß.“

So etwas Wohlthiges und Aufregendes zugleich, wie den Verkehr zwischen diesem Manne, der ein berühmter Künstler war, und ihr selbst, hatte Dörthe noch nie erlebt, und es machte sie tiefinnerlich erzittern. Wie ein Vater und doch wie der Held ihrer kühnsten Träume trat er in ihr junges Mädchenleben ein, das so still und einfach dahingeflossen war bis vor wenig Tagen. Heute ging erst der siebente seit der Abreise zur Küste, und in ihr gestaltete sich alles um und um in atemloser Folge. — Sie hätte die Hände aufheben und flehen mögen: „nicht so viel — nicht so rasch!“ und dennoch: jede Stunde festhalten und von sechzig

Minuten auf sechshundert dehnen können — Seligkeit wär's gewesen.

Die übrigen Gäste blieben drinnen im Eßsaal um den abgeräumten Tisch sitzen, breiteten ihre Karten und Handbücher aus und redeten Jauch. Die wenigen Damen beteiligten sich oder holten sich, fürs gemütliche Zuhören, unständliche Handarbeiten herbei. Dörthe hatte gar keine mitgenommen. Ludwig trank seinen Kaffee geschwind im Stehen; ein kleiner, bärtiger Herr, der eben erst von der Tour hereingeschnitten schien und morgen weiter nach Karersee wandern wollte, hatte sich als alter Bekannter und Münchener Corpsbruder entpuppt und hielt ihn am Toppknopfe fest.

So saßen die beiden, der Professor und Dörthe, allein auf dem überdachten Balkon im Winkel an der Brüstung und vor ihnen, hinter den emporgestuften Kulissen der kohlschwarzen Tannenvälder, stand geisterhaft und ungeheuer der Rosengarten im Mondlicht. Silberbläulich ragten seine Zinnen und Türme; auf der Spitze des äußersten funkelte ein Stern, wie von Feenhänden da droben zum Leuchtfener entzündet. Wo die steilen Grate und Wände abfielen und auf den Bergflod trafen, liefen dunkle Runfen und Schattenstreifen über das Gestein, und das erschten förmlich löpferlos in seiner silberigen Helle. Es war ein Anblick von bezaubernder Schönheit; von unirdischer Größe.

Dörthe trant einen Schluck Kaffee, setzte das Täschchen in seine Schale zurück, daß es klirrte, und kehrte sich vom flackernden Scheine des Windlichtes hinweg.

„Ich kann nicht —!“ flüsterte sie, legte ihr Gesicht in die linke Hand und schloß die Rechte fest im Schoß zusammen.

Der Professor blied das Windlicht aus und saß schweigend. Er sah, daß sie weinte. Ihre Schultern hoben und senkten sich; die Thränen fielen, zwischen ihren Fingern durch, langsam in ihren Schoß. Der Mondstrahl fing sich in den klaren Tropfen. O, wie war ihr das Herz so schmerzlich voll, als ob es in ihr zerpringen müßte! Sie konnte nicht anders. In all dieser göttlichen und übermächtigen Herrlichkeit fühlte sie sich so kalt und einsam, wie noch nie im Leben; die Sehnsucht nach etwas Unbekanntem, das doch da sein mußte nach dem Weltgesetz, überfiel sie und ließ sich nicht stillen. Sie hob die Rechte und griff ins Leere.

Da fing die Hand des neuen Freundes ihre Finger ein:

„Gelt, das geht über die Menschekunst, der Rosengarten im Mondlicht? Sie dürfen ruhig weinen und sich gar nicht schämen, Kind; so schön, mit dem Stern grab' wie draufgenagelt auf den Nordturm, das sieht man alle zehn Jahre einmal — ich hab's selber noch nie so geschaut. Drum wollen wir's auch als einen glücklichen Abend betrachten, der uns wieder zusammengeführt hat und wollen's genießen, gelt? Und später in München, wenn Sie mit der Guba Kameradschaft gemacht haben werden, dann sollen Sie auf einen ganzen Tag meine Gäste in der Villa sein, und wir reden lauter Kunst. Der Rosengarten und die Centaurin, das sind eben zwei verschiedene Dinge: die passen nicht zu einander.“

„Beide groß!“ sagte Dörthe und trocknete ihre Thränen. „Ich möchte heute doch nicht gern auf mein Kunstgespräch verzichten. Wer weiß —“

„— ob ich morgen dazu komme? Wollten Sie das sagen? Nein, nein — ich versteh' schon, wie Sie's meinen; aber der Delagoturm, der ist auch kein Spaß, der ist ein Unternehmen. Nun also, machen wir unseren Plausch und fragen Sie, was Sie wollen. Halt! Ich muß noch einen Moment hinunter zu den Führern; kommen Sie mit, wir plauschen drunten vor dem Gatter, da promenierte sich's gut. Die Rest sagt's dem Doktor, daß seine Schwester in sicherer Obhut ist und nicht davongesprungen.“

Unter dem Vorbau hatte sich das friedliche Bildchen aufgelöst. Die Führer waren, bis auf den Ampezzaner, schon drinnen und schlafen gegangen. Tabarro wartete noch auf seinen Herrn, und Dörthe stand neben der leeren Bank, lauschte den weichen, welschen Sprechlauten und sah, wie ihr Held den neuen Eispickel kraftvoll schwang und auf den harten Boden stieß, um die Güte des Holztiels zu erproben; wie er das Seil selbst fester und handlicher aufrollte und die Vorräte revidierte. Zuletzt trat er aus dem gelbledernen Halbschuh und in den frischen Kletterschuh mit der starken, gestochtenen Hanfsohle hinein und fand, daß er vorzüglich passe. Dabei stützte er sich auf Dörthens Schulter, und sie hielt ihm mäusehinstill, bis er plötzlich in die Höhe schnellte:



Ostertagmorgen. Nach dem Gemälde von Paul Hey.



„Ja, was ist denn das für eine Simpelei von mir? Bitte sehr um Verzeihung, Fräulein; in meinen Gedanken an morgen mein' ich, daß ich die Ljuba da bei mir habe, und Sie sind einen guten Schuh höher als die Ljuba. Daran merk' ich den Irrtum. Nun, geh'n wir jetzt. Buon' nott', Nato.“

„Buon' nott', Si'or! Alle due mezz', Si'or!“

„Das heißt: Ausbruch um halb drei. Dann sind die Sterne am schönsten. So etwas Stilles und Feierliches können Sie sich nicht vorstellen.“

„Schöner als jetzt?“

„Ja — ganz gewiß. Jetzt liegt der heiße Tag noch in der Luft; dann aber fängt ein neuer an, jung und kühl, und die Stimmen im Wald werden erst wach. — So, wir lehnen das Pförtl an, und nun sind wir draußen. Hören Sie den Bach brausen? Das ist der Tschaminbach. Wir gehn ein bißel weiter, wenn's Ihnen recht ist. In der Ferne schaut das Thal so lieb mit seinen Lichtern aus.“

Er hatte sie einfach an den Arm genommen und rauchte seine kurze Pfeife. Ihr war's, als hätte sie schon lange, lange zu ihm gehört; sie ging ganz eng an seiner Seite und sagte:

„Es muß das größte Glück sein, einen Vater zu haben.“

„Eine Mutter haben ist ein viel größeres Glück. Mein Mädel ist wohl zu beklagen, daß ihr die Mutter fehlt.“

„Ich bin noch mehr zu beklagen — ich habe weder Vater noch Mutter.“

Er drückte ihren Arm an sich, nahm die Pfeife aus dem Munde und sah in ihr mondbeschiedenes Gesicht. „Das ist sehr herb — und der Bruder wird sich eines Tages eine junge Frau nehmen.“

„Daran will ich gar nicht denken.“

„Es ist eben der Welt Lauf. An Sie wird dann schon die Reihe kommen, geben Sie Obacht.“

„Niemals! Mich von Ludwig trennen? — Nein! — — Was sage ich denn? — Ihnen, einem Fremden —!“

„O, ich fühl' mich nicht fremd. Sehr gut bin ich Ihnen in der kurzen Zeit geworden. So ein würdiger Papa darf das gern, gelt, Sie Kind? Nicht traurig sein, wissen Sie. Wenn der Bruder heiratet

dann vergessen Sie nicht auf den würdigen Papa. Der wird Ihnen ein alter Freund werden und die Ljuba eine kleine Freundin. Nur so ein Käferl ist sie. — Da ist eine Baumwurzel: — vorsichtig. Nun, ist's hier nicht schön am Bache? Jetzt fragen Sie mir ab, was Sie vom Handwerk mit dem Meißel wissen möchten.“

„Ich möchte wissen — —“ (sie blieb stehen, seufzte auf und ließ seinen Arm los), „— wie entsteht eine Statue?“

„Kurze Frage — lange Antwort. Im Kopf springt ein Funken auf, oder die Gedanken klügeln sich eine flüchtige Idee fertig, oder der Zufall wirft Einem das Motiv vor die Augen und in die Hände, daß man's nur auszuführen braucht.“

„Und — wie ist die Centaurin entstanden?“

„Aha, nun kommt die Specialfrage nach der generellen. Die Centaurin hat also eine arg realistische Vorgeschichte. Ich rauch' einmal im Garten vor der Cottage meine Pfeife und bin unzufrieden und denk' so bei mir: ,jetzt hast du lechterzeit lauter fade Spielereien gemacht und sollst obendrein noch die seligen und hochseligen Vortopallazzis in die antike Toga stecken fürs Orabmal, und ihnen pathetische Züge meißeln und Todesfackeln und Friedenspalmen in die Hände geben'. — Da fährt ein Planwägerl von Schwabing daher; Eigener oder Rastelbinder — was weiß ich. Neben dem Mann mit den Bügeln in der Hand trabt ein Weib und hat die Peitsche in der Faust. Eine Herde Buben hinterdrein und voraus. Das Weib wird rabbiat und schlägt mit der Peitsche dazwischen, und zuletzt keift sie mit dem Manne, der ein dummer Trottel gewesen ist, und schwingt sich rittlings auf den Gaul und peitscht weiter, wie toll. Die Buben fangen so eine Art Schlacht an; ich schau' mit der Ljuba zu. Plötzlich kommt ein Stein geflogen und dem Weib an die Brust, daß sie aufschreit und sich hintüber wirft. Dann funkeln ihr die Augen im Kopf, und die Zähne stekcht sie und faucht wie eine wilde Kat' und schleubert den Stein zwischen die Buben zurück. Dann auf den Gaul gehauen vor Wit, daß er sich auf die Hinterbeine stemmt und vorn ausschlägt, die arme Bestie, und dann fort, die Landstraße hinab. — Da springt mir mit einem Satz die Centaurin in den Kopf

und steht schon dort auf der Drehscheibe, und ich der Kastlbindersöhre nach, bis ich sie hab'. Gleich am nächsten Morgen hat mir das Weib zum Mobell her müssen ins Atelier — ja, wie das prachtvoll gewesen ist, das kann ich einer jungen Dame halt nicht erzählen. Kurz: den Thon hab' ich nicht unter den Fingern fortgebracht, bis ich meine Ruß' hatte und die Centaurin vor den Augen. — Gest, Leben steckt schon in ihr drin, eine reichliche Dosis, wenn ich auch verbessern muß."

"Ich wollte, daß ich sagen könnte, wie mir's zu Mut gewesen ist, als ich sie gesehen habe," wiederholte sie. "Meine Dummheit bedrückt mich — ich fühle so stark und kann die Worte nicht finden."

"Die brauch't's auch nicht, Sie Kind. Geben Sie Ihre Hand wieder in meinen Arm; Sie werden noch zu Fall kommen an den Wurzeln und Steinen am Weg. Jetzt kehren wir um — ich muß Schlaf haben auf morgen. — Also die Centaurin wird nun in Marmor gehauen; — einen wunderbaren Block hab' ich vor drei Wochen drunten in Massa-Carrara gefunden. Bis der nach München geschafft ist, krazel ich halt und mach mir das Glieder kräftig. Ja, mich freut meine Arbeit, wenn das Gelingen dabei ist. Die Centaurin geht nach Wien; die marmorne, heißt das."

"Künstler müssen sehr, sehr glücklich sein — freie Menschen."

"— oder auch unfrei. Die Geschöpfe knechten gar oft den Schöpfer und machen ihn stumpf gegen die wirkliche Welt. — So eine unmittelbare Natur wie Sie, das ist dann eine Erquickung. Nun gute Nacht; übermorgen, will's Gott, sind wir wieder beisammen."

"Gute Nacht! — Tausend Dank, Herr Professor!"

"Dafür nicht. Schlafen Sie wohl; — hier kommt der Herr Bruder: ich liefre das Schwefelst wohlbehalten zurück, Doktor."

"Bege dich noch nicht sofort zu Bett, Dörthchen; in guten fünf Minuten guck ich noch ein paar Augenblicke zu dir herein," sagte Ludwig. Dann schob er seinen Arm in den des Professors, und die beiden schlenderten noch einmal zur Pforte zurück und ließen Dörthe stehen.

### Zwölftes Kapitel.

Dörthe lag wach. Die bloßen Arme unter dem Kopfe verschränkt, grübelte sie seit Stunden, und sobald sich etwas um sie her noch so leise regte, setzte sie sich im Bette auf und horchte, bis sie sich immer aufs neue davon überzeugete, daß es allemal der arme, surrende Nachtfalter war, der sich zu ihr herein verirrt hatte. Nicht einmal ihr langes Haar hatte sie, wie sonst jeden Abend, zum Kopf geflochten, noch sich die kleine Mühe genommen, ihr Nachtkleid auszuwaschen und überzuwerfen. Eine wahre Fieberglut erhigte sie von innen heraus, und die Kühle des Zimmers, das eisige Bergwasser im Glase neben ihr empfand sie als Wohlthat. Todmüde kühlte sie sich und konnte ihre unruhigen Füße doch nicht zur Ruhe zwingen.

Der überreiche Tag, mit seinen wechselnden und widerstreitenden Eindrücken, war zuviel für sie gewesen, und alle die Gedanken, die diese Eindrücke ausgelöst und ins Fließen gebracht hatten, rannen so unaufhaltsam und stetig, wie der Sand in das Glas der Sanduhr rinnt.

Ihr Bett hier im hellgetünchten Zimmerchen mit all den hellen Holzmöbeln und der peinlichen Sauberkeit in jedem Gerät, stand genau so wie es daheim auf dem Etenhoff stand. Liegend konnte sie dort die dunklen Räume und ein Stückchen Sternglänzen durch die Fensterscheiben sehen. Hier war's ähnlich — und doch nicht. Daheim die Eichen, deren Gezweige bei stillem Wetter kräftige Schattenrisse gegen den Nachthimmel zeichnete; in deren Kronen die friedlichen Holztauben manchmal sanft gurrtten, als träumten sie gleich den Menschenkindern. Hier sah sie die schwarzen, formlosen Massen des Tannenwaldes, und darüber stiegen drohend die Felswände der Schlern-Ausläufer empor, hinter denen die wilde Bärenfalle sich niederschluget. Aus dem Tannenbüschel kamen auch nächtliche Vogelklänge: ein helles Zammern und Weinen, mit einem schauerlichen Ruckertone zwischenhinein. Das war die Stimme des Waldkauzes; Dörthe kannte sie noch nicht. Den tröstlichen Sternenhimmel schloß der Schlern aus. Man mußte wohl hart ans Fenster treten, wenn man ihn sehen wollte.

So lag Dörthe auf dem Rücken und wachte unter banger Gedanken die Stunde

heran, die das erste Geräusch im todtenstillen Pause bringen würde: das behutame Tappen der Nagelschuhe. — Warum pakteten die neuen Nagelschuhe vom Wirt Ludwig wie angegossen, daß er sie dem Besizer gleich abgelauft und selbst eingefettet hatte und behauptete, er ginge so bequem wie in Filzschuhen darin? Warum besaß der Wirt auch noch dazu ein überzähliges Paar Scarpetti, mit denen er den Hausgästen gern aushalf, und sich sogar von seinen starken Knie-  
 stützen her? — Der Professor und der Münchener Korpsbruder, — die hatten Ludwig zum Mitthun Breitgeschlagen. Gott wußte, wohin sie kletterten und wann sie zurück sein würden. Ihm zu Gefallen verschob der Professor den Delagoturum noch ein paar Tage und der Korpsbruder seinen Marsch nach Karersee gleichfalls. Durchaus und durchaus mußte Ludwig ein Mitglied des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins werden — ein Bergfex. Da gabs kein Ent-  
 rinnen mehr.

D, wie entrüstet hatte er Dörthens „Bergfex“ zurückgewiesen! — Die besten Mannestugenden entsfaltete der Alpenport; den Mut und die Ausdauer, die Kraft des Willens und die rasche, kaltblütige Entschlossenheit tödlichen Gefahren gegenüber. — Und diese hohen Ziele! Das Streben himmelan in die reinsten Lüfte von kristallener Klarheit, während der schwere Erdenbrodem tief, tief drunten auf den Thälern lagert, schwül und dumpfig, wie eine ekle Last.

So begeistert hatte sie Ludwig doch noch niemals schwärmen hören, wie gestern abend, da sie, vor Schlafengehen, noch ein knappes Viertelstündchen miteinander auf dem Fensterhimsel ihres Stübchens geseßen und Hand in Hand hinausgeblickt hatten. —

„Im Sturm haben sie mich über-  
 genommen zu sich. Laß du mich jetzt deinen Vorkämpfer sein. Ja, ganz gewiß — du sollst auch hinauf; ich verspreche dir's in die rechte Hand, Dörthchen. Ruh' dich morgen erst einmal aus; schreib' ausführlich nach Hause, und schließ' dich an eine der Stroh-  
 wittven zum Spazierengehen an. Wir Männern fragen alle. Was? Du kannst dich nicht anschließen? O, das kommt ganz von selbst, so ein liebes Tierchen wie du bist, mein Dörthchen. In ein paar Tagen wird auch die Tochter vom Professor hier sein. Ljuba', klingt das nicht hübsch? Ihre

Mutter ist eine Russin gewesen, und Ljuba' ist russisch. Es heißt auf deutsch ‚Liebe‘. — Wie gefällt dir der Mädchenname?“

„Ich finde ihn dumm für ein gewöhnliches Mädchen,“ hatte sie in ihrer schroffen Weise geantwortet, und er darauf:

„Vielleicht ist sie ungewöhnlich. Wer weiß: die Tochter von einem solchen Vater. Bist du denn gar nicht neugierig? Gesehen haben wir sie doch schon; erinnerst du dich an das Modell zur Büste, auf dem braunen Holzbalken mit den Rosen ringsum?“

„Ja, ich erinnere mich. Aber den Namen Ljuba finde ich trotzdem albern.“

„Ist dein Name weniger hübsch in meinen Augen und weniger albern oder dumm in deinen? Sie heißt ‚Liebe‘, und du heißest ‚Gottesgabe‘.“

„Wirklich — du hast recht.“

„Also bitte mir flink ab und dann gute Nacht, mein Dörthchen, und wünsche uns einen klaren Tag.“

„Ich bitte ab — es ist doch nicht der Rede wert! — Um Gotteswillen, nimm dich in acht; komm' bald wieder und gesund.“  
 „Wir geh'n am Seil und haben zwei prima Führer.“

„Gute Nacht, Ludwig — behüte dich Gott tausendmal!“

„— und sei fidel, Dörthchen!“

„Ja — ja!“ — — — — —

Wenn sie nun nur nicht immer wieder über diese Ljuba nachdenken müßte, die ihres Vaters Tochter und Modell zugleich war. Ludwig schob ihr die Neugier auf Ljuba Loß zu, — und er selbst wurde davon in Wahrheit gepriekelt! — — Sonderbar: so unbehaglich empfand sie heute ihre Nachgedanken, wie früher die verbotenen an „Das“.

Thorheit! —

Es ging ihr gar nicht in den Kopf, daß ihr Held eine erwachsene Tochter haben sollte. Ein Mann mit so jungen Augen und solch einem Wesen — wie denn? Beschreiben konnte man's nicht — — ein Wesen, dem man sich anschnügen mußte, willig oder unwillig. Ja, das war's. —

Vielleicht lag seine Macht in der Künstlergröße, der sich alltägliche Sterbliche beugen. — Damals, als sie vor der Centaurin im Atelier stand, hatte sie diese Zwangsgesichte schon vorgeahnt, ohne ihn zu kennen, und hatte Horn und Eiferstich empfunden, weil

er in ihrer Idee etwas vor ihrem Liebsten voraus gehabt, vor ihrem Bruder.

— Und nun? — Zorn und Eifersucht gänzlich erloschen, und dafür die heißen Empfindungen ihres Herzens in zwei Flammen gespalten. —

„Man kann nicht zwei Göttern dienen — — — — — Ludwig — — ich bin nicht untreu!“ — Sie sprach den kurzen Satz rufend vor sich hin und erschrak über ihre eigene Stimme, so daß sie den Kopf, mit dem Gesichte voraus, in die Kissen bohrte und die Decke über sich zog. Allein, das verfehte ihr die Lust. — Sie warf die Hülle zurück, und lag wieder regungslos auf dem Rücken, rasch atmend und die Hände trampfhaft gefaltet. Groß und ängstlich starrten ihre Augen gegen das Fenster. Der Schrei des Rauzes war still geworden; draußen rauschte es durch die Tannen, und die Wipfel knarrten leise.

Nun schlafen die Vögel im Nest —. Das dachte sie einmal, zweimal, zehnmal —, und über diesem thörichtesten, kleinsten Gedanken kam kein andrer mehr in den Vordergrund. Die halbgetränchten Wände verbämmerten allgemach in Finsternis; das Fenster schrumpfte zusammen, bis es nur noch ein mattes Pünktchen war und dann verschwand es auch in Nichts. — — — — —

Sie fuhr aus ihrem kurzen Haseuschlase wieder in die Höhe. Ihre Thür mußte leise ins Schloß gedrückt worden sein. Von wem? Sie konnte sich im Moment auf nichts besinnen. Doch! Das war's. Ludwig hatte ihr gewiß noch Lebewohl sagen wollen. Ihr erschrockenes Herz schnürte es förmlich zusammen, daß er vergeblich dagewesen. Nun tappte es auch behutjam im Flur, und ehe sie sich ihren Regenmantel unwerfen und in die Schuhe treten konnte, waren die Füße in den schweren Nagelschuhen schon zum Hause hinaus.

An ihrem Fenster gingen sie vorbei, und kreuzten den Pfad zum nebelrauchenden Tann hinein. — Die Sterne, hoch über dem Schlern, funkelten noch wie Brillanten, aber es kroch schon eine schwache Röte am Himmel aufwärts. Die Luft kam eilig zum offenen Fenster herein; die Tannen rauschten und knarrten noch unruhiger wie vorhin im Morgenwind, und der Tschamiubach lärmte durch die feierliche Frühlille. —

Da schritten sie hin und tauchten, einer

nach dem andren, ins Tannenbunfel, die fünf Männer. Jeder schulterte seinen Bidel und rauchte sein Pfeisgen; nur Ludwig hatte noch keins und behalf sich mit der Cigarre. Aber er trug einen tüchtigen Ruckfad umgehängt. Stämmig und breit-schultrig ging er neben der prächtigen Wohlgestalt des Professors, und der Korpsbruder wuzelte, behend wie ein härtiger Gnom, neben dem ersten Führer, dem Willgraitner aus Tiers. Dem lag das aufgerollte Seil über dem Ruckfad. Der welsche Fortunat schlenderte einsam hinterdrein, hatte den Spizhut schief in die kurzen Loden gedrückt, und die lange Feder drehte sich zwirbelnd im Winde. Er trällerte wieder die näselnde Melodie von gestern abend. Die andren sprachen und lachten gedämpft. Einmal, am Walbrande, schaute Ludwig sich um und winkte in der Hausrichtung zurück.

„Ludwig! — Lebewohl!“ rief Dörthe hinter ihm drein, allein er war schon verschwunden. Aber sie kam erst jetzt mit Zittern das Bewußtsein der Gefahren, denen ihr einziger Bruder leichten Sinnes entgegenstieg. Sie blickte gen Himmel und betete ihr altes Kindergebet, weil ihr kein anderes einfiel, und dann das Vaterunser hinterdrein. Zum erstenmale in ihrem Leben genügte ihr das Gebet aller Gebete nicht; — sie mußte den sieben Bitten noch ein paar aus dem eigenen Herzen hinzufügen und dabei den großen, blauflimmernden Stern anschauen. Der war wie ein verstehendes Gottesauge, das zu ihr nieder sah.

Dann, als sie die Last auf ihrer Seele erleichtert hatte, fühlte sie eine köstliche, gesunde Müdigkeit in Gliedern und Sinnen. Sie flocht langsam ihr Haar ein, holte die Nachtleidung hervor, hüllte sich hinein, und klopfte ihre zerwühlten Kissen auf. Dann schloß sie die Thür zu und legte sich wieder ins Bett.

Mein Tag ist so ewig lang ohne Ludwig, und Ludwig sagt, daß wir erst morgen Briefe von Zuhause haben können.' Mit diesen beruhigenden Gedanken lehrte sie sich gegen die Wand und beschloß, nachträglich einen guten, auskömmlichen Schlaf zu thun.

Als sie, mitten aus lebhaftem Traum, erwachte, fuhr ihr ein heller Blitz in die Augen, der Donner krachte hinterdrein und

Aus unserer Studienmappe:



Aus Heinrich Löffers Skizzenbuch.

rollte majestätisch zwischen den Felswänden weiter. Der brausende Gewitterwind bog die Tannen, und durch die graue Luft tanzten die Schneeflocken im wilden Gewirbel.

Gewitterscheu war Dörthe nicht. Das konnte man auf dem Ekenhoff nicht gebrauchen. Wenn da das Gewitter einmal über den Fluß gekommen war, hieß es die Gedanken zusammenfassen und die Überlegung kühl halten, damit in Haus und Hof, Stallung und Scheunen kein Strahl und Schlag unerwartet niederschmetterte und zündete. Demgemäß war sie sofort mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette und am Fenster. Aber sie prallte zurück. Düstere Felsmauern, schwarzer Wald und kein freier Ausblick, über blüherhellte Wiesen, nach Ekenhof. — „O, die schauerlichen, himmelhohen Berge!“ Da hörte sie den Psalmenisten sprechen: „Ehe denn die Berge worden und die Erde und

die Welt geschaffen worden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit —.“

„Gott ist bei ihm!“ — daran tröstete sie sich und stillte ihre Angst.

Hier in den Bergen, mit Hall und Wiederhall, Klang des Donners Stimme drohender und ehrfurchtgebietender als daheim in der Ebene. Selbst für muttige Seelen war's ein erleichterndes Bewußtsein, aus der Einsamkeit zu Mitmenschen flüchten zu können. Dörthe jedoch dachte nur an Ludwig, und die ängstlichen Gedanken an ihn lähmten ihr die Finger, so daß sie gar nicht mit dem Ankleiden zurecht kam wie sonst.

In dieser winterlichen Dämmerung, die nur von den blauen Blüten zerrissen ward, ließ sie auf keine Zeit raten. Dörthchens Taschenuhr stand und zeigte auf halb vier. Das konnte unmöglich stimmen, und als sie den Kopf zur Thür hinaus steckte, sah sie

das Licht in den Gängen brennen, und von der Küche her kam reges Leben und der gute Geruch von etwas Gebratenem. —

Eilends lief sie den Flur entlang, an der Hausthür vorüber. Draußen im Schneegestüber standen die beiden Engländerinnen in langen Wettermänteln, Kapuzen über den Köpfen, feste Stöcke in Händen, sprachen mit dem Wirte und deuteten in die Gegend des vernebelten Rosengartens hinüber. Das Unwetter verleierte jeglichen Ausblick; der Wind jagte das Floccentreiben vor sich her und pfliff um die Hausecken. Oben im Saale war's kalt und leer; eine Petroleumflamme brannte trüblich am unteren Ende des Hufeisenfisches, und im Lichtkreise auf dem Tafeltuche das vereinzelt Frühstücksgebred für die Nachzüglerin. Im offenen Nebengewach saßen ein paar Damen und Herren bei Handarbeit und Domino zusammen, plauderten und machten harmlose Witze zwischen Nadelstichen und Spielsügen, als brave Leute, die sich liebenswürdig ins Unvermeidliche schickten. Als Dörthe hereinkam, lachten und nickten sie ihr gemüthlich zu, und ein dürrer Großpapa zeigte auf die Wanduhr, die der Uff schon entgegen tickte. Dörthe grüßte ernst und feisnackig zurück. Sie verspürte keine Lust zum Anbinden, und vor allen Dingen lag ein Brief mit deutschen Postmarken neben ihrer Theelasse. Darauf stürzte sie sich, und Essen und Trinken kamen zu kurz dabei.

Aus der Heimat. Acht Seiten von Großmutter und vier von Tante Doris. Die las sie gleich zuerst; denn das Beste hebt man sich für zuletzt auf. Tante Doris schrieb drollig und kriegelig; da und dort ein halber Satz schief unterstrichen, die Endbuchstaben in Mauselschwänze auslaufend und hinter die Ausrufungszeichen meist ein Fragezeichen in Klammern gefest. In den zusammengefalteten Vogen hineinschmuggelt ein verklebtes Zettelchen mit der Aufschrift: „Solo!“ und die vertrauliche Anfrage enthaltend: ob schon etwas Besonderes, Interessantes in Dörthekens Weg gekommen sei? Dörthe wurde rot und ärgerte sich. Ihr war's als schaue die Patentante klug und hellsehend in ihr Herz und erlähne sich zu stöbern. — Desto schöner Dheus Brief. Sie selbst lebte und lebte in ihrer altmodischen Schrift und altmodischen Rechtschreibung und so wunderhübsch behaglich erzählte sie von

Esenhoff und Esendorf. Sommerfreuden und -leiden und kleine Neuigkeiten. Daß morgen der erste Roggen hinter dem Fuhrerschlag eingefahren werden solle und übermorgen das letzte Heu von der Neuenländer Wisch. — Daß Brännigs Kalförbe in den Sichelgraben gelegt habe und der Sabicht wieder ein Küfen geholt: eins von der goldbunten Kochschinaglude. Die Kohlstrofen vor der Nordveranda blühten noch immer; das war eine wahre Ausnahme diesen Sommer, und dann die beiden neuen Hochstämme, wie die köstlich geworden waren! — Dörthe nahm die Rosenblätter, die aus den engbeschriebenen Vogen in ihre Hand fielen, und küßte sie heimlich. Großmutter's liebe Hand hatte sie zwischen die engbeschriebenen Seiten gelegt, noch ganz frisch dufteten sie, die Proben von den neuen Hochstämmen, das rosa „Souvenir d'un ami“, der milchweiße „Maréchal Niel“. Ach, und wie sie den Garten schilderte, die geliebte alte Frau, und die kühle Halle, die traute Wohnstube, in die sie nun selber Blumensträucher stellte, weil Doris keine Zeit fand, sich damit zu befassen. „So gut, wie mein fernes Nägblein kann ich es nicht; jedoch uneres Gottes Wunderwerke sind immer ein holder Anblick. Jetzt besucht mich Pastors Nichte aus dem Land Hadeln öfters, ein gutes Kind, frisch und berbe weg, und versteht einen trefflichen doppelten Butterkuchen zu backen. Vielleicht findest Du sie noch hier; sie freut sich auf Dich und unseren Ludwig und pflegt Dir Dein Levlojenbeet und Deine Millesolien-Astern. Unser ganzer Garten duftet nach Reseda und abends nach den Nachtviolefen vom Blumenbeich. Der Ruckuck ruft nicht mehr, und die jungen Störche stehen schon auf der Wisch beisammen und üben sich zum Fortziehen im August — —“.

Dörthe las und las, lösfelte ihren Thee und hatte Heimweh nach Wärme und Liebe. Eiferfüchtig war sie auf das gute, frische Kind aus dem Land Hadeln, das ganz gewiß mit Dhen um den großen Grasplatz spazieren ging, den Arm um Dheus Schultern, wie sie, und Dhen aus „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ vorlesen durfte, wie sie, und Neße über die Kleverer Träubchen zog, wie sie, und von ihren Kammerferstern aus. Gewiß hatte sie auch Mutter's Bild von der Wand genommen und un-

akkurat wieder hingehängt und Ludwigs und ihr heiliges Geschwisterlied gelesen. —

Ludwig! — Da war die Angst um ihn von neuem. Sie schob Tasse und Teller von sich ab, hörte nicht auf den freundlichen Anruf aus dem Nebenzimmer: „ob sie sich nicht mit ihrer Arbeit auch hereinsetzen möge?“ — sondern hastete hinaus auf den bedeckten Balkon! „Das Salettl“ nannte ihn des Professors fiesches Resl. — Sieh: da schoß gerade der erste Sonnenfeil durch die geballten Wolken und zerriß sie. Dann stutete das glorreiche Licht in breiten Strömen hinterdrein. Es spielte funkelnd mit Floden und Tropfen und warf grelle Glanzflecke auf die Türme und Nadeln, das Laurinsgartl und bis zur fernen Rotwand, die alle in blendendem Reuschnee prangten. Der letzte Donner vergrollte, und weiße Nebelseen zogen, schleiergleich, zwischen die schwarzen Tannentuliffen hinein und hinweg. Wie ein Wunder so unbegreiflich rasch geschah die Verwandlung, und nun blaute der Himmel, und jeder Grat stand silberweiß; jede Kuntse im Gestein war eine zartbläuliche Schattentiefe. — Unten in Sanct Cyprian läuteten sie; feierlich klang es herauf. Es war wie der fromme Dank für die Errettung aus Sturm und aus Blüßgefahr.

Dörthe hielt es da oben, im engen Salettl unter dem niedrigen Holzdache, nicht aus mit ihrem vollen Herzen; der Klub Gemütlichkeit um den Zeitungstisch und die Blüßweingläser lockten sie noch weniger. Sie ging in den grafigen Hof hinunter, um mit dem Birte zu reden. Der stand in der offenen Gatterpforte, schaute in die beschneiten Tannen, von denen der Schnee unter der Sonnen Gewalt schon wieder abtropfte, und hielt seinen strammen Buben im Arm. Derb, rotbäckig und nachtheinig, das Hütchen mit dem Federstoß schräg auf dem linken Ohr: ein Defregger'sches Bildchen. Sie hatten gerade einen vertraulichen Plausch, Vater und Sohn, über die drei Herren und ihre Tour:

„Du — Vater! am End' sind's nur bis zur Hütten hinauf?“

„Ah, geh', geh', dumm's Bubi! Der Herr von Loß und der Löwenhansl, die werden grad in die Hütten einfißen und karkeln. Die sind lang fort, Bubi.“

„Aber der Nato nicht — gelt?“

„Der Fortunato ist ein Fauler drunten

im Thal. Droben hat er seinen Ehrgeiz und seine rabbia so gut, wie der Hans. Die sind sicher lang fort, alle miteinander.“

„— auf den Delagoturm, Vater?“

„Na, na, Bubi. Das geht nicht, wegen dem fremden Doktor. Der ist halt noch ein Lehrbub', weißt. Allein thu't der Herr von Loß schon rischier'n; mit dem Fremden nit.“

„Das wär' eine Gottversuchung, — Vater!, gelt?“

„So e bissel schon. — Du redst daher wie ein Pfarrer.“

„Aber die Frau Geheimrat hat's heut' früh g'sagt.“

„Geh — mußt net überall die Ohren aufsperr'n, Bubi, und thu' das Fräulein nit bang machen, hörst? Schau, da kommt das Fräulein. Führ's fein höflich daher.“

„Muß man dem fremden Herrn etwas Warmes richten, Vater?“

„Oho, noch lang net! Später gehst du und hilfst der Mutter, wenn sie ihm ein Gewand von mir herhut, und hängt's brav zum Feuer, gelt?“

„Ich spring' zum Mutterl und sag's g'schwind, ja?“

„Erst höflich sein, Buberl, weißt! —“

Er lief Dörthe geradeswegs in die Arme, der herzige, keine Bursch, unklammerte sie kräftig, ließ dann los, machte seinen Diener und küßte ihr die Hand:

„Du, Fräulein, darfst dich nicht fürchten. Dein fremder Herr Doktor steigt nicht am Delagoturm; der Loß rischier't's net — der Vater hat's g'sagt. Hernach thu' ich deinem fremden Herrn ein Gewand vom Vater richten, weil er pitschnaß aus dem Schnee heimkommt. Darfst dich net fürchten, Fräulein.“

„Mit dem Professor und dem Billgrattner ist der Herr Bruder so sicher wie in Abrahams Schoß, Gnädige,“ bestätigte der Birt und machte Dörthe neben sich in der Gatterpforte Platz. „Der Professor überlegt gar wohl und sieht's dem Fellen von fern an, ob er brüchig ist, oder eisglatt und wo's einen Griff gibt. Und dann sind sie gut angefeilt. Ich den! mir, sie werden zur Scarlierett' spit' sein; da drüben, gleich hinter den Türmen. Da hat's eine sichere Steiganlag' und ein breites Gefims.“

„Aber der Schnee — Gott — hätt' ich meinen Bruder doch erst wieder!“ —

„Ich glaub's schon — es ist am End' das erstemal, daß er hinausgeht, gelt? — Nun: der Loh und der Böwenhansl, die hat ihm der Herrgott zu Schutzengel'n angestellt, also nicht nervös sein, Gnädige. Um Nachtsfall haben Gnädige den Herrn Bruder wieder da, und er findet lustige Gesellschaft und einen warmen Anzug. Das ist besser fürs erstemal. Und kommen sie erst morgen früh heim, so halten sie eben eine gute Raft in der Hütte. Nur nicht nervös sein.“

Sie nickte vor sich hin, das warme Knabenhändchen fest in ihrer Hand, und ihre Blicke hingen bang am himmelansteigenden Felsgeschiebe. „Ich muß suchen, daß ich meiner Natur einen tüchtigen Stoß gebe,“ sagte sie. „Ich kenne die Alpen noch nicht, und immer den' ich mit unserm Schiller:

Es donnern die Höhen,  
Es zittert der Sieg.“

und so seh' ich Gefahr und wieder Gefahr — ich kann's nicht helfen.“

„Der Schiller hat die Alpen auch nicht gekannt, und wie schön und mutig läßt er den Zell davon reden und den Stauffacher Berner. Die eine Gefahr, dafür ist die Sonne gut; schau'n Gnädige, wie sie den Schnee hinwegledt? — Es ist gar nicht arg viel gefallen — Und die andern Gefahren? Ja, der Mensch muß doch eine Schneid haben und Zutrauen zu sich selber; — das muß ein jeder Mann beweisen, gelt, Bubi?“

„Zu Mittag gib't's Kolatschen mit Povidl, Fräulein,“ tröstete das Bubi und sprang lustig an Dörthe auf, „geh', sei net bang!“

„Jetzt sind sie droben am Gipfel, oder doch bald“, meinte der Wirt und zog seine Uhr. „Elf vorbei. — Der Abstieg ist dann nimmer so hart. Eine gute Stunde länger wib's freilich brauchen; und weil's taut, muß man auf die Lawinen und den Stein Schlag Obacht geben.“ Halt, da ist der Nignerfranzl; der geht zur Nacht mit den Thompons ab auf Dirupi Larsec; der weiß zuverlässig, wohin Ihre Herren fortsind.“

„Na, na, nöt zum Scarlierett, — durch d' Fallen sind's auf zur Roterspizgen,“ sagte der Nignerfranzl und nahm die kurze Pfeife nicht einmal aus dem Munde beim Reden. „Zuck über's Alpel un' d' Hitten. Die thun sich nöt hart heut; dem Hansl isch's nöt emol recht g'weisen!“

Der Wirt lachte: „Jetzt vergeht die Sorg' ein bißel, gelt, Gnädige? Wenn Sie

meinen Duben mithaben mögen, so führt er Sie einen schönen Spaziergang im Thal, wo's Wald hat und Blumen, und das Mittagsläuten hier vom Badl hören Sie schon; eine Vierteltund' eh man aufrägt. So spring' mit der Gnädigen, Rubi, und sei sehr brav, hörst', Buberl?“

Brav und gestittet trabte der kleine Tirolerkavalier neben seiner Schutzbefohlenen zwischen den blumenüberstreuten Grasnollen nach Sankt Cyprian hinunter, denn dorthin wollte Dörthe. Der Weg war ihr von gestern her vertraut geworden, und das Gefühl gebrauchte sie hier in der Fremde, deren Berge und umgrenzende Felsenmauern ihr, bei aller erhabenen Pracht, doch das Herz beengten. Vor ihr stufte sich der Tannenwald aufwärts und hob sich scharf vom weißgeprenkelten Grün der Alpweiden. Da und dort ragte ein Schindelbach oder ein zierliches, graubraunes Haus; am wilden Bache rauschte das Mühlrad der Brettschneide, und im Geröll kletterten die Ziegen aufwärts und abwärts; der Hüterbus lag seitab unter den Schleppesteinen der alten Wetteranne und schlief. —

Dörthe verstand sich kaum auf den Umgang mit Kindern. Kinderliebe lag ihr nicht im Blut, und sie selbst bedurfte gar zu sehr noch der Leitung und war in hundert kleinen und großen Dingen und Fragen unsicher geblieben, die jedes Weltkind spielend löste und bewältigte. Immer stützte sie sich auf Ludwig und schuf sich aus seinen Worten ein Evangelium; erst in diesen jüngsten Tagen hatte sich der Drang nach Selbständigkeit in ihr geregt. Da aber kam der Professor in ihren Weg und machte sie wieder zur abhängigen Seele, die hilflos stand und sich selber nicht begriff.

Hier am Bache entlang war sie gestern an seinem Arme gegangen. Eine sehnüchtige Weichheit kam über sie; einen großen Anlauf mußte sie nehmen, um dem unermüdlichen Geplauder des Kindes folgen und selber ein wenig mit ihm plaudern zu können. Ein lebendiger und geschreiter kleiner Mann war's, und ein echter Zunge, der im Nu herausfand, wo die Schwäche seiner Begleiterin lag. Er ließ ihre Hand gar nicht aus seiner, wenn's nicht etwa allzuschöne Blumen zu brechen gab und seines Alpengras, dessen Rippen einen würzigen Zimmt-





Heimfahrt. Aquarell von P. F. Messerschmitt.

dust an sich hatten, oder sammetnes Moos, das feuerrote Hütchen trug. Dabei warnte er sie vor jedem Fehltritt erklärte ihr Berg und Thal und wiederholte ihr zwanzigmal, was der lange Aignerfranzl vorhin gesagt hatte:

„Durch die Fellen — (weist, Fräulein, auf der Landart' heißt man's die Bärenfelle) — zur Roterdsip, und zurück übers Alpel und die Grasleitenhütte. Der Franzl nenn't nur: die Fitten', aber das ist dumm g'lagt, gelt, Fräulein? Zur Hütten könnt' ich leicht hinauf mit dir, wenn du mir folgst und läßt' meine Hand net aus, oder ich knüpft' dich ans Seil.“

„Du?“

„Warum net? Wir nehmen den Ratschigler Weißbub mit von Tiers, der kann krazeln wie die Geissen, und eine Kraft hat er, grad' wie der Simson in der Bibelg'schicht. Gelt, du weißt's auch schon, daß dem Simson sein Eieskinnbade gar keiner war, sondern ein Felsen: — schau, so einer wie der Kozzahn ob dem Gart'l. Damit hat der Simson die Philister erschlagen, und das könnt' der Ratschigler Weißbub auch. Drum nehmen wir ihn mit, gelt? Aber san Schwindel darfst sei net hab'n, Fräulein.“

Sie saßen zusammen auf den flachen Steinstufen vor dem Cyprianskirchlein. Dörthe hatte die Hände ums Anie gefaltet und der Kinderkopf lehnte ihr am Arme. Sie sah in die lustigen Braunaugen und die heitre Landschaft ringum, leuchtend und glühend im Sommer Sonnenschein. Dann kam eine krumme Alte des Weges daher geleuchtet, vertrocknet, halbblind, zitternd und zahlos. So tastete sie sich den Pfad zum Kirchlein hinan, ihren Krückstock vorchiebend, und der Rosenkranz baumelte ihr zwischen den dürren Fingern.

„gelt's Gott! gelt's Gott un' alle liab'n Heiligen!“ murmelte sie, schon ehe sie ihr Almosen empfangen hatte, und das Büchlein sprang in die Höhe, leitete sie hilfreich die Stufen hinauf und führte sie drinnen auch noch bis zum Betbänkchen vor dem bescheidenen Altare. Dann zog es sein Filzhütchen, tauchte die braune Kinderhand ins Weißbrunnbecken, bekreuzte sich und sah Dörthe mit klugen Augen an, begierig, was sie nun thun würde. Das Weißbrunnbecken berührte sie nicht, aber sie setzte sich hinter die Alte auf die

zweite Bank und legte ihr Gesicht in die gefalteten Hände.

Beten that sie wohl nicht; nur Einkehr mußte sie einmal wieder halten. So beängstigt sah es in ihr aus, daß sie sich, in ihrer Unerfahrenheit, keinen Rat wußte. Sie war ein Kind, das gestern seine ersten Schritte gewagt hat und sich nun beim zweiten Versuche nicht vorwärts traug.

Mitten in ihre tastenden Gefühle hinein begann dicht über ihr, in der winzigen Glockenstube des Türmchens, einem Weckrufe gleich, das Mittagsgläuten: „ding, ding, dong! — ding — — ding — — dong!“ immer sechs Töne, die einen schlicht-melodischen Satz bildeten. Mit einennmale kam, frisch und stark, das Bewußtsein ihrer Jugend und ihres Glüdes über sie.

„Mein Gott, verzeih mir! Ich bin ja eine Thörin. Lehrst du mich nicht, daß ich an deine Güte glauben darf? Deine himmlisch schöne Erde lehrt mich's ja — solch ein himmlisches Stück Welt wie dies. So gewiß wie das alles kein Traum ist und nach dem Schnee wieder Sommer geworden ist, so gewiß weiß ich, daß du mir mein Liebstes beschützt. Mein guter Gott — du behütest auch — — mein Gott! was für Gedanken denk' ich denn? — Einer, der so groß und sicher steht und geht und solche Wunderwerke schaffen kann, braucht der meine geringe Fürbitte bei dir?“

Die Glode läutete und redete fort: „bitte nur! bit—te—nur!“ und Dörthe hob das Gesicht aus den Händen, blickte empor und lauschte. Langsamkehrte ihr der Frieden zurück. —

Bis dahin hatte sie einfach, ohne viel Gedanken, hingelebt, wie es Gott und Ochen und Ludwig gefiel; zum Aufbegehren fand sich keine Gelegenheit, und groß nachgegrübelt hatte sie auch nicht, höchstens über ein schwieriges Kochrezept oder Tante Doris' dunkle Reben von der Liebe zu irgend einem hergeschneiten, fremden Manne. — Nun stand sie, reif und doch innerlich unreif, auf ihren eigenen Füßen, in unbekanntem Lande, und ein Problem quoll immer aus dem andern hervor. Das konnte man unmöglich zu Papier bringen und, aus der Ferne, an Ochens verstehendes Herz legen, so, wie es wirklich war: ein Märchen, vor dessen Schluß man bange hat. — — Solch einen märchenhaften Glöckenton hatte sie auch noch

niemals vernommen, wie diesen, der ein so klares Echo im Tschamintthale wedte, als töne eine treue Bruderglocke mit.

— — — „Ein Bruder und eine Schwester,  
Nichts Treueres kennt die Welt,  
Kein Goldstetlein hält fester,  
Als eins zum andern hält — — —

— da war er wieder, der unsichtbare Faden zwischen Heimat und Fremde.

Sie holte ihren Heimatsbrief aus der Tasche und las einen Absatz in Großmutter's altmodischer Handschrift, den vom Reseda- und Nachtsviolenduft im Etenhöffer Sommergarten. Dann zog sie den Würzduft des Ruchgrases in ihrem Alpensträußchen vor der Brust ein, küßte den Brief und lächelte. Und da, als sie aus der niedren Thür des Kirchleins beim letzten Glodenklang wieder ins Freie trat, kam Rudi auf sie zugeprungen und brachte ihr die wahrhaftige, blaue Blume aus König Laurins Zauberreich: eine leuchtende, weitoffene Berggenziane.

Die steckte sie sich auch in den Gürtel zu Ruchgras und Steinnekeln und nahm ihren siebenjährigen Ritter an den Arm. Nun wußte sie urplötzlich mit ihm zu plaudern. Sie erzählte ihm ihr Lieblingsmärchen aus der Kinderzeit, von König Laurin und seinen Zwergen, von Dietrich von Bern und seinen Mannen, die Schwert und Morgenstern gegen die Felsburg schlangen, und von der schönen Similde, die im Rosengarten gefangen saß, umspinnen vom goldnen Faden.

Rudi kannte das schöne Märchen noch nicht und machte große Augen:

„Droben, in unserm Gartl hat die Similde eing'iperrt gefessen? — ah, geh! ist's denn richtig wahr, Fräulein?“

Dörthe nickte lächelnd.

„Aber es gibt nur Schnee droben und Firn, sagt der Vater.“

„Es gibt auch Rosen, Bubi. Hast du nicht gesehn, wie die wundervoll geblüht haben, gestern abend?“

Die braunen Kinderaugen wurden noch größer: Das war von der Abendsonne — da droben blüht eben gar und garnix mehr. Vaterl hat's gesagt.“

„Ich habe Rosen gesehn, glaub mir's nur!“

„In Osterreich hat man vielleicht andre Augen, als dabeim bei euch, geht, Fräulein?“

„Gewiß, das kann sein, du bist ein

kluges Kerlchen. Ja, guck du euer Gartl nur recht an; hoffentlich blüht es diesen Abend wieder. Möchtest du auch hinauf, so gern, wie ich möchte, Bubi?“

„— aber man kann nicht,“ antwortete das kluge Bubi erusthaft. „Nur der Löwenhansl und der Herr Professor und die alte Miß Thompson, die können's, und der Herr Professor sagt: wenn er droben ist, schlägt er mit dem Bidel seinen Namen in die Wand beim Gartl —: so groß, so groß, daß man's drunt' im Badl bei uns lesen kann, und so tief, daß eins drin Unterschlupf hat, wenn ein Steinichlag vom Grat kommt. — Welt, das wird schön, Fräulein? — — — Da läutet's vom Badl zu Tisch! — Jessas Mari — d' Supp'n wird kalt, eh' wir da sind! Spring, spring, Fräulein — gib Obacht, daß d' net fallst!“

### Dreizehntes Kapitel.

Über das Thal zog wieder eine große Regenwolke dahin und löste sich in peitschende Wassergüsse auf, während die Gesellschaft vom Badl bei weitoffenen Fenstern um den Mittagstisch saß, und Murren und Bedauern von neuem laut wurden.

„Das zieht vorbei wie ein Aprilwetter; um vier zur Tausen ist's desto klarer,“ beschwichtigte der Wirt, der seitab am Kredenzstisch den guten Rinderbraten zerfäbelte und das ledere Fett gerecht auf die Fleischscheiben verteilte. „Einen gottvollen Nachmittag gibt's, und wenn mein Bubi wahr redet, blüht das Gartl heut noch ein bißel rosenröter als gestern. — Weht daher, Mizi — Nest — die Soop' gleich dabei zum Fleisch, bitt' schön —.“

„Zuu — hu — hu — huuh! — Zuu — uh!“ klang's plötzlich von drunten herauf, ein richtiger, Tegernseer Fuchzer, hell und lustig. Alles drehte sich nach den Fenstern um, oder lief und schaute hinaus, und der Herr Wirt warf sein neuwafchenes Mundtuch samt Gabel und Borstschneidmesser auf den dampfenden Braten:

„Jesses, aber jetzt werd' ich hin! Die Fräulein Ljuba!“ —

Fort war er und hinunter, und drunten im Hof gab's ein lachendes Hin- und Herreden und Begrüßen.

Dörthe stand mit zwei Damen am Fenster und sah sich das kleine Lustspiel auch an. Da war so eine Art Heinkel-

männchen angekommen. Es trug einen groben Kohenmantel über kurzem Rod und verben Wanderstiefeln, den grünen Rucksack umgehängt, Bergstock mit festem Griff in der Hand, und aus der Kapuze schaute ein bildschönes Gesicht, dunkelhaarig und dunkeläugig, von reizender Fröhlichkeit belebt. Der Regen troff nur so am Kohen nieder, und der barsüchtige Bub, der den kleinen Koffer hinter dem Heinzelmännchen dreingeschleppt hatte, sah auch wie ein Bubel im Wasser aus.

„Ist das ein emanzipiertes Betragen,“ sagte die dicke Dame an Dörthens Seite zu ihrer mageren Freundin. „So etwas zeitigt die moderne Frauenbewegung. Unser verehrter Baron hat leider Gottes nur zu recht.“

Der verehrte Baron, der heute früh mit den Freundinnen unermüdet Domino gespielt hatte, trat zu den beiden und wiegte sein graues Haupt zustimmend, und Dörthe ging an ihren Platz zurück. Der Wirt erschien ebenfalls wieder im Saal, entschuldigte sich, wegen des Aufenthalts beim Essen, und suchte die Veräumnis durch verdoppelte Leistung einzubringen:

„... mit der Fräulein Ujuba muß man schon eine Ausnahme machen dürfen, meine Herrschaften, die Fräul'n Ujuba ist die Tochter vom Herrn Professor. Seit sieben Jahr sind's alle Sommer bis über den August im Badl die Zwei miteinander, und das Gebirg kennt die Fräul'n Ujuba: — Jesses Maria, die bräucht eh' kein' Führer, wenn der Herr Professor nicht extra d'rauf halten thät. Sie ist nämlich 's einzige Kind vom Herrn Professor. — Ah! schon fertig, Fräul'n Ujuba? Grüß' Ihne Gott, noch einmal. — So, bitt' schön; einstweilen daher am Platz vom Herrn Papa neben die Fräul'n — — bitt' schön, Fräul'n: ich hab' den werten Namen noch nit fest im Kopf? —“

„Dörthe Jersabel.“

„Ujuba Loß,“ sagte das reizende Mädchen, bot Dörthe die Hand, schüttelte ihre kräftig und setzte sich zu ihr. Rechts und links von ihnen waren zwei Plätze frei gelieben: des Professors und Ludwigs Platz, und so saßen die beiden wie auf einer Insel zwischen den übrigen. Lauter gereifte Herrschaften; sie waren die einzigen Vertreterinnen frischer Jugend, und der Strauß bunter Alpenblumen und Deckenröschen vom Thalweg stand grade vor ihnen auf dem Tafeltuche, als ob es so sein müßte. —

Ujuba hatte nicht weiter Toilette gemacht. Nur das volle, braune Haar ein wenig geglättet und hinter die Ohrmuscheln gestrichen, die Schildpattkammchen fester eingesteckt, das Wanderkleid zu sittsamer Länge niedergelassen und in leichte Schuhe getreten. Dazu frisches Waschwasser für Gesicht und Hände und, im Vorbeilaufen, aus der nächsten besten Blumen vase ein paar Bergquellen zwischen die Knöpfe des Jäckchens geschoben — fertig war sie binnen fünf Minuten gewesen, und sah aus wie ein Prinzchken, hinter dem die Kammerjungfer in Permanenz zu Befehl steht.

Jetzt speiste sie, nach ihrem langen Wege von Blumau herauf, mit dem gesunden Appetit an Dörthens Seite.

„Ohne den geringsten Aufenthalt bin ich gegangen, weil ich mich so auf den Papa gefreut hab' und auf die Überraschung, wenn er mich ganz unvermuthet herein kommen sieht und hört unsern Juchzer,“ erklärte sie ihrer Nachbarin. „Jetzt ist er fort und macht die Tour ohne mich. Das ist mir schon recht arg; aber was kann ich dabei thun? Die Laune laß ich mir nicht verderben, das wär' mir zu sad, und zum Glück hab' ich doch Sie hier —“ Sie hielt mitten im Sage ein und musterte Dörthe mit ihren lebhaften Augen: — „wo haben wir uns schon gesehen, gnädiges Fräulein? Jrgendwo ist's doch gewesen?“

Dörthe wurde sehr rot: „Vielleicht neulich von Ihrem Balkon aus, als mein Bruder und ich im Atelierbau gewesen waren —?“ sagte sie zögernd. Sie hoffte, ihr entrücktes Davonlaufen auf die Schwabinger Landstraße hinaus, möchte nicht bemerkt worden sein. Allein den Gefallen einer kleinen Gesellschaftslüge that Ujuba ihr leider nicht. Sie brach sich ein Bröckchen von ihrer Brotschmitte, schob es zwischen die Zähne und lachte herzhaft, während sie's zierlich verspeiste:

„Ja, nun besinn' ich mich wieder. Weswegen sind Sie Ihrem Herrn Bruder fortgesprungen, als wär' ich die Knusperrhege vom Hänsel und Gretel gewesen? Waren Sie böß, daß Ihr Herr Bruder mich geprüht hat?“

Dörthe wurde noch röter und ließ eine von des Bubis gepriesenen Flaumenmussolatschen vom Teller in ihren Schoß fallen vor Verlegenheit.

„Ach — des halb nicht — es hatte

einen ganz anderen Grund — ich will es so ungern erklären, weil —“

„Lassen wir's gehen, gelt? Seien wir lieber froh, daß wir zwei lustige Mädeln beisammen sind. Auf die Bekanntschaft mit Ihrem Herrn Bruder freu' ich mich schon. Ist er mit dem Papa fort?“

„Ja, seit letzter Nacht.“

„Doch nicht auf den Delagoturm ohne mich?“

„O nein! Das Wetter war zu schlecht. — Sie sind — —? Gibt es eine rote Erdenspitze, und man muß durch eine Bärenfalle dorthinauf?“

„Natürlich. Das ist brav vom Papa, daß er eine leichte Tour unternimmt. Wann sind sie abmarschirt?“

„Gegen drei, glaub' ich.“

„Also müssen sie sicher zu Nacht heimkommen. Ist Ihr Bruder Hochtourist? Nein? — Machen Sie kein ängstliches Gesicht; der Papa ist dabei, und gewiß rasten sie öfters aus, und droben in der Grasleitenhütte werden sie den Mondschein abwarten. Darin kenn' ich den Papa. Haben Sie schon mit ihm geredet? Gefällt er Ihnen? Nicht wahr, man muß ihm gut sein? Ich bin auch sehr glücklich mit dem Papa und so stolz auf ihn.“

— wie ich auf meinen Bruder. Ich habe keine Eltern mehr — nur meine Großmutter und ihn.“

„Er hat ein liebes Gesicht — —“

Kesl schob sich mit dem Käsetablett zwischen die beiden Stühle und die Unterhaltung. Dörthe baute. Sie war ernst und nachdenklich geworden, weil sie die Gewandtheit und Überlegenheit der jugendlich eleganten Weltbame als eine Art Druck empfand. Zudem hatten ihre Augen mit den aufwärtsgebogenen Wimpern und scharfgezeichneten Brauen ganz den eindringlich-klaaren Blick der väterlichen Augen. Sie erzwangen Vertrauen, und das quälte Dörthe. Ja, es erzwang von ihr das Gegenteil: Zurückhaltung und kühlte sie gegen den siegreichen Reiz ab, der sie im ersten Augenblick gefangen genommen hatte.

Dennoch: kalt und unfreundlich konnte man unmöglich gegen solch ein liebes Menschenkind sein, das der verkörperte Sommertag war, blühend, warm und sonnig. Ein Wesen, das Gott selber lieb hat und freundlich führt.

Deshalb litt Dörthe es auch ohne Widerstreben in Wort und Gebärde, als Ljuba den Arm um sie legte und sie so auf den Balkon hinauszog, wo der Kaffee gereicht wurde. Sie tranken im Stehen, weil kein Stuhl frei war. Dörthens Blicke gingen wieder am Rosengarten. Von dieser näml. Stelle aus hatte sie ihn gestern abend an des Professors Seite bewundert, im feenhaften Silberglanz mit dem hellen Sterne auf der Spitze des Nordturms flimmernd. Jetzt war nichts Schemenhaftes an ihm. In riesiger Körperlichkeit trugte er gen Himmel, und die Wälder zu seinen Füßen lagen grünblutig, die Alpweiden regenfrei. Ljuba stellte ihre Tasse fort, schwang sich auf die Balkonbrüstung, und bog sich zurück, sobald es Dörthe, im Gedanken an die geringe Tiefe in den Hof hinab, wieder durchschauerte. — So betrachtete sie sich ihre blonde Gefährtin.

— „eins seh' ich von hier aus, Fräulein — — (wir könnten einander doch gut Dörthe und Ljuba sagen, gelt?) — also eins seh' ich zum voraus; der Papa sieht Ihnen Ihr Profil für seine zweite Centaurin; das Gegenstück zur kämpfenden. Die müssen sie ja im Atelier auf der Scheibe gesehen haben? Die zweite soll eine sterbende Centaurin werden, oder eine verliebte — ich weiß nicht genau. Jedenfalls wird's Ihr Profil sein müssen. Das steckt entschieden dahinter, daß er Ihren Bruder gleich mit auf die erste Hochtour, vom Badl aus, nimmt.“

Dörthe wendete ihr Gesicht weg und septe ihre Tasse ueben Ljubas. „Sie irren sich — eher ihäte ich Gott weiß was, che ich Modell stünde.“

Die klugen, frühlichen Augen sahen das blonde Gesicht mit seiner herben Profilinie forschend an: „Nun ist mir's schon klar, weshalb sie damals von unsrer Cottage fortgesprungen sind, Dörthe. Sie haben mich nach meiner Büste im Atelier erkannt und haben falsche Begriffe vom Modelligen. Die werd' ich Ihnen ausreden. Dem Papa zu sitzen, das ist eine Ehre.“

Dörthe schüttelte den Kopf und machte ihren eigensinnigen Mund. „Ich wollte lieber, wir gingen spazieren. Die Modellgespräche sind mir abstoßend.“

— und trotzdem mögen Sie Papas Modell mitnehmen? Wissen Sie, Dörthe: dafür muß ich Ihnen ein Rufferl geben.

Sind wir eigentlich im gleichen Alter? Ich bin eben zwanzig; Sie auch? — Ja wirklich, das trifft sich herzig, und nun mach' ich Ihnen einen Vorschlag; das heißt — zuerst einmal: können Sie ein paar Stunden steigen?“

„Warum nicht?“

„Gut — es ist weder sehr anstrengend noch schwindlig. Nur so ein bißel festsche Kraxelei und gemächlicher Fußpfad. Mästen können wir zwanzigmal und das Weisbrot nehmen wir uns mit. — Wollen wir unsern Herren entgegnen. Bis zur Grasleitenhütte? Den Weg kenn' ich im Schlaf.“

Dörthens Augen glänzten auf: „Das wäre ja mein heißer Wunsch! Was für eine herrliche Idee von Ihnen.“

„Sehen Sie? Also ist das arge Modell vom Papa doch zu etwas gut. Eine goldige Person sind Sie. Bekomm' ich nun auch einen Kuß und meinen Taufnamen von Ihnen?“

Den Kuß gab Dörthe ihr im leeren Korridor, als sie zusammen zu ihren Zimmern gingen, um sich zu ihrer Tour fertig zu machen. Gegen den „Taufnamen“ wehrte sie sich: „Das kann ich nicht so rasch; ich bin keine Süddeutsche. Wir müssen uns erst erproben. Ich will wahr sein.“

Ljuba antwortete nicht und zog keine beleidigte Miene, sondern half Dörthe bei der umständlichen Aufknöpferei des grünen Lodenkleides. Viel zu weit war der Rod, und das Mädchen schloß nicht am Rücken an. „Schade; sie hat solch eine bildschöne Gestalt.“ — Es that ihr leid, daß Dörthens Hände zitterten und sich kalt anfühlten. Sie schob ihr den spitzen Ätplerhut, der auf der Nasenwurzel saß, ein gutes Stück in die Stirn hinauf, bohrte noch eine ihrer eigenen Hutnadeln hinburd und rief den vorübergehenden Knecht an:

„Einen starken Stod fürs Fräulein, Toni! —“ und dann zu Dörthe: „Wir wollen doch gute Kameradschaft halten, nicht wahr? und Sie werden sehen, wie prächtig der Weg durchs Thal hinauf ist und wie man gemütlich soupiert broben in der Hütte. Übrigens, wenn's Ihnen angenehm ist, lassen wir's bei der formellen Anrede. Davon hängt das Gernhaben nicht ab.“

„Nein, nein — so habe ich es gar nicht gemeint — es sollte nur zur Entschuldigung für meine norddeutsche Art sein.“

verteidigte sich Dörthe, „was für mich gilt, braucht ja nicht für Sie zu gelten.“ Allein Ljuba beharrte nicht auch:

„Ich mag nichts vorweg nehmen; — mit der Zeit findet sich's schon, geht?“

Dabei blieb es. — Ljuba kam mit liebenswürdiger Leichtigkeit über den kleinen Zwiespalt hinweg, Dörthe biß die Lippen und schritt, als ginge sie auf Stelzen. Erst als der Pfad, jenseits des Baches, steiler und steiler durch den Nadelwald bergan stieg, und drüben im Schatten der Mittagskofel und der dunkle Tschafatsch erschienen, strich sie mit ihrer heißen Hand ein paar mal über die perlende Stirn, bis die drei Unmuthsalten — Großmutter's Kummer — glücklich ausgeglättet waren. Nun kamen sie sehr gut miteinander aus; erzählten sich von ihrer Jugend, die natürlich bereits als nebelnde Vergangenheit hinter den beiden Zwanzigjährigen lag, und stiegen tapfer vorwärts, ohne viel auf Weg und Umschau zu achten, weil ihnen der Gesprächsstoff vorläufig nicht ausging. —

Den düsteren Eingang ins Jungbrunnenthal streiften Dörthens Augen nur. Gar zu verlockend blühten ihr, aus dem weißen Geshotter der Steinlahnen längs hoher Felswände, die blauen Glockenblumenrispen und der würzige Quendel in die pflügende Hand, und ringsumher dümmerten die Fichtenwälder, in die das Sonnenlicht goldne Strahlen warf, daß die roten Stämme wie ferne Feuerfäulen schimmerten. Am Himmel, vor den Blicken der Wandernden, hoben sich die grauen und weißen Zinken und Spizen und klozigen Kegel immer höher und ehrsurchgebietender über das Waldgrün; neue tauchten hinter den ersten auf. Ljuba sang und juchzte den alten Freunden entgegen und rief sie bei Namen; Dörthe kam vor schauerndem Staunen gar nicht zu sich selber. Langsam und vorsichtig wie ihre Gefährtin stieg sie und spürte die Knie kaum; das Athem machte ihren kerngesunden Lungen auch keine Bekhwer, und so ließ sie der erste Versuch gut an bis dahin.

Den leichten Schnee von heute hatte die Sommerionne wieder hinweggeschmolzen, aber der Tschannibach toste hochgeschwellt und warf Schaumflocken über den Steg, als die beiden hinüber zur Vegeralp kreuzen mußten.

Schön und frei im Grünen lag die Vegeralp. Das Vieh weidete, jenseits des

Bildstock, droben am sanften Hange, wo sich die Matte in Waldung verlor. Der Senn, anzusehn wie eine grauhaarige Rothaut in Zoppe und alten Lederhosen, saß in der Thür, die Hände beschauflich auf den Knien, und hinter ihm schwellte in der braunen Hütte das Stedenfeuer unter dem Käsefessel. Von drinnen zog ein starkes Dunstgemisch heraus: Milch und Heu und der brenzlichste Rauch.

Es war ein Jdyll, wie Dörthe es auf einem der Estruchbilder in Pastors guter Stube schon von Kind an betundert hatte, und deshalb entzückte sie die Wirklichkeit über alle Maßen. Hier mußte sie ein Weilschen sitzen; da, neben dem Senn, der so lustig und listig blickte. Eben erhob er sich, ging breitbeinig, die nackten Knie krumm, auf Ujuba zu, nahm ihre Hand in seine schwarzbehaarte — wie ein Lilienblatt so weiß lag sie darin — und schüttelte sie zum Willkommen, als müßte sie vom Arm herunter:

„Bun' giurno, la Si'ora — eh, eh, sta ben'?' Brud im Tirol?“

Er sprach ein schwerverständliches Jdium, ein Durcheinander von Tirolerwelsch und Tirolerdeutsch; allein Ujuba und er kamen prächtig überein. Ujuba that's auch um keinen Preis anders; sie mußte die wunderhübsche, falsche Kuh, die vergangenen Sommer ihre und des Senns Lieblingskalbin gewesen war, einmal wieder zwischen die Hörner frauen und sehen, ob sie ihren weißen Stern über den Augen noch hatte. Da ging sie ja, hundert Schritt höher, jenseits der breiten Schutthalde, am Geshräffrande. Ujuba kletterte ihr nach und rief:

„Bella! Bellina! Vien' qua! Daher, daher, Bellina!“ — und wirklich, die Kuh wendete langsam ihren Kopf mit dem weißen Sterne und kamm bedächtig ein paar Fuß abwärts. Da blieb sie stehen, hob die Schnauze, brüllte und wartete auf ihre Hulbigung, die verwunschene Prinzessin der Legeralp.

Dörthe saß unterdessen wirklich neben dem Senn auf der Schwelle, hielt die Holzschüssel mit der fettrahmigen Milch zwischen den Knien, den Blechöffel und den harten Brotranke in Händen, und aß und suchte zu verstehen, was der Senn ihr in seinem allerbesten Deutsch zu erklären suchte.

Soviel begriff sie wohl: das wilde Thal, das sich da seitwärts zwischen die Berg-

riefen hineinzog, nannte sich das Vletschenthal, und die Bergriesen trugen lauter tönende Namen: Balbon und Mofignon und Antermoja, und die beschneiten Spitztürme dort, mit dem Stückchen Firn darunter, das waren die Grastleitspitzen. Da, über den Waldbudel ging's hinunter bis zur Wegscheid und dann:

„Guarda la Si'ora — schaug'n's — do auffi muacht!“

„Hinauf? Wo denn hinauf? — Wohin?“

„Do auffi muacht — zur Pitt'n: al rifug'go — siehst nüt? andar 'su!“

Die schwarzbraune Hand machte eine deutliche Fingadgeste gegen die Grastleitspitzen empor, und Dörthe folgte mit den Blicken, bis sie das schmale, graue Bändchen an der schroffen Wand hinauf bemerkte: die Pfablinie.

„Das da soll unjer Weg sein? Mein Gott — da muß ich gehen?“

„Jo freili; 'l stosso. Do muacht auffi,“ wiederholte der Senn und schaute mit blinzeln den Augen auf die ferne schroffe Wand, an der das Zadenmuster des Pfabbändchens hinkief.

Dörthe ließ das Brot sinken und den Blechöffel in die Schüssel zurückfallen, daß der Milchrest spritzte und ihr das Kleid verderb, drückte ihre Hand vor die Augen und schloß dieselben dahinter. So blieb sie, bis Ujuba zurückgesprungen kam:

„Wir müssen voran, Fräulein Fersbel. Die Sonne blendet, gelt? Trinken Sie nicht mehr? Darf ich?“

Sie hob die Milchschüssel von Dörthens Knien an ihre Lippen und trank den Rest in großen Zügen. Die steinharte Brotrinne zerbiß sie, daß es knackte und verkehrte sie mit Wohlbehagen; dann mußte der Alte seine vierzig Keller auffangen und lachte miedernd über den kindlichen Scherz:

„Grazie! grazie tante, la Si'ora!“

„Nig z' danken, Beppe; p'für 'die Gott, auf's nächstmal, Beppe; addio!“

„dio, al riveder!“

„Sind Sie gut ausgerüstet, Fräulein Fersbel?“

„Danke, ja. Es geht mir sehr wohl, Fräulein von Loß. Nur — wahrscheinlich ist mir die Milch etwas zu fett gewesen.“

„Oho, daran hätt' ich doch denken müssen und Ihnen etwas Weingeist hineingeben. Hör' Beppe: hast 'leicht an Kirsch drob'n?“

„— ma schieuro, schieuro! Gle' wer'n ma's ha'm; ecco. S'ora.“

Ljuba reinigte, hinter dem Rücken des Alten, sein trübes Gläschen mit einer Handvoll Grasshalmen, schenkte es halbvoll und hieß Dörthe trinken. Unterdes ging sie noch einmal in die Sennhütte zurück, um für alle Fälle ein tüchtiges Stück Brot einzusteden, und den frischen Käse mußte sie auch noch in der Geschwindigkeit auf Kümmel und Salz probieren.

Dörthe hatte sich von der Schwelle erhoben, rieb sich die Hände und rechte sich. Die Augen wurden ihr trübe und wässrig, weil sie das krampfhaftes Gähnen zu verbeißen strebte. Wer sie genauer kannte als Ljuba und der Senn, dem würde ihre Gesichtsbildder ohne Zweifel Sorge gemacht haben; — Ludwig zum Beispiel. Der jedoch war nicht zur Stelle und Ljubas Interesse für Dörthe noch ein unerfahrenes Ding, erst wenig Stunden alt; sie selbst viel zu selig wieder in ihren geliebten Dolomiten zu sein. Der Rosengarten ging ihr über die Gröbener und Fassaner Alpen; Ampezzo und Palagruppe kannte sie noch nicht.

„Bist kopfschach? fragte der Senn Dörthe, aber sie verstand nicht, und als er seine Frage auf Welsch wiederholte, schüttelte sie, ohne eine Ahnung zu haben, den Kopf: „no! no!“ nur um ihn loszuwerden, und sah wieder zum Zickzackbändchen, drüben an der Felswand hinüber, weil man sich doch an so etwas gewöhnen mußte.

Ein starker Instinkt warnte sie: „Laß ab; du gewöhnst dich nicht — bitte deine Genossin mit dir umzukehren; allein ihr Eigenwille war noch viel stärker. Den quälenden Empfindungen zum Trost wollte sie Ludwig und dem Professor gleich heute beweisen, daß sie nicht gefonnen sei, drunten in der Thalenge thatenlos zu Füßen von König Laurins Burg und Rosengarten zu lauern, sondern daß sie auch bis zum Urquell der Sagen in ewigen Höhen vordringen könne, so gut wie Adler und Gemse und Ljuba und die Mitglieder des Deutsch-österreichischen Alpenklubs.“

„Sie werden sehen, wie herrlich es nun wird — freilich noch ein bißel anders als zuvor,“ sagte Ljuba, als sie, jenseits der Alp, begannen den Walbrücken, hinab zur Wegscheide zwischen Bärenloch und Grassleiten-

thal zu überqueren. „Schauen Sie sich's einmal ruhig an: — es ist vollkommen ungefährlich; ein Pfad für zwei Maultiere nebeneinander. Oder möchten Sie lieber zurück? Hernach ist's nicht angenehm, das Umkehren.“

„Was denken Sie von mir? Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.“

„Gut also. Wir bleiben ja beisammen. Und geh' ich einmal voran, da, wo's nötig ist, so rufen Sie mir nur, wenn Sie mich brauchen, gelt?“

— — — — —  
So kamen sie durch den Wald hinunter und wanderten im schaurigen Kessel weiter, bis dahin, wo der Pfad sich gabelte. Zur Linken ein tiefer Einblick ins Bärenloch; das war wie eine unerforschte Urwaldsgegend, und rechts begann der Aufstieg an der Wand über der Schlucht, zur Hütte empor.

Ljuba ging voran; immer wieder machte sich ihre glückliche Stimmung in Singen Luft; eine hohe, zarte Sopranstimme hatte sie. Dörthe kannte Lied für Lied, was sie sang, und sie versuchte auch ihre tiefere Stimme einzumischen, jedoch es glückte nicht, und Ljuba rief ihr zu: „Singen Sie noch nicht; erst droben. Sie sind's nicht gewohnt beim Steigen!“

Nun schwieg Dörthe und zwang sich zum Zuhören um ihre Befurcht abzulenken, aber immer verworrener klangen die Töne ihr ins Ohr. — Jammer häufiger blieb sie stehen, hielt den Atem an, presste die Hand, die nicht am Felsen tastete, gegen ihr Herz, das laut klopfte, und schloß die Augen. Denn, so wie vorgestern im Tierferthal, ragte das großartige Bild vor ihr nicht mehr fest und stark gen Himmel, sondern, gleich dem Glendörfer Jahrmärktsbiorama, rollte sich langsam von links nach rechts, und die Schwantungen, die immer heftiger wurden, verzerrten und verwischten seine erhabene Schönheit.

„Sei doch kein alberner Schwächling,“ dachte Dörthe und spannte abermals ihre ganze Willenskraft an. Allein es war nur noch ein Rest davon vorhanden; schrittweis benommener wurden ihre Sinne. Ihre Knie zitterten; die brennende Nachmittags-sonne erwärmte sie nicht mehr, und ihr war's, als fröhe sie rückwärts, nicht vorwärts am Hange hinauf: eine armselige



Schnecke, die am Gestein klebt. — Noch setzte sie mechanisch einen Fuß vor den andern; aus der Tiefe aber griff's schon nach ihren Kleidern und zog daran: „Du mußt hinunter!“ — Sie wollte Ujuba anflehen: „hilf mir! rette mich!“ und kein Ton war in ihrer Kehle. — Ujuba schritt vor ihr am Bergfloss, leicht und frohgemut, und sang:

„Zu Mantua in Banden  
Der treue Hofer war,  
Zu Mantua zum Tode  
Führt' ihn der Feinde Schar.  
Es blutete der Brüder Herz,  
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz —!  
Mit ihm das Land Ti—ro—ol —!  
Mi—it ihm — das — Land — Tirol!“

— — — „fürchterliches Tirol —!“ schob es durch Dörthens schwindende Sinne, und dann rief sie, schwach und schrill, in höchster Angst:

„Ujuba! — Ujuba! —“

Wie der Blitz war Ujuba bei ihr, gerade als sie hart an der schließenden Felswand niederglitt. — Dann lag ihr das weiße Gesicht, mit den geschlossenen Augen leblos im Arm; sie kniete neben der Ohnmächtigen, und, selbst zum Tode erschrocken, stieß sie einen lauten Hilfschrei aus, daß es von Wand zu Wand hallte. Die Hütte war, Gottlob, nicht mehr weit.

„Nehmen Sie die Füße in die Hand; da giebt's was. Haben Sie noch Kognak bei sich?“ sagte einer der beiden, wandernden, Herren zum andern. Sie waren, ohne Führer, seit zwei Tagen unterwegs, als alte, gewiegte Hochtouristen, kamen vom Kesseltobel und hatten in der Grasleitenhütte Mittagsruhe gehalten.

#### Vierzehntes Kapitel.

„Ah, Jesses, Jesses! Die Dame is topfschiach, gell' gna' Fräul'n? Do is' g'feit mit'n Krag'lu! D' Supp'n is' firtl.“

Das sagte der Sommerwirt von der Schutzhütte gerade so wie vor zwei Stunden der Senn auf der Legeralp, nur etwas wortreicher, als Dörthe hereingebracht wurde, wandend zwischen Ujuba und dem älteren Touristen, dem Mediziner. Der andere hatte vorausseilen und eine gute Suppe bestellen müssen: Reis oder Vermicelli in Fleischbrühe und gewärmten Rotwein dazu. Die zwei Herren setzten sich dann noch an den Tisch mit den jungen Mädchen, plauderten

wie gute Bekannte und Bergbrüder und gingen darauf zum Badl weiter, nachdem der Mediziner eine Gabe Chinin und Verhaltungsmaßregeln für die Patientin gegeben hatte:

„Jetzt nicht schlafen, sondern sich gute Gedanken machen und hier oben an der großartigen Sicht freuen und dann zeitig zur Ruhe gehen und morgen, vor dem Abstieg, gehörig frühstücken. Vor allen Dingen: von Hochtouren ist für das Fräulein keine Rede, wenn der Rat von einem alten Praktiker gehört wird. — Überhaupt, die weibliche Vorsicht, meine Damen — —“

— wir wollten Fräulein Zersbeks Bruder und meinem Vater entgegengehen, Herr Sanitätsrat,“ schnitt Ujuba die polternde, kleine Strafreden ab, und streichelte unter dem Tische Dörthens Hand. Dörthe saß noch ganz apathisch dabei und schien kaum aufzufassen, was vorging.

„So, so — na, meinerwegen. Das kann ja gewissermaßen als Grund gelten,“ meinte der Gestrenge. „Also haben Sie morgen männlichen Schutz; ist mir doch beruhigend, hätte Ihnen sonst einen Führer heraufgeschickt. — Na, guten Abend, meine Damen. Kopf hoch, gnädiges Fräulein; schlafen Sie die dumme Sache aus. Unten in den Thälern ist's auch gut sein — dafür eignen Sie sich besser als für den Alpen-sport. Den lassen Sie gefälligst unterwegs; Tennis ist ratloser. Guten Abend nochmals, auf Wiedersehn denn im Badl. — Vorwärts Confrater!“

„Nicht zu früh wieder aufbrechen, meine Damen!“ rief der Confrater noch zurück.

Ujuba hatte Dörthe schlafend, als einzige Inhaberin des kleinen Frauenraumes, verlassen und saß einsam draußen vor der Hütte. Ihre zierliche Gestalt verschwand fast in des Wirtes groben Kragen. Mit Sonnenuntergang war es schneidend kühl geworden. Die Dämmerung sank, aber noch war ein saßbläuliches, hartes Licht da, weder Tag noch Nacht, und die stumpfe Pyramide des Anterinoja stand blazrot zwischen den dunkleren Massen des Felsfogs und der hochragenden, näheren Grasleitenwippen. Nach links lagerte sich der steile Balbon vor. Wie ein winziges Spielzeug zum Umblafen stand die Hütte da, von Felswänden gesichert. Nichts Lebendes um

Aus unserer Studienmappe:



Schwäbischer Bauer. Studie von Wilhelm Thielmann.

sie her; nichts als graues Gesehroß und Gesehotter und die weißlichen Streifen der Steinlahnen. Da, wo ein wenig schwarzgrünes Flechtenmoos haftete, war's übereist und sehr glatt, und unter Antermojakogl und Kesselfogl bedete der Neuschnee eine weite Halbe. Das blasse Rot farbte den blendenden Schnee. Schön war's und deunoch

traurig; es glied dem schwachen Abglanz einer Himmelsfreude, die hienieden auf der armen Erde keine bleibende Statt hat. —

Nun aber sank die Dunkelheit wirklich und sehr rasch. Die Sterne traten hervor, ungewiß, jeder in einem kleinen Dunstkreise; denn die Luft war unsichtig geworden und verhieß keinen besonderen Tag für morgen.

„Wann's der Mond nôt frist — dôs is mei Hoffnung,“ meinte der Wirt, der, seitwärts von Ljuba, unterm Dachvorsprung stand und sein Akenpfestl schmauchte. „Mid' waar' i scho un satirisch Schlof han i. — I glaab holt nôt, daß Ihnere Herrn no kumma. I—oo—ha!“ Er paffte eine kurze Dampfvolke von sich, nahm das Pfeisl aus der Mundeck und gähnte laut, ohne sich irgendwie Zwang anzuthun.

„So geht doch ruhig auf die Liegerstatt, Gstreiner,“ riet Ljuba. „Ich mach' mir heut nix aus 'm Pflauschen, und was wollt Ihr im Stehen schlafen? Droben im Kraißter thut sich's kommoder, gelt? Ich wart' auch nur noch eine halbe Stund' und schau nach 'm Mond aus; den hab' ich eben gar zu gern. Hernach versorg' ich Feuer und Licht. Ich weiß Euer Sach'; — so eine alte Kundin, gelt?“

„Waar scho recht — dos, wann i wißt, daß Ihnere Herrn —“

„Mari Josef; feid's g'scheit, Gstreiner. Was wär da weiter? Der Billgrattner und ich, wir machen an Schmarzn, und Paprikafleisch ist dreimal genug in der Büchsen, und der Kote steht angebrochen da. Also, sorgt Euch net, und wohltschlafende Nacht wünsch' ich, Gstreiner.“

„No, alsdann mit Verlaab doselbig'!“ — Er gähnte gleich noch einmal zur Befräftigung und schlurste von dannen, treppauf in den Giebel, wo's noch ein paar Matragen nnd Bollbeden für den Fall des Überlaufs ruhebedürftiger Touristen gab. — — —

Ljuba war des endlichen Alleinsins froh. Sie nahm ihren Kofen über den Arm und ging einen Steinwurf von der Hütte fort, dahin, wo ein paar große Felsbroden lagen, sehr behaglich zum Sigen, und man hatte das weite Schneefeld und den Antermoja gerade vor sich, dessen scharfgezeichneten Gipfel die verschwommenen Sternbilder kränzten. Dahinter muhte, gegen neun Uhr, der Mond hochkommen.

Sie legte den Kofen über den Stein, und setzte sich darauf. Kalt und müde war sie nicht mehr, und man hätte denken können, ihre lebensfrohe Frohnatur, mehr anmütig als tief, teile sich der Vergesslichkeit mit. Die geheimnisvollen Laute der Nacht wurden wach. — Es piff leise aus den Felslöchern und huschte gespenstlich am Geshchröf hin; mit schwachem, kurzen Knall schlug ein ge-

lockertes Steinchen auf. Über dem Schneefeld schwebte kreisend ein dunkler Vogel mit schlagenden Flügeln, stieß einen heiseren Ruf aus und verschwand spurlos. — Ljuba kannte das alles seit sieben Jahren, seit sie, ein Schulmadel im Trauerkleide um die verstorbene Mutter, ihre erste Bergtour mit dem verwitweten Vater unternommen hatte, hierher, vom Badl aus, das damals noch kein elegantes „Dolomitenhaus Weißlahnbad“ gewesen war, sondern nur eben das „Badl“ der Tiroler Bauern, zu dem sie ihre Altersgebreiten schleppten, Gicht und Reizen, und gern mit den spärlichen Fremden auf dem Banfl am Weg saßen; mit zahllosen Mündern ihr Leid und Kreuz erzählten und das „vielgute Woass'r“ anpriesen. —

Sehr zum Grübeln angelegt war Ljuba nicht. Es mußte denn ein besonderer Anstoß dazu gegeben werden, so wie heute der Unfall mit Dörthe Jersbek, der ihr noch jetzt, da Dörthe in Frieden schlummerte, das Beben durch die Glieder und die Thränen in die Augen jagte. Sie fühlte, daß sie sich vor Dörthens unbekanntem und doch nicht gänzlich fremdem Bruder darüber würde verantworten müssen und auch vor ihrem Vater. Sie fühlte auch, daß sie eigentlich nicht hier draußen, weitab von Dörthens Lagerstelle sitzen sollte, sondern neben ihr, aber die Empfindung: „ich bin ihr unsympathisch,“ hatte sie aus Dörthens Nähe fortgetrieben. Nur immer: „Ludwig!“ hatte das arme Ding gerufen, wie ein krankes Kind nach seiner Mutter, und diesen Ludwig vermochte Ljuba ihr mit keiner Macht herbeizuschaffen. — Nun wollte sie ihn und den Vater wenigstens bis gegen Mitternacht erwarten. — Ach, und da kam endlich der liebe Mond herauf, wie schön, o, wie still und schön!

Dunstig, gleich seinen Sternenbrüdern in unermesslichen Weiten. Keine lichtumflossene Kugel, die silberne Strahlen vorauswarf, sondern ein trübrotter Ball, der wie etwas irdisch Schweres am Antermojalogl haftete, sich langsam hinter der zackigen, abgestumpften Spitze emporstob, darauf stillzustehen schien und dann feierlich und frei durch die Nebeldünne himmelanstieg. — Wundersam, wie diese Dünste vor ihm flüchteten und sanken; wie sein triebes Rot allgemach zum bräunlichen Gelbe der reifen Ahre ward, und dann schwand auch der

bräunliche Nebenton hinweg: in leuchtender Klarheit herrschte er über die Welt des Hochgebirges und machte sie friedlich und heilig anzusehen zugleich. Und die Sternbilder, das Silberwunder der Milchstraße hatten auch ihre Schleier abgeworfen; immer demantener ward das Gesunkel. Wie strahlte der Jupiter, wie blühte die Wega, der himmlische Sapphir. —

Ljuba's Augen hingen, groß aufgeschlagen, an all der Pracht. Sie konnte sich nicht trennen. So ging ihr's jedesmal in den Bergen, und oft und oft fragte sie sich in solchen Stunden: „Gibt's da droben hoch über den Sternen wirklich jenen seligen Raum ohne Grenzen, in dem wir unsere Toten, unsere Nächsten, wiederfinden? Wird Mutter dort anders sein? Wird mein Vater sie in den Armen halten, oder mich, oder eine dritte, die ich nicht kenne?“

Das waren wohl wunderliche Reflexionen. Ljuba dachte nicht gern an ihre Mutter zurück, und das ist das Traurigste für ein Kind. Der Vater war eine echte Künstlernatur und ein Glückselbst, von außen betrachtet. Voll Lebenskraft und Phantasie; leicht emporgetragen, leicht niedergeworfen, — das Unreichbare begehrend, am Erreichten rasch ermüdend. Wer ihn kennen lernte, den blendete seine glänzende Persönlichkeit, und wenn Ljuba nicht so gut verstanden hätte, zu wirtschaften und zurückzusparen und ihn mit seinen großen Überschüssen zum Bankier zu treiben, wahrlich, er hätte, nach dem banalen Ausdruck, von den Zinsen seiner Schulden leben müssen. „Mein gutes Geiſtchen“ nannte er seine Tochter, und vielleicht war sie solch ein gutes Geiſtchen nur durch die Übertriebenheiten ihrer Mutter geworden. —

Kindheitseindrücke haften. Nie im Leben würde Ljuba den schwarzen Tituskopf ihrer Mutter vergessen, an dem soviel Kunst und Wache war; nie den Meduſenblick der übergroßen Augen, der den Vater aufreizte und doch einschüchterte und aus dem freien Künstler in den Stunden häuslicher Zwiſtigkeit einen „Ja-Sager“ machte. Nie das scharfe Russisch-Deutsch ihrer Sprache und ihre nervösen Hände. Fremden gegenüber gab sie sich bezaubernd, und dann war der Vater stolz und verliebt gewesen und hatte triumphiert: „meine kleine Ljuba gleicht meiner großen Ljuba.“ — Nur äußerlich. —

Ljuba hatte niemals solch einen zurechtgebrannten Tituskopf haben wollen, sondern ihr dunkles Haar tragen, wie es wuchs und von Natur fiel, und die exaltierten, mütterlichen Briefe, in denen sie nicht „mein Herzgesskind“ hieß, sondern „Liebe“ und „Sternlein“ und „Blümlein“, die hatten sie immer so kalt gelassen. —

„Verzeih' mir's Gott!“ dachte sie, während sie saß und in die Sterne schaute, „wie werd' ich Mama im Himmel finden, und wen hab' ich dort außer ihr? Papa behalt' ich nicht für mich allein — Papa ist zu jung.“ —

Sie riß ihre Augen vom Sternhimmel los, wischte sich rasch mit der Hand über die Stirn und schüttelte sich, weil sie sich dergestalt in den ewigen Raum vertieft hatte, daß die irdische Berggöde sie kalt und furchterregend annutete. Dann lachte sie über sich selbst.

„Was vergangen, kehrt nicht wieder,“ sagte sie zu sich selbst. „Leuchtend ist's nicht niedergesunken, deswegen leuchtet's auch nicht zurück. Aber dunkel soll mir's mein Leben nicht machen, und jetzt könnten sie doch schon kommen, der geliebte Papascha, und der Herr Ludwig. Auf den freu' ich mich, wenn's nämlich der ist, den ich meine, und wenn ich mein Gezanktes glücklich geschluckt hab'.“

Sie horchte hinaus, und nun war ihr's, als vernähme ihr feines Gehör wirklich ferne Fußtritte und Stimmen. Rasch lief sie zur Hütte zurück, schraubte im Speiseraum die Lampe höher, deckte den Tisch und trug in der Küche ein Bündelchen Reisig zum erloschenen Herd. Dann guckte sie zur Dörthe hinein, beugte sich über sie und legte ihr behutsam die Hand gegen Stirn und Wange. Die Stirn war kühl und die Wange naß von Thränen. Das Gesicht weiß und schmal in Widerschein des Mondlichts, der zum unverhüllten Fensterchen einfiel.

„Fräulein Jersbek — Dörthe — schlafen Sie noch nicht?“ fragte Ljuba flüsternd, allein kein Laut und keine Regung antworteten ihr. So ging sie auf den Bechen wieder hinaus.

Erst als ihr Tritt verhallt war, hob sich Dörthe auf den Ellbogen und fuhr fort schmerzlich zu weinen. Dann setzte sie sich ganz in die Höhe, rang die Hände vor sich hin, preßte sie gegen die Stirn und schluchzte laut aus tiefster Brust. So elend war sie

noch nie in ihrem ganzen Leben gewesen und doch: — keiner — niemand sollte es ahnen, auch Ludwig nicht, und Ljuba vor allen anderen nicht. — Einer würde es vielleicht aus ihr herausfragen — — nein!

Sie warf sich aufs harte Kissen zurück und wühlte den Kopf in die Wollbede ein. Aber das hinderte sie nicht, zu hören und damit ihre Bitterkeit zu verstärken.

Zuerst lachte Ljuba in der Küche, hell und perlend. In einem gar zu drohigen Aufzuge, Stroh in den Strupphaaren, war der pflichttreue Hofreiner unrlöglich das Leitertreppchen abwärts gekommen, da ihn das „G'wurscht'l drunt' im Koch'l“ doch beunruhigt hatte. — Darauf verstummte das Lachen, und nur des Hofreiters unverständliches Gebummel ging noch eine Weile fort, bis draußen im Freien, fernab von der Hütte, Ljubas singende Stimme laut wurde. Aber nicht laut im eigentlichen Sinne des Wortes. Hoch und weich klang's, immer eine Strophe in Dur und die nächste in Moll: die alte, halbergessene Komposition des Goetheschen Liebes von einem seiner Zeitgenossen:

„Wie kommt's, daß du so traurig bist,  
Da alles froh erscheint?  
Man sieht dir's an den Augen an:  
Gewiß, du hast geweint.“

Und hab' ich einlam auch geweint,  
So ist's mein eigener Schmerz:  
Und Thranen fließen gar so süß,  
Erleichtern mir das Herz.“

Die frohen Freunde laden dich:  
D komm an unsre Brust!  
Und was du auch verloren hast,  
Vertraue den Verlust.“

Ihr lärmt und rauscht, und ahnet nicht,  
Was mich, den Armen, quält.  
Ach nein, vertrauen kann ich's nicht,  
So sehr es mir auch fehlt.“

So raffe denn dich eilig auf,  
Du bist ein junges Blut;  
In deinen Jahren hat man Kraft  
Und zum Erwerben Mut!“ — — —

Drinnen schlief Dörthe wieder, von den Tönen, die ferner und ferner klangen, zur Ruhe zurückgebracht, und Ljuba wanderte ganz langsam den mond hellen Nickerpfad hinan, der zur Wegscheide zurückführte. Dorther, vom Tierfer Äpfel und durch's Bärenloch, mußten ihre Wanderer kommen, und sie waren's natürlich; ihr Ohr trog nicht.

Die Felswände waren da und dort schwarze Schaltenstreifen über den Weg, aber

sie kannte jeden Fußbreit und fühlte sich wahrhaftig heimischer im Gebirg als in ihrer eleganten Münchener Cottage und auf ihres Vaters großartigen Aletierfesten, wo die Damen ihn umstanden und er sich mit sicherem Blicke die Anziehendste zur Königin seines Abends ausernähle.

„Ich will doch nicht daran denken, sondern mich auf ihn freuen. Ja, ist er's denn oder ist er's wieder nicht?“ Sie blieb stehen und hielt die Hand wie einen Hörtrichter ums Ohr; dann lächelte ihr ganzes, reizendes Gesicht, und der Liebers in Moll, den sie ihrem Kommenden entgegen sang, mutete wie eine verkappte Schelmerei an:

„Ach nein! erwerben kann ich's nicht,  
Es steht mir gar zu fern,  
Es weist so hoch, es blinkt so schön  
Wie droben jener Stern!“ — — —

Prompt kam die Antwort in Dur von zwei lächtigen Bassen:

„Die Sterne, die begehrt man nicht,  
Man freut sich ihrer Pracht!“ — — —

— — — da war er, grade an der Stelle, wo der Pfad, breit und völlig harmlos, die große Biegung diesseits der Hütte machte. — Sie sprang an seiner hohen Gestalt auf, zog sein bärtiges Gesicht mit einem Freudenrufe zu sich nieder und küßte es aus Leibeskräften:

„Papascha! grüß dich Gott!“  
„Ljuba!“

„— gelt, das häßtst du nicht gedacht, Papascha? Das ist eine schöne Überraschung, gelt, du?“

„Ja, Kind, sag': was sind denn das für Sperrmantl'n? Davon kann man ja auf der Stelle den Tod haben.“

„— Du freust dich nicht einmal?“

„Wer sagt denn das? Aber natürlich freu' ich mich doch! Fesch ist's schon, daß du da bist, wie hergeschneit, lieber Narr du. Aber wie kommst du da heraus und ganz allein? Wo hast du deine Gesellschaft?“

„Ich wollte einfach dir entgegen, Papa!“

„Einfach?“ (er sah sehr unzufrieden auf seinen Lieblich) „— wo hast du deine Gesellschaft? frag' ich, Ljuba.“

„In der Hütte — ach, Papa — ach, Doktor Zersbeck —!“

Ludwig, der, während der kleinen Familienzene, diskret ein paar Schritt vorwärts gegangen war, wendete den Kopf, blieb stehen und blickte ihr, deren bloße Er-

scheinung sein ruhiges Herz mit unvernünftiger Freude erfüllt hatte, verständnislos entgegn.

„Halt — die Hälfte vergißt man vom Schreck,“ fiel der Professor lebhaft ein, „ich hab' vergessen, daß hier noch einer ist, der schon fünf Stunden lang von dir erzählt bekommen hat. Nicht einmal vorgestellt hab' ich, und jetzt kennst du den Doktor bereits? Woher?“

„Weil ich Fräulein Teräbek mit mir vom Badl herauf gelodt habe. Wir zwei sind die ganze Gesellschaft. Ihre Schwester hat einen entsetzlichen Schwindelanfall gehabt, Doktor —“

„Meine Dörthe —?“

Sie nickte. Ihre Unterlippe und das runde Kinn bebten, sie legte die Hände zusammen wie ein bittendes Kind, und die dunklen Augen sahen reuevoll zu Ludwig auf. „Gott sei Dank, wir hatten Hilfe — der alte Sanitätsrat, Papa, den du schon lange kennst, und jetzt liegt sie ruhig und schläft. Meinen Sie, sonst wär' ich von ihr fort, Doktor? — Können Sie mir jemals vergeihen?“

Der Professor stampfte mit dem Fuße und wollte aufbrausen, allein Ludwig gab ihm, über Ljuba hinweg, einen Wink, und er hob nur drohend den Finger. Ludwigs Natur haßte Heftigkeitsausbrüche, und von Dörthe her war er's gewöhnt, ihnen geschickt die Spitze abzubreaken.

„Die Untersuchungschaft ist verbüßt, gnädiges Fräulein,“ sagte er scherzend, wie wohl in ihm alles zitterte beim Gedanken an Dörthe. „Nun kommt noch die Urteilsvollstreckung, und damit ist die Strafe zu Recht ausgelitten. Sie sollen mich jetzt so rasch wie möglich und so vorsichtig wie nötig zu meinem Dörthchen bringen. Das ist Ihre Exekution.“

Als ob sie's wörtlich nehme, so hastig ergriß sie seine Hand und zog ihn mit sich, und er folgte ihren fliegenden Schritten um die Felsbiegung. Da sah er die kleine Menschenjucht im Bollmondblänze der majestätischen Bergeinsamkeit zwischen den Felswänden liegen, hinter ihr das schimmernde Schneefeld und der Halbkreis stolzer Gipfel. Die Fensterrchen traulich erhellt, ein Rauchfaden kräufelte, deutlich erkennbar gegen die Schneebildung, vom Schornstein auf. Ein so überraschender und rührender Anblick

war's für den Wandermüden, daß Heimatsgefühle und Heimatssehnsucht mit gleicher Macht über ihn kamen. Es bewegte ihn viel tiefer noch, als die unbeschreiblich herrliche Rundsicht von der Rotherdspiße, die er sich heute in heißem Bemühen und jauchzendem Kraftbewußtsein errungen hatte. — Wer weiß, ob nicht auch die weiche Hand, die er in seiner hielt, ihr Teil dazu that, daß die stillen Tiefgefühle seiner Brust nun über die lauten Hochgefühle siegten? Vielleicht kam's auch nur von der feierlichen Nachtstunde? — Wer weiß! — Alles Ungewisse, Werdenbe liegt im Dunsteln. —

Er blieb einen Augenblick stehen; eine Ecutnerlast fiel von seiner Seele, angesichts der friedlichen Hütte. Dann drückte er Ljubas Hand noch einmal fest zusammen, ließ sie los und eilte allein voraus, so schnell seine Füße ihn trugen. Der Pfad hätte im Mittagssonnenschein nicht klarer vor ihm liegen können. —

Ljuba ging langsam zurück, ihrem Vater entgegen. Die Führer hatten sich drunten bei der Wegscheid von ihren Herren getrennt. Sie wollten bei des Fortunat Mutterbruder nächtigen, beim Veppe auf der Vegetalp und früh wieder hinab nach Tiers, weil morgen Kofstag war und ein katholischer Festtag obendrein: Petri Kettenfeier. Da gab's den kleinen Wittgang nach Santt Cyprian, und übermorgen sollte wieder in aller Hergottsfrühe vom Badl aufgebroschen werden: Rosengartenspiß nebst Gartl, Abstieg nach Campitello und zurück durchs Val Duron und über Antermoja. Der dritte Herr: das grantige Mandl mit dem Geißbocksbart, das den jungen Herrn Doktor, droben von der nordländischen See-küste her, immer „lieber Leibfuchs“ angesprochen und alsfort zuwidere Reden geführt hatte, war im Schlernhaus geblieben. Da mocht' ihm der Gottscheibeuns Gesellschaft leisten. Dem Löwenhausl war's wurscht und dem Tabarr'nato nun erst! — So wurscht, wie der Salamizipfel ohne Knoblauch. —

Der Professor war ein Engel von Liebenswürdigkeit und ein erlauchter Geist, wenn er seine guten Stunden hatte und irgend ein Gesicht oder eine Gestalt vor sich, die er studieren, in deren feine Wesenszüge er sich hineinleben mußte, um aus ihnen den

befruchtenden Funken für seinen Genius herauszuschlagen, so oder so. Mit anmutiger List, mit väterlich-sünder Verführung, mit brünstigem Umsassen, und augenleuchtender Siegesgewalt. In den Faun, den Halbgott, den schwachgewordenen Samson hatte man ihn sich verwandeln gesehen, kurz nacheinander. Er hatte Glück im Spiel und Glück in der Liebe, so sagte die Welt und erzählte Märchen von diesem prächtigen König Saul unter den Künstlern, denn er überragte seine Kollegen wirklich um Haupteslänge und nicht nur körperlich. Welcher Künstler hätte nicht etwas von des Proteus wandelbarer Art empfangen? Der Drealmensch in ihm erstand jedes Jahr neu um die goldene Zeit der Sommerhöhe im Gebirg, und selbst das, was sein größter Fehler war: die Raschheit zum Zorn ward klein im Bannkreis der feineren Urwaldsriesen, deren Zürnen Tod bedeutet, und die den Schwächling und den Furchtsamen in ihre gähmenden Abgründe hinunterföhlgen.

„Das Gebirg' kurtiert mir die rabbia,“ sagte er oft zu seiner Tochter, allein es blieb noch gerade genug rabbia übrig um ihr, die nicht so leicht weinte, wie Dörthe Jersbeck, heiße Thränen in die schönen Augen zu treiben, wie in dieser Mondnacht vor der Grasleitenhütte. Er schonte sie wahrlich nicht und wollte nichts von Vergeben und Gutmachen hören. Zornig trabe er ihr voran, den Spitzhut aus der Stirn gerückt, die Hände in die Taschen gepflanzt; denn das unentbehrliche Pfeiß war ihm, unter dem Schwall seiner entriesteten Worte, längst ausgegangen. Von fünf zu fünf Schritten warf er noch eins über die Schulter zurück, und trappste hart mit den Nagelsohlen dazu gegen das Weggeschotter. Dann stand sein ungnädiges Römerprofil jedesmal einen Moment hell und scharf vor Ljuba's thränen-vollen Augen, und das Mondlicht verfilberte seinen langen, wehenden Bart. Es war ganz wie er, dachte Ljuba, daß er sich in Sorge und Mitgefühl für eine Fremde hineinstiegerte mit seinem vollen, gütigen Herzen — aber es steckte auch wieder jenes heiße, suchende Wohlgefallen an der Fremden dahinter, das sie, ach, nur zu gut kannte; zu oft erlebt hatte.

„Wenigstens kann er mir diesmal keine zweite Mutter geben wollen; die Furcht brauch' ich nicht wieder zu haben,“ dachte

sie weiter, trocknete ihre Thränen und eilte ihm nach, bis sie ihn, eben vor der Hütte, einholte. Leise versuchte sie ihren Arm unter seinen zu stecken, und da er den Ellbogen abwehrend anbrückte, schob sie ihre linke Hand zu seiner geballten Rechten in die Zoppentasche. Wie die ärgsten Feinde rangen sie da drinnen in der Enge miteinander, die weiche Mädchenhand und die stahlfarte, väterliche Faust, bis endlich das ungnädige Römerprofil lachen mußte, herzhast und geräuschvoll, und die große Hand sich von der kleinen gutwillig fangen, aus der Zoppentasche hervorholten und streicheln ließ. Dann wurde sie gegen eine kühle, zarte Wange gedrückt und von jungen Lippen geküßt. Der Friede zwischen Vater und Tochter war wieder hergestellt, und hier hatten sie glücklich die Hüttenschwelle.

Müde waren sie beide und froh ihre Füße unter den gasstlichen Tisch der Leipziger Vereinsbrüder stellen zu können. Der Östreiner kannte seine Stammgäste und ihre Bedürfnisse am Schnürchen. Dem Professor durfte man beileib keinen Schmarrn richten, wie das leichtsinnige Madl zuvor dahergeredet hatte, sondern seinen Risott' mit Paradeis mußte er haben und zwei Scheiben Papritaschinken und dann noch einen schwarzen Kaffee: Karlsbader Mischung. Extra dieserhalb war der Östreiner ja wieder aufgestiegen von seiner Liegerstatt. — Ins Kuchl ließ er nun einmal die Weibsen nicht; feins — „un' wann's wiar g'schledt waar!“

Die Risottoschüssel, mit den Tomaten unlegt, dampfte schon auf dem Tische, und Ljuba deckte einstuweilen ihres Vaters Teller darüber, denn er wollte noch nicht essen, sondern Doktor Jersbeck erwarten. — Bis dahin erzählte er Ljuba von des Doktors großartigen Anlagen zum Hochtouristen: sehr ruhig und ausdauernd, selbstverständlicher Mut ohne Worte, Fuß sicher und Kopf absolut frei von Schwindel. — „und so etwas von Atmung kind: — dieser Torfo, wenn ich mir den nur vorstelle! — ja, und dann ein strikter Gehorsam: er folgt wie ein Soldat; — nirgends die verfluchte Vehrübens-selbstständigkeit. Gehorsam ist doch die erste conditio sine qua non, und die zweite ist die Gipfelanbetung, gelt? — Ein bissel Heidentum, aber ein krenzbraves, gelt? Nach der nächsten Tour werden wir ihm

schon den Gesellenbrief anschreiben dürfen, gib acht."

"Ja gewiß, Papaſcha."

Er schaute wieder nach der Thür, durch die Ludwig hereinkommen mußte, allein alles blieb noch still. — Er berichtete weiter, aber zerstreut und mit ungehörigen Pausen, mitten in die langen Sätze seiner Ode auf Ludwig Zersbeck hinein. Als er damit fertig war fing er an Messer, Gabel und Löffel kunstreich übereinander zu bauen, wie wenn er eine neue Beweisbringung für die Geſetze des Gleichgewichts finden müſſe, während Ujuba ihm die geplante Aſſelmaſt seines Wettermantels ausbesserte. Endlich füllte er sich, des Wartens müde, doch seinen Teller, und Ujuba mußte die kleine Apotheke aus dem Rucksack neben ihn legen, dazu das Laternchen, aufgeklappt und den Kerzenstumpf in die Fülle gestekt, fertig zum Anzünden.

"Man kann's nicht wissen, wozu's gut ist, und ich werde ja doch den Diktator spielen müssen, weil ich meine Meditamente und die Gebrauchsanweisung im Kopf hab'. Wegen deiner fühl' ich mich verantwortlich; du haſt mir da etwas Schönes eingebracht. Still — mach' mir nur nicht die Augen von deiner Mutter hin! Du weißt, dann ist's aus. — Jesus Maria, wo bleibt der Bub bis zum jüngsten Gericht? Das ist mir ein Räthel! Sei so gütig und ruf' dem Gärtnere, daß er den Risotto noch einmal in den Kochhafen zurückthut, Ujuba, und dann gibst du mir die Hoffmannstropfen und den Salmiakgeist — —"

Da gerade erschien Ludwig.

"Sie schläft, aber — ich weiß nicht — sie gefällt mir nicht," sagte er bedrückt. "Was thut man mit ihr?"

Der Professor baſtelte schon an seinem Laternchen herum; der Docht war ein bißchen feucht geworden im Schneewetter, aber nun brannte es:

"Ich bin ein halber Doktor als Alpenveteran; jetzt geh' ich selber nachschauen. Sorgen Sie sich nur nicht. Bring' mir ein Glas Wasser nach, Ujuba und die Meditamente und den Kognak, Kind. Essen Sie jetzt endlich einmal, dottore mio."

Nach ein paar Minuten kam Ujuba allein zurück und setzte sich zu Ludwig an den Tisch:

"Sie dürfen völlig unbesorgt sein, läßt

der Papa Ihnen sagen. Der Herzschlag ist ein wenig herabgemindert und der Puls klein. Das ist noch von der Ohnmacht, und das Chinin muß erst Zeit zur Wirkung haben. Morgen früh wird alles gut sein; der Papa führt Ihr Fräulein Schwester selbst zum Bad zurück. Er ist schon noch sicherer als Sie. Jetzt will er noch eine Viertelstunde ruhig beobachten, und dann geh'n wir alle schlafen, geht? Ich lege mich neben Ihre Schwester, daß sie mich gleich bei der Hand hat. — Sagen Sie mir, Doktor: wie muß man Ihre Schwester nehmen?"

"Geduldig," antwortete Ludwig und sah Ujuba kopfnickend an. Seine Augen gefielen ihr so gut, obgleich sie kurzſichtig waren und heute Abend noch dazu rot durchgeschossen, inſolge der Schneeblindung. Sein ganzes Gesicht brannte wie Feuer, und in seinem grauen Alparröckchen, das er statt der verschwipten Toppe angezogen hatte, war er keineswegs ein Adonis. Dennoch — man mußte ihn notwendig gern haben, und Ujuba fühlte eine sonderbare, weihnachtliche Freude beim Gedanken, daß sie ihn noch viel näher kennen lernen und mit ihm zusammen die herrlichen Gipfel und Türme besteigen würde, wenn der Vater recht befehlt, daß er schon bald seinen Gesellenbrief bekommen dürfe.

"Glauben Sie, daß es ihr ein Trost wäre, wenn ich drunten bei ihr bliebe und gäbe für die nächsten Tage alle Touren auf?" fragte sie auf sein geduldig hin, und schob ihm die Risottoschüssel noch einmal näher.

Er nahm sich langsam daraus und besann sich. "Nein," antwortete er. "Das wäre nicht richtig. Sie kennen Dörthe noch nicht, gnädiges Fräulein, und können keine Idee davon haben, wie unermittelt die Uebergänge in ihrem Charakter sind. Hitze und Härte, und dazwischen eine Fülle von Liebesbedürfnis und Idealismus —: Großstadtmenschen können sich so etwas nicht vorstellen. Das wächst zwischen Kraut und Humen auf, wie Gott es will. Eine alte Frau und ein dozirender Hauslehrer und ich, wir sind die Gärtner gewesen — halt, nach dem jungen Hauslehrer auch noch ein alter Herr Pastor, daß ich nicht lüge. Was hat Dörthe gehabt bis jetzt? Ein stilles Haus, den Buschgarten und den Wiesenhorizont. Weder Fremden noch Schwester,



und ihre Liebe — — — nein davon will ich nicht sprechen. — Kurzum, ich habe Dörthe aus den engen Verhältnissen weggenommen, damit sie von mir geheilt wird. Ohne das erfaßt sie den Lebensbegriff nie und nimmer —; der ist nicht mit dem Ichbegriff identisch, und die Wahrheit soll sie mir lernen!“

Ljuba bliedte aufmerksam in sein eifriges Gesicht. „Wenn all ihre Liebe und ihr Idealismus sich um Sie dreht — (denn so den! ich mir's doch schon richtig, gelt?) so ist das kein Ichbegriff, sondern ein Ich- und Du-Begriff; eine Zweieinigkeit, und Sie thun ihr unrecht.“

Er biß sich auf die Lippe, schob Teller und Vestel von sich und trank seinen letzten Schlud Tirolerwein. — So, wie das reizende Geschöpf da vor ihm saß, hätte er's ja herüberziehen und in seine Arme nehmen mögen; aber das ging doch nicht im praktischen Leben, wie's im Sensationsroman geht. — „Es ist schön, wenn eine Frau einmal von Herzen Aposteldienste an der anderen thut,“ sagte er, „und ich sehe auch ein, daß ich im Redesluß wohl etwas zu weit geschwommen bin. Es ist nur eins dabei, und das können Sie wieder nicht ohne langen Kommentar verstehen, gnädiges Fräulein. Dörthe will es nämlich, soweit m e i n e Person dabei in Frage kommt, um keinen Preis geben, daß aus der Zweieinigkeit jemals eine Dreieinigkeit wird.“

„— Das versteh' ich wirklich nicht —“

Auf unserer nächsten Tour sollen Sie den Kommentar hören, notabene, wenn es keine vereisten Halben und keine Schneewechten gibt, wie heute. Habe ich nicht schon

gelernt? Erinnern Sie mich an den Kommentar.“

„Wollen wir denn gleich wieder eine gemeinsame Tour machen ohne Ihre Schwester? Ist das nicht sehr grausam? — Papa sagt, ich sei zu weich; aber das ist doch unser Frauenvorrecht, gelt?“

„Gewiß, und wie ich jetzt eben darüber denke, das — es führt wieder zu weit für heute. Dörthe gegenüber ist es aber der wahrhaftigste Beweis von Bruderliebe, wenn ich mir manchmal vorlage: ‚Landgraf, werde hart!‘ Sie könnten mir sehr viel Hilfe dabei leisten!“

„Ich? Aber wodurch?“

„Den Hilfsplan entwerfen wir auch auf der nächsten Tour oder morgen früh auf dem Heimgange, wenn Sie wollen.“

„Ach Gott; alles will ich nur mit Freuden — nur wegen der Touren — — —?“

„Landgraf, werde hart!“ wiederholte er. „Heute sind wir nicht mehr beschlußfähig. — Da ist Ihr Herr Vater! Nun, Herr Professor? wie steht's?“

„Jetzt hat sie Ruhe und schläft wie ein Kind. Geh' hinein, Ljuba, und leg dich auch. Es ist höchste Zeit.“ Der Professor hatte ganz abwesende Augen und zog ungeduldig die Stirn zusammen, als seine Tochter beim Tisch ordnete und das Eßgeschirr beiseite stellte. „Geh', geh'; ich lösch' die Lampe, und Ihnen thut die Ruh' auch not, Doktor. Da drüben sind unsere Betten. — Die Apotheke und die Latern' läßt du mir zur Hand, Ljuba. Der Alt' ste spielt den Nachtwächter, und der bin ich. Daß keins sich wundert, wenn ich noch ein bißel umhergeistere. Tamit psia! Gott!“

(Zortfegung folgt.)

## Auf meinen ausgestopften Falken.

Von

Gustav Falke.

Nicht mehr über Wipfel gleitest du,  
Über meinen Schreibtiisch breitest du.  
Ausgestopfter Balg, nun deine Schwingen,  
Angst auf mich herab und auf mein Singen.

Gleichen Namens, wunderliche Vettern,  
Umgetrieben beid' in manchen Wittern,  
Du nun ruhend, ich noch in den Lüften  
Fröhlich flügelnd über Cod und Grünten.

Von der Lampe stillem Licht umflutet,  
Mir dein Auge wie lebendig glühet.  
Und mir ist, ich seh' in deine Schwingen  
Wieder warmes, rasches Leben dringen.

Blendwerk! Phantasie! Gespenstisch Leben!  
Wirst dich nie mehr in die Lüfte heben.  
Aber mich, nach meinen Erdentagen,  
Welche Flügel werden mich noch tragen?



Bildnis einer Venezianerin. Nach dem Gemälde von G. R. Fasolo.  
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

# Brabanter Spitzen.

Von

Klaus von Rheden.

Mit zwei Einschaltbildern und zwanzig Textillustrationen.

(Abdruck verboten.)

Es gibt Worte von einer gewissen suggestiven Kraft. Nicht solche, die sozusagen nachahmend wirken, wie „Donnerrollen“ oder „Qualmwolken“ oder „Knattern“ — sondern Worte, die ohne bestimmte Klangfärbung sofort eine scharf umrissene Vorstellung gleich dem Bilde in der camera obscura in uns erwecken. Zu ihnen gehört der Ausdruck „Spitzen“. Was sagt uns dies Wort nicht alles! Eine duftige Wolke taucht vor uns auf, aus der sich Fäden, Linien, Arabesken und Blumenranken lösen. Dahinter schwerer, farbenschimurnender Atlas — und endlich das Bild der Trägerin, der Dogaresa von Venedig (Einschaltbild zw. S. 144 u. 145),

jene stolzen Schönheiten, die einem Membrandt und Tizian Vorbild waren.

Die Damen von einst schmückten sich aber nicht nur mit Spitzen — sie arbeiteten sie auch selbst. Was heute nur noch Erwerbszweig ist, galt ehemals als eine sehr vornehme Liebhaberei. Besonders für die Kirchengewänder, die Soutanen und Kragen der Geistlichkeit, für Altarbeden und die Bekleidung der Taufbeden arbeiteten die fleißigen Finger der eleganten Damenwelt gern, und ebenso gern griffen Klöster und Kirchen nach diesen duftigen Spenden und häuften sie in den Sakristeien in Truhen und Schränken auf.

Die Durchbruch-, Fransen- und Appli-

kationsarbeiten, wie sie Ende des XV. Jahrhunderts aufkamen, sind wohl als die Wurzeln und Grundlagen der späteren Spitzentechnik zu betrachten. Alle drei Arten wurden zunächst ausschließlich zu Kantent verwendet und schmückten nicht nur die heiligen und profanen Gewänder, sondern auch Wäschestücke und besonders die Hemden, so daß die Chronisten nicht Worte genug finden können, über diese Verschwendungssucht zu klagen. Häufig waren die Hemden mit



Abb. 1. Bildnis einer Bürgermeisterin von Amsterdam. (Die Spitzen der Haube und Mantelchen sind holländische Spitzenarbeiten.) Gemälde von A. van der Helst in der Tredeener Galerie.

der holländischen Edelfrau (Abb. 1) oder der vornehmen Französin in ihrer üppigen Schönheit, mit dem flutenden Haar, durch das sich Perlenketten schlingen und in dem prunkendes Geschmeide funktelt, mit den schlanken, schmalen, weißen Händen und dem spitzen, ausgeschnittenen Nieder . . . (Abb. 2) Gewiß — es hat sicher auch sehr häßliche, alte, kleine und runzlige Frauen gegeben, die kostbare Spitzen trugen. Aber nennt man das Wort, so denkt man nicht an sie, sondern an



Abb. 2. Bildnis der Marie Leszczyńska.  
(Das Kostüm ist mit Point-de-rose-Spitzen (Wençon) besetzt.)  
Gemälde von Louis Tocqué im Louvre.

schwarzer oder buntfarbiger Seide über und über ausgestickt, und es mag wohl begreiflich erscheinen, wenn die alten Schriftsteller erzählen, daß solch ein Kleidungsstück oft zehn Livres an Gold und mehr kostete. Es war die Zeit des größten Kleiderluzus, jene Zeit, in der es vorkommen konnte, daß ein Edelmann ein Haus verkaufte, um sich ein neues Kostüm anschaffen zu können.

Die Renaissance, die ihre befruchtende Kraft von der Palastrassade bis zum Schlüsselring und zum Schemel des Huissiers ausdehnte, der auch die Gegenstände der Alltäglichkeit nicht unbedeutend genug erschienen, um geschmackvoll verchönt zu werden — jene große Epoche künstlerischer Wiedergeburt aus Verflachung und Verödung, war auch der Entwicklung der Spitzenarbeit günstig. Künstler von Namen scheuten sich nicht, die

Entwürfe für Spitzenmuster und Stidereien mit eigener Hand zu fertigen. Besonders beliebt waren damals die Zeichnungen Federico Vincios, eines gewandten und auch recht spekulativ denkenden Venetianers, der sogar mit der Katharina von Medici seine Geschäfte machte. Königin Katharina war zur Zeit in ähnlicher Weise die Tonangeberin für die Mode der eleganten Welt, wie ein paar Jahrhunderte später die Kaiserin Eugénie. Sie hatte unter anderen eine gewisse Sorte von Spitzen tragen mit ausgebogenen Eden erfunden, deren Anfertigung und Verkauf von ihr ausschließlich dem Signore Vincio übertragen wurde; es wird auch behauptet, daß sie von dem Venetianer Prozente bezog; die große Katharina war stets eine kluge Rechnerin.

1557 ließ Vincio in Paris eine Musterammlung erscheinen, die den Titel führte: „Les Singuliers



Abb. 3. Bildnis der Maria de Medici.  
(Ausschnitt.) Die Spitzen sind italienische Spindelarbeit (Venetianer).  
Gemälde von Franz Pourbus d. J. im Louvre.



Abb. 4. Leinenburchbruch an einer Decke, genannt Punto tirato. Klosterarbeit, etwa auf  $\frac{1}{2}$  verkleinert. (Das Original aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts befindet sich im Städt. Zuermondt-Museum zu Nachen.)

et nouveaux pourtraicts et ouvrages de Lingerie, servans de patrons à faire toutes sortes de points, coupés, lacés et autres, nouvellement inventez au profit et contentement des nobles dames et demoiselles et autres gentils esprits, amateurs d'un tel art."

Das Werk, „*adieu à la Royné*“, war nicht die erste Mustersammlung; verschiedene andere waren vorangegangen. Man pflegte diese kleinen Vorlagewerke, die heute meist sehr selten und kostbar geworden sind, „*Modelbücher*“ zu nennen. Die ältesten entstanden, sichtlich unter flandrischem Einfluß, in Deutschland; so das „*New Modelbuch*“ Jörg Gastels in Zwidau 1525, das „*New kunstlich boich*“ Peter Luentels in Köln 1527 und das „*Modelbuch aller art Nachwerks vnd Sticksens*“, das Christian Egenolff 1533 in Frankfurt a. M. druckte.

Zur selben Zeit ungefähr tauchten auch in Italien die ersten *Modelbücher* auf. Die Reihe beginnt mit Taglientes „*Opera nuova che insegna a le donne a cuscire, a ricamare, e a disegnare a ciascuno*“, Venedig 1528. Das Werkchen entlehnt mancher-

lei aus Luentels *Modelbuch*, enthält indessen auch eigene Erfindungen. So wurde unter anderen die sogenannte „*Maureske*“ durch die Italiener eingeführt.

Als das oben erwähnte Vinciosolche Buch erschien, waren zwei Techniken der Näh- und Spitzenarbeit allgemein: der *punto tirato* (Abb. 4) und der *punto tagliato* (Abb. 5). Während ersterer lediglich in dem Ausziehen von Fäden und dem Verschlingen und Verschürzen nach bestimmten Mustern bestand, wurden bei letzterem ganze Stoffpartien ausgeschnitten und in die leeren Räume, die nur noch durch einzelne stehengebliebene Fäden mit dem Ganzen zusammengehalten wurden, Figuren eingestickt oder durch Kreuzung und Schürzung der Fäden Rosetten, Ranken u. dergl. ohne Leinwandunterlage erzeugt; zuweilen heftete man auch das Muster in Fadenform auf den Leinengrund und schnitt die überflüssigen Teile fort. Der *punto tirato* war also mehr an geometrische Figuren gebunden, der *punto tagliato* dagegen freier in der Linienführung gehalten.



Abb. 5. Leinwandabschnitt an einer Decke, genannt Punto tagliato. Klosterarbeit, etwa auf die Hälfte verkleinert. Die Originalprobe aus dem XVII. Jahrhundert befindet sich im Museum zu Nachen.)

Eine dritte Technik trat in den Bitterarbeiten, die wir heute noch unter dem Namen Filzetguipüre kennen und pflegen, hinzu. Auf einem regelmäßigen Netz wird das Muster durch Stiderei hergestellt, sei es durch ausgezählte Stopfstiche, durch Applikation oder Uebearbeitung vereinter Arten (Abb. 6). Oft tritt dabei das Netzwerk bis zur Feinheit des Tülls zusammen; auch verwandte man neben den feinen Leinenfäden vielfach farbige Seide und Gold. In dieser Art „Lazzi“-Arbeiten soll Maria Stuart, die sich um die Einführung der Spitzenindustrie in Schottland sehr verdient gemacht hat, Meisterin gewesen sein. Welches große Interesse man im britannischen Lande der spanischen Spitzen Technik entgegenbrachte, geht

Erscheinen jener „Bähnchen“ tritt der französische Ausdruck „dentelles“ auf und wird allgemeiner.

Die Spitze selbst besteht im allgemeinen aus dem Grunde und dem darauf gearbeiteten Muster. Nur einige Spitzenarten, wie die Venezianer (Abb. 8) und spanische und die meisten Guipüren, haben reinen Untergrund, d. h. kein bleibendes Netzwerk, auf dem sie gearbeitet werden, sondern setzen sich aus einzelnen, sei es durch Knüpfung, sei es durch „Picots“ (winzig kleinen Garn- oder Seidenschleichen) verbundenen Musterteilen zusammen. Diese letztere Technik benannte man die *punti in aria*, weil man die Mustervorlage völlig frei, gewissermaßen „in der Luft“ ausführte.



Abb. 6. Einfahrtstüch in Filzetstiderei. Auf etwa  $\frac{1}{2}$  verkleinert. (Original im Museum zu Wien.)

schon daraus hervor, daß in Antwerpen „in the golden Unicorn“ ein Möbelbuch mit englischem Text gedruckt wurde; es trägt kein Datum, muß aber in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts erschienen sein, da Vorstermans Offizin von 1514 bis 1542 bestand.

Die unmittelbaren Vorläufer der Spitzen waren die sogenannten Passamenten, eine primitive Art ineinandergeslochener Fäden und Schnürchen, wie sie ähnlich schon seit längerer Zeit als Galons und Befätze in Gebrauch waren (Abb. 7). An diese Passamente setzte man „Bähnchen“ oder „Spitzen“, und aus ihnen entwickelten sich allgemach jene feinkünstlerischen Arbeiten, die man heute Spitzen nennt; erst mit dem

Eine ganz andere Technik hat die sogenannte Klöppelspitze zur Bedingung. Das Klöppeln ist eine niederländische Erfindung oder soll es sein, denn es tauchte zur selben Zeit — schon Ende des XV. Jahrhunderts — auch in Oberitalien auf und wurde Mitte des XVI. Jahrhunderts durch Barbara Uttmann in Deutschland (im sächsischen Erzgebirge) eingeführt. Während, wie wir gesehen haben, Spitzenbücher für andere Techniken schon zu Anbeginn des XVI. Säkulums gedruckt worden, erschien das erste Musterbuch für geklöppelte Spitzen erst 1568; es ist das des Nikolaus Bassens zu Frankfurt a. M. Beim Klöppeln werden die Fäden auf dünne Holzspulen (Klöppel) gewickelt, die der leichteren Handhabung wegen

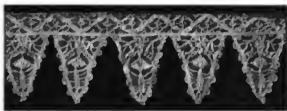


Abb. 7. Venezianische Nadelspitze, genannt *Reticeffa*. Auf etwa  $\frac{1}{4}$  Gr. verkleinert. (Original im Museum zu Venedig.)

an einem Ende kugel- oder birnenförmig verbickt sind. Die Papiersehablone mit dem Musterbilde wird mittels Nadeln auf ein Polster befestigt; die Löcher in der Vorlage bezeichnen die Bindungs- und Kreuzungsstellen der zu verflechtenden Fäden und dienen zum Einstecken der Nadeln und Anheften der gebildeten Maschen. Bei fortschreitender Arbeit werden aus der fertigen Spitze die Nadeln herausgezogen und in

klöppelten Réseau spitzen gebraucht man noch heute vielfach die alten tüllartigen Grundbindungen, wie sie ehemals in den flandrischen Städten üblich waren.

Flandern und Italien haben sich lange um die Ehre gestritten, die Heimat der Spitzenindustrie zu sein. Thatsächlich findet sich die älteste Darstellung einer Spitzenschule auf einem niederländischen Bilde. Die niederländische Kunst beherrschte damals Europa, und so ist es andererseits nicht verwunderlich, daß man die Spitze bald auf allen Porträts als integrierenden Bestandteil sowohl der Damentoilette wie des Herrenostiums sah (Einschaltbild zw. Seite 152 u. 153). War man auch sonst nicht reich genug, sich mit Spitzen zu schmücken: auf den Porträts mußten sie angebracht werden, und dann suchte man zuweilen nach Vorbildern wie der Zusanfin Zibella, deren

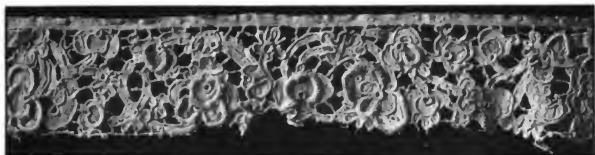


Abb. 8. Venezianische Nadelspitze, sogenannt *Point-de-rose*. Halbe Größe. (Original im Museum zu Venedig.)

die ferneren Löcher gesteckt. Die Klöppel, die an ihren Fäden während der Arbeit vom Kissen herabhängen, werden vom Klöppler zwischen den Nadeln nach den Linien des Musters hin- und hergeworfen. Dem „Werfen“, d. h. dem Zusammendrehen der zu einem Paar gehörigen Fäden, geht stets das „Kreuzen“ voraus, das Übereinanderlegen der benachbarten Fäden beider Paare. So entstehen die verschiedenen „Schläge“: der Kreuz-, Flechten-, Löcher-, Leinenschlag etc. (Abb. 9 und 10.)

Die Klöppelspitze kann wie die genähte in der Art der Guipüren und auf dem Rehrund, dem Réseau, ausgeführt werden. Die zur Herstellung des Grundes benutzten Fäden laufen sämtlich die Spitze entlang und werden an den betreffenden Stellen direkt zur Bildung des Musters verwendet, das demgemäß mit dem Grunde selbst ein untrennbares Ganzes bildet. Bei den ge-

ungeheurerer Spitzentragen mit dem der Königin Elisabeth oder der Margarete von Navarra recht wohl konkurrieren konnte.

Bei der Herrenwelt war die Spitzenmanie nicht minder stark ausgebreitet. Die Mütze Kaiser Karls V., die sich lange Zeit im erzbischöflichen Schatz zu Basel befand und jetzt im Museum Cluny aufbewahrt



Abb. 9. Klöppelstiften mit angefangener einfacher Spitze.

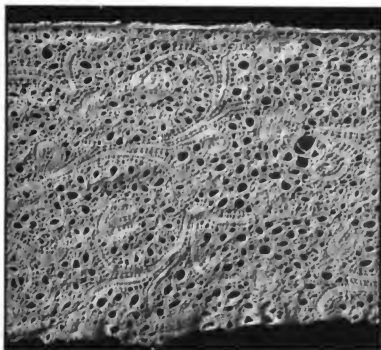


Abb. 10. Nidppearbeit. Nachahmung einer französischen Nadelarbeit. Etwa halbe Größe. (Aus dem Museum zu Nachen.)

Courtrai, Lüttich, Brügge oder Antwerpen gefertigt sein. Nur die Brüsseler und die double point-Spitzen bildeten als Spezialität eine Ausnahme. Während in Italien sich die Spitzenindustrie selbständig entwickelte, wurde Flandern die Lehrmeisterin von Deutschland, England und auch Frankreich, wo lediglich Mençon (Abb. 14) eine gewisse Sonderstellung einnahm. Drei Jahrhunderte hindurch gehörte es zur Ausbildung der jungen Flamländerinnen, in der Spitzenarbeit geübt zu sein — und noch heute marschiert Belgien in der ersten Reihe der Spitzenproduzierenden Staaten. In großen

wird, ist ein Wunderwerk der Spitzenindustrie. Man trug Spitzen an allen Kleidungsstücken: als Jabot und Kravatte, als Manschetten und Kragen, als Besatz der Hutränder, der Beinleider, der Wadenstiefel, als Rosetten auf den Salonschuhen wie auch als Strumpfbänder. Der Troussseau eines Kavaliere jener Tage war in Bezug auf die Leibwäsche dem einer vornehmen Dame außerordentlich ähnlich.

Trotz des Aufschwunges, den die Spitzenindustrie im XVI. Jahrhundert in Venedig, Ragusa, Genua, Valenciennes, Paris, Arras, Bayeux zc. genommen hatte, galten die Mechelner Spitzen (Malines) doch lange für die elegantesten und wurden von der Mode bevorzugt (Abb. 11—13). Unter dem Namen Malines fahte man gewöhnlich alle flandrischen Spitzen zusammen, mochten sie nun aus Mecheln selbst stammen oder in



Abb. 11. Bildnis. Gemälde von Jean Nattier im Louvre. (Mit Mechelner Spitzenbesatz, sogen. Malines.)





Abb. 12. Rechelner Spitze (Malines) aus dem XVIII. Jahrhundert. Gleiche Größe.  
(Original im Museum zu Wachen.)

Schulen, die meist unter der Leitung frommer Schwestern stehen und ihre Errichtung häufig der öffentlichen Wohltätigkeit verdanken, werden die ärmeren Mädchen von früh an in der Spitzenarbeit ausgebildet, die sie vielfach schon im ersten und zwölften Lebensjahre zu ernähren vermag.

Die Grundmuster der altflandrischen Spitzen sind sehr verschieden und führten und führen noch nach ihren Entstehungsorten ihre Namen, wie Rechelnergrund, Brüggegrund, Brüsselgrund — im Gegensatz zum Torchon, Chantilly, Cotte, Lillegrund u. s. w. Die sogenannte „Trolletaut“, die aus fünf oder sechs abweichenden Grundbindungen besteht, dürfte eine Art Musterkarte für die Arbeiterinnen gewesen sein.

Zu den ältesten Spitzen Belgiens gehören die weltberühmten Brüsseler, die den noch vorhandenen Mustern zufolge vielleicht schon aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts stammen. In den Brabanter Kirchen existieren noch zahlreiche und prächtige Proben, einst Gaben reicher Fürstlichkeiten: Messgewänder, Altardecken u. dergl. m. (Abb. 15.) Da England 1662 durch Parlamentsedikt die Einfuhr fremder Spitzen unterlagert hatte, um seine eigene ziemlich grobe und wenig einträgliche Industrie zu schützen, so wurden gegen Ende des XVII. Jahrhunderts große Massen Brüsseler Spitzen heimlich nach dem Inselreiche geschafft. Dort wurde die Schmuggel-

ware unter der Bezeichnung „englische Spitzen“ auf den Markt gebracht, und fast hundert Jahre lang bezeichnete man auch auf dem Kontinente die Brüsseler Ware mit diesem Namen.

Die „Brüsseler Spitze“ entsteht tatsächlich in Brüssel selbst, und die übrigen Centren der belgischen Spitzenindustrie vermögen trotz aller Mühe nicht mit der Hauptstadt zu rivalisieren. Vor allem schlägt die Feinheit des Fadens jedwede Konkurrenz. Der Flachs wird in der Umgebung von Hal und von Rebecq-Rognon gezogen und in Courtrai zubereitet, da man annimmt, daß ein Teil seiner guten Eigenschaften von den klaren Wassern der Leye (Eys, Nebenfluß der Schelde) herrührt. Es ist bekannt, daß der Flachs in Kellerräumen gesponnen wird, um ihm die notwendige Feuchtigkeit zu erhalten; in trockener Atmosphäre bricht der Faden leicht. Durch die verhängten Fenster dieser Arbeitskeller fällt auf jede Spindel nur ein einziger Lichtstrahl. Um den spinnenwebfeinen Faden sichtbar zu machen, sind hinter den Spindeln schwarze Bogen aufgehängt, von deren Dunkel sich die Helle der Fäden abhebt; dennoch muß sich die Arbeiterin mehr auf das Gefühl in ihren Fingerpitzen als auf das Auge verlassen. Die Arbeit ist weder leicht noch gesund, wird aber gut bezahlt.

Natürlich hat unser Maschinenzeitalter auch auf die Spitzenindustrie seinen Einfluß aus-

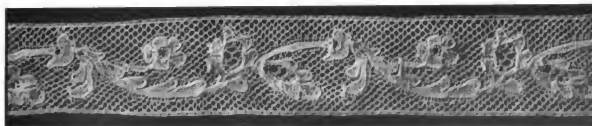


Abb. 13. Heutige Rechelner Maschinen Spitze. Gleiche Größe.

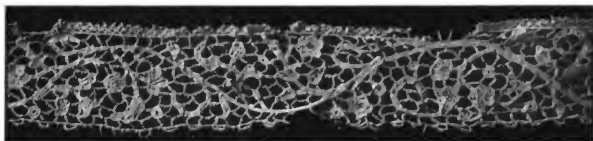


Abb. 14. Valenciennes-(Nadel-)Spitze. Etwa halbe Größe. (Aus dem Muscum zu Machen.)

geübt. Namentlich bei den Grundbindungen herrscht heute die Maschinenarbeit vor. Für die einfacheren Netzwerke mit quadratischen Zellen benützt man hauptsächlich die Klöppelmaschine, mittels deren die Verflechtung der auf stehenden Klöppeln aufgewundenen Fäden dadurch erreicht wird, daß — während diese Fäden an der Bildungsstelle des Geflechts strahlenförmig zusammenlaufen — die Klöppel in den Kurvenschlitzen einer Stützplatte mechanisch ähnlich so durcheinander geschoben werden wie sonst mit der Hand. Durch eine Erfindung des Franzosen Mathere anfangs der siebziger Jahre wurde es sogar ermöglicht, die sämtlichen Klöppel einer Maschine ebenso unabhängig voneinander zu bewegen wie dies bei Führung der Klöppel mit der Hand geschieht. Selbstverständlich wurde durch die neue Erfindung die Handklöppelei arg bedroht. Dennoch werden durch die Klöppelmaschinen hauptsächlich nur die Torchonspitzen und einfach gemusterte, schmale Valenciennes (Abb. 18) hergestellt. Auch die auf der Wirkmaschine gearbeiteten Spitzen weisen nur eine beschränkte Anzahl von Mustern auf und sind auch von Laien leicht zu erkennen. Anders die sogenannten Bobbinenspigen. Der Bobbinestuhl ist eine äußerst komplizierte Maschine, deren Wirkung mit der beim Klöppeln der Handspitzen erzielten viel Ähnlichkeit hat. Mittels dieser Maschine wird ein sehr feiner Tüllgrund aus zweifädig gezwirnter Baumwolle erzeugt, der in seinen besseren Sorten von dem genähten Grund kaum zu unterscheiden, aber viel weniger haltbar ist. Die Erfindung ging von England aus, und obwohl England, um sich das Monopol zu erhalten, die Ausfuhr der Maschinen mit Deportation bestrafte, kamen diese doch bald in Frankreich, Deutschland und Belgien in den Handel.

Der Fabrikstüll wird heute auch meist

für die Brüsseler Spitzen als Fond benützt; gemeinhin erheben nur königliche Bestellungen Anspruch auf Handarbeitsgrund. Dagegen ist das Einstricken des Musters stets Handarbeit, wenn man von echten Spitzen spricht. Dies Muster kann mit dem Klöppel oder — als *point-à-l'aiguille* — mit der Nadel gefertigt, flach oder erhaben aufgelegt werden. Letzteres ist eine Hauptkunst der Brüsselerinnen, die auch ihre Arbeiten in blendender Weise zu erhalten wissen, während diese von den umwohnenden Dörflerrinnen meist angeschmuht eintreffen oder mit einer leichten Weißeischiert bedeckt, die das Gewebe angreift und ihm, bei rascher Berührung in feuchter oder warmer Luft, einen graugelblichen Ton verleiht.

Wie erwähnt, ist die Applikationstechnik ein späteres Verfahren; bei den ersten Spitzen wurden Grund und Muster zusammen gearbeitet. Heute ist die Arbeit bis in die Einzelheiten hinein geteilt, so daß Grund, Rädchenfläche, Ornament oder erhabenes Blumenmuster, Aufarbeitung und letzte Feile in verschiedenen Händen ruhen — und nur der Meister weiß, welche Wirkung die winzigen Teilchen in ihrer Zusammenstellung ergeben werden. Natürlich haben auch die Muster der Brüsseler Spitzen mit der jeweilig herrschenden Mode gewechselt. Während die ältesten Spitzen meist die reinen und herben Linien der Gotik zeigten, folgten Ranken, stilisierte Blumen, Tierköpfe und Wellenmuster, unter dem Empire sogar Palmen, Pyramiden und ganze Szenen. Das Muster entsprach dem Kunstgeschmack der Zeiten; der Stil vielfel, wurde grotesk und abern und neigt sich erst seit etwa 1830 wieder natürlicher Grazie zu.

Eine besondere Technik der belgischen Spitzenarbeit ist der *point de gaze*: eine Vereinigung der beiden ältesten Herstel-



Männliches Bildnis (mit italienischer Rosenspitze).  
Nach dem Gemälde von Carlo Maratta im Königl. Museum zu Berlin.

lungsverfahren. Der kräftige, sechseckig gemachte Tüllgrund wird mit den zusammengeknähten Musterstücken zu einem Ganzen vereint und der Zusammenfügungsstrich durch Ranken verdeckt. Der point de gaze wird hauptsächlich auf dem platten Lande ausgeführt. Die Mechelner Spitze dagegen, die „Maline“, die einst fast Alleinherrscherin im Norden Europas war, ist mehr und mehr in Vergessenheit geraten, je weiter der Einfluß Frankreichs auf dem Gebiete der Spitzenindustrie wuchs. Als Fabrikware wird sie allerdings heute noch viel imitiert (Abb. 13)

sagt, war diese Potten-Kant ein ständig wiederkehrendes Vasen- oder Blumentopfmuster, das durch einzelne Zweige oder Blüten variiert wurde — derb, aber doch nicht ohne eine gewisse Anmut (Abb. 16).

Unter den Spitzen, die ihren Namen in eine neue Heimat gerettet haben, steht in erster Linie die „valencienne“, die einst wirklich in Valenciennes zu Hause war, aber schon Mitte des XVII. Jahrhunderts ganz nach Opern in Ostlandern übersiedelte und es hier zu schwer erreichbarer Vollendung gebracht hat. Die Valenciennes (Abb. 17 u. 18)



Abb. 15. Brabantse Klöppelspitze, sogenannte Bruxellon antiques. Auf etwa  $\frac{1}{8}$  verkleinert.  
(Aus dem Museum zu Wien.)

und namentlich zu Kräuselungen und Plissierungen verwandt — echt aber nur noch wenig gefertigt. Ihre dufte Klarheit und die leichte Gefälligkeit ihres meist blumigen Musters lassen sie außerordentlich geschmackvoll erscheinen.

In Antwerpen wurden und werden natürlich alle flandrischen Techniken geübt. Für die Stadt charakteristisch war ehemals eine auffallend starke Spitze, die unter der Bezeichnung „Potten-Kant“ von hoch und niedrig als Schuuck und Besatz der Hauben getragen wurde. Wie schon der Name be-

sagt, war diese Potten-Kant ein ständig wiederkehrendes Vasen- oder Blumentopfmuster, das durch einzelne Zweige oder Blüten variiert wurde — derb, aber doch nicht ohne eine gewisse Anmut (Abb. 16). Unter den Spitzen, die ihren Namen in eine neue Heimat gerettet haben, steht in erster Linie die „valencienne“, die einst wirklich in Valenciennes zu Hause war, aber schon Mitte des XVII. Jahrhunderts ganz nach Opern in Ostlandern übersiedelte und es hier zu schwer erreichbarer Vollendung gebracht hat. Die Valenciennes (Abb. 17 u. 18)



Abb. 16. Eine Antwerpener Pottenkant. Halbe Größe.  
(Aus dem Museum zu Nachen.)

Der jährliche Export der Valenciennespizzen beträgt viele Millionen, doch beteiligen sich neben Ypern auch noch andere Städte an der Herstellung, wie Courtrai, Menin, Brügge und Gent.

Seinen Ruf als Spizzenstadt hat das äußerlich ziemlich langweilig gewordene Gent vor allem seinen Begingenhöfen zu verdanken, in deren niedlichen sauberen Klosterhäuschen ein Stamm außerordentlich tüchtiger Arbeiterinnen herangebildet wurde. Auch kleinere flandrische Städte genossen ehemals dank ihrer Spizzenindustrie eine gewisse Berühmtheit; so vor der Revolution Binche, ferner Mons, dessen „figures de Chimay“ viel Absatz fanden, und auch Grammont, das durch die Herstellung schwarzer Spizzen Chantilly den Rang abzulaufen suchte, freilich vergeblich. In jeder Stadt, ja fast

neuerdings so gut wie ausgeschloffen; die Teilarbeit nach gegebenen Mustern haben der Hausindustrie ihre Selbständigkeit genommen.

Den schönsten Überblick über die niederländische Spizzenproduktion gewährt jene wundervolle, einzig dastehende Spizzenammlung, die die Baronin von Liebts ihrer Vaterstadt Brügge geschenkt hat. Unfern eines der stillen, melancholisch murmelnden Kanäle dieses flandrischen Venedig, hinter einer rotbraunen häßlichen Mauer, liegt das „Gruuthuuse“, das „große Haus“, die alte Burg der Grafen von Flandern. Nur selten zieht eine Hand an der rostigen Klingel, denn von dem bunten Fremdenstrom, der sich alljährlich an Brügge vorüber nach Ostende wälzt, nimmt sich kaum der Zehntausendste Zeit, wenn er dem alter-

jedem Dorfe der altflandrischen Provinzen hat die Spizzen-Industrie Wurzel geschlagen, ohne sich jedoch im allgemeinen charakteristischer Formen zu erfreuen oder besondere Spezialitäten hervorzubringen. Individuelles Schaffen der Arbeiterin ist

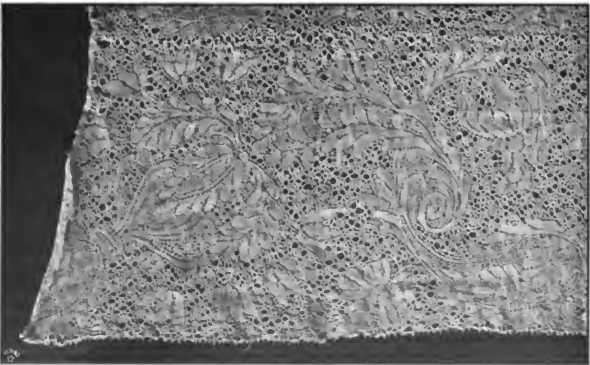


Abb. 17. Valenciennespizze. Teilstück in gleicher Größe. (Aus dem Museum zu Nachen.)



Abb. 18. Heutige Valenciennespitze.  
(Majolinarbeit.) Etwas verkleinert.

tümlichen Rathhausplatz und dem stimmungsvollen Fischmarkt seinen üblichen Zweistundenbesuch macht, noch weiter bis zu der ephemerumspannenen Burg zu pilgern. Man hat vor einiger Zeit mit dem Wiederaufbau und der Renovation der Säle und Treppen, der prunkvollen Holzdecken und Fensterbogen, durch die farbiges Licht bricht, begonnen — und der eine, bereits fertiggestellte Schloßflügel birgt das köstliche Erbe der Baronin Liebts. Die Säle sind nicht groß und auch nicht so hell, als man bei Betrachtung der zur Schau gestellten Herrlichkeiten wünschen möchte; aber eine unsagbar feine, etwas schwermütige Stimmung liegt über dem Ganzen — man erwartet jeden Augenblick, es müßten die Thüren sich öffnen und in Schwärmen die alten Damen und Kavaliere einlassen, die einst die ausgelegten Prachtstücke trugen. . . Diese Spitzenammlung ist in der That unerreichbar schön (Abb. 19).

Da finden wir unter Glas und Rahmen handtellergroße Proben und meterlange Stücke alles dessen, was flandrische Kunstfertigkeit seit Ausgang des XV. Jahrhunderts hervorgebracht hat. Da liegen die Vorläufer der modernen Spitzen — die Pazzi, die Durchbruch- und Ausschmittarbeiten, die geknüpften Passamenten. Dann folgen die ersten Klöppelspitzen und ihre Schwestern von der Nadel in allen Stadien der Entwicklung und Kreuzung. Ihnen schließen

die Arbeiten der Seeländer und der großen Städte, Antwerpens und Mechelns, sich an. Die Valenciennes, Yperns und die Spitzen von Binche, nahe verwandt bis auf das verschiedene Grundnetz, machen den Beschluß der chronologischen Einteilung.

Das entzückte Auge weiß nicht, welchem Stück es den Vorzug geben soll. Wir sehen eine Fußdecke aus alter flämischer Leinwand mit eingestickten Wappenbildern, Initialen und Wahlsprüchen — sehen Altarbehänge aus Filetguipüre mit heraldischen Tieren — sehen Barben, Kragen und Manschetten, Tischtücher und Volants, Decken, Bezüge und Hauben, ganze Silber in Spitzenwollak, Schürzen und Garbinen, bald fein wie der Altweiber Sommer draußen auf der Flur, bald kräftig konturiert oder in erhabenen Mustern — sehen Zeichnungen von naivster Derbheit, von strenger Reinheit und Nadelarbeiten von einer Pracht ohnegleichen.

Und tritt man dann wieder heraus aus dem verzauberten Schlosse und schreitet über den Hof, in dem der Moder der Vergangenheit die Luft schwängert, und durch die stillen Strahlen mit ihren Giebelhäusern und schmalen Fensterreihen, so fällt das Auge häufig in den rotgeplastersten Hausgängen, unter den alten Bäumen der Kanalfeste, auf greise Mütterlein und junge Mädchen, erstere in der weißen Haube, letztere mit dem prachtvollen Flondhaar der Flamländerinnen, vor sich die Rahmen und Kissen, auf denen ähnliche Wunderwerke entstehen wie jene, die wir oben ersahen (Abb. 20). Sie blicken auf, die Alten und Jungen, und

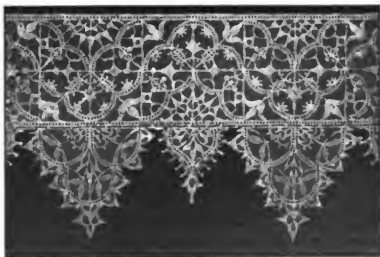


Abb. 19. Maneretti di ponte Piombino. 1596.  
Spitze aus der Sammlung der Baronin von Liebt zu Brügge.



Abb. 20. Im Spitzensticken zu Brügge.

niden uns lächelnd zu, aber sie dürfen nichts von ihrer Arbeit verkaufen, denn sie erhielten das Garn vom „maître“ zugewogen, und der weiß genau, wie viel Spitzen aus dem Pfund Feinensfaden gekloppt oder geschürzt werden können.

Wenn man die Summen bedenkt, die alljährlich diesen arbeitsamen Provinzen durch ihre Spitzenproduktion zufließen, so begreift man, daß sich ihr schon frühzeitig das allgemeine Interesse zuwandte und neben der Praxis auch die Theorie wuchs. Um so merkwürdiger ist es, daß es außer jenem oben erwähnten, bei Postermans in Antwerpen in englischer Sprache gedruckten Werke keine älteren vlämischen Spitzenbücher gibt. In jüngster Zeit hat das Gruuthuuse-Museum eine kostspielige Publikation über seine Sammlungen erscheinen zu lassen. Unter den großen Privatbibliotheken ist die Freiherrlich von Lipperheide'sche, die jetzt dem Berliner Kunstgewerbemuseum gehört,

in Bezug auf die Literatur der Spitzenwerke wohl am reichhaltigsten versehen. Eine ausführliche Bibliographie darüber existiert meines Wissens noch nicht; diejenige, die Madame Bury Palliser in ihrer „Histoire de la dentelle“ gibt, ist lückenhaft, umfaßt auch nur die ältere Zeit.

Von den Spitzensammlungen in Privatbesitz, die mir bekannt geworden, ist eine der schönsten die des Herrn v. S. in Berlin. Auch das Berliner Kunstgewerbemuseum und die entsprechenden Institute in München und Nürnberg zeichnen sich durch die sorglich gewählte Übersicht ihrer Spitzensammlungen aus. Vor allem aber ist in dieser Beziehung des Nachener Suermond-Museums zu gedenken, dessen umsichtiger Verwaltung wir für die Liebenswürdigkeit, mit der sie uns ihr reiches, schönes und wertvolles Material zur illustrativen Veranschaulichung anbot, zu besonderem Danke verpflichtet sind.

## Heimatklang.

Von Frida Schanz.

Mir geht ein Ton durch meinen Sinn  
Schon jahrelang, schon lebenslang,  
Der ruft und lockt, weiß nicht, wohin!  
Ich ziehe mit dem Sehnsuchtsklang,

Wie schweifende Zigeuner ziehn,  
Jahraus, jahrein durch Sumpf und Sand  
Mit den vererbten Melodien  
Aus unbekanntem Heimatland!



## Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

### Sinter den Kulissen des „Variété.“

Gedanken und Erinnerungen eines ehemaligen Direktors.

(Abdruck verboten.)

Anno dazumal, als wir zu Berlin in unseren ersten nationalökonomischen Semestern philanthropisch-ästhetische Studien in der Artistenwelt trieben, wer hätte da geahnt, daß einer aus unserm Kreise eines gar nicht schönen Tages — selbst Direktor eines Spezialitätentheaters werden sollte! Und in jener untergefallenen Periode hochherziger Jugendeseien, da ich, aller praktischen Thätigkeit meilenfern, nur „der Ausbildung meiner Individualität“ lebte, wie hätte ich mir davon träumen lassen, daß gerade ich vom Schicksal dazu auserkoren sei, den jähen Sprung ins Reich des „Brett!“ zu machen! Indessen, der Sprung, der infolge absonderlicher Schicksalskombinationen nicht zu vermeiden war, lief noch gut ab. Einmal brachte er mich ja nicht ins Ganzdunkle, nicht ins eigentliche Ringeltangel — da hätte ich auch gegen alle Kommandos des Geschicks unterhänigst opponiert —, sondern nur ins „Clair-Obskure“ des „erklaffigen Spezialitätentheaters“. Und dann gelang es mir, bald in die ursprüngliche Sphäre zurückzulehren, meines Wissens, ohne daß ich besonderen Schaden genommen hätte.

Im Gegenteil, nachdem ich solchermaßen eine Reise in annoch wenig erforschtes Gebiet gethan, fühlte ich mich um manche nützliche Erfahrung reicher und kann mancherlei davon erzählen, was wohl auch andere interessieren könnte. Zumal in unseren Tagen ist ja die „zehnte Muse“ mit jedem Sprung auch in den Gesichtskreis der Gebildeten gehoppelt. Sogar ernsthafteste Kunstzeitschriften befaßten sich seit einigen Jahren mit der „Variété-Kunst“, nachdem die beweglichen Pariser längst eine eigenartige Verbindung von Variété und Kunst verwirklicht und angebildet haben. Und seit einem Jahr ist die Übertragung der

französischen Erscheinung ins Deutsche allenthalben so in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten, daß man sich gar nicht mehr wundert, Tagesblätter ganz gewohnheitsmäßig von der „Welt des Überbrett!“ schreiben zu sehen. Neben zahlreichen Mißlingen haben sich bereits drei reine Typen des Überbrettis entwickelt: hier eine Art „Cabaret“, eine Verbindung von Künstlerherberge, Variététheater und Singpielhalle, dort ein „buntes Theater“, ein umgewertetes Spezialitäten- oder litterarisch aufgebeffertes Operette en détail-Theater, dort schließlich ein lyrisches Stimmungstheater, das auf dem Prinzip des szenisch belebten Liebes beruht und sich von aller Satire und allem Künstlerübermut fern hält. Je mehr nun das neueste Bühnengenre die Öffentlichkeit beschäftigt, desto eher mag es angebracht erscheinen, die (für uns) ältere, ganz unlitterarische, künstlerisch mehr als anspruchslöse und doch so arg vollstümliche Spielart des Abwechslungstheaters einmal näher zu beleuchten.

Alles, was da auf den vielbesiedelten Hof- und Stadt-Brettern, -Brettlin, -Ufer- und -Unter-Brettlin einschließlic, der Zirkusse kreucht und flucht, im Grunde ist es ja auf einen gemeinsamen Ursprung zurückzuführen. Ein der ganzen Menschheit eingeborener Drang, ein Kunsttrieb brachte alles hervor: der Komödianten- oder der höhere Aktentrieb. So gewiß die Kunst zu den höchsten Lebensmächten gehört, so gewiß ist sie doch nur eine holde Täuschung über die engen Grenzen menschlichen Kennens und Könnens hinaus. Das Kind, das sich im Dunkeln fürchtet und instinktmäßig zu singen beginnt, das ist das Urbild des Künstlers. Die Professoren



schreiben dicke Bücher um diese Tatsache herum, die sie nicht alle so ganz verstehen, weil sie zu einfach ist. Die ersten Künstler, von Kindesbeinen an mit der Ernte tausendjähriger Kulturen aufgefüttert, durch offenkundige und latente Tradition verfeinert, haben im Zustand des Schaffens kein Bewußtsein mehr von Ursprung aller Kunst. Das Publikum aber, wenn es in hellen Säulen den Spezialitätentheatern zuströmt, wird wohl die dunkle Erkenntnis im Unterbewußtsein tragen, daß hier Kunstquellenforschung zu betreiben sei.

Das „Variété“ (z. Theater) gibt Kunststücke statt der Kunstwerke. Die Hervorbringer der Kunststücke heißen Artisten im Gegensatz zu den Künstlern. Kunststückwerk als Kunst betrieben, ist also der Kern der Spezialitätenbühne; sie ist im wesentlichen das Heim stehengebliebener Vorstellungsformen oder Kunststanzungsformen. Die Entwicklungsunfähigkeit, das Fertige in ihres Inhabers weist ihr den niederen Rang an, ist aber andererseits die Basis ihrer Stärke. Künstlerart strebt zum Ganzen, Lebensvolle; Artistenart — auch in den wirklichen Künsten soll sie zuweilen nachweisbar sein — klammert sich ans Besondere, verfertigt „Spezialitäten“, die dann durch lonzentrierte Arbeit eine „Vollendung“ in ihrer Art, einen hohen Kuriositätswert erreichen können. In einem gutgeleiteten Variété findet so der Durchschnittsgeschmack einer leider kunstfremden Majorität leicht seine völlige Befriedigung, der kultiviertere Sinn hier und da einen Reiz seiner primitiveren Empfindungen, fast ausschließlich zwar durch Genüsse, die, wie der Serpentinaus, im Grunde nur als Gänge des Breittis zu betrachten sind.

Der echte Variété-Leiter stellt eine Reinkultur des geschäftsmännlichen Theaterdirektors dar. Das Kunstinteresse, bei so manchem Schwan- oder Operettendirektor nur noch mit einem Kugenslächen der Form wegen vorgeführt, hier wird es offen und ehrlich aus dem Spiel gelassen. Die Unterhaltungs- und Sensationsbedürfnisse, die heimlichen Tyrannen fast unserer gesamten heutigen Theaterei, hier werden sie offiziell als unumschränkte Selbstherrscher anerkannt. „Ziehen oder Nichtziehen, das ist hier ganz allein die Frage. Wieviel wird mir das Publikum dafür bezahlen?“ ist die ewige Kalkulation des Variété-direktors, bevor er engagiert. Bei ihm muß ja aller künstlerische Ehrgeiz schon deshalb fortfallen, weil er nur mit Fix- und Fertigem zu thun hat. Jede „Nummer“, die zu ihm kommt, ist bis ins Kleinste aus- oder auch abgearbeitet. Der Herr Direktor kann wohl den assistierenden Gatten der Hundstreufluse erluchen, zum schwarzen Frack seine grasgrüne Strawatte anzuziehen, er kann der Sängerin ein oben oder unten allzu verwachsenes oder ein allzu geschmackloses Kleid zu tragen verbieten, dem Komiker einen allzu schlüpfrigen Vers oder dem Clown einen selbst für sein Etablissement allzu grellwandigen Kalauer streichen. Aber jenseits dieser Bagatellen bleibt ihm zu thun fast nichts mehr übrig. Seine Tätigkeit beschränkt sich ganz auf die Zusammenstellung des Programms, also erstens auf die Auslese der einzelnen „Nummern“ (der Aus-

druck verrät genug), zweitens die Anordnung der Reihenfolge.

Natürlich kann auch hier Geschmack bewiesen werden. Es gibt vereinzelte Leiter, die das Bunte, Schreiende möglichst zu vermeiden suchen, bei Auswahl jeder Kraft die Zusammenziehung des Ganzen im Auge behalten und so gelegentlich etwas wie eine einheitliche Abänderung der Vorstellung erreichen. Aber diese Ausnahmen zählen kaum mit, auch spielt der Zufall der Angebote und Balancen, sowie der Kostenpunkt eine sehr bedeutende Rolle dabei. So liegt auf der ganzen Linie die Routine, die sich jeder aneignen kann, wenn er beweglichen Erwerbssinn besitzt und allerlei gesehen hat. Dagegen finden wir denn auch unter den Variété-Eigentümern und -Leitern neben dem biederen Hausbesitzer, dem emporgelommenen Kellner oder Biergastler den vielgewandten Gelehrten mit abenteuerlicher Vergangenheit, den sechshundertjährigen Artisten, den entgleisten Schauspielern, den mit allen Kunden gezeigten Agenten und andere Typen. Wie es mit Geschmack und Routine eines Breittis-Inhabers steht, kann der Kundige mit Bestimmtheit sagen, wenn er nur ein oder zwei Programmzettel des fraglichen Etablissements liest; er kann danach angeben, welcher Art das Lokal, sein Publikum und ungefähr die Eintrittspreise sind.

Die Bezeichnung *Tingeltangel* gilt eigentlich nur den kleinen Lokalen niederster Ordnung, den „Café chantans“, die keine „Schaunummern“, sondern nur Sängerrinnen verschiedener Art und etwa noch einen „Humoristen“ engagieren, statt der Bühne ein Podium, statt der Kapelle einen Klavierpieler haben (der übrigens mindestens Herr Kapellmeister tituliert wird), und in der Hauptache von der Jote leben. Zu den Tingeltangeln gehören auch in der Praxis auch noch gewisse kleinere Variétés, die bereits eine Art Bühne, ein „französisches Orchester“ (Klavier und die notwendigen Instrumente) besitzen und in jedem Programm neben den Gesangskräften ein oder zwei Schaunummern, etwa ein Paar „musikalischer Clowns“ dritten Ranges, eine „halbseidene“ Akrobatenfamilie oder einen ebensolchen Jongleur beschäftigen. — „Halbseidene“ Artisten hießen ursprünglich nur diejenigen, die halbseidene Trikots tragen, während es für den „erstklassigen“ sich von selbst versteht, daß er nur in reinseidenen Geweben „arbeitet“. Allmählich aber hat das Wort im Artistenjargon die allgemeinere Bedeutung „minderwertig“ erlangt. — Durch allerlei Übergangsformen ist der Unterschied zwischen Tingeltangel und Spezialitätentheater stark verwischt; dennoch besteht er, und nicht nur dem Rang, sondern in gewisser Hinsicht sogar dem Wesen nach.

Allerdings, nur bei Nebeneinanderstellung der extremen Typen — des kleinen echten Tingeltangels, wo die armen Clownsnetten noch ununterbrochen auf dem Podium Schau spielen müssen, und des großstädtischen, in seiner Art musterhaft betriebenen Spezialitätenhauses — prägt die Verschiedenheit der beiden Genres sich deutlich aus. Das erstere ist immer die Schänke mit „Altim-bim“, das zweite ein Klumbimtheater mit Bier. Das eingangs erwähnte Klustengen des Klusterrischen Klumbims rückt natürlich die verschiedenen

Arten des artistischen einander wieder näher. Dem Künstlerbrett gegenüber, das sich stolz „Überbrett“ getauft hat, bleibt eben das gemeine Brett mit all seinen Graden das Unterbrett.

Als Direktor eines besseren Spezialitäten-theaters ein Gentleman zu bleiben, ist gewiß nicht unmöglich, hat aber seine Schwierigkeiten. Das Variété ist eingeständnermaßen ein Geschäft wie andere auch. Aber es läßt sich nicht rein kaufmännisch, in exakt bureaukratischen Formen betreiben. Das persönliche Auftreten, die Welt- und Menschenkenntnis und — last not least — die aus dieser erwachsende Gerissenheit sind die Hauptsache. Wo nicht etwa ganz ausnahmsweise günstige Bedingungen herrschen, heißt es: Wehr dich deiner Haut — oder geh zu Grunde! Hammer oder Amboß sein! Der Abschluß fast jedes einzelnen Engagements ist ein Kräftevergleich, der, wie Björnson sagt, durch Kampf entschieden werden muß. Wenn ich z. B. im Dezember, zur Zeit des Hamburger „Tom“ (ein Jahrmarkt mit unendlichem Variétébetrieb in allen möglichen Stadtlokalen) im „Direktoren-Spiel“ Hammonia absah, so konnte ich gewiß sein, von liebenswürdigen Agenten nicht lange alleingelassen zu werden. Wagte ich mich dann ins aristenüberfüllte Café des Hotels, so merkte ich bald, daß man bereits in jedem Winkel Notiz von mir genommen hatte — natürlich nur von mir in meiner Eigenschaft als kontraktschließender Typus, als Direktor. Als solcher ist man rasch bekannt im Volk der fahrenden Leute, da man schon nach einigen Monaten überall „Kummern“ trifft, die man im Hause gehabt hat. In solchen börsenartigen Sammelpunkten bedurfte es meist nicht geringer Festigkeit und Humorfähigkeit, um aus den unaufhörlichen Angeboten nur gerade das herauszugreifen, was ich brauchen konnte. Wegen eines unympathischen, aufdringlichen Agenten, dessen schriftliche Annäherungsversuche ich immer unbeachtet gelassen hatte, half ich mir einmal mit einem drahtischen Mittel. Es war in einem Etablissement von St. Pauli, in der Baulze, als ich von meinem Begleiter aufmerksam gemacht wurde, daß der berüchtigte Provisionsjäger da sei und sich an mich heranzupürchen scheine. Ein paar Minuten später begrüßte er mich denn auch mit strahlendem Lächeln, stellte sich mir vor und seine Dienste mir zur Verfügung. Ich aber spielte den durchaus Erfahrenen, sagte spöttelnd, es müsse eine Wertbestimmung vorliegen, und fragte, wen er eigentlich in mir zu sehen glaube. „Ich habe doch die Ehre, Herrn Direktor K. aus Y . . .“ erwiderte er staunend. „Dedure“, bemerkte ich höflich, „das ist offenbar ein Irrtum: ich bin der Dr. Hofmann aus Berlin.“ Ganz konzentriert starrte der sonst nie Verlegene mich an, und zog sich wie ein Stinderwirrer zurück.

Der Direktor ist im allgemeinen, aber oft gerade in sehr wichtigen Fällen nicht, der wirtschaftlich Stärkere. Der Artist befindet sich ihm gegenüber immer im Vorteil, wenn seine Leistung sehr eigenartig ist. Alle Tage findet der Direktor gute Akrobaten, Jongleure und ähnliche Vertreter uralter Gaukelkünste. Schwerer ist es schon, aufständige, repräsentable und doch wirklich komische Komiker aufzutreiben. Noch schwerer, unter

der Masse der Soubretten, Chanteusen, Chaufonnetten für jedes Programm mindestens eine zu entdecken, die Anmut, Jugend, Chic, Schalkheit und Pikanterie mit Decenz der Erscheinung und Geschmac im Vortrag, mit „Schlagern“ und „Originalrepertoire“ oder doch mit halbwegs neuen und erheiternben Couplets und mit etwas Stimme vereinigt. Im Vertrauen gesagt: alle diese Vorzüge vereinigt in einer Soubrette zu finden, ist wohl noch keinem gelungen. Es ist ja auch ein bißchen viel verlangt. Was ist das perpetuum mobile gegen das Problem der ideal entzückenden Brettldiva? Nicht minder selten sind Kummern, die durch Neuheit verblühen und zugleich komische Wirkung haben. Gerade derartige Sachen aber sind natürlich stets lebhaft begehrt.

Sobald eine solche Neuheit oder etwa ein neuer singender oder tanzender „Star“ à la Fuller, Diero, Guerrero, Saharet, Karola, Barrixon, irgenwo, in Berlin, Hamburg oder Köln, in Brüssel, London oder Paris auftaucht, regen sich alle besseren Direktoren. Besonders tüchtige Leiter der größeren Firmen reisen sofort nach dem Schauplatz ab; andere wenden sich an den „Ranager“ der „Jug- und Kassennummer“, oder an einen mehr oder minder erprobten Agenten und verlangen Material, d. h. Angabe der „freien Zeit und äußersten Gage“, sowie „Photo und Litho“. Alle Schaunummern und bekannteren Gesangskräfte haben eigene Kafate, die recht bunt und sehr geschmeichelt, künstlerisch aber, wenigstens bei den deutschen Artisten, noch unter aller Kritik sind. Dem Impresario der sehr überhähten Saharet dient als wirksamste Rfame ein Brief von Lenbach und ein Feuilleton von Eugen Wolff, dem bekannten Weltreisenden. Rezensionen gehören auch zum „Material“, sind aber für jeden halbwegs vernünftigen Direktor fast ganz ohne Bedeutung, da es ein offenes Geheimnis ist, daß die Besprechungen von Variétépremiereu allgemein von den Direktionen selbst, die ja der Presse fortlaufende große Inserate u a u f t r ä g e zukommen lassen, oder von Subalternen, mit der Karole „unbedingt wohlwollen“ versehenen Redaktionsmitgliedern geliefert werden. Die erste Folge des Wettbewerbes von Nachtragern ist natürlich hier wie überall die, daß die frisch angebotene „Attraktion“ sofort beträchtlich — um zwarzig, fünfzig, auch wohl hundert Prozent — teurer wird. Dennoch ist das Engagieren ein Kinderpiel gegen die Freiheit: das „Abdimfimen“, d. h. das Verschicken oder Aufstellen von im voraus abgeschlossenen Kontrakten, die nachträglich bereit oder die unbekannt werden, weil man sich im Eifer „überengagiert“ hat, oder weil die Konkurrenz etwas ähnliches aufzutreiben und noch vorher herauszubringen verstand. In solchen Fällen werden allerlei Kriegslisten angewandt, alle fraglichen Paragrafen geistvoll neu interpretiert, Direktionswechsel, Verkauf oder Umbau fingiert — kurz: es werden „Trics“ gemacht. „Tric“ — das ist wohl, neben „Gage“, das häufigste Wort der Artistenprache. Der Verbindungsstich des Handverklühters oder des Jongleurs, der diplomatische Schachzug des Agenten, das Einfügen des patriotischen Moments in ein zweideutiges oder sentimentales Lied, das kleinste

Ganze jeder gymnastischen Leistung, das Mittel, dem Publikum die Schwierigkeit eines Haupttricks klarzumachen (Unterbrechen der Musikbegleitung, scheinbares Nichtiggehen etc.) — all das sind Tricks, und all das ist untrennbar vom Variétéleben.

Ist eine Nummer bis auf den kleinsten Trick festgestellt und durchgeübt, so wird sie, wenn anders sie gute Aufnahme fand, nun fünf bis zehn Jahre hindurch allabendlich in ganz genau derselben Weise vorgeführt. Abwechslung kommt in dieses unbegreiflich monotone Dasein durch die unaufhörliche Lustveränderung. Fast jeden ersten und häufig auch jeden sechzehnten beziehen die Artisten neue Standquartiere. Vor der letzten Vorstellung noch wird alles bis auf die unentbehrlichsten Requisite eingepackt, und nach oder noch während der Vorstellung, sobald die Nummer abstopiert ist, geht es in Hast zur Bahn; denn morgen abend wird bereits in der ein paar hundert Kilometer entfernten Stadt gearbeitet. Nur den besonders Gewandten und Glücklichsten gelingt es, die „Tour“ meist so zusammenzustellen, daß beim Engagementwechsel nur kurze Entfernungen zu bewältigen sind. Nach der Ankunft am Bestimmungsort, die oft erst am Nachmittag erfolgt, heißt es dann ohne Säumen das Gepäck zum Theater schaffen, sich vorstellen, die Garderoben beziehen, die mitgebrachten Apparate wieder zusammensetzen und eigenhändig anbringen, mit dem Orchester probieren und zwischendurch alte Bekannte begrüßen, die aus anderen Himmelsrichtungen eingetroffen sind. Endlich kann man unter Führung des trutzigberpichteten Bühnenmeisters auf die Wohnungssuche gehen, nicht ohne Erlaubigung darüber eingezogen zu haben, welche Stelle man im Programm erhalten hat. Die erste und die letzte Nummer, die erfahrungsgemäß unter der Unaufmerksamkeit des Publikums zu leiden haben, sind gleichermaßen verpöndet und werden denn auch in der Regel den kleinen Füllnummern zugeteilt, oder den Nebennummern solcher Truppen, die sich zu täglich zwei- oder dreimaligem Arbeiten (unter verschiedenen klingvollen Namen) verpflichten haben. Das Ganze und jede Abteilung des Programms ist nach dem Prinzip der Steigerung zusammengestellt.

Den künstlichen Leiter, der das besorgt, etwa mit einem Regisseur vergleichen zu wollen, wäre ein arger Irrtum. Mit dieser Kleinwelt der abenteuerrichsten Orthographie, der fürchterlichsten Meinverbreden, der souveränen Gedankenslosigkeit, der unbefangenen Plattheit hat die dramatische Kunst, auch mittelbar, nicht das Allermindeste zu schaffen. Indessen sind dem Kunsthandwerk, das hier gepflegt wird, eigene Gesetze der Wirkung eingeboren. Manches erfolgswohnte Mitglied „wirklicher“ Bühnen hat die Erfahrung machen müssen, daß es nicht so leicht ist, den Saltomortale von den Brettern auf das reichlicher lohnende Brett unbeschädigt auszuführen. Die Variétékunst — sit venia verbo — verlangt eine verbe Prestomaniere. Der vortragende Artist, der ganz allein, ohne Zusammenhang mit einer Handlung, ohne den Hintergrund einer Stimmung oder ein tragendes Milieu, im grellen Licht des Scheinwerfers die Zuhörer fesseln soll, muß immer-

hin seine spezifische Technik mit einer hohen Sicherheit beherrschen, wie sie nur der Drill des Spezialistentums erzeugt.

Von den Wagen, die den Artisten gezahlt werden, macht ein Unbetelliger sich keinen Begriff. Selbst gutgestellte Hofkassapierer schauen mit Neid zu solchen Summen empor. Die teureren Opernkräfte allein können den Vergleich aushalten. In der That steht das Einkommen der erstklassigen Artisten meistens in einem schreienden Gegensatz zu ihrer Bildung und zum Kunstwert ihrer Leistungen. Aber es denkt ja auch niemand daran, hier mit künstlerischem Maßstab zu messen. Nur der Unterhaltungs- und der Kuriositätswert beeinflussen, wie gelagt, das Verhältnis von Angebot und Nachfrage. Technische Geschicklichkeit (z. B. bei Parterretrekrabaten, Kunststrabazern, Jongleuren, gewissen gymnastischen Tänzerinnen), mit der „Arbeit“ verbundene Lebensgefahr (bei der „Lustarbeit“, d. h. Turnen an den hohen Trapezen, bei der Dressur und Vorführung wilder Tiere, der Zooder-Arbeit, gewissen Arten des Drahtseillaufens), Brant der Kostüme und der Ausstattung (namentlich bei den vielen „elektrischen Nummern“) sind vor allem von Bedeutung. Außergewöhnliche Unkosten für Unterhaltung von Personal und großen Tieren, für Anschaffung und Transport von Apparaten, Dekorationen, Klängen, Kostümen kommen natürlich ebenfalls für die Wagenbestimmung in Betracht.

Daß es aber darauf nicht wesentlich ankommt, beweisen die hohen Bezüge der beliebtesten Komiker. Als ich einmal im Anfang meiner Direktionsführung, an so große Summen (wenigstens für Monatsgehälter) noch nicht gewöhnt, einem solchen Herrn sagte: „Aber derartige Einkünfte hat ja kein Regierungspräsident!“ — erwiderte er mir recht trocken: „Ja, Herr Direktor, dann engagieren Sie sich doch einen Regierungspräsidenten!“ Der billige Komiker, den ich überhaupt auf mein erstklassiges Brett stellen durfte, erhielt fünf- bis sechshundert Mark, die Durchschnittsgröße für Komiker oder vielmehr für Humoristen betrug während meiner Amtszeit achthundert bis zwöfhundert Mark monatlich. Ein bekannter, älterer Soubretteur hat, oder hatte in jenen Jahren, den festen Preis von 2600 Mark, sein meistbegehrter norddeutscher Kollege, 3000 Mark für den Monat. Dieser, der sich seine meist wüßigen und bisweilen wirklich satirischen Couplets selber zu schreiben pflegt, soll es seitdem auf die doppelte Summe gebracht haben. Wenn dies auch für deutsche Verhältnisse eine Ausnahme ist, so darf man doch sagen, daß das Brot des Komikers im allgemeinen eines der wenigst harten auf dieser hartgebadenen Erde ist. Ein halbwegs fixer Commissions-Boyageur kann es in ein paar Monaten leicht zum Komiker mit drei- bis vierhundert Mark Monats-einkommen bringen; er braucht nur die „Schlager“ der bekannteren, insbesondere der „Selbstverfasser“, mit kleinen Veränderungen oder auch ohne diese verschämte Voricht allabendlich während eines Viertelstündchens mit starkem Stimmaufwand und selbstbewußter Handhabung eines alten Klapphutes der wohlwollendsten Hörerschaft zu vermitteln.

Die Wagen der Soubretten, d. i. der kürzer-



Anna und Anders. Nach dem Gemälde von Emerik Stenberg.

geschürzten, jetzt meist „französisch-lange“ oder „fußfreie“ Kostüme tragenden, zu etwas Vortrag und etwas Temperament verschrifteten Sängerrinnen bewegen sich in ähnlichen Grenzen. Bedeutendere Ansprüche machen die seridjen, lange Konzertroben tragenden, nur singenden, meist recht langweiligen Nieder- und Balzerlängerinnen, die fast ausschließlich in den kleineren und mittlere Betrieben vorkommen und zu den „Füllnummern“ gehören. Damenquette erhalten in den besseren Varietés sechshundert bis tausend Mark, Tanzduette etwas mehr; komische Duette, die aus einem Herrn und einer Dame bestehen, tausend bis zweitausendvierhundert Mark, in manchen Fällen, namentlich wenn es sich um die ersten Vertreter der französischen Excentricomik handelt, noch mehr. Bessere Damenensembles von fünf bis sechs Mitglieder acceptieren nicht unter achtzehnhundert bis zweitausend Mark, die erfolgreichsten der angelsächsischen „Sisters“-Zusammenstellungen fordern zweitausendvierhundert bis viertausend Mark monatlich und erhalten sie auch. Diese Engländerinnen sind zwar smart und besonders unmusikalisch und stimmlos, zeichnen sich aber meist durch hübsche Erscheinung, Fertigkeit in den englischen Tänzen und höchstvollendeten Drill aus vor den Wienerinnen aus, die an natürlichem Temperament, an Feinheit, wie an Talent für Bänselängerei und Balzerntänzen wieder turmhoch über den Töchtern Albions und den Norddeutschen stehen. Das englische Kapital hat sich übrigens auch diesen Induftriezweig nicht entgehen lassen: in London besteht eine „Schule“ für song and dance-Truppen, die jahraus, jahrein Hunderte von jungen Mädchen einpaukt, um die alte und die neue Welt mit Ensembles englischer Junge zu versorgen. Die Unterrnehmer und Unterrimprefarios der „Tiller school“ verdienen wohl ein Heidengeld damit; aber auch die Mädchen selbst sind im ganzen nicht schlecht gestellt, während in manchen deutschen und österreichisch-ungarischen Ensembles die armen Geschöpfe der gewissenlosesten Ausbeutung preisgegeben sind. Beneidenswert erscheinen dagegen jene Solodamen, denen Mutter Natur zwar wenig Stimme und Talent, dafür aber ein besonders wohlgefälliges Äußere mitgab und die sich dann durch staunenswerte Sparsamkeit eine prächtige Brillantensammlung und fürstliche Toiletten zu erwerben verstanden. Mit nicht allzu verschämter Beklame bringen sie es leicht zur „Attraction“ und erzielen als solche, namentlich wenn sie aus Paris kommen, in unseren größten haupthäufigsten Brettinstituten (in Berlin: Wintergarten, Apollotheater, in Hamburg: Hanftheater, in Köln: Reichshallen etc.) vier-, fünf-, sechstaufend Mark im Monat und mehr.

Dies ist die große, nicht offizielle, aber darum nicht minder entscheidende Spaltung zu berühren, die das ganze Artistentum in zwei Teile scheidet. Auf der einen Seite stehen die echten, sozusagen die „gelernten“ Artisten, die Artisten schlechtweg („ein alter Artist“ ist der größte Ehrenname in der Spezialwelt des Gauklerturns); das sind alle, bei deren Tätigkeit körperliche Kraft und Gewandtheit, Mut und unendliche Geduld den Ausschlag geben: also vor allen die vielerlei Arten

der Gymnastiker, die mit sechs, acht Jahren oder gar noch früher in die Hände des Drillmeisters, gewöhnlich des Vaters, kommen und dann Jahre hindurch, solange sie eben für ihren Beruf tauglich sein wollen, fast tagtäglich unter mehr oder minder empfindlichen Anstrengungen und Schmerzen alte „Tricks“ üben und neue probieren müssen. Auf der andern Seite stehen die Gesangskräfte aller Schattierungen. Die Schwinger und Springer sehen begrifflicherweise nicht ohne Verdruss, wie so ein Humorist, dessen ganzes Gepäd aus dem Fradanzug und den Notizen für die Begleitmusik besteht, der nur am Tag der Ankunft und auch dann nur in nachlässig marrierender Weise probt, oder wie so eine „Kostümsoubrette“, die außer dem Kostüm und dem, was es ent- und verhält, kaum Kennenwertes ins Treffen führen kann, ihnen in der Kunst des Pubilitäts und in der Munificenz des Direktors den Rang abläuft. Das Böllchen der „Eingers“ hinwiederum schaut begrifflicher, wenn auch nur sehr relativ berechtigterweise auf die „arbeitenden“, in Sprache, Aussehen und Manieren viel ungebildeter erscheinenden „Kletterer“ hochmütig herab. Der Gegensatz verstärkt sich natürlich vielfach noch dadurch, daß der Humorist, von Natur meist leichtsinnig und wibboldig wie der charmanteste Weinreisende, daneben in noch höherem Grade die liebenswürdige und meist liebebedürftige Soubrette oder die reizend radebrechende „Eister“ auch außerhalb der Vorstellung nicht zu unterschätzende Erfolge erzielen können, namentlich bei den Stammgästen und einer leutseligen Direktion. Der Akrobat, der Zahnfänger, der Schlangentänzer u. s. f. hat meist eine stattliche, mit gutem Appetit geeignete Familie zu ernähren; die Gelundene und Elastizität seines Körpers ist sein Kapital; daher kann er sich dem Wirtshausleben, zumal in den Nachtstunden, nicht so hingeben wie die Kollegen und Kolleginnen von der andern Fakultät, daher erzieht er auch die Söhne und namentlich die Töchter mit fast puritanischer Strenge und pflegt, trotz der Bepflüsterung in dem fortgesetzten Wander- und Gauklerleben, ein solides Familienleben zu führen. — Natürlich ist der grundsätzliche Unterschied im Artistentum nicht jedem einzelnen der Beteiligten klar bewußt, und auch diese Erscheinung läßt zahlreiche Ausnahmen zu. Trotzdem ist sie wichtig für die Psychologie des Artisten.

Auch Gymnastiker können glänzende Honorare erreichen. Die Lustturntrios erhalten durchschnittlich zwei- bis dreitausend Mark pro Monat, zwei erstklassige Reckturner beziehen zusammen zwölftausend, fünfzehnhundert Mark und mehr, ein renommierter Redtiro fünfzehnhundert bis zweitausend Mark. Körperliche Leistungen werden um so höher honoriert, je origineller die „Aufmachung“ ist. Die arme, jetzt erblindete Baronin Mathen z. B., die das Schultreten auf die Varietésbühne brachte, erhielt durchschnittlich einhundertzwanzig Mark pro Abend. Die höchste kollegiale Anerkennung des Artisten lautet: „Er versteht seine Nummer zu verkaufen.“ Hat eine wenigstens teilweise durch Verheertheit verblüffende Einfließung oder ein neuer Haupttrick (das Ziel der Echnucht jedes rechten Artisten) noch den Vorzug einer starken komischen Wirkung, so wird die Nummer — her-

vortragende gymnastische Produktionen selbstverständlich vorausgesetzt — hier mit Gold aufgewogen. So ist die Normalgale eines englischen Eccentric-Schlappseilspielers sechshundert Mark, der paar besten Originaljongleure bis drei- und viertausend Mark, der begehrtesten „Knod-Abouts“ (je zwei bis drei excentrische Akrobaten amerikanischer und englischer Abkunft) zwei- bis viertausend Mark. Bei dem ungeheuren Angebot guter Normalakrobaten sind indessen ganze Familien von fünf bis acht Köpfen, die in einem Programm zwei bis drei tägliche, wenn auch unoriginelle Nummern stellen können, schon unter tausend Mark zu haben.

Da das Engagement in Provinzstädten zwei bis vier Wochen, in den Großstädten selten mehr als zwei Monate zu dauern pflegt, ist jeder Artist beständig darauf angewiesen, vorausschauend für rechtzeitiges Unterkommen zu sorgen. An sich ist es beißig dabei die Parole des ganzen Artistenlebens. Im Gegensatz zu dem Schauspiel, der mindestens auf eine ganze Saison verpflichtet wird, muß der Artist beständig aufs Engagiertwerden hinarbeiten. Hierbei wird er zwar durch den Agenten entlastet; aber da jeder Agent am liebsten mit bereits anerkannten und authorisierten, also auch eine entsprechend hohe Provision einbringenden Kräften „arbeitet“, so ist gerade der erst aufstrebende Artist auch für die laufmännische Seite seines Berufs hauptsächlich auf sich selbst angewiesen. Mancher brave, nur geschäftlich ungewandte Artist bringt es nie auf einen grünen Zweig, weil er das Verdiente in den Zeiten des Wohlstandes wieder vergehren muß oder weil er aus Angst vor dem „Frei“-Weiben seine Gage „brüden“ läßt, so daß ihm nach Abzug der meistens sehr beträchtlichen Reiseposten, die von den Direktionen nur teilweise ersetzt werden, kaum genug für den Unterhalt der Familie und der bezahlten Gehilfen bleibt. Manches andere jedoch versteht es durch kluge geschäftliche Manipulationen, durch diplomatische Behandlung der Direktoren, durch unverdrossene Offertenerbitterung und nachdrückliche Reklame, sich so wohl einzuführen, daß er stets in „seinem Verhältnis“ und stets auf ein paar Monate voraus engagiert ist. Bewährte „Zugnummern“ sind oft auf zwei Jahre hinaus „bestimmt“. Einer nicht geringen Anzahl von Artisten ist es daher geblüht, sich mit einem hübschen Vermögen ins Privatleben zurückzuziehen. Weit, weit größer aber ist die Zahl derer, die arm und heimatlos sterben. Für die Belagerten, die aus den dumpfen, jumpfigen Niederungen des Tinglettangels (im eingangs erläuterten engeren Sinn) nie herausgekommen, ist dies das natürliche Ende. Mancher aber, der Jahre hindurch Riesenummen einnimmt, kommt durch eigne Schuld ins tiefste Elend. Häufig heißt es: Wie gewonnen, so zerronnen. Neben anderen noblen Passionen fordert das Glücksspiel viele Opfer.

Freilich sind gerade dem Artisten mildernde Umstände hier nicht zu verjagen. Das unstete Leben, die Isoliertheit abseits der bürgerlichen Welt und des nationalen Lebens haben die unvermeidliche Folge gehabt, daß das Raffen-

haus zum Centrum des Artistenlebens wurde. Hier verbringt man die freien Stunden, hier trifft man alle Freunde und gewinnt neue, hier spricht man sich über alles aus, hier liest man Zeitungen, schließt Kontrakte, zeigt die neuen Schmuckstücken, macht die Kur, isst und trinkt und — spielt, spielt! Billard, Domino, Stat und was immer von Glücksspielen in der Mode ist. Woher sollte in diesem erregten Leben eines beständigen Sichzurückschauellens, Sichverlachsens die Sammlung, die Anleitung oder nur der Trieb zu geistiger Beschäftigung, zu der so notwendigen Weiterbildung kommen? Und wo sonst sollte man die Zeit totschlagen, als im Artistencasé? Hier allein hat man das Gefühl, als voll geachtetes Mitglied unter Seinesgleichen zu sein, kurz: zu Hause zu sein. Das für ein Band zufällig in diesem Monat um das Artistencasé herumliegt, das ist dem Durchschnittsartisten herzlich unerlei. Er reist dreißig Jahre lang in allen Zonen herum — aber er hat nicht so viel Menschen- und Länderkunde davon heimgetragen wie der große Lebenskünstler von Weimar von einem einstufigen Spaziergang auf der Chaussee. Nur eines kennt er in Petersburg wie in Mailand, in Budapest wie in Chicago: die Varietés und die Artistencasés.

Ungeheure, täglich wachsende Reichtümer lagern in den Kunstschatzkammern der Kulturnationen. Ungeheuer aber ist auch in unseren erleuchteten Tagen noch die Zahl der Armen im Geiste, die ihr Lebenlang von diesem alleinbeglückenden Reichtum nicht einen Schimmer genießen. Es wäre ein ideales Ziel, aufs innigste zu wünschen, daß unser ganzes Volkleben so von echter Kunst durchstränkt werde, wie es heute noch mit Halbkunst, Afterkunst, mit Antikunst vergiftet ist; daß eine mächtige Hebung des allgemeinen Empfindens für das wahrhaft Schöne die ganze Welt des Varietés zum Nichts zusammenschumpfen lasse. Aber wie unendlich fern sind wir einem solchen Ziel! Auch das Variété muß wohl einem Verdürfnis dieser unsertigen, aller Sammlung abholden Zeit entsprechen. Deshalb wäre es ungerrecht, das Artistenvölkchen, soweit es sich redlich nach bestem Wissen und Können nährt, zu verachten oder zu beschuldigen. Fänden sie kein dankbares Publikum, so hätten sie alleamt der Gaukelei längst abgejagt, die indessen kaum um ein paar Tage jünger sein dürfte als die Menschheit selber. Daraus soll nicht gefolgert werden, daß die vollherzigen Elemente müßig zusehen sollten. Es gilt, das anscheinend notwendige Uebel nach Kräften einzudämmen. Und das geschieht am besten, indem man nach altem Rezept den Feind mit seinen eignen Waffen schlägt, d. h. indem man dem unberatenern Volk gute, gesunde, vorzüglich heitere Kunst ebenso bequem zugänglich macht wie es die Variétékunststücke sind. Alles Lehrhafte, alles Schwerverdauliche muß dabei ausgeschlossen bleiben. Mancherlei Wege öffnen sich da, die freilich alle nicht leicht zu gehen sein werden. Aber desto eher sollte man mit diesem unblutigen, höchst erprießlichen Kampf einen ernsthaften Anfang machen. Lieber heute als morgen!



Der Wind, der sonst so ungestüm —

von  
Georg Buße-Palma.

Der Wind, der sonst so ungestüm,  
Heut ist ein feiner Duft in ihm,  
Und weich wie eine Kinderhand  
Streicht manchmal er mein Gartenland.

Es sind vom Herbst darin zu schau'n  
Noch viel der Blätter gelb und braun,  
Doch unter ihnen guckt hervor  
Maiglöckchen schon und Veilchenflor.

Die erste Schwalbe auch ist da  
Und rief vergnügt, als sie mich sah:  
Ich und die Veilchen dir zu Füßen  
Sollen dich herzlich vom Frühling grüssen! . . .



Abb. 1. Die Witternachtssonne, von der Station in Hornsund aus gesehen am 23.—24. Juni 1900.

## Die Polarforschung und die schwedisch-russische Gradmessungsexpedition nach Spitzbergen.

Von

Dr. Alexander von Bunge.

Mit vierzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Der Umstand, daß gerade jetzt wieder einmal die Nordpolfrage und die Polarforschung überhaupt in ein akutes Stadium getreten sind, mag die Wahl des Zeitpunktes für die nachfolgenden Mitteilungen motivieren, während andererseits meine Teilnahme an mehreren Polarexpeditionen mir die Berechtigung geben mag, dieses Thema hier zu behandeln. Noch ist der großartige Erfolg Nansens nicht vergessen, und der Name seines unglücklichen Rivalen, Andrés, lebt noch in aller Munde, und doch sehen wir schon wieder eine ganze Reihe neuer Expeditionen sich nordpolwärts bewegen. Im Norden Grönlands weilte der unermüdete Forscher Peary, von dem wir vor nicht langer Zeit günstige Nachrichten erhalten haben; er widmet seine Tätigkeit ausschließlich dem Norden Grönlands, dessen Kenntnis wir wesentlich ihm verdanken. In denselben Regionen muß auch Sverdrup, der

brave Kapitän des „Fram“, weilen, doch gibt der Umstand, daß wir bereits das dritte Jahr keine Nachricht weder von ihm, noch vom „Fram“ haben, Anlaß zu ernststen Befürchtungen. Im vorigen Jahre kehrte der Herzog der Abruzzen von einem leider mißglückten Versuch, den Nordpol zu erreichen, zurück, und in diesem Jahre soll eine mit offenbar großen Mitteln ins Leben gesetzte amerikanische Expedition unter Baldwin denselben Versuch und auf demselben Wege, von Franz Josephs-Land aus, wagen. Ich fürchte, daß auch dieses Mal, trotz der großartigen Anlage des Unternehmens, dasselbe resultatlos und mit demselben Mißerfolge, d. h. Verlust an Menschen, enden dürfte, wie die italienische Expedition, weil die Leute die in diesem Teile des Eismeeres geltenden Bedingungen, die beständige von Ost nach West gerichtete Eisdrift, außer acht lassen. Der Herzog der Abruzzen kann



von Glück sagen, daß er mit erfrorenen Fingern davongekommen ist. Ein Jakute freilich würde sagen: der Mann muß sehr arm sein, denn nur ein armer Mann, der sich nicht warm zu kleiden vermag, kann seiner Meinung nach Glieder erfrieren. Widdendorf, der unübertroffene Sibirienforscher, versichert sogar, daß sich Jakuten niemals Gliedmaßen erfrieren; doch habe ich dort Leute mit erfrorenen Wangen gesehen; aber diese waren in der That arm und ganz unverhofft von einem argen Schneewetter überrascht worden. Den Herzog der Abruzzen können wir nicht für arm halten und müssen uns daher nach einem anderen Grunde für sein Mißgeschick umsehen. Weiter verdienen hier die Fahrten des Admiral Makarow auf dem Eisbrecher „Jermak“ Erwähnung; auch er scheint mir nicht auf dem richtigen Wege zu sein, wenigstens seine Fahrten bei der kurzen Dauer derselben nicht als rechte Nordpolfahrten gelten können. Eine Polarexpedition, die unser speciell Interesse erregt, ist die meines früheren Reisegefährten Baron Ed. Toll, der sich die Erforschung des von ihm im Jahre 1886 gesehenen, bisher aber von keinem Menschen betretenen Sannikow-Landes, sogenannt nach einem Promyschlennif

(Mammulstelenbeinsucher) Sannikow, der das Land 80 Jahre vor Toll gleichfalls nur gesehen hatte — zum Ziel gesteckt hat. Vor kurzem erhielten wir günstige Nachrichten von der Expedition, die die zweite Überwinterung im sicheren Hafen der Perpitshjebai, auf der Insel Kotelny durchmacht. Ist auch das Sannikow-Land bisher nicht gefunden, so sind doch sehr interessante Forschungen auf den verschiedensten Gebieten der Naturkunde angestellt worden, die in jenen nur wenig bekannten Gegenden im nächsten Sommer erweitert werden sollen. Endlich bleibt hier noch zu erwähnen übrig die große schwedisch-russische Gradmessungsexpedition nach Spitzbergen, die im vorigen Jahre, nach dreijähriger Arbeit, was wenigstens den russischen Anteil betrifft, glücklich beendet worden ist. An dieser Expedition habe ich mich in den ersten zwei Jahren 1899 bis 1900 beteiligt und gedenke, in folgendem dieselbe einer eingehenderen Besprechung zu unterziehen.

Unter diesen genannten Expeditionen müssen wir zwei Kategorien unterscheiden, solche, die sich zur speciellen und fast ausschließlichen Aufgabe die Erreichung des Poles gesetzt haben, und solche, die überhaupt den polaren Norden in einer oder der an-



Abb. 2. Die Station nach dem letzten Schneeturm, am 23. Mai 1900, abend 8.

deren wissenschaftlichen Beziehung erforschen. Die ersteren sind leider in eine Art Sport ausgeartet, wo einer den Record des anderen zu brechen sucht, und im Hinblick hierauf wäre es sehr zu wünschen, daß der Pol so bald wie möglich erreicht werde, damit diesem Unfug — anders kann man es wohl nicht bezeichnen — ein Ende gesetzt werde, da sonst noch große Opfer an Zeit, Geld und leider auch an Menschenleben zu erwarten sind. Die wissenschaftliche Polarforschung dagegen wird gewiß noch lange reiches Material im Norden finden.

Als das Ideal einer Polarexpedition können wir die Nansen'sche Expedition hinstellen, die beide Ziele: Erreichung des Poles und umfangreiche streng wissenschaftliche Forschungen auf den verschiedensten Gebieten der Naturforschung verfolgte. Wir bewundern an ihr die wirklich großartige Anlage des ganzen Planes, das richtige Kalkül Nansens bis in jedes Detail und dann die glänzende Ausführung des Programms. Eine solche Überwinterung, wie sie Nansen und sein Begleiter Johannsen ausführten, sowie die ganze abenteuerliche Fahrt, wird gewiß noch lange als unerreichbares Ideal der Polarforscher dastehen. Nur eine ganz ungeheure Energie, Überzeugungstüchtigkeit und eine seltene Schulung des Körpers sind im stande, solche Strapazen zu überwinden. War es auch Nansen nicht vergönnt, den Pol zu erreichen, so hat er doch — meiner Meinung nach wenigstens — die Nordpolfrage vollkommen genügend gelöst.

Es ist am Pol nichts mehr zu erwarten — von den alten Phantasiegebilden einer grünen Insel im offenen Meer gar nicht zu reden — als Meer zwar, aber mit gewaltigen Eismassen bedeckt, die in beständiger Drift sich drängend und pressend, fortbewegen. Ein Aufenthalt am Pol, auch von kürzester Dauer, wie ihn wissenschaftliche Forschungen erfordern, ist unmöglich, selbst wenn es gelingt den Pol zu erreichen. — Es ist daher auch verständlich, wenn Leute, die ein richtiges Verständnis für Polarforschung haben, sich nun der noch sehr wenig bekannten Südpolarregion zuwenden, wo man im Gegensatz zum Nordpol, Festland voraussetzen kann. Dort hin sind eben drei Expeditionen aufgebrochen, eine deutsche unter Prof. Dyrgalsky, eine schwedische unter Nordenskjöld, einem Neffen des berühmten Polarforschers, und eine englische.

Das strikte Gegenteil der Nansen'schen Expedition war die des unglücklichen André. Bei ruhiger objektiver Betrachtung war die Expedition geradezu unverständlich, und man konnte von derselben im günstigsten Falle nur die Rückkehr der Teilnehmer erwarten; etwaige wissenschaftliche oder sonstige Resultate waren nicht vorauszusetzen. Die Möglichkeit der Rückkehr der Teilnehmer war ja nicht absolut auszuschließen, wenn gleich sie für jeden, der den polaren Norden kennt, sehr unwahrscheinlich war. Schuld an dem Unternehmen hat zunächst natürlich die Idee André's, die auf höchst ungenügenden Vorarbeiten basierte. Dann aber der unglück-

selige Antagonismus der beiden Bruderstaaten, Schweden und Norwegen. Der Erfolg des Norwegers Nansen ließ dem Schweden André keine Ruhe, und sein Ehrgeiz wurde bis zum Äußersten angeflacht durch die unbarmherzige Presse, zunächst die schwedische und norwegische, der sich die Blätter der ganzen civilisierten Welt, bis zu den Witzblättern herab, wie

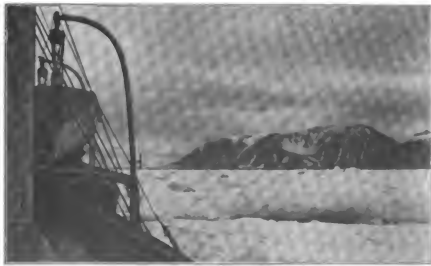


Abb. 3. Der Dampfer „Sebol II“ am Eingange des Hornsundes im Treibeis (Fadris), am 19. August 1900.

eine wilde Meute anschloffen. Gleich einem gekehrten Wilbe trieben sie den unglücklichen Mann und mit ihm seine Gefährten in den sicheren Tod. — Als vor drei Jahren die Nachricht kam, man hätte den Ballon Andrés gefunden, glaubte ich, die Nachricht sei wahr. Die angeblichen Aussagen der Tungusen klangen außerordentlich wahr und dem Charakter dieses Vol-



Abb. 4. Die Werkstätt der Station.

kes entsprechend. Es erwies sich nachher alles als eine freche Mythisation, und seitdem muß man natürlich André für hoffnungslos und spurlos verloren halten.

In folgendem will ich kurz die Reisen, an denen ich teilgenommen habe, aufzählen. Die erste Expedition, der ich als Arzt und Naturforscher beigegeben war, war die Venaxpedition in den Jahren 1882 bis 1884. Unser Ziel war die Errichtung einer meteorologisch-magnetischen Station an der Mündung der Vena — eines Gießes in der Kette jenes großen internationalen Unternehmens für gleichzeitige Beobachtungen rund um den Nordpol. Zugleich war im Programm die Erforschung des Gebietes in zoologischer, botanischer und geologischer Beziehung vorgesehen, welche Aufgabe speciell mir zufiel. Zwei Überwinterungen machten wir hier glücklich durch, und ich hatte zur Genüge Gelegenheit, die Lebensbedingungen des polaren Winters zu studieren. Liegt ja doch die Venamündung nicht weit von einem der sogenannten Kältepole der Erde, Werchojansk, wo im Januar Temperaturen von  $-70^{\circ}$  C. beobachtet werden. Von hier aus machte ich der Akademie der Wissenschaften den Vorschlag einer Expedition auf die Neusibirischen Inseln, dieses *pium desiderium* der Akademie seit einer Reihe von Jahren.

Die Inseln hatten bis dahin ein, unverdienterweise, schlechtes Renommee: es hieß von ihnen, man könne sie wohl er-

reichen, aber man käme nicht mehr zurück. Erkundigungen, die ich eingezogen hatte, ergaben durchaus das Gegenteil, und ich war so glücklich, bald den Auftrag zu erhalten, die Expedition dorthin auszurüsten, nebst den dazu gehörigen Geldern, und im Jahre vorher das Janagebiet zu erforschen, das bis dahin so gut wie vollkommen unbekannt war. Als Begleiter wurde mir Baron Toll zumkommandiert, mit dem ich die genannten Gebiete in den Jahren 1885—1886 nach Möglichkeit durchforschte. Der böse Zauber der Inseln war gebrochen, wir kehrten mit allen unseren Begleitern wohlbehalten und mit reichen wissenschaftlichen Sammlungen wieder nach Hause zurück, und schon wenige Jahre später, 1893, besuchte Baron Toll die Inseln ganz vorübergehend, in Form eines Abstechers, während er am gegenüberliegenden Festlande eine andere Aufgabe verfolgte. — In den Jahren 1888—1891 befand ich mich als Arzt auf verschiedenen Kriegsschiffen der Kaiserlich Russischen Marine im Stillen Ocean, wobei ich wiederholtlich Kamtschatka besuchte und hierbei bis ins Polargebiet, die Mündung des Anedyr, vordrang. Auch hatte ich im Winter 1889—1890 das Glück, als Chef einer kleinen Expedition den äußersten Norden Japans besuchen zu können, den nur selten der Fuß eines Europäers betreten hatte, um dort die Überreste eines kleinen geschichteten Kriegsschiffes aufzusuchen. Im Frühling 1893 wurde ich,



Abb. 5. Aufbruch nach den astronomischen Punkten, Frühling 1900.

nachdem ich eben den Winter auf der Zoologischen Station in Neapel zugebracht hatte, als Arzt der Jenissei-Expedition unter Leutnant Dobrotvorski zummandiert. Unsere Aufgabe war keine leichte. Die Expedition stand im Zusammenhang mit dem Bau der großen Sibirischen Eisenbahn und hatte den Zweck, Schienen und kleine Flußdampfer aus England an die Mündung des Jenissei und diesen Strom aufwärts zu befördern. Auf ganz kleinen schwachen Flußdampfern, mit einer Kohlenbarke im Schlepptau, gelangten sie glücklich von England nach Norwegen, dann durchs Eismeer und das so gefürchtete Karische Meer, den sogenannten Eiskeller, in die Mündung des Jenissei und diesen stromaufwärts bis zur Stadt Jenissei. Durch einen glücklichen Zufall kamen wir mit Eis fast gar nicht in Berührung. In den Jahren 1895—1898 befand ich mich wieder als Arzt an Bord des Panzerkreuzers „Kurik“ im Stillen Ocean, und, von dort im Herbst 1898 zurückgekehrt, wurde ich bereits am folgenden Tage aufgefordert, an der Spitzbergenezpedition als Chef des wirtschaftlichen Teiles teilzunehmen. Ich nahm diesen mir ehrenvollen Auftrag um so lieber an, als mir hier Gelegenheit geboten wurde, einen Vergleich zwischen dem polaren Norden Asiens mit dem Europas anstellen zu können.

Häufig stößen wir im großen Publikum auf die Frage: „Was treibt eigentlich den Menschen in den Norden? Was hat er in den ewig kalten, nebeligen, stürmischen Gegenden zu thun, wo es doch zur Genüge warme, schöne Gegenden gibt?“ Die Antwort auf diese Fragen ist zum Teil schon

im Früheren gegeben. Heutzutage sind es wissenschaftliche Fragen, die den Gebildeten veranlassen, den Norden aufzusuchen. Die Intensität einzelner Erscheinungen im Hochnorden läßt gerade hoffen, daß dort die Entscheidung vieler Fragen erreicht werden kann. Hierher gehören zunächst die Meteorologie nebst dem Erdmagnetismus, das immer noch rätselhafte Phänomen des Nordlichts. Weiter kommen die immer interessanter und reichhaltiger sich erweisenden biologischen Erscheinungen, sowohl des pflanzlichen, als auch des tierischen Lebens. Ein großartiges Feld eröffnet sich endlich für die wissenschaftliche Thätigkeit des Geologen, die Erforschung früherer Erdperioden, z. B. der Mammutzeit und der so außerordentlich interessanten und nur zum Teil aufgeklärten Eiszeit, die erst seit wenigen Jahrzehnten richtig aufgefaßt worden ist. — Kurz eine Unzahl der brennendsten, wissenschaftlichen Fragen harren im Norden ihrer endgültigen Lösung. — Dazu kommt, daß die nordische Natur ganz ohne Zweifel auf den Besucher einen besonderen Reiz ausübt, den jeder empfunden haben wird, der überhaupt Sinn für Naturschönheit hat. Gerade das Starre, Ede verleiht der polaren Landschaft etwas Majestätisches, Imponierendes, bei gleichzeitig landschaftlicher Schönheit und überraschender Farbenpracht. Zum Teil mag sich uns die Schönheit der nordischen Landschaft auch deswegen einprägen, weil wir sie im ganzen selten genießen können. Meist fñhren uns Nebel, Regen, Schneetreiben, Stürme, — kommt es dann aber zur Ruhe und Klarheit, so genießen wir dankbar das Gebotene um so intensiver,

und das Gute bleibt dem Gedächtnis erhalten. — Endlich muß ich noch hervorheben, daß sich die Polarreisenden stets im Norden eines außergewöhnlichen Wohlbefindens erfreuen. Dieser Umstand wird gewiß vollkommen richtig der Reinheit der Luft, dem Mangel jeglicher Krankheitskeime zugeschrieben. Alle kleineren Erkrankungen, wie Schnupfen, Husten, Halsentzündung zc. fehlen vollkommen, von schwereren fieberhaften Krankheiten schon gar nicht zu reden, und dieses glücklichen Zustandes gedenkt man um so lieber, als nach der Rückkehr in belebte Orte mehr oder weniger schwere Krankheiten sich mit absoluter Sicherheit einstellen. Ich komme auf diese Frage nochmals zurück.

Die Spitzbergensexpedition war, wie mehrfach und zuletzt noch auf dem Erödnungskongreß in Paris 1900 hervorgehoben wurde, unstrittig eines der größten wissenschaftlichen Unternehmungen der Neuzeit. Zwei Staaten beteiligten sich an derselben, Schweden und Rußland, und in jedem war die Leitung einer Kommission von hervorragenden Gelehrten, in Rußland unter dem Vorsitz des erlauchtesten Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, dem Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch, in Schweden unter dem Vorsitz des Kronprinzen Oskar, übertragen, die im Einverständnis miteinander und bisweilen vereint, ihre Sitzungen abhielten. Der Zweck der Expedition war eine Gradmessung, und der Zweck dieser die genaue Bestimmung der Form unserer Erde, die, ungeachtet der Bestrebungen der Gelehrten der letzten Jahrhunderte, immer noch nicht mit genügender Sicherheit festgestellt ist.

Gradmessungen haben bereits an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten stattgefunden und sich stets als besonders mühevoll und zeitraubende Arbeiten erwiesen. Eine Gradmessung aber im hohen Norden, wie auf Spitzbergen, war noch nie vorgenommen worden und versprach um so ergreiflicher zu sein,

als hier gerade die vermutliche Abplattung der Erde zum Pol hin zur Geltung kommen mußte; andererseits aber konnte man im Hinblick auf die klimatischen Verhältnisse hier ganz besondere Schwierigkeiten erwarten, denn nichts stört die Beobachtungen mehr als Niederschläge, Nebel und Stürme, die gerade im Norden zu Hause sind. Die Wahl des Operationsfeldes war auf Spitzbergen gefallen, da diese Inselgruppe, bei sehr nördlicher Lage, einmal verhältnismäßig leicht zu erreichen ist, dann aber auch in folge ihrer geographischen Konfiguration, der Anordnung von Wasser und Land mit vordringenden, markierten Raps und Bergspitzen, besonders geeignet ist zur Anlage eines triangulatorischen Netzes. Die Bearbeitung des südlichen Teiles dieses letzteren wurde der russischen Abteilung übergeben, während der nördliche Teil den Schweden zufiel.

Die Inselgruppe Spitzbergen liegt bekanntlich nördlich von Europa unter  $76\frac{1}{2}^{\circ}$  bis  $80\frac{1}{2}^{\circ}$  nördlicher Breite und etwa 10 bis  $30^{\circ}$  östlicher Länge; sie besteht aus vier größeren und einer Menge kleineren Inseln. Die größeren sind durch tiefeinschneidende Buchten, Fjorde, charakterisiert, von welchen einer, der Eisfjord, alljährlich das Ziel vieler Touristen ist. Das Land ist im allgemeinen gebirgig und mit mächtigen Gletschern und sogenanntem Inlandeis bedeckt, und die Gipfel der höchsten Berge erreichen 1500 bis 1800 Meter. — Entdeckt wurde Spitzbergen im Jahre 1596 von dem berühmten Seefahrer Willem Barrents bei seinem Versuch, die nördliche Durchfahrt zu finden. Infolge der bei



Abb. 6. Geschossene Bärin mit Jungen. 28. Mai 1900.

Spizbergen angetroffenen Reichtümer an Baltieren, Walrossen, Robben, Eisbären und Eisföchen zc. wurde es bald der Zielpunkt fast sämtlicher Nationen Europas; Franzosen, Deutsche, Engländer, Russen, Holländer machten einander hier gegenseitig die Rechte streitig, und nicht selten kam es zu blutigen Kämpfen. Die Oberhand hatten in früheren Jahren die Holländer, die hier eine vollständige Stadt, Smeerenburg, gründeten. Im XVIII. und bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts wurde Spizbergen von Russen am häufigsten besucht, von den sogenannten Pomoren, die gleichfalls hier viele, oft unfreiwillige, kleine Niederlassungen gründeten. In letzter Zeit ist Spizbergen hauptsächlich von norwegischen Schiffen exploitiert und besucht worden. Spizbergen ist vorläufig international.

Außer der Gradmessung war die Gründung einer meteorologisch-magnetischen Station ersten Ranges und somit eine Überwinterung auf der Insel beschlossen, wodurch zugleich den Herren Beobätern Gelegenheit geboten war, gleich nach glücklich überstandnem Winter die Arbeiten im Frühling wieder aufzunehmen, lange noch bevor die Schiffe

Spizbergen erreichen konnten. Endlich waren noch geologische, zoologische und botanische Forschungen in das außerordentlich umfangreiche Expeditionsprogramm aufgenommen worden.

Mir speciell fiel der ganze wirtschaftliche und medizinische Teil zu, wie Häuserbau, die Verproviantierung und Verpflegung. Außerdem war ich gern bereit, mich an den meteorologischen und magnetischen Beobachtungen zu beteiligen, da mir diese von früheren Expeditionen geläufig waren. Endlich beabsichtigte ich etwaige freie Zeit im Sommer zu zoologischen und botanischen Sammlungen und Beobachtungen zu verwenden.

Es ist hier nicht der Platz, auf die Details meiner Haupttätigkeit einzugehen, über die ich übrigens bereits wiederholt in medizinischen Gesellschaften St. Petersburgs referiert habe. Es mag hier genügen, zu erfahren, daß die Gebäude einen Bretterbau mit Torfsfütterung darstellten, und daß sie sich bei großen, hellen Räumlichkeiten warm und solid genug erwiesen, um allen Anbitten des Nordens zu widerstehen. Was die Verproviantierung betrifft, so ist eine solche ja zur Zeit nur eine Geldfrage; mit genügenden



Abb. 7. Mitternachtssonne, Hornsund. 16.—17. Juli 1900.

Mitteln bietet es absolut keine Schwierigkeit, auch für eine große Anzahl von Personen die nötige leibliche Verpflegung für ein oder mehrere Jahre zu besorgen. Die Konservierung von Lebensmitteln hat in den letzten zwanzig Jahren ganz außerordentliche Fortschritte gemacht. So war es denn auch mir, wenigstens nach Versicherung meiner Kameraden, durchaus gelungen, die Ansprüche aller zu befriedigen. Ich bin überhaupt überzeugt, daß noch nie eine Überwinterung mit solchem Komfort und unter in jeder Beziehung so guten hygienischen Bedingungen ausgeführt worden ist.

So brach denn im Frühling 1899 eine große Anzahl Gelehrter beider genannten Nationen auf mehreren Schiffen zur gemeinsamen Arbeit im hohen Norden auf. Russischerseits war von Sr. Erz. dem Marineminister ein Kriegsschiff, der „Balkan“, der Expedition zur Verfügung gestellt, während Sr. Erz. der Minister der Wegelommunikationen den Sibauer Eisbrecher „Ledokol II.“ den Zwecken der Expedition anheimstellte, die auch beide im Laufe dreier Sommer der Expedition vortreffliche Dienste geleistet haben. Ein geharterer schwedischer Dampfer, im ersten Sommer die „Betty“ (Kapitän Arvedson), im zweiten und dritten Sommer der „Nurik“ (Kapitän Ekström) vermittelte die Verbindung mit dem Festlande und die Kohlenversorgung der Schiffe.

In Tromsø versammelten sich Mitte Juni sämtliche Schiffe und alle Teilnehmer zu den letzten Besprechungen und Beratungen. Hier wurde auch der Beschluß gefaßt, die russische Station im südwestlichen Teile von Spitzbergen zu gründen, nicht wie früher beabsichtigt war, auf einer der kleinen östlichen Inseln. Wir werden später sehen, daß dieser Beschluß uns zum Glück gereichte.

Dann erfolgte der gemeinsame Aufbruch in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni; am 17. zeigte sich uns die wilde, zum Teil mit



Abb. 8. Rast auf dem Eise, Hornsund. 17. April 1900.

Schnee bedeckte Küste des südlichen Spitzbergen, und bald darauf liefen unsere Schiffe in den Hornsund ein, während die schwedischen Schiffe ihrem Bestimmungsorte, der Treurenburgbai, an der Nordküste der Insel zu steuerten.

Mit einem Schlage entrollte sich vor unseren Blicken ein herrliches Bild hochnordischer Natur, wie ich es früher trotz dauernden Aufenthalts in Polargegenden nie gesehen, nur aus Büchern gekannt hatte. — Der Hornsund gehört zu den malerischsten Gegenden Spitzbergens. Zu beiden Seiten der Bucht ziehen sich die wunderbar geformten Bergketten, denen die Insel ihren Namen verdankt, hin, während zwischen ihnen sich mächtige Gletscher zum Meere hin erstrecken, um bisweilen in dieses auszumünden. Die Produkte der Gletscher, kleine Eisberge, umschwammen uns, und nicht selten hörten wir das Geräusch des sogenannten Kalbens der Gletscher, d. h. den Moment, wo ein größeres Stück Eis ins Meer abstürzt. Eine große Menge typisch hochnordischer Vögel belebte die Scenerie, während bisweilen aus dem Wasser die Köpfe neugieriger Robben hervorschauten. Die Vegetation ist in Spitzbergen selbstverständlich außerordentlich spärlich; der öde Steinboden und der nur kurze kalte Sommer lassen sie nicht zur Entfaltung kommen. Doch fand ich, ans Ufer gelangt, manche alte Bekannte aus dem nördlichen Sibirien, die als typisch polare Formen allenthalben rings um den Pol angetroffen werden. Wir müssen uns überhaupt darüber wundern, wie rasch sich hier,

bei so ungünstigen Verhältnissen, eine Pflanze entwidelt, blüht und sogar Früchte zur Reife bringt. Raum beginnen im Frühling die Sonnenstrahlen etwas zu wärmen, der Schnee zu schwinden, da finden wir schon einige Pflanzen in Blüte, ungeachtet starker Nachtfröste. Es ist, als ob die Pflanze wüßte, daß sie keine Zeit zu verlieren hat, wenn sie ihre Früchte zur Reife bringen soll. Es läßt sich das so erklären, daß die Entwicklung bereits unter dem Schnee und gerade durch diesen gegen die starken Fröste geschützt vor sich geht. Wie ganz anders ist der Vorgang in südlicheren Gegenden,

Zahl von Arbeitern an den Bau und die Einrichtung der Station machten, begaben sich die Herren Geodäten an ihre Beobachtungspunkte, die Gipfel verschiedener Berge an den Ufern des Storfjordes, die bereits von früher her mit Signalpyramiden versehen waren.

Die Aufgabe der Geodäten ist wahrlich keine leichte. Auf den Gipfel eines Berges gebannt, müssen sie, allen Unbilden der Bitterung ausgesetzt, oft wochen- ja monatelang warten, bis das Wetter es erlaubt, die Beobachtungen anzustellen. Bald hindert sie Nebel, bald Schnee und Regen oder nur



Abb. 9. Eis Uhr abends, Gornjund. 7. Mai 1900.

die auch einen Winter haben. Nehmen wir z. B. Korea. Im Februar haben wir bereits schöne, warme Frühlingstage, die im März bis zu sommerlicher Wärme hinansteigen; aber nichts regt sich in der Natur, keine Blüte, kein Insekt. Erst im April, wenn es geradezu heiß wird, finden wir die ersten Frühlingspflanzen, ähnlich denen, die auch bei uns im April zu finden sind.

Nach einigem Suchen war eine geeignete Stelle für die Errichtung der Station gefunden, und am 20 Juni a. St. begannen wir mit dem Ausladen der Baumaterialien. Während wir uns mit einer nur geringen

Bewölkung. Dabei von dem sehnlichsten Wunsche besetzt sein, die Arbeit so schnell als möglich zu beenden, und es nicht zu können — das erfordert die ganze Energie und Aufopferungsfreudigkeit des gebildeten Menschen. Es geht auch nicht an, daß der Beobachter seinen Punkt für einige Zeit verläßt, bis bessere Bedingungen eintreten, weil dabei einmal der richtige Zeitpunkt verpaßt und andererseits schon die Errichtung und der Abbruch eines Lagers mit großen Schwierigkeiten verbunden sind, da jedes Stück, die ganze Provision auf den Schultern von Menschen heraufgetragen werden muß. So ist es denn vorgekommen,





Abb. 10. Station, Ende August 1900.

daß auf einem Signalfunkt die Herren Geodäten fast vier volle Monate gearbeitet haben, bis der letzte Winkel aufgenommen war.

Infolge des verspäteten Beginns der Arbeiten wurden dieselben im Laufe des Sommers 1899 nur an wenigen Punkten ausgeführt. Unterdessen hatten wir den Bau der Station nebst allen Nebengebäuden beendet, und die meteorologischen und magnetischen Beobachtungen hatten programmmäßig am 1. September a. St. begonnen. Als nun

unsere Schiffe mit den Geodäten unerwartet früh, bereits am 18. August, bei uns eintrafen, konnten sie sofort ihre hellen, gemüthlichen Winterquartiere beziehen.

Bei der vorgerückten Jahreszeit mußten die Schiffe schon an die Rückkehr denken, da die jetzt beginnenden Fröste und häufigen Stürme ihrem weiteren Aufenthalt mindestens Schwierigkeiten in den Weg legen konnten. Am 28. August fand die feierliche Einweihung der Station statt, und am 29. ver-



Abb. 11. Aufgeben des Hornsundes, von einem Fegel von ca. 60 Metern Höhe aus aufgenommen. 21. April.



Abb. 12. Die Gruppe des Hornsund, etwa 1800 Meter; im Vordergrunde Gletscher. April 1900.

abschiedeten wir Zurückbleibenden uns von den Kameraden und den Offizieren der Schiffe, dann hoben diese letzteren den Anker, und unter Hurrarufen und Salutsschüssen fuhren wir zur Station zurück, die Schiffe aus dem Hornsund heraus. Wir waren für neun Monate auf uns allein angewiesen, von aller übrigen Welt abgeschnitten.

Auf der Station blieben für den Winter zurück: der Chef der Expedition, Kapitän des Generalstabes D. D. Sergiewsky, die Geodäten Wassiljew, Schmatow und Sikora, der Meteorologe Weyer, der Mechaniker E. Sahn und meine Wenigkeit. Als Kommando waren uns vom Marineministerium zwölf Matrosen zugeteilt worden.

Unter mancherlei Vorbereitungen für den Winter verging der September rasch, und am 8. Oktober nahmen wir auf vier Monate von der Sonne Abschied; zehn Tage nachher, am 18. Oktober, speisten wir zum erstenmal bei Licht zu Mittag. Die polare Winternacht trat in ihre Rechte.

Häufig lesen oder hören wir in Berichten über Überwinterungen, von dem schweren, drückenden Einfluß, den die Polarnacht auf den Menschen ausübt; bald auf fallende Schlafsucht, bald Schlaflosigkeit oder beängstigende Gedanken seien unausbleibliche Folgen. Ich muß gestehen, daß ich derartige Empfindungen weder an mir selbst — und die Überwinterung auf Spitzbergen war bereits meine vierte, — noch an anderen bemerkt habe. Im Gegenteil, bei regelmäßiger Beschäftigung, guten kame-

radtschaftlichen Beziehungen, bei gleichzeitig guten Wohnungs- und Ernährungsverhältnissen vergeht der Winter unmerklich und rasch; ehe man sich's versieht, beginnt die helle Zeit schon wieder, bevor man noch die Arbeiten, die man sich für die dunkle Zeit vorgenommen hatte, beendet hat. Anders freilich ist es für den, der von der Winternacht unvorbereitet angetroffen wird; dann drohen Gefahren der schlimmsten Art, unter ihnen der grimmige Skorbut, diese Geißel der Polarfahrer früherer Zeiten. Spitzbergen stand hinsichtlich des Skorbutes in besonders schlechtem Rufe, wobei sich herausstellte, daß gute Verpflegung allein nicht gegen die Krankheit schützt, und eine große Zahl der vielen Gräber auf Spitzbergen deckt die Opfer dieser furchtbaren Krankheit. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß wir alle die Überwinterung vortrefflich ertrugen und gesund nach Hause zurückkehrten.

Sehr unangenehm wird in Spitzbergen während des Winters der häufige Temperaturwechsel empfunden. Wenn in Nord-sibirien etwa um Mitte September der Winter einmal mit beständig zunehmenden Frösten eingetreten ist, so kann man mit Sicherheit auf beständigen Frost im Laufe von 250—255 Tagen rechnen. Tau oder gar Regen kommt nicht mehr vor. Ganz anders in Spitzbergen. Nach einigen Frösten tritt wieder Tauwetter ein, ganz wie bei uns, und in der dunkelsten Zeit, zu Weisnachten und Neujahr, hatten wir bisweilen strömenden Regen bei 3—5° Wärme. Erst

gegen den Frühling hin werden die Fröste konstanter, erreichen aber nie den Grad wie in Sibirien, wo Temperaturen von 60° und mehr nicht selten sind.

Eine furchtbare Erscheinung des polaren Nordens sind die heftigen Schneestürme. Im Laufe meines fünfjährigen Aufenthaltes in Sibirien hatte ich diese Erscheinung zur Genüge kennen gelernt, und wohl das Schlimmste, was ich je auf meinen Reisen erfahren, war ein Schneesturm, den ich kurz vor Weihnachten 1885 in der Nähe von Swjatoi Nos erlebte. Ich hatte dort meine für die Expedition nach Neusibirien bestimmten Vorräte deponiert und lehrte auf Rentieren zurück. Wir mußten an dem Tage etwa 100 Werst in vollkommen unbewohnter Gegend machen. Am Morgen hatten wir — 54° C. Bald nachher begann der Sturm, und als wir abends unser Ziel erreichten, war es noch — 50° C. Nur unseren tungusischen Führern hatten wir unsere Rettung zu danken, deren Richtsinn, wie Middendorf diesen sechsten Sinn nennt, sie bei vollkommener Dunkelheit, ohne jeden Weg und bei solchem Schneetreiben, daß ich die Rentiere, die mich zogen, nicht

sehen konnte, die Direktion so genau einhalten ließ, daß sie die einzige vorhandene bewohnte Hütte trafen. Der Richtsinn ist etwas Unbewußtes, worüber die Leute keine Rechenschaft zu geben imstande sind. Auf die Frage, wie sie es anfangen, sich in der endlosen Tundra unter allen Umständen zurecht zu finden, erhielt Middendorf die Antwort, ein Eisfuchs ist ja viel kleiner und dümmere als ein Mensch und findet sich zurecht, warum sollte es der Mensch nicht!

So furchtbar auch die Stürme Sibiriens besonders bei so niedriger Temperatur sind, so stehen sie an Heftigkeit den Stürmen auf Spitzbergen bei weitem nach. Häufig herrschte der Sturm bereits einige Zeit auf dem Grunde, bevor er bei uns aushub, meist aber begann er, ohne vorhergehende Warnung des Barometers, mit einigen heftigen Windstößen aus verschiedenen Richtungen, um dann in eine konstante Richtung, meist Nordost, bei beständig wachsender Heftigkeit überzugehen. Bald erreichen die Windstöße die Geschwindigkeit von 20, 30, 40 und mehr Metern in der Sekunde. Die ganze Luft füllt sich mit feinem Schneestaub, ein schreckliches Brausen und Tosen erfüllt die

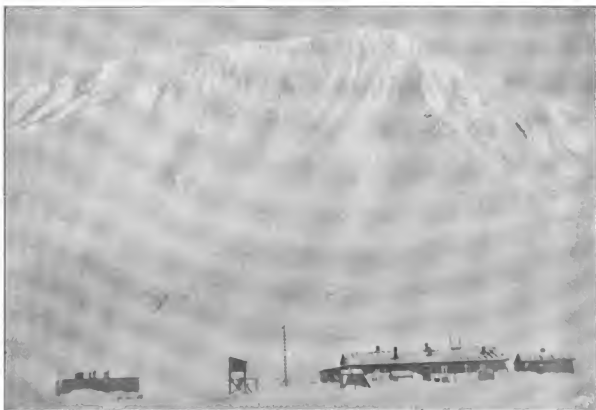


Abb. 13. Die Station am 4. März 1900. Der untere Teil liegt im Schatten, die Spitze des Berges (1000 m) ist rot beleuchtet.

Luft und bringt bis in die Zimmer, während der großkörnige Firnschnee von den Bergen mit kleinen Steinen untermischt mit Gewalt an die Fenster geschlagen wird. Das ganze Haus dröhnt und zittert. Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, fliegt davon, Fässer, Kisten, Bretter. So dauert das 2, 3, 4, ja einmal sogar 6 Tage hintereinander an. Solche Stürme wirken auf die Nerven: man wird kleinmütig, denkt an die Möglichkeit eines Unglücks, das Abgerissenwerden des Daches oder das Schlimmste, den Ausbruch eines Feuers.

Ganz anders wirkt auf uns eine andere sehr häufige polare Erscheinung, das Nordlicht, das manchen gewiß mehr oder weniger bekannt ist, doch nicht in der wunderbar großartigen Form, in welcher wir es fast täglich sahen und die jeder Beschreibung spottet. Es ist nicht möglich, dieses wunderbare Bogen, An- und Abschwellen des Lichtes in Worten wiederzugeben. Es ist, als ob der Himmel atmete. Ich muß hier erwähnen, daß es den Bemühungen unseres Astrophysikers F. Sitara gelungen ist, eine ganze Anzahl direkter Photographien des Nordlichtes sowie des Spektrums desselben aufzunehmen; sind dieselben auch nicht geeignet, uns eine Vorstellung vom Nordlicht zu geben, so geben sie uns doch immer die Hoffnung, daß man mit der Zeit hinter das Wesen dieser rätselhaften Erscheinung kommen wird. Daß sie mit dem Erdmagnetismus in Zusammenhang steht, unterliegt keinem Zweifel;

das sagen uns die magnetischen Instrumente, die bei Nordlicht immer in lebhafter Bewegung geraten.

So kam unter mancherlei Beschäftigungen die liebe Weihnachtszeit heran, und auch bei uns erglänzte ein kleiner, bereits früher aus Norwegen besorgter Weihnachtsbaum, und den Matrosen wurden einige kleine Geschenke ausgeteilt. Ebenso vergnügt vereinigte uns der Sylvesterabend. Das neue Jahr begrüßten wir mit einem Glase Champagner, uns gegenseitig das Beste wünschend, dem sich später eine Erdbeerbowle angeschlossen. Herrschte bei uns im allgemeinen ein anti-alkoholisches Regime, so war doch an hohen Feiertagen eine kleine Ausnahme gestattet, schon zur Hebung der Stimmung und weil man es so einmal gewohnt war und es eben hier nicht missen durfte.

Gerade um die friedliche, stille Weihnachtszeit wurden wir mehrmals in unserer Ruhe durch einen Gast gestört, der uns übrigens nicht unerwünscht kam: es war kein anderer als der Gebieter des Nordens, der Eisbär, der uns seine Visite machte, von uns aber nicht gerade sehr freundlich empfangen wurde. Schon früher einmal hatte eine ganz unerwartete Begegnung stattgefunden, die uns veranlaßte, bei unseren Spaziergängen und sonstigen Beschäftigungen außer dem Hause etwas größere Vorsicht anzuwenden. Zwei von unseren Zughunden waren jetzt immer frei und schlugen sofort an, sobald sich nur ein Bär in der Nähe



Abb. 14. Der Dampfer „Rebofol II.“ in Fadetöf im Storöfjord, Juni 1900.

befand. In dieser Zeit hörte das Bellen in den Nächten kaum auf: wir befanden uns geradezu im Belagerungszustand, ohne den Tieren bei der Dunkelheit viel anhaben zu können. Ist auch der Eisbär im allgemeinen feig, so ist er doch auch hinterlistig und tückisch und liebt es, sein Opfer zu beschleichen, was bei seinem weißen Fell, dem vollkommen lautlosen Gang in der Dunkelheit nur zu gut gelingen kann.

Diese Bärenjagden brachten uns und namentlich unseren Leuten eine angenehme Abwechslung, einmal ein wohlschmeckendes frisches Fleisch für unseren Tisch und dann einen gesunden aufregenden Sport, an den sich stets unendliche Gespräche über die Erlebnisse angeschlossen, eine Quelle beständiger Fröhlichkeit. Als es heller wurde, sahen wir die Bären immer häufiger, bisweilen auf dem Meere mehrere gleichzeitig, die dann mit mehr oder weniger Erfolg gejagt wurden. Meistens entzogen sie sich unserer Verfolgung durch rasche Flucht. Der letzte, eine Bärin mit Jungem, kam am 13. Mai zur Station und wurde nach schwerem Kampf, von dreizehn Kugeln durchbohrt, zur Strede gebracht. Das Junge nahmen wir lebendig, und es befindet sich augenblicklich im zoologischen Garten in St. Petersburg.

Am 10. Februar begrüßten wir endlich wieder die Sonne, und mit ihr trat kälteres Wetter ein; der Hornsund, der den ganzen Winter über offen geblieben war, bedeckte sich definitiv mit Eis. Im März hatten wir das Kälteminimum mit  $31.6^{\circ}$  C. oder etwa  $26^{\circ}$  R., eine Temperatur, die wir nicht selten auch hier zu Lande beobachten. Mit dem Beginn des Tages begannen auch wieder die geodätischen Arbeiten. Zunächst untersuchten wir zu Fuß die in der Nähe der Station befindlichen Pässe über das Gebirge, dann brachen die Herren Geodäten mit Hundeschlitten auf, um die Beobachtungspunkte, die für den Frühling in Aussicht genommen waren, zu erreichen. Solche Fahrten sind sehr anstrengend und keineswegs ungefährlich. Ganz abgesehen von den furchtbaren Schneestürmen, die den Reisenden unerwartet überraschen, bringen die Gletscherspalten, oft von gewaltiger Tiefe, bis zu 200 Meter, nur mit einer trügerischen, dünnen Schneeschicht überbrückt, dem ahnungslos Dahingehenden Gefahr; nur mit der größten Vorsicht sind solche Stellen zu

passieren; obgleich im Laufe des Sommers und Frühlings unsere Reisenden mehrfach in Gletscherspalten gefallen sind, kam es aber zu keinem Unglücksfalle; nur ein Zughund mußte in der Spalte zurückgelassen werden; es war keine Möglichkeit, das unglückliche Tier wieder heraufzubefördern. — Im April begannen die Arbeiten auf dem Keilhanberge, am Südkap.

Unterdessen schritt der Frühling immer weiter fort; am 7. April, kurz vor Ostern, welches Fest wir wieder feierlichst in aller Form nach russischem Ritus begingen, ging ganz plötzlich und unerwartet der Hornsund auf, und am 10. Mai hatten wir den letzten argen Schneesturm; nun begannen bereits wieder häufig Temperaturen über  $0^{\circ}$  sich einzustellen, und gegen Ende des Monats hielten wir auf unserm Dach die Flagge und konnten die Ankunft der Schiffe erwarten. Unsere Abgeschlossenheit war zu Ende!

Am 23. Mai ertönte der Ruf: „Ein Schiff!“ Es war das schwedische Kriegsschiff „Evenskund“, das uns die baldige Ankunft unserer Schiffe anmeldete und dann der schwedischen Station zusteuerte. Am 26. Mai morgens trafen auch unsere Schiffe „Bakan“ und „Ledokol II.“ ein. Es war ein frohes Wiedersehen mit den alten Gefährten, und in lebhaftem Gespräch wurden die Erlebnisse ausgetauscht. Wir hatten viel versäumt: so erfuhren wir erst jetzt etwas vom Burenkriege, der bereits acht Monate dauerte, und noch vieles andere. Als der erste Rausch der Freude vorüber war — denn auch die Neugekommenen freuten sich, uns gesund und frisch anzutreffen — ging es mit frischen Kräften an die Arbeit, und es schien zuerst, als ob diese einen günstigen Fortgang nehmen sollte. Der Storkjörd reinigte sich von Eis; bald waren mehrere Beobachtungspunkte besetzt, und man schritt zur Besetzung eines sehr schwierigen Postens, mitten in der Insel, des Gypenusberges, den die Schweden mehrfach vergebens zu bezwingen versucht hatten. Der Weg hin führte 40 Kilometer über ununterbrochenes Inlandeis mit vielen Spalten und bei starker Steigung. Das Unternehmen gelang vollkommen. Mitte Juli befanden sich die Herren Geodäten auf ihrem Posten. — Unterdessen begannen sich aber die Eisverhältnisse im Meere sehr ungünstig zu gestalten. Infolge beständiger Ost- und Nordostwinde kamen unendliche Massen alten

polaren Eises — Teile jener beständig von Ost nach West sich bewegenden Eisdriest, deren Existenz durch Ranken bewiesen worden ist — um die Südspitze von Stansvorland, füllten den bereits zum Teil vom Eise befreiten Storfjord vollkommen aus mit schwerem Padeis und drängten sich von hier in geschlossenen Massen ums Südlap herum an die Westküste Spitzbergens, wo sie in die Fjorde hineindrangen und diese blockierten; selbst der sonst immer eisfreie Eisfjord blieb nicht verschont. Wäre unsere Station, wie ich am Anfange erwähnte, auf Varents Eiland errichtet worden, so wäre unsere Lage zum mindesten eine recht bedrängte gewesen. Vielleicht hätte uns eine zweite Überwinterung bedroht, ohne daß wir genügend verproviantiert gewesen wären, wengleich wir auch gerade nicht Hunger zu leiden gebraucht hätten. — Nur mit großem Zeitverlust und meist ganz vergebens kämpften unsere Schiffe gegen diese elementare Macht an; sie konnten nichts ausrichten. Mitte Juli wußten wir auf der Station noch nicht, wie schlimm es im Storfjord bestellt war, und ich brach von hier auf dem schwedischen Dampfer „Kurik“, an dessen Bord sich auch Herr Akademiker Tschernyschew befand, auf, um in den Storfjord zu gehen und dort an den Arbeiten, namentlich der Basisvermessung, die nun vorgenommen werden sollte, teil zu nehmen. Nur mit großer Mühe gingen wir aus dem Hornsund heraus, und im Storfjord angelangt, trafen wir starkes Eis und dazu Nebel; vom „Ledokol“ war an der verabredeten Stelle, der Eisgrenze, nichts zu sehen, und da Herr Tschernyschew eilte, nach Europa zu kommen, mußte ich ganz gegen meinen Willen nach Tromsø gehen. Erst später erfuhr ich, daß der Ledokol um diese Zeit sich in sehr bedrängter Lage, von Eis eingeschlossen, in der Nähe des Einganges des Hornsundes befand.

So schön es sonst ist, nach überstandener glücklicher Überwinterung in Polarregionen, wieder in civilisirte Länder zurückzukehren, so schwer fiel es mir dieses Mal. Denn einmal war ja unsere Aufgabe noch nicht beendet, und ich mußte wieder nach Spitzbergen zurück, und dann wußte ich meine Gefährten sicher in sehr bedrängter Lage, die Schiffe ohne Kohle. So schnell als möglich verließ ich Tromsø wieder und eilte in den Storfjord zurück; schon bei Vären-

eiland trafen wir viel Eis, und am 22. Juli sahen wir bereits wieder im Nebel und im Eise des Storfjord fest. Zehn Tage lang dauerte der Nebel an, nur selten klärte es sich für einige Augenblicke auf; vom Eisbrecher war nichts zu sehen. Unterdessen wurde das Schiff immer mehr und mehr vom Eise eingeschlossen, und als es endlich am 31. Juli klar wurde und wir uns davon überzeugen konnten, daß wir hier weiter nichts zu suchen und zu erwarten hatten, befanden wir uns in einer recht bedrängten Lage. So weit das Auge reichte, umgab uns nach allen Seiten mächtiges Padeis. Nur einem glücklichen Zufall war es zuzuschreiben, daß wir noch am Abend desselben Tages uns aus der eisigen Umarmung befreiten. Als wir nun ums Südlap herumgefahren waren, trafen wir wiederum dank einem glücklichen Zufall den „Ledokol II.“ auf hoher See, der bereits mit seinem letzten Kohlenvorrat im Begriff war, nach Tromsø zu gehen. Was wir sonst noch erfuhren, war schlimm genug.

An zwei Punkten, am Südlap und auf Whales Head, befanden sich Teilnehmer der Expedition — und zwar an einem ein einziger Mann allein seit 24 Tagen, ohne daß man die Möglichkeit gehabt hatte, dorthin zu kommen; dabei mußte befürchtet werden, daß seine mitgenommene Provision zu Ende ging. In vergeblichen Kämpfen hatte sich die ganze Zeit über das Schiff bemüht, diese Punkte zu erreichen, und die Spuren dieses Kampfes, sorgenvoller Tage und Nächte, standen nur zu deutlich auf den Gesichtern der Herren, insbesondere der Schiffsoffiziere, geschrieben.

Von jeder weiteren Expeditionsarbeit mußte nun selbstverständlich vorläufig abgesehen werden, es galt die Kameraden zu retten, und zwar beschlossen wir das von zwei Seiten zu thun. Herr Kapitän Sergiewsky wollte auf dem „Kurik“ in die Van Wijensbai gehen und von dort über Land versuchen, Whales Head zu erreichen, ein immerhin riskiertes Unternehmen, da Durchquerungen überhaupt sehr schwierig sind, diese Gegenden aber noch keines Menschen Fuß betreten hatte; der „Ledokol“, auf den ich nun hinüberging, sollte nochmals, mit neuem Kohlenvorrat versehen, den Versuch machen, in den Storfjord einzudringen. Anhaltender Westwind war uns günstig; er trieb die

Eismassen vom Ufer ab, und es gelang uns ohne Schwierigkeiten, Whales Head zu erreichen und die Herren, die wir wohlbehalten vorfanden, aufzunehmen. Desgleichen erreichten wir am folgenden Tage (4. August) das Südkap, wo aber unterdessen bereits Herr Achmatow auf einem kleinen Boot von der Station aus angelangt war und den Matrosen aus seiner Einsamkeit erlöst hatte. Herr Achmatow blieb auch auf dem Posten am Südkap, und wenige Tage nachher wurde seine Standhaftigkeit belohnt, indem es ihm gelang, endlich den letzten Winkel zu erhalten, wozu fast vier Monate nötig gewesen waren; somit war dieser Punkt endgültig erledigt.

Nach einem vergeblichen Versuch, den Eingang in den Hornsund zu forcieren, holten wir Herrn Kapitän Sergiewsky ab, der seine Durchquerung glücklich und rasch vollendet hatte, das Nest aber bereits leer fand, nur einen Brief von uns, — und am 13. August gelang es uns endlich, die Station am Hornsund zu erreichen, wo sich gleichfalls starke Befürchtungen hinsichtlich der Eishaltigkeit geltend zu machen begannen.

Nun ging es sofort an die Abrüstung der Station, Verpackung der Instrumente u. c., am 26. verließen die letzten die Station, und der „Ledokol“ brach sich Bahn durchs Eis bis ins offene Meer; die anderen Schiffe trafen wir der Verabredung gemäß im Bellsund. Es war höchste Zeit aufzubrechen, denn schon begannen starke Fröste die Eisschollen miteinander zu verbinden, und als wir am 28. August den Eingang des Hornsund passierten, war bis auf etwa 60 Seemeilen Eis vorgelagert! Die Schweden, die bereits am 22. August den Hornsund passierten, hielten denselben für absolut blockiert und verbreiteten bei ihrer Rückkehr nach Europa die Nachricht, daß unsere Lage eine sehr bedrängte sei. — Am 30. August trafen wir wohlbehalten in Tromsø ein.

So war die Arbeit in Folge der ungünstigen Eishaltigkeit russischer- und schwedischerseits auch im zweiten Sommer nicht beendet worden und wurde daher im Jahre 1901 wieder aufgenommen. Im Mai gingen die Schiffe, dieses Mal aber

nur mit den Geodäten und Topographen an Bord und nur geringen Vorräten für die drei Sommermonate hin, und dank günstiger Eishaltigkeit wurde der russische Anteil der Arbeit vollständig beendet. Die Schweden konnten ihr Arbeitsfeld infolge schwieriger Eishaltigkeit erst sehr spät erreichen und waren daher nicht im Stande, die Arbeit abzuschließen. Wahrscheinlich werden sie noch einen Sommer darauf verwenden müssen, um das Programm auszuführen. Zimmerlin ist bis jetzt ein Bogen von  $3^{\circ} 20'$  gemessen, und bereits dieses Resultat ist genügend zur Bestimmung der Form der Erde, mit welchen Berechnungen sich nun die Kommissionen zu beschäftigen haben.

Ich möchte am Schluß noch auf eins aufmerksam machen: Ich hatte früher darauf hingewiesen, daß sich die Reisenden im Hochnorden immer eines besonderen Wohlbefindens erfreut haben. In Ärztereinen St. Petersburgs habe ich darauf aufmerksam gemacht — und ich bin nicht der erste — daß der Aufenthalt im Norden für gewisse Kranke von ganz besonders guter Wirkung sein dürfte, und ich bin überzeugt, daß die Zeit nicht allzufern ist, wo in Spitzbergen Sanatorien für Lungentrante errichtet werden. Mein Vorschlag, bereits im vergangenen Jahre einen Versuch im kleinen anzustellen, fand leider nicht die gewünschte Berücksichtigung, so leicht derselbe auch auszuführen gewesen wäre. Auf den ersten Hieb fällt kein Baum, und über kurz oder lang wird es doch zu Versuchen kommen. —

Was aber die Erreichung des Nordpols anbetrifft, so glaube ich sicher, daß sie nach einiger Zeit gelingen wird, aber nur auf dem Wege, den Nansen angegeben hatte und eingeschlagen wollte, aus Mangel an Zeit aber nicht mehr nehmen konnte — ich meine den Weg durch die Behringstraße. Dort hilft die Natur selbst mit! —

Es wäre zu wünschen, daß die Amerikaner ihre großen Mittel einem berattigen Unternehmen zur Verfügung stellten, dann würde der Erfolg sicher nicht ausbleiben. Nach den letzten Zeitungsnachrichten steht die Erfüllung dieses Wunsches in Wälde bevor.





**U**nter dem jungen Grün der breitästigen Kastanienbäume im äußeren Klosterhof herrschte reges Leben. Die Ökonomiegebäude, die sich, einen großen Bogen beschreibend, rechts und links an den stattlichen Hauptbau inmitten des Klosterhofes reihten, machten mit ihren geschlossenen Thüren und Läden und der ringsum herrschenden peinlichen Sauberkeit den Eindruck, als feiere man einen höchsten Feiertag. Es war aber nur ein Werktag — der letzte Tag im Mai 1891. Das Fest, um das es sich handelte, war eine Profest.

Von draußen kamen jetzt die weißgefleibeten Kloster Schülerinnen durch den hohen Thorbogen des Klosterhofes. Alle frommen und neugierigen Leute des nahen Dorfes und der kleinen, unweit des Klosters sich lieblich zwischen den Bergen hinbettenden Stadt — groß und klein hastete unter dem Zusammenläuten herbei, um der Einkleidung der jungen Novize beizuwohnen. Denn jeder kannte sie; jenseits des dunklen Tannenberges, der sich dicht hinter dem Kloster aufbaute, lag das hübsche Gut, Marias Heimstätte.

Die einzigen Verwandten der jungen Waise, das ungleiche Paar, das unter dem Thorbogen sein Gefährt verließ, schritt jetzt daher, die Frau voraus; ein gelber Spitzenhut umrahmte ihr grobes resolutes Bauerngesicht, und die Schleife auf ihrer hochgewölbten Brust wetteiferte an Höhe mit ihren Wangen. Der Mann sah, trotz seiner schiefen Kopfhaltung und den schlotternden Beinen, die ihm nicht mehr recht gehorchen wollten, wie ein Prinz neben der robusten Frau aus.

Sie hatten nach dem Tode von Marias Eltern ihr kleines Landstädtchen verlassen,

um die Vormundschaft über das Kind und zugleich die Bewirtschaftung des Gutes zu übernehmen.

Schwester Mariann', die Pförtnerin, führte das Ehepaar durch das Schiff der Kirche in das um einige Stufen höher gelegene Chor. Die eiserne Gitterthüre zwischen dem oberen und unteren Kirchenraume stand heute offen.

Bergholts wurden in der ersten Bank dem Altar gegenüber untergebracht; hinter ihnen saßen die Kloster Schülerinnen mit ihren aufgeschlagenen Notenheften, und am Harmonium in der Ecke befand sich die Gesangsmeisterin, Fran Cäcilia.

Geiang, Malerei und seine Handarbeit waren in früheren Jahren die Hauptbeschäftigung der frommen Frauen gewesen; um das Fortbestehen ihres Klosters zu sichern, mußten sie sich den Anforderungen des Staates fügen und Schule halten.

Aber ihren alten Künsten waren sie darum doch trenn geblieben, und der Gesang der Nonnen lodte die Leute nach wie vor in die Klosterkirche.

„O salutaris hostia“

ertönten die frischen Stimmen der Kloster Schülerinnen, während die Nonnen paarweise aus der Sakristei traten, vor dem Altar das Knie beugten und sich dann in die Chorstühle an den Längswänden der Kirche begaben. Sonst war der Platz der Frauen auf dem Chor über dem Altar, wo kein weltliches Auge hindrang.

Aber heute war ein großer Festtag; die gotische Kirche mit ihren altersgeschwärtzten Pfeilern und Heiligen dufete, strahlte und glänzte in wahrhaft bräutlicher Pracht. Zu den hohen, buntbemalten Fenstern fielen leuchtende Sonnenstrahlen schräg über die



Köpfe der Andächtigen und vermischten sich mit dem Glanze der Kerzen. Und den großen, purpurroten Teppich, der die Altarstufen bekleidete, hatten die Klosterschülerinnen über und über mit Blumen besät.

Die jungen Mädchen in ihren Bänken waren voll Unruhe; im Schiff der Kirche wollte das Bischen, Kommen und Gehen kein Ende nehmen.

In der vordersten Bank kniete eine Frau mit einem kleinen, faltigen Gesicht und hellblauen, merkwürdig glänzenden Augen. Sie trug eine altmodische Haube und ein ebenso altmodisches, bunt gewirtes Tuch. Der junge Mann neben ihr, den sie zuweilen mit einem innigen Blick streifte, trug städtische Kleidung; er war sehr schlank und durchaus nicht schön, wer ihn aber näher ins Auge faßte, den mußte der reise, ernste Blick dieser dunklen Augen überraschen, ein Blick, der jetzt wie traumverloren an den flimmernden Kerzen des Altars hing.

Die man einkleidete, war die Gespielin seiner Jugend, der Sonnenschein seiner harten Kindheit. Sie hatte mit den Dorfkindern gespielt und sich mit ihnen gerauft, sie hatte Schuhe und Strümpfe versteckt, um ihnen ja nichts vorauszuhaben — und doch — wie anders war sie alle —

Schon mit zehn Jahren hatte er gewußt, ich muß ein großer Maler werden, sonst kann ich mein Mariele nicht heiraten — Und er war fortgelaufen, weil ihn der Vater zum Schreiner machen wollte; mit fünfzehn Jahren stand er allein in der Welt. Aber dort wie zu Hause — er hatte nur den einen Gedanken: daß er um Marieles willen etwas werden müsse —

An den Schmerz der Eltern dachte er nicht; auch nicht, daß während seiner Abwesenheit irgend etwas mit der Jugendgespielin geschehen könne. Er arbeitete wie ein Wahnsinniger. Da traf ihn ein Brief der Mutter, mit der er seit dem Tode des Vaters wieder in Verbindung stand.

„Hab Dir immer verheimlicht,“ schrieb sie, „weil selber nicht geglaubt, nun aber, leider Gott, ist es wahr; nächsten Mittwoch, den einunddreißigsten Mai, kleiden sie's Mariele ein, trotzdem ich immer geträumt, es kommt wieder, und die Zuversicht nicht verliert, da allerweil Wunder geschehen. Denn ist es feins, daß Du, ein armer Bursch, in die Welt gehst mit nichts im Sack und mir

über einmal Geld schiden thust, mehr als genug? Ich wünsche Dir Zufriedenheit und ein langes Leben von Deiner treuen Mutter.

Gott hab Deinen Vater selig. Amen. Denn ich schäm mich alsfort, daß ich nicht betrübter bin.“

— Der junge Mann fuhr aus seinen Gedanken; alle Glocken sungen an zu läuten, und im Chor ertönte die wunderbare Stimme der Frau Cäcilia.

Maria, von ihrem Großonkel und Pflegerater geführt, trat aus der Thüre der Sakristei — viel zu rasch, die strahlenden Augen weit offen, das ganze Geschöpf wie durchschauert von Ungeduld, als sei ihre Seele in Wahrheit entzündet vor Freude in Gott, ihrem Erlöser.

Der alte Herr Berghold aber trug ganz gegen seine Gewohnheit das Haupt aufrecht, und alles staunte über den feinen Herrn, während Frau Berghold vor sich hin murmelte: „So hab ich ihn noch nie gesehe — und wie sie das Nädel 'rauspußt habe — da kann ein jeb's wie eine Prinzess aussehe, in so me schwere Seiderock, da ist's lei Kunst —“

In der That, alles redte und streckte sich, um die Gottesbraut zu sehen. Ein prachtvolles weißes Atlaskleid umfloß in schweren Falten ihre schlante Gestalt; die vollen, dunkelblonden Flechten zierte der Myrtenkranz und durch den lichten, bis zur Erde herabwallenden Schleier leuchtete die rosige Farbe ihres Gesichtes. Alles an diesem Geschöpf war Ebenmaß, Leben, Gesundheit. Sie zählte zweiundzwanzig Jahre.

Ihr Großonkel und Vormund führte sie zu dem mitten im Chor für sie bereitstehenden Platz und lehrte dann auf seinen Platz zurück.

„Gelt, jetzt knidst wieder zusammen, jetzt bist wieder der alt Datsch,“ flüsterete ihm seine Frau zu.

Er hörte nicht auf sie; seine Gedanken drehten sich nur um das eine: „Wenn ich ein anderer wär, stünd das mir anvertraute Kind jetzt nicht als Himmelsbraut vor dem Altar.“

„Södr auch,“ stieß ihn die Gattin an, „das ist die Klein, die so laut heult, daß man's bis da 'rauf hört — ich weiß, warum die so thut — und warum der Markus

komme ist — hat wolle 's Bögele fange, ja hopfa!"

Der alte Herr sank mit dem Kopf noch tiefer auf die Brust: Zweimal hatte die alte Klein kurz vor Marias Einleitung nach ihm gefragt, seine Frau hatte sie jedesmal sorgeschickt, und er, obwohl er wußte, weshalb des Markus Mutter kam — er war eben wieder zu bequem gewesen, dem Willen der Frau entgegen zu handeln.

„Hat's Mariete nit mit aller Gewalt ins Kloster gewollt,“ flüsterte ihm die Frau zu, „was sitzt denn da wie's gekreuzigt Elend? — Sie ist uns ja bei Nacht und Nebel auf und davon in ihr Kloster gelaufe — Oder meinst, uns ging's besser, wenn der Markus da vorne am Altar neben ihr stehe thät? — Das ist die erst gut That, die unser Herrgott für mich ausgespart hat, daß der Markus dort drunte steht —“

Der Domkapitular, von den dienenden Geistlichen umringt, trat jetzt durch die Thüre der Sakristei, und nun erhob auch die junge Gottesbraut das Haupt von ihren gefalteten Händen, und ein stolz freudiger Blick streifte das prächtige, reich gestickte Mehgewand des hohen Geistlichen — der Novizin setzte Arbeit zur Zeit ihrer Probation.

Frau Klein im Schiff der Kirche hatte ihr Weinen eingestellt; sie lauschte, denn der Geistliche richtete warme, ergreifende Worte an die Gottesbraut; von ihrem Eifer sprach er, ihrer bis in die erste Kindheit zurückführenden Sehnsucht, Gott anzugehören; von dieser so echten Berufstreue, die nie ein Schwanken gekannt. Ja, würdig war sie, sich der Gemeinschaft der Frauen anzuschließen, die in selbiger Gottangehörigkeit der ewigen Heimat zustrebten.

Die Augen des jungen Mannes hatten die bräutliche Erscheinung in der Mitte der Kirche noch keinen Augenblick verlassen. Wie schön war sie geworden — und wie demüthig — das leidenschaftliche Kind von früher. — Er sah unwillkürlich auf seine Hand herab; da waren sie noch, die Spuren ihrer kleinen Zähne, die sie ihm einst in kindischer Wut ins Fleisch gegraben.

Plötzliches Erstaunen malte sich auf seinem Antlit; sein Blick war an den Lilien auf dem Mehgewande des celebrierenden Geistlichen hängen geblieben.

Diese seltsame Zusammenstellung von Unkraut und herrlich daraus hervorwachsenden

Lilien hatte er einmal in einem vernachlässigten kleinen Garten gesehen und an die Rückenwand des elterlichen Hauses hingelockt. Und diese seine Studie — die Jugendgespielin hatte sie mit in ihr neues Leben genommen — und wunderbar! auch ganz nach seinem Sinne ausgeführt, völlig naturwahr, jeden Stengel, jedes Blatt —

Hatten die in ihren Chorstühlen knienden Nonnen eine Ahnung von der Geschichte dieser Lilien? Die schwarzen kapuzenartigen Schleier verdeckten fast das ganze Gesicht der Frauen; die Wäde des jungen Malers blieben an den Händen haften, die alle gleichmäßig gefaltet, doch so grundverschieden waren; harte, wie vom Tischler zusammengefügte Hände; schwammige, in ihrem Fett erstidende, unentwickelte Kinderhände, affectierte, inbrünstige, lässig gefaltete Hände. Merkwürdig robust waren die Hände der zunächst beim Altar knienden Äbtissin, Hände, die zu ihrer übrigen Erscheinung gar nicht paßten, denn sie hatte eine hohe, schlante Gestalt, und die Büge in ihrem länglichen, blassen Gesicht waren fein.

Der junge Mann war tags zuvor mit ihr im Sprechzimmer des Klosters zusammengetroffen; ihre Unterhandlung war rein geschäftlicher Natur gewesen, und er hatte das Sprechzimmer verlassen, ohne mit einer Silbe seine Beziehungen zu der vor ihrer Profess stehenden Jugendgespielin zu erwähnen. Ein Blick in die diamantscharfen, streng keuschen Nonnenaugen der Äbtissin beehrte ihn zur Genüge: hier war für Marias Befreiung nichts zu hoffen.

Aber war denn nicht eine da, zu der er hätte Zutrauen fassen können?

Sein Auge glitt wie trostsuchend von einem Chorstuhl zum andern; an dem der Äbtissin gegenüber liegenden blieb es hängen.

Eine kleine zarte Gestalt hatte jenen Platz inne, mit Händen, so fein und durchsichtig wie die Hände einer Leidenden. „Das ist jene Nonne“, fuhr es dem jungen Mann durch den Sinn, „die ich einmal als Knabe gesehen, und die's Mariete ‚Meine‘ genannt hat“ —

Die bräutliche Erscheinung war langsam unter den Klängen der Orgel die Stufen zum Altar hingeschritten, neigte sich tief und näherte sich der Pforte der Sakristei.

Es war, als wolle jeder noch einen letzten Blick auf die glänzende Gestalt werfen, einen

Abschiedsbild auf die Weltentjagende, die eine so große Fierde dieser Welt gewesen wäre.

Eine kurze Zeit verstrich; die Augen aller blieben auf die Sakristeithüre gerichtet, und als die Nonne an der Orgel einen Augenblick mit dem Prälatieren inne hielt, war es so still in der Kirche, als halte ein jeder den Atem an.

Der Chor der Klosterschülerinnen fiel ein, und Maria erschien in einer Wolke von Weihrauch, den vier vor ihr hergehende Chorknaben aus ihren geschwungenen Rauchfässern spendeten. Sie trug das lange weiße Klostergewand, von einem schwarzen wollenen Gürtel lose zusammengehalten. Das Haar war ihr abgeschnitten und ringelte sich in kurzen Locken um den fein geformten Kopf. Sie sah wie ein verzückter Jüngling aus, als sie mit hochgefalteten Händen einerschritt, das Haupt erhoben, die Lippen halb geöffnet.

Als sie vor den Altar trat, fiel der vom Fenster hereinbrechende Sonnenstrahl auf ihr junges Haupt; und in dem Augenblick schrie Frau Berghold aus:

„Herrjeses, ihr ganze Urgroßmutter.“

Maria stand wie erstarrt, als habe sie über die gehörten Worte völlig vergessen, was ihres Amtes war. Ein Hüfteln der Äbtissin brachte sie zu sich selbst, und leise, mit zitternder Stimme, sprach sie ihre Gebüde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Dann warf sie sich flach über die Altarstufen hin, und die Äbtissin und die Novizenmeisterin deckten das Totentuch über sie, während der Geistliche dies als das Zeichen verkündete, daß sie von nun an der Welt abgestorben sei.

Der junge Mann war leichenblaß geworden; auch ihn war Marias Ähnlichkeit mit der Urgroßmutter im höchsten Grade aufgefallen.

Frau Berghold hatte das Bild an einen Trödler verkauft, und die Mutter handelte es diesem für ihren Markus wieder ab, denn das Bildnis der schönen Frau war das Entzücken seiner Kinderjahre gewesen.

Und nun deckten sie über die in gleicher Schönheit erblühte Urenkelin das Vahrtuch.

Rings umher alles weinte, auch die Klosterschülerinnen in ihren Bänken; nur die Nonnen in ihren Chorstühlen rührten sich nicht, keine von allen schien ergriffen — doch, da vorne die kleine Nonne war mit

dem Gesicht in die Hände gesunken, und ihr ganzer Körper bebte —

Der junge Mann atmete auf. Diese Thränen waren ihm eine Beruhigung, eine Versicherung: in diesen Mauern pocht ein warmes Herz —

Maria hatte sich erhoben; der Priester schnitt ihr mit einer kleinen Schere eine Stirnlocke vom Haupte, zum Zeichen, daß sie von nun an der Eitelkeit der Welt zu entsagen habe.

Hierauf wurden ihr unter fortwährendem Gesang und dem Schwingen der Weihrauchfässer von den beiden Nonnen die übrigen Bestandteile der Klostertracht umgelegt; erst das schwarze Stapulier, dann der, ihre ganze Gestalt umhüllende Klostermantel, der Schleier — der Geistliche, nachdem er über jedes der Kleidungsstücke einen Segen gesprochen, krönte zum Schluß das Haupt der jungen Nonne mit einem Kranz weißer Rosen.

Sie wandte sich langsam um; die auf Verabredung hörte plötzlich jedes Geräusch in der Kirche auf.

Bar diese blasse, regungslose Nonne da oben am Altar daselbe strahlende, sich in so seliger Wonne seinem Gott hingebende Geschöpf? — Und ging in dieser minutenlangen, todähnlichen Stille ein Ältnen durch die Kirche, daß man dem Fällen eines jungen, kräftigen Stammes beigewohnt, einem Gewaltakt an frisch ausblühender Natur?

Was hatte die junge Nonne unter dem Vahrtuch für Dinge erfahren, die ihr so rasch den Glanz der Jugend vom Antlitz gewischt und ihm den Leidenszug tiefster Schmerzen eingegraben? Was verbargen mit einemmal diese nun gesenkten Augen, die noch eben eine so himmlische Freude ausgestrahlt hatten?

Tiefste Enttäuschung bargen sie, tiefste Verzweiflung. — Sie hatte geglaubt, in diesem Augenblick müsse der Himmel all seine Seligkeiten über sie, die Gotterwählte, ausgießen; seit Wochen, seit Monaten hatte sie an nichts anderes gedacht als an diese Stunde; aus Angst, Unheiliges zu träumen, hatte sie den Schlaf durch die Zubrunt ihrer Gebete von ihrem Lager ver scheucht. — Und nun, in diesem höchsten Augenblick ihrer Vermählung mit ihrem Herrn und Heiland, mußten jene unglückseligen Worte aus dem Munde ihrer Pflegermutter sie wie eine Höllebotschaft treffen.

Maria wollte unter dem Bahrtuch vor Entsetzen vergehen; gab diese schreckliche Urogroßmutter sie denn nie frei? Hatte sie am Vorabend der Profek nicht fest geglaubt, alles Vergangene überwunden zu haben, und war sie nicht mit einem Herzen voll Sehnsucht zur Ruhe gegangen, auf den Lippen: „Suscipe Domine“ — diese Frau aber, deren Andenken sie wie das Böse floh, erschien ihr im Traume, umgarnte, verwirrte sie, und nicht genug, selbst jetzt in diesem höchsten Augenblick drängte sie sich zwischen Maria und ihren himmlischen Bräutigam. —

Warum redete er nicht, warum ließ er sie im Stich, daß ihre Seele statt in Wonnen, in Angst und Schreden erzittern mußte. —

Als trage sie auf ihrem Haupte eine Dornenkrone statt eines Rosenkranzes, schleppte sie sich zur Äbtissin hin, die ihren Chorstuhl wieder eingenommen hatte. Sie überreichte der jungen Nonne das Brevier und erteilte ihr mit lauter Stimme den Segen.

Die Nonnen in ihren Chorstühlen hatten sich erhoben; sie trugen brennende Kerzen in der Hand und stimmten das Te Deum an. Die neu eingekleidete Braut Gottes aber sollte von einer Klosterfrau zur andern gehen, um den Schwefelruß zu empfangen.

Maria war am Ende der linksliegenden Chorstühle angelangt und mußte nun an der offenen Gitterthüre, die das Chor vom Schiff der Kirche trennte, vorbei. Da plötzlich, wie einem gebieterischen Willen gehorchend, warf sie einen Blick in den untern Kirchenraum. Es war nur ein kurzer Blick, aber was sie gesehen, trieb ihr das Blut mit solchem Ungestüm zum Herzen, daß sie einen Augenblick schwankte.

Der Markus war wieder da; sie hatte ihn erkannt, trotz der zwölf Jahre, die ihn zum Manne gemacht. —

Ihr war, als bringe das Orgelgebrause mit einem ganzen Heer von Erinnerungen auf sie ein. — Sie hörte des Markus Stimme, sie sah das zornige Aufblöden seiner Augen, als sie, aus der Schule kommend, ihm die Worte entgegenrief: „Markus, Markus, jetzt weiß ich, was ich werd — eine große fromme Klosterfrau werd ich und trag ein langes weißes Kleid“ —

Wie er sie schüttelte, wie er sie anpakt!  
„Das wirst du nit“ —

Sie sah ihn noch dastehen, lang und dürr, mit seinem rötlich blonden Haarschopf.

„Laß mich so,“ schrie sie.

„Mit bewor du mir dein Wort gibst —“

Da duckte sie sich und biß ihm in die Hand, und dicke rote Blutstropfen entquollen der kleinen Wunde.

Sie brach in Thränen aus, Markus aber lächelte gar selbstsam in sich hinein, indem er einen Kreis um die kleine Gespielin beschrieb, die Hand gefenkt, aus der das Blut floß.

„So,“ sagte er, „jetzt kannst nimmer 'raus, das ist der Blutbann.“

Gab's wirklich einen Blutbann?

— Das Mittagmahl, an dem der Domkapitular und die übrigen geistlichen Herren teilgenommen hatten, war zu Ende; der Klostergeistliche war der letzte, der die Frauen verließ. Sie verneigten sich tief vor dem Diener Gottes, der aber durchaus nicht den Eindruck machte, als fühle er sich als Hirt dieser Schar.

Er war ein ältlicher, nicht eben gewekt aussehender Herr, dem es noch nie gelungen war, seinen Willen gegen den der Äbtissin zu behaupten.

„So ist noch bei keiner Profek geweint worden,“ sagte Frau Petronilla, als die Klosterfrauen sich des Nachmittags im breiten Laubgang ihres Gartens ergüngen.

Die kugelrunde Nonne wischte sich unaufhörlich das Gesicht.

„Ist das wieder eine Hix' heut“ — man muß Gott für jeden Tag danken, an dem man nicht schwigt!“

Frau Petronilla hatte nicht nur die Stimme eines Mannes, ein stattliches Bärtchen zierte noch außerdem ihren breiten, die ganze Fläche ihres Gesichtes einnehmenden Mund, über dem sich kaum merklich ein in seinem Wachstum völlig zurückgebliebenes Näschen erhob. Aber aus ihren kleinen runden Augen lachte eine äußerst lustige Seele.

„Bei meiner Profek hat kein Mensch geweint,“ fuhr sie zu sprechen fort, „mich hat jeder unserm Herrgott gönnt.“

Die meisten der Nonnen lachten, während die Äbtissin ein wenig die Stirn runzelte und vor sich hinsah.

Die breitspurig einherwatschelnde Frau Petronilla war eine wichtige Persönlichkeit, die „Ökonomierätin“ des Klosters, wie man sie scherzweise nannte. Allein die auf Würde und gefällige Formen so großes Gewicht legende Äbtissin lernte sich nie in Frau Petronillas Art und Weise finden; da sie



Fühnerfütterung. Nach dem Gemälde von R. Schramm-Zittau.

jedoch die in gleichem Alter mit ihr stehende Frau nicht mehr zu ändern vermochte, hatte sie sich angewöhnt, von Petronillas Äußerungen so wenig als möglich Notiz zu nehmen.

„Ja, ja,“ meinte diese, die neueingekleidete Nonne mit ihrer kräftigen Hand auf die Schulter klopfend, „jezt ist's aus mit dem Mariele; 's wird sich nicht mehr erkundigen: ist's wahr, ist's eine Sünd', weil ich steter in die Schwemm' reit' als in die Beicht geh? Die heilige Theresia hat nicht verzückter dreingesehen, als ihre funkelnagelneue Namensschwester. Haben's alle so gemacht, aber man kommt wieder zu sich, unser irdisch's Teil sorgt redlich, daß uns nicht da unten schon Flügel wachsen.“

Sie lachte laut auf, während sämtliche Augen der Nonnen das Antlitz der Äbtissin suchten, die keine Miene verzog.

Maria, die neue Frau Theresia, aber fühlte sich durch Frau Petronillas unheilige Reden verletzt, und es that ihr weh, als sie gewahrte, daß die Superiorin über Frau Petronillas Worte lächelte. — Die Superiorin, ihre früher so geliebte Frau Benedikta — Blötzlich fiel ihr ein — in der Nacht, in ihrem schrecklichen Traum, trug da nicht die Pietä im Schiff der Kirche Frau Benediktas Büge? Aber dieser ganze Traum war ja ein Werk des bösen Feindes. Frau Benedikta hatte nie an ihre Berufung geglaubt, so viel stand fest; wenn sie auf Frau Benedikta gehört hätte, sie trüge den Schleier heute noch nicht. Und gab es ein größeres Glück — war sie nicht das seligste Geschöpf auf der Welt?

Die Schreden während der Einkleidung, das Angstgefühl, das noch jezt ihr Inneres bedrückte, das alles war nur ein Rest des Irdischen, von dem sie sich losgesagt.

Eine Unterredung mit der Äbtissin hatte in ihrem verzweifeltsten Gewissen die Ruhe wieder hergestellt. Freilich, die Dinge, die ihre Andacht gestört, beschrieb sie nicht näher, aber es erleichterte ihre Seele, als ihr die hohe Frau sagte, Störungen der Andacht seien Prüfungen, die sie alle erdulden müßten. Die innerlich glückselige Stimmung, die in der Zeit der Probation von den Bräuten Christi Besitz nähme, könne keine bleibende sein; sie dürfe es auch nicht, denn sonst wäre ihr Leben schon jezt der ewigen Glückseligkeit vergleichbar. Diese aber müßte durch eine fortwährende vervollkommnung, durch

eine Ausdauer ohne Ende verbient werden. — Die Äbtissin hatte in einem Gartenstuhle hinter dem Hause Platz genommen; die Nonnen grupperten sich um sie herum; Maria saß zu ihren Füßen; ihr Gesicht war fast so weiß wie die Rosen, die sie auf dem Haupte trug.

Frau Benedikta warf zuweilen einen Blick tiefster Wehmut auf die jugendliche Gestalt, die ganz versonnen dasaß und an der allgemeinen Unterhaltung keinen Theil nahm. Sie merkte nichts von diesem wahrhaft mütterlichen Blick voll zurückhaltender Liebe und Sorge der kleinen, ein wenig nach vorne geneigten Frau.

Diese saß an der Seite der schönen, imposanten Frau Cäcilia, ihrer Schwester. Aber nur die feinen Linien des Mundes verrieten eine gewisse Familienähnlichkeit. Sie schwand dahin sowie Frau Benedikta lächelte, denn ihr Lächeln verriet alle Schätze ihrer Seele und war unendlich verschieden von jenem gewollten, Gott wohlgefällig sein sollenden Lächeln, das fast sämtliche Nonnen, von der Äbtissin bis zur letzten Laienschwester bestrebt waren, auf ihrem Antlitz zu zeigen.

So auch Frau Cäcilia, die, ähnlich wie die Äbtissin, von einem kleinen Hofstaat, ihren Gefangenschülerinnen, umgeben war, die in schwärmerischer Verehrung zu der schönen Frau aufblühten und untereinander verteilten, ihr jeden Stein aus dem Wege zu räumen.

Inzwischen hatte sich die Äbtissin des Längeren über das gute Gelingen der Ceremonien ausgesprochen, eine Sache, die ihr besonders am Herzen lag.

„Meine Gedanken sind schon mit der Zubereitung eines Gedichtes beschäftigt,“ sagte Frau Eulalia, die Dichterin des Klosters, „ich werde mit der heiligen Theresia beginnen und allgemach zu ihrer jungen Namensschwester übergehen.“

„Haben Sie denn gar keine Ahnung von dem trostlosen Einerlei Ihrer Gedichte?“ unterbrach sie Frau Scholastika, die Novizenmeisterin.

„Es gibt doch sehr viele Frauen, die mir gerne zuhören,“ gab ihr Frau Eulalia etwas spitz zur Antwort.

„Ja, das ist Ihr großes Glück,“ seufzte Frau Scholastika, „daß es so viel mehr unklare als klare Köpfe gibt.“

Sie schritt weiter, und Frau Eulalia frohlockte hinter ihrem Rücken:

„Gott zu Liebe habe ich die Bemerkung hinuntergeschluckt, daß ihre gelehrten Reden noch lange nicht so unterhaltend sind wie meine Gedichte.“

„Hm,“ machte Frau Petronilla, „ich will nicht behaupten, daß sich Frau Scholastika kurz faßt, aber was sie sagt, hat Hand und Fuß, und wer Lust am Lernen hat, kann bei ihr immer lernen. Bei Ihnen hört man nur Reime:

Keine  
Keine  
Himmel  
Gehimmel  
Weihrauch  
Gotteshauch —

Etwas Wirkliches steht nie in Ihren Gedichten, und es gibt doch so schöne Sachen; zum Beispiel wie bei der vorletzten Profess unsere gute selige Propstin mitten in das Lied, das gesungen wurde, ein anderes Lied anstimmte und wir alle vor Lachen in unseren Stühlen wackelten.“

„Bitte sehr,“ sagte Frau Scholastika, die eben von ihrem Spaziergang zurückkam, „ich kann mich durchaus nicht erinnern, jemals vor Lachen gewackelt zu haben.“

„Und mir war eher zum Weinen,“ erklärte Frau Cecilia und schlug die schönen Augen zum Himmel auf.

„Danken Sie beide Gott,“ seufzte Frau Petronilla, „daß Sie nie schweigen und zur Unzeit lachen müssen! Ich habe sogar an meiner eigenen Profess gelacht, weil ich plötzlich fühlte, wie mir der Schleier aufs linke Ohr rutschte. Machen Sie die Augen auf, Frau Eulalia, so gibt's tausend Dinge, deren Beschreibung unsern Sinn erheiterte statt abzutöten —“

„Bewahre mich Gott,“ wehrte sich die Dichterin, „da halte ich mich lieber an das Leben unserer Heiligen, denn wenn ich dichte, so will ich damit erbauen.“

Die etwas abseits sitzenden jüngeren Frauen waren inzwischen des Eifers voll, sich ihre Wahrnehmungen während der Profess mitzuteilen, denn diesen demütig gesenkten Nonnenaugen pflegte nichts zu entgehen.

Wie die Sperlinge zwitscherten sie durcheinander, und jedes Stück von Marias Toilette wurde einer strengen Kritik unterworfen.

Allgemein war die Meinung, Maria habe beim Heraustrreten aus der Sakristei weltlich ausgesehen.

„Man senkt doch die Augen,“ hieß es. „Und eine Gottesbraut muß bleich sein.“

„Erst nach der Einkleidung sah sie ergriffen aus.“

„Ergriffen bloß, mir kam sie wie erstarrt vor.“

„Das war wieder nicht richtig, nach der Einkleidung soll man selig aussehen.“

„Ich habe mir in der Sakristei das Brautkleid noch einmal genau betrachtet; es ist wirklich wundervoll.“

„Herr Berghold soll der Äbtissin gesagt haben, vom besten und teuersten Stoff solle sie nehmen.“

„Herr Berghold hatte sehr schöne Glanzstiefel an.“

„Habt ihr auch Frau Berghold betrachtet?“

Großes Gefäch.

„Gleich beim Heraustrreten aus der Sakristei,“ berichtete eine Stimme, „bemerkte ich, daß alle Nähte ihrer weißen Handschuhe geplagt waren.“

„Ach und die Blumen, die sich immerfort auf ihrem Kopf bewegten!“

„Aber der pfaublaue Seidenstoff ihres Kleides soll ganz modern sein!“

„Pfui, über die Eitelkeit der Welt!“

„Ach ja, die armen Weltmenschen, wie unbefriedigt und unglücklich sehen sie doch alle aus.“

„Mein Gott, um was sorgen sie sich denn, wovon reden diese Leute?“

„Natürlich, keiner denkt an seine unsterbliche Seele!“

„Und an sein Ende.“

„Beten wir für sie.“

Die Äbtissin erhob ihre Stimme:

„Heute habe ich Ihnen eine große Neuigkeit zu verkünden.“

„Eine Neuigkeit!“

Die jüngeren Nonnen horchten auf und flatterten im Nu herbei; sie küßten der ehrwürdigen Mutter die Hände, den Schleier und wollten vor Neugier vergehen.

Die Äbtissin lächelte und ließ ihre Lieben ein Weilschen zappeln. Sie war sehr aufgeräumt; der Wunsch ihres Herzens war erfüllt, Maria gehörte dem Kloster an und

mit ihr nicht nur eine höchst verwendbare Kraft, sondern auch ein ganz beträchtliches Vermögen.

So hatte sie denn gesagt, sie, die Äbtissin, und die Superiorin, Frau Benedikta, die der Überzeugung war, daß Maria nicht fürs Kloster taugte, und alles gethan hatte, um sie zurückzuhalten — Frau Benedikta war unterlegen —

Die Äbtissin sah die durch diesen Kampf früh gealterte Frau, die wie eine Schwerleidende aussah, nicht ohne Mitleid an. Ihr selbst hatte sich nicht ein Fältchen mehr in das glatte, schöne Gesicht gegraben, und ihre kristallklaren Augen erzählten nichts von durchweinten Nächten, wie es die Augen der ihr früher so nahe stehenden Nonne thaten. Um Marias willen waren sie auseinander gekommen, aber die Äbtissin beschloß in diesem Augenblick großmüthig, ihre Zurückhaltung aufzugeben und der schwer geprüften Frau ihre Huld von neuem zuzuwenden.

„Sie werden staunen, meine liebe Superiorin — Sie werden alle staunen und sich mit mir freuen,“ begann sie von neuem, „es betrifft unsere geheimsten Wünsche, eine alte Sehnsucht, die endlich ihrer Erfüllung entgegen gehen soll: die Bemalung unfres Chors.“

Wie sie jubelten, die Äbtissin umdrängten!

„Die Gelegenheit ist uns günstig,“ fuhr die ehrwürdige Mutter zu sprechen fort, „der Herr Pfarrer hat mir mitgeteilt, daß der junge Klein, der seinen Eltern vor Zeiten davonliefe, als großer Maler zurückgekehrt sei und eben bei seiner Mutter im Dorfe wohne. Es ist eine himmlische Schickung; das Kommenlassen eines Malers von Bedeutung, ich weiß es nicht, ob ich mich dazu hätte entschließen können und dürfen. Nun schickt uns der Himmel diesen Künstler geradezu in den Weg; er war sofort erbötig, unser Chor in ein kleines Paradies umzuwandeln, und will sich fogar, statt fremder Hilfe, der Talente unserer malenden Frauen bedienen. Ich rechne ganz besonders auf Sie, meine liebe Superiorin.“

Während die Frauen alle durcheinander schrien und die ehrwürdige Mutter mit Fragen bestürmten, saß Maria bleich wie eine Leiche und mit Mühe und Not nach Fassung ringend zu ihren Füßen, während Frau Benedikta die an sie gerichtete Frage

der Äbtissin: „Muß man das Erscheinen dieses Malers gerade jetzt in diesem Augenblick nicht für einen Fingerzeig Gottes halten?“ nur mit einem Neigen des Kopfes zu beantworten vermochte.

Ihr war zu Mute, wie es einem zuweisen im Traume geschieht, wenn einer mit aller Mühe und Not eine Thür zuzuschließen vermeint hat, und sie geht plötzlich ganz von selbst wieder auf.

## 2.

Als Mariele mit sechs Jahren von seinen Pflegeeltern in die Klosterschule geschleift wurde, hatte die Kleine schon eine bewegte Vergangenheit hinter sich.

„Von den böse Streich, die sie mir den ganze Tag über spielt, will ich gar nit rede,“ berichtete Frau Berghold den hinter dem Gitter des Sprechzimmers sitzenden Klosterfrauen, „da müßt' ich zehn Tag von morgens bis in die Nacht 'nein rede — Einmal hat's wolle den alten Klein tot mache und ist bei Gott mit dem Beil in seine Werkstatt nein, weil er sein Bu, den Markus, durchgeprügelt, der alles annale thut. Und wie's gemerkt hat, daß es den große Mann nit zwingt, hat's alle Tag ein Vaterunser gebet, daß der lieb Gott dem Markus sein Vater holt, und wie er ihn nit geholt hat, hat's gesagt: ‚Der lieb Gott kann nig.‘ So unchristliche Rede führt die verflamnt Krotteufelher.“

Die alte Propstin, die Aufsichtsbame des Sprechzimmers, und Frau Benedikta, die Arbeits- und Zeichenlehrerin sämtlicher Klassen, sahen sich die kleine, zwischen ihren Pflegeeltern eingekerkelte Sünderin, die eine mit einem Lächeln, die andere mit streng prüfendem Blick an. Sie wurden indes nicht minder aufmerksam von der kleinen Person gemustert, deren Augen schließlich mit unverkennbarem Wohlgefallen an Frau Benediktas milden Zügen hängen blieben; dabei machte sich die Kleine das Vergnügen, mit ihren hurtigen Händen aus den Franzen von Frau Bergholds Mantille ein Zöpfchen nach dem anderen zu flechten.

Die Frau war viel zu aufgeregt, um darauf zu achten; lebte sie doch in der beständigen Angst, der neben ihr sitzende Gatte möchte bei dieser oder jener ihrer Äußerungen sein kurzes, sie immer so sehr beschämendes Lachen ausstoßen.



„Einem gelb und blau angestrichene Lagabundewoge ist das Mädel nachgelaufe,“ fuhr sie in ihrem Bericht fort, „grad nur fortgange, lei Wortle gesagt. Spät am Abend hat's der Markus gesunde, über drei Stund Wegs von daheim; unter einem Baum hat's gelege und geschlase; ein Bündele mit seiner Popp und ein bißle Poppewäch, sonst hat's nig bei sich gehabt.“

„Ei! ei!“ drohte die Propstin, den gekrümmten Zeigefinger gegen das Kind aufhebend, worauf die Kleine sofort in ein silberbelles, nicht zu bändigendes Gelächter ausbrach.

„Habe Sie's jetzt gesehe?“ ereiferte sich Frau Berghold. „Die hat vor keinem Mensche Respekt und wenn er noch so hoch gebore ist.“ Jetzt lachte der Mann, und die Frau wurde dunkelrot und fuhr wie der Blitz auf ihrem Stuhl herum.

„Kannst du vielleicht sage, daß es eine Last gibt im Haus, die ich nit auf meine Schultere trag?“

„Wenn der eine Vornehme geheiratet hätt,“ wandte sie sich an die Frauen, „du heiliger Sebastobol! Wie ihm sein Bruder sell Gütle gekauft hat, drobe im Schwarzwald — da ist er gestande wie der Och's am Berg — zehn Jahr hat er in der Univerfität studiert und nit emal 's Korn vom Haser unterscheide lerne. Und da gib't's noch alsfort Leut, die mir sage, ich sei von Haus aus doch nur eine Magd, wo ich noch, zur Wirtschaft hin, ihn vor sein sichere Untergang gerett hab. Male', hat sein Bruder selig, der selig Herr Berghold, bei dem ich auf dem Herrehaus gedient hab, Male', hat der selig Herr zu mir gesagt, wie er noch am Leben war, Sie sind eine tüchtige, schaffige Person, gehe Sie zu meinem Bruder, dann weiß ich, da drobe geschicht, was geschehe muß. Das sind seine heilige Wort, so wahr ich da steh, und ich hab meine Schuldigkeit gethan, wie sie der Himmel sein Lebtag nit thut, denn Gott in seiner Ungerechtigkeit ist mir noch immer mei gerechte Vergeltung schuldig —“

„Vergeltung,“ fiel ihr die Propstin zu Marieles erneuter Belustigung in die Rede, „wer darf vom Himmel etwas anderes erwarten als Strafe für seine Sünden?“

„Ich hab mei Straf,“ erklärte Frau Berghold, „nei, Frau Propstin, von dem, was eine unglückliche Ehe ist, habe Sie

kein Begriff, denn da gehört ein Mann dazu —“

Mariete schlang den Arm um den Großknitel.

„Komm du mit in die Klosterschul, dann lasse mir die Tant allein —“

„Habe Sie's wieder gehört,“ fuhr Frau Berghold auf, „schaff ich mich nit im Schweiß meines Angesichts für ihm seine Großnichte ab, thu ich nit alles für das Kind, und könnt ich mein eigenes Erbe ehrlicher verwalte? Und was ist der Dank?“

„Ein Kind kann das doch nicht verstehen,“ suchte Frau Benedikta die Frau zu beschwichtigen; sie war überdies voll Mitleid für den in tiefster Verlegenheit dastehenden Mann.

„Es ist auch keine geringe Sorge,“ wandte sie sich an ihn, „so ein großes Gut zu bewirtschaften —“

„Thu alles ich,“ fiel ihr die robuste Frau in die Rede, „da hätte sie mal ihm sein Nette sehe solle, wie ein Großmoggel ist er daher komme; meine Sie, der hätt einmal Tant zu mer gesagt? Wie sei Frau in de Woche gestorbe ist, nit emal zur Leich hat er mich eingelade. Aber unser Herrgott hat ihn gestraft für sein Hochmut; über einmal verunglückt er bei der Jagd. Jawohl, und jetzt sitzt die Frau Tant im Herrehaus.“

Herr Berghold erhob sich, auch die Klosterfrauen; Frau Berghold mußte wohl oder übel ihre Rede abbrechen. Sie nahm sie aber auf der Heimfahrt wieder auf und sang ihr eigenes Lob den ganzen Weg entlang.

Das Herrenhaus, dem sie sich näherten, war ein langes, schmales, einstädtiges Gebäude auf einer etwas höher als das Dorf liegenden Wiese; dahinter baute sich der Wald auf, den ein lustiges Bächlein von der Wiese trennte.

In den Ökonomiegebäuden, im Hofe, sowie in dem daranstoßenden Gemüse- und Obstgarten — überall herrschte eine schöne, ins Auge springende Ordnung und Sauberkeit. Das Ergebnis der nimmermüden Geschäftigkeit der Frau, die kein größeres Glück kannte, als dem ihr anvertrauten Boden immer neue Vorteile abzugewinnen. Daß die kleine Pflanzetochter noch etwas anderes brauchen könne, als die ehrliche, selbstlose Verwaltung ihres Erbes, daran dachte Frau Berghold nicht, und sie wußte

es auch nicht besser. Das Kind aber suchte sich, was ihm fehlte, im Hause der Mutter Klein. Hier war sein liebster Aufenthalt, bevor es noch zur Schule ging. Besonders wenn die Dämmerung hereinbrach und die Frau mit ihrem Strickzeug am Fenster der kleinen Küche saß und ihre Träume erzählte. Sie brauchte gar nicht zu schlafen, die Bilder und Gestalten kamen ihr auch, wenn sie im Dunklen saß. Da trete, erzählte sie, der Herr Jesus manchmal in die Küche, zuweilen auch die Muttergottes; alle Engel und Erzengel mit ihren gewaltigen Flügeln drängten sich herein; der böse Feind aber mit seinen garstigen Hörnern setze sich am liebsten auf die Holzleiste neben den Herd, und kaum sitze er, fange er an, um des Markus Zeichnungen an den Wänden zu handeln. Sie aber bete, lauter und immer lauter, wobei sich der böse Feind in allerlei Schreckgestalten verwandle, die erst, wenn sie mit aller Macht ausrufe: „Herr Jesus, laß es nicht so werden“, ihre Küche verlassen.

Mariele saß gewöhnlich vor der redenden Frau auf dem Tisch und wagte sich nicht zu muksen — besonders wenn der Mond in die Küche schien und die Augen der Mutter Klein so wunderbar flimmerten und die Augen des auf dem Küchenschrank sitzenden Markus so dunkel und mächtig aus seinen weißen Gesicht herauschauten.

Sowie aber der Meister den Kopf zur Thüre herein streckte, war's vorbei mit allen schönen Wundern. Zum Glück ging er allabendlich ins Wirtshaus. Er habe sonst nichts auf der Welt, behauptete er. Traf er einmal mit Frau Berghold zusammen, ging den beiden das Herz auf:

„So eine schaffige Frau, ja, das ist eine Freud, so gehört sich's — die Weiber müssen alleweil im Schuß sein, die Stirn muß glänze, grad wie bei Ihne, Frau Berghold. Meine hat kein Trieb; Dummheit treibe, Traum erzähle und den Bu alle Wänd verschmiere lasse, sonst kann sie niz. Nachts lieg ich oft wach und denk: wenn mir der Bu vergat! Ich bin doch brav, und mei Eltere ware brave Leut; am Dreinschlage laß ich's auch nit fehle, und doch laßt er die Vosse nit. 's kommt fast von ihr; ich bin arg angange mit meiner, ich bring halt lei Ernst in sie; gleich schwächt sie wieder ganz vergnügt drauf los, wenn ich noch so geschimpft hab —. Wann ich

dann wieder Ihne hör, Frau Berghold, da weiß ich erst, was rede ist — Sie habe ja ein Mundwort wie ein Beamter.“

Die Gutsherrin, den Marktforb am Arm, um den Hausbedarf zu holen, denn sie traute keiner Magd, die Gutsherrin schmunzelte vor Vergnügen, ihr Lob fingen zu hören, das ihr im eigenen Hause so sehr vor-enthalten wurde.

„Mir verstehe uns halt,“ meinte sie, „mir sind halt brave Leut, aber Sie sind wenigstens der Herr daheim und dürfe Ihnen Bu schön durchhaue, ich aber soll das Mädel nit anrühre; alles soll ich mir gefalle lasse und mei Faust in Sad stecke. Ich bin daheim gehaue worde krumm und klein, lei Hahn hat danach kräht; wo wär ich dann eine worde, wie ich eine bin, ohne mei Schlag? Grad weil er keine kriegt hat, ist er so ein Datsch. Der macht sich niz aus meine Rede wie Sie, ins Wirtshaus lauft er, daß er sie nit höre muß. Sogar am Weihnachtabend lauft er fort. Da hab ich den Korb voll Tabak und Küchgeschürz für mei Leut; 's Mariele kriegt e neue Bettlad, weil's seine verwachse hat. Aber was meine Sie, morgen früh, wenn er aufwacht, niz ist recht; den Leut schenkt er Geld, und dem Mariele holt er e Popp, so groß wie ein Kalb. Mir aber gibt er lei Brösele —“

Der Schreiner sah sie voll Teilnahme an: „Und was meine Sie, was mir mei Bu zum heilige Abend beschert hat? Den leibhaftige Gottleibeius hat er mir auf eine funkelnagelneue Schrankthür hingemalt. Er hat aber auch sein Weihnachtsgeschenk kriegt!“

Der Schreiner machte mit der Rechten ein Zeichen durch die Luft, und beide lachten, schüttelten sich die Hände und gingen geträufelt auseinander.

Bei der Mutter Klein aber brannte schon das Bäumchen, darunter stand eine kleine Krippe mit frischem Heu, aus dem ein hölzernes Christkind die Ärmchen herausstreckte. Der Markus hatte es geschnitzt und ihm das Gesicht mit lieblichen Farben bemalt und die aus Hobelspänen gefertigten Löckchen gelb angestrichen.

Und nun stand er voll Andacht vor seinem eigenen Kunstwerk und sang aus vollem Halse:

„Stille Nacht! Heilige Nacht —“

Von draußen aber rief ein Stimmchen:  
„Mutter Klein, Mutter Klein, mach's  
Fensterle auf!“

„Herrjeses, 's Mariele,“ rief die Frau,  
riß das Fenster auf und hob das halberstarrte  
Kind über das Gefimse.

„Alles gestohle,“ frohlockte die Kleine,  
indem sie eine ganze Schürze voll Lebtuchen,  
Birnenwedeln, Äpfel und Nüsse vor das  
Kripplein hinwarf, daß es nur so kollerte,  
„etisch, daheim meine sie, ich sei im Bett;  
gelt, Mutter Klein, ihr nehmt mich mit in  
die Christmett? Die Tant hat gesagt, ich  
dürft nit mit, weil ich bei Bettlad hab wolle  
und die Jung rausgestreckt hab.“

„Sei nur ruhig,“ sagte der Markus,  
der sich eifrig über die Herrlichkeiten am  
Boden herumgesehen hatte, „sie kriegt ihr  
Straf —“

Nachdem er gegessen, bis er nicht mehr  
konnte, streckte er sich, so lang er war,  
legte den Kopf in den Schoß der Mutter  
und schlief ein.

Es währte nicht lang, sank auch die  
Kleine mit ihrem Köpfschen in Mutter Kleins  
Schoß, und in der Küche regte sich nichts  
mehr.

Mit über der Kinder Haupt gefalteten  
Händen saß die Frau da, die Augen un-  
verwandt auf die flackernden Lichtchen am  
Baume geheftet.

Tönte da nicht ein Singen von draußen  
her, oder war's das Wasser im Herd? Nein,  
näher kam's, ein mächtiges, wunderbares  
Singen, und siehe da, die Thüre ging auf,  
und über die Schwelle drängten sich aben-  
teuerliche Gestalten, die Hirten, wie sie sie  
auf den Heiligenbildern bei der Geburt  
Christi gesehen. Die kleine Küche sahte  
nicht ihre Zahl; zum Fenster beugten sie sich  
herein, unter der Thüre standen sie Kopf  
an Kopf; jetzt kamen auch die heiligen drei  
Könige, in prächtige Mäntel angethan und  
knieten vor dem Kripplein nieder.

„O Herrjerum, wie schäm ich mich auch,“  
entfuhr es Mutter Klein, „das ist ja nit  
's lebendig Christkind in mein Krippele, der  
Markus hat's ja nur geschniht aus grobem  
Holz.“ —

Sie aber lächelten bloß, als wüßten sie  
das viel besser, und holten aus ihren  
weiten Taschen goldene Äpfel, silberne Ge-  
fäße und glänzende Steine — Und welch  
neuer Irrtum; nicht dem Christkind spendeten

sie ihre Gaben, dem Markus und dem  
Mariete brachten sie ihre Geschenke dar; vor  
die schlafenden Kinder streuten sie ihre  
goldenen Äpfel und leuchtenden Steine hin.

„Genug, genug,“ rief Mutter Klein und  
breitete voll Angst die Hände über die  
Kinder aus, „nur nit zu viel, sonst werde  
sie mir hoffärtig —“

Da fiel ihr ein heißer Tropfen auf die  
Hand, und sie sah sich verwundert um; die  
Küche war leer, der Glanz dahin; am  
Baume flackerte noch ein einziges Lichtlein,  
die anderen verklümmten in den Zweigen,  
von denen ein köstlicher Duft aufstieg.

Jetzt wußte Mutter Klein auch, was  
ihr so in den Ohren gesummt hatte; das  
prachtvolle Geläute der Weihnachtsglocken  
war's, die zur Christmette riefen. Sie weckte  
die Kinder und packte sie warm ein, Mariete  
in ihren ‚achtetigen‘ Hochzeitsshawl, den  
Markus in einen alten Mantel seines Vaters.  
Einer Laterne brauchte es nicht, der Mond  
stand am mitternächtigen Weihnachtshimmel.

So traten sie hinaus in die glitzernde  
Schneenacht, Hand in Hand, das Mariele  
in der Mitte.

„Schau, Mutter,“ rief Markus alle  
Augenblicke aus und zeigte bald nach dem  
Wald, wo die hohen, schneebedadenen Tannen  
so gespensterhaft im Mondschein glänzten,  
bald nach dem endlosen Schneefeld, das mit  
dem weißen Winterhimmel in eins zu-  
sammenfloß.

Die Frau nickte: „In der Christnacht,  
da wachse Staffle von der Erd zum Himmel;  
wir wisse gar nit, Kinder, wer alles unter  
uns wandelt. Bei mir drin sind sie auch  
wieder einkehrt, schad, Ihr habt grad ge-  
schlafe — 's hat mich fürchtig geniert, daß  
alles so voll Apfelbuge und Ruchschale ge-  
lege hat. — Mitte nein sind sie getnick, die  
heilige drei König —“

„Was habe sie gesagt?“ erkundigte sich  
Mariete, und Markus fragte:

„Wie habe sie ausgehe?“

„Ach Gott, Kinder, vor Schred hab ich  
nix gehört und nix gesehe; wahrscheinlich  
weil's Jesusse von Holz war, habe sie die  
schöne Sache euch hingeleht — aber drum  
nit hoffärtig werde, nur nit hoffärtig, Kinder!“

„Wo sind denn die Sache?“ fragte  
Mariete.

„Träum find's,“ belehrte sie Markus  
und blieb stehen: „In Wald 'mein möcht ich!“

„O Du, nein, nein,“ wehrte die Mutter und zog ihn mit sich fort, „wer weiß, dort drin im Wald sind vielleicht die Heidenische, die um die ewig Ruh seufze; schau du lieber nach der Wiese hin, was die vom Himmel sind, die steigen gewiß dort hinten runter.“

„Mutter Klein, o Mutter Klein,“ rief Mariete und zerrte die Frau nach der Wiese hin, „nur ein einziges kleines Engeln einmal in der Näh sehe —“

„Jesüs Kinder, so bleibt doch auf'm Weg, der Mensch muß nit so wunderfödig sein, hört ihr nit die alt' Klosterglod' rufe: Kommt, kommt und schaut nit um — schaut nit um —“

Ja wirklich, die Kinder faßten sich ängstlich bei den Händen. „Kommt, kommt,“ rief die alte Glode und schaut nit um, schaut nit um — Der ganze Wald hallte wider von ihrem Getön.

Und als Mutter Klein mit den beiden Kindern in die Klosterkirche trat, da wurde ihren, durch ehrfurchtsvolle Schauer vorbereiteten Seelen unter Schalmeeingefang und Orgelgestimm das Wunder der Christnacht zur lebendigen Wahrheit.

Frau Berghold, die mit ihrem Schlitten gekommen war, hatte unter den verummten Kinnergehalten vor dem Kripplein zu ihrem großen Ärger das Mariete entdeckt und machte nun nach Beendigung des Gottesdienstes der demütig vor ihr stehenden Mutter Klein heftige Vorwürfe, daß sie sich unterstanden, das Kind mitzunehmen. Die Leute kamen neugierig herbei, und Herr Berghold, der schon auf dem Schlitten saß, zog die Pelzkappe tief auf die Nase.

Mariete aber machte der Rede der Tant ein schnelles Ende, indem es seelenvergnügt ausrief: „Necht fahre wir alle drei mit heim, komm, Mutter Klein — steig auf, Markus — ich halt derweil den Braune —“

„Niemand steigt auf,“ erklärte Frau Berghold, „sie habe dich herbracht, sie solle dich auch wieder mitnehme — den Braune laß fahre —“

„So!“ das Mariete hing sich mit beiden Händen an den Gaul. „Wem gehört denn der Braun' und der Wage und alles zusammen — mir, dem Guts-Mariete — und drum kann ich aufsitze heiße, wen ich will — ist's wahr oder nit, Onkel?“

Der lachte, und alles ringsum bestätigte: „Freilich ist's wahr.“

Mutter Klein saß im Ru, von allen Seiten gehoben, im Wagen, Markus stieg ihr nach, Mariete setzte sich auf ihren Schoß, und Frau Berghold nahm wütend die Zügel. — War sie nicht jetzt wie immer in ihrem vollen Recht, und kein Mensch gab es zu!

## 3.

Mutter Klein pflegte von ihrem Markus zu sagen:

„Er hat nur Auge und Nase.“

In Wahrheit, Neben war nicht des Markus Sache, er war von Kleinauf ein Mann der That.

Einmal in einer eiskalten Winternacht ertönte die große Feuerwehrtrompete im Dorf, und alle Mannen fuhren aus ihren warmen Betten in die Monturen und eilten auf den Kirchenplatz, wo der Markus stand und mächtig tutete. Und als die Männer, Schreiner Klein an ihrer Spitze, mit der Frage über den Buben herfielen, wo es dem brenne, gab ihnen Markus zur Antwort:

„Brennen thut's gar nit, aber ihr seid alle Bock' sechsmaal besoffe und weckt in der Nacht die brave Leut aus 'nem Schlaf; jetzt spüre 's auch amal —“

Wenn der Schullehrer nicht gewesen wäre, sie hätten ihn halb tot geschlagen; aber der Schullehrer war Kommandierender der Feuerweh'r und befahl: „Loslasse, Kreuzbombelement, dem Markus sein Schädel ist nit für eure Stöck gewachse, mit dem hat Gottvater noch was Fresses vor —“

„Loslasse,“ schrie der Schullehrer — und hatte doch seinerzeit genug mit dem Buben auszustehen, der sich, wenn ihm etwas nicht paßte, ohne weiteres in der Klasse erhob mit dem Bemerken:

„Herr Lehrer, das war ebe nit richtig —“

Aber wenn dem Markus dieser Gerechtigkeitsdrang auch ebenso viele Schläge eintrug als seine Klosterferien, er ließ weder das eine noch das andre. Immer war er auf der Jagd nach dem Bösen oder auf der Suche nach Wunderbarem; auch das Komische machte ihm Freude. Des Sonntags hinter dem Bergholdschen Ehepaar drein zu gehen, gehörte zu seinen Hauptgenüssen.

Eines Tages erschien denn auch das Abbild des ungleichen Paares im Bergholdschen Gemüsegarten als Kressensalat unter dem Lattich; die Gestalten zum Sprechen ähnlich in Haltung und Gebärde; die kleine,

lugelrunde Frau wie immer voraus, hinter ihr der magere, schiefköpfige Herr Gemahl.

Die Freude unter dem Gefinde war eine unbeschreibliche; sie rannten in den Garten, kamen zurück, sicherten, wollten erstickt und schrien immer wieder vor Entzücken auf, sobald sie vor dem Salatbeet standen.

Frau Bergbold führte ins Dorf hinab und holte sich Meister Klein von der Hobelbank weg; und er mußte seinen Buben vor ihren Augen angefaßt des Kressenbeetes weidlich abstrafen. Allerdings mit Hindernissen, denn Mariete hing sich an des Meisters Arm und war nicht wegzubringen.

Es war der Kummer ihres Lebens, den Spielkameraden stets verfolgt und bestraft zu sehen für Dinge, die ihr doch im höchsten Grade bewundernswert erschienen.

Mit ihr bewunderten ihn alle Kinder des Dorfes; wenn 's Guts-Mariete ihr Abgott war, der Markus war ihr Held, und im Gesolge dieser beiden, o der Wunderdinge, die es zu erleben gab!

Zum Beispiel alljährlich zu Pfingsten, wenn die obern, stets verschlossenen Räume des Gutshauses gelüftet wurden — welsch ein Fest, die schönen, in den Augen der Dorfkinde prachtvoll eingerichteten Räume zu betreten, in denen es immer so scharf nach Pfeffer roch, daß sie alle das Nießen bekamen; auch Herr Bergbold, der jedesmal mit den Kindern heraufschlich, zum großen Ärger seiner Frau. Denn da oben hingen die Bilder seiner Verwandten, die Herrenleute, zu denen sie nicht zählen sollte, Marietes Eltern, kleine seine Miniaturporträts — und dann — das Entzücken aller: die Urgroßmutter.

Sie trug die Empiretracht, ihrem tief ausgeschnittenen Leibchen entstiegen ihre weichen, edlen Formen in leuchtender Schönheit. Sie trug den Kopf voll kurzer, aschblonder Locken, und der sonnige, lebensprühende Blick ihrer großen, dunkelblauen Augen hielt den Beschauer wie im Banne.

Und weil's der Markus gar so toll trieb und nichts hören und sehen wollte, wenn er vor diesem Bilde stand, belehrte ihn das Mariete eines Tages:

„Du, die Urgroßmutter, das war eine, die ist ihrem Manne davongelaufe und hat einen andern genome; eine Protestantische ist sie worde. Das war eine Böse, sagt die Tant, vor der muß man's Kreuz mache —“

„Die eine Böse,“ stammte der Markus auf, „das dürfe wir nit seide, das dürfe wir nit auf der Urgroßmutter siße lasse —“

Und der Onkel, der dabei stand, klopfte dem Buben die Schulter.

Das Gefinde hörte im Laufe des Nachmittags Frau Bergbold in der Speisekammer schelten und rumoren, allein dies war nichts Außergewöhnliches; Frau Bergbold, die bei ihrem Mann nie Gehör fand, pflegte sich mit Vorliebe in der Speisekammer gegen sich selbst auszusprechen; hier gebrauchte sie ihre Kräfte, damit unter den Schinken und Brotlaiben herumhantierend, als habe sie es mit den Leuten zu thun, die sie geärgert hatten. Es war der Kummer ihres Lebens, daß sie ihre Kraft für sich behalten mußte und nicht drein schlagen durfte, so toll es ihr zuweilen das Gefinde machte. Aber sie hatte schon siebenmal vor Gericht Ohrseigen gelde zahlen müssen, und ihr Mann hatte gesagt, wenn's noch einmal geschehe, gehe er nicht mehr mit ihr über die Gass'. —

Eben das war's, was sie immer von neuem erbotte, daß sie nie das Gefühl einer Gleichberechtigten ihm gegenüber hatte. Als sie noch seine Magd war, hatte sie nie etwas von Hoffärtigkeit an ihm bemerkt; er konnte sogar recht demütig sein, so oft sie ihm mit dem Gehen drohte. Und als sie ihn endlich so weit hatte, daß ihm nichts andres übrig blieb, als sie zu nehmen oder zu verlieren, da mußte sie erfahren, daß sie ihm auch als Frau nicht mehr war als vorher.

Darum, aus dem tiefen Neide ihrer untergeordneten Natur heraus, hatte sie keinen andern Wunsch, als aus Mariete ein rechtes Bauernkind zu machen; es bekam grobe Kleider und grobe Kost, auch ließ sie's an rauher Behandlung nicht fehlen.

Tropdem hörte sie einmal eine Magd sagen: „Und wenn sie's Mariete in Lumpe steckt, 's Herrekind bleib's doch —“

Und ihr Mann hatte ein Lächeln für dies Kind, wie er es nie noch für sie gehabt. „Das Mädle macht mich noch zur böse Frau,“ kam sie in der Speisekammer mit sich überein, „wenn nur unser Herrgott so gescheit ist und meine Sünde dem Mariete außs Kerbholz schreibt —“

Als sie die Speisekammer verlassen wollte, fand sie zu ihrem Erstaunen die Thüre verschlossen. Sie rief, sie klopfte, kein Mensch hörte sie.



Kühdorf in Chüringen. Nach dem Gemälde von Carl Ludwig.

Um zu dem vergitterten Fenster unterhalb des Plafonds zu gelangen, mußte Frau Bergbold erst einen Tisch abräumen und auf diesen einen Stuhl stellen.

Es war ganz still im Hof, die Mägde arbeiteten im Garten, aber der Knecht mußte im Stall sein. —

Frau Bergbold hub hinter ihrem Fensterchen an zu schreien und zu rufen.

„Schrei du nur,“ dachte der Knecht, „saurer Wein macht taub.“

Die Kuhmagd im Stall nebenan hörte sie auch.

„Brich du meintwege Hals und Bein, dann hört emal die Schinderei auf mit der Milch.“

Frau Bergbold in ihrer Aufregung und Verzweiflung bemühte sich, den Kopf zwischen das Gitter zu strecken, um sich besser im Hofe umsehen zu können. Es gelang ihr; als sie jedoch den Kopf wieder zurückziehen wollte, war ihre Mühe vergeblich. Vor Angst und Entsetzen schwoll ihr das Gesicht dunkelrot an, und sie brach in ein so mörderliches Geschrei aus, daß das ganze Haus zusammenlief. Auch Herr Bergbold kam herbei.

Man suchte und suchte — der Schlüssel war weg; alle Schlüssel des Hauses wurden zusammengeholt, keiner öffnete.

Jemand lief zum Schlosser, und es dauerte eine halbe Stunde, bevor die Frau aus ihrer Lage befreit werden konnte. Sofort hielt sie Gericht.

„Wer hat mich etageschlosse — ich will wisse, wer mich eingeschlosse hat?“

Sie sah von einem zum andern, und die Knechte und Mägde hatten alle Mühe, ihr Vachen zu verbergen.

„Also ein Übereinkomme,“ schrieb die Frau, „und du schämst dich nit, Mann, und suchst nur alsfort mit den Achseln, statt mit 'em Dreschlegel drein zu schlage — 'Maus mit euch, alle habt ihr's gethan — aus dem Hof, sag ich, euer Sach schmeiß ich euch auf die Gass!“

Jetzt verteidigten sich die Leute, und jeder suchte mit lautem Geschrei seine Unschuld zu beweisen.

In diesem Augenblick lehrte Mariete mit einem Arm voll Palmkästchen seelenvergüßt vom Walde zurück.

Als sie hörte, um was es sich handelte und daß sämtliche Knechte und Mägde aus

dem Haus gejagt werden sollten, bekannte sie ohne Umschweife:

„Ich hab den Schlüssel abgezoge — in der Duggrub liegt er.“

Ehe sich's jemand versah, hatte Frau Bergbold das Kind bei den Haaren ergriffen; Mariete stieß einen durchdringenden Schrei aus, aber bevor Herr Bergbold zu einem Entschluß gekommen war, hing schon der Markus auf dem Rücken der Tante, und sie ließ im ersten Schrecken das Kind los.

„Gelt, du elender Du —“ leuchtete sie, dein Wert ist's wieder —“

Der Markus stand kerkengerad vor ihr:

„Was braucht die Tante so böße Sache über die Urgroßmutter sage? Das war die Straf.“

Herr Bergbold stieß sein kurzes Vachen aus und machte sich eilig aus dem Staub; ebenso das Gefinde, während Frau Bergbold den Missethäter bei seinem Vater ablieferete und mit Genuß der Strafe bewohnte.

So war die Zeit herangekommen, und Mariete mußte zur Schule.

Markus hatte schon mit sechs Jahren gesehen, daß Vernen eine Notwendigkeit sei; Mariete sah gar nichts ein. Als Frau Benedikta ihr das erste Strickzeug anfang und die fäbrischen Fingerringen zwischen ihren Händen leitete, mißfiel dem Mariete die Sache so gründlich, daß sie ihr Strickzeug auf dem Heimweg in den Bach hinter dem Kloster warf. Sie mußte dafür in der Erde stehen, und da sie hier allerlei Unfug trieb, suchte ihr Frau Benedikta begreiflich zu machen, daß Mariete sich schämen müsse, was das Traurigste auf der Welt sei.

Des Nachmittags kam Markus mit in die Klosterschule und schritt direkt in die Klasse auf Frau Benedikta zu.

„Habe Sie gewollt, 's Mariete soll sich schäme?“

Frau Benedikta sah den langaufgeschoffenen Buben lächend an:

„Du bist wohl der Markus, von dem 's Mariete immer spricht?“

Er nickte, indem er die kleine, zarte Frau mit großen, dunklen Augen unverwandt anstarrte.

„Du gehorchst doch gewiß auch in der Schule?“ fragte ihn Frau Benedikta.

„Wenn der Lehrer recht hat.“

„Glaubst du denn nicht, daß große Leute klüger sind als kleine?“

„Nein, die Großen sind recht oft dümmer.“

„Du weißt vielleicht nicht, was Mariete getan hat.“

„Sein Strickzeug in Bach geworfe, da ist's wieder —“

Er zog ein kleines, nasses Bündelchen aus der Tasche und reichte es Frau Benedikta hin, „den Knäuel hat 's Wasser mit fort —“

Sie brach über den feierlichen Ernst des Bubens in ein herzliches Lachen aus.

Da lächelte auch er.

„Schön sind Sie nit,“ meinte er, „aber gut —“

Und von dieser Stunde an, so oft sich Mariete über etwas bei ihm beklagte, gab er ihr stets den Rat:

„Sag's deiner.“

So nannte er Frau Benedikta, der er ebensowenig etwas Böses zutraute, als er der Tant etwas Gutes zugetraut hätte.

Auch Frau Benedikta vergaß den Knaben nicht; das Selbständige, Starke an ihm hatte ihr gar wohl gefallen, Eigenschaften, die ihr selbst so ganz und gar abgingen.

Sie war die Künstlerin des Klosters, die Erfinderin der herrlichen Muster für Altardecken, Messgewänder und Glasmalereien, und fand in dem Lehren und Ausüben dieser Thätigkeit ihr höchstes Genügen.

Sie war in ihren jungen Jahren ohne vorübergehende Kämpfe und Erlebnisse ins Kloster getreten. Als älteste Tochter einer kinderreichen, vermögenslosen Beamtenfamilie hatte sie keine Mittel zu erwarten, die ihr das Ausbilden ihres Talentes ermöglicht hätten. Was die Familie besaß, wurde an die jüngste Tochter gewendet, die ein wunder-schönes, mit herrlicher Stimme begabtes Mädchen war. Daß infolgedessen für die vier übrigen Töchter nichts übrig blieb, fanden diese ganz in der Ordnung. Von jeher war das Glück dieser Jüngsten die Hauptsache im Hause gewesen.

Zehn Jahre nach Benediktas Eintritt ins Kloster begehrte auch ihre jüngste Schwester in demselben Einlaß — das schöne, hochbegabte Mädchen, auf dessen Haupt sich alle Hoffnungen der Familie vereinigt hatten.

In den Beziehungen der beiden Schwestern war jedoch nichts zu bemerken, was den

Regeln des Klosters, die völlige Loslösung von allen irdischen Banden verlangten, zuwider gelaufen wäre.

Die Vollkommenste in der Ausübung dieser Abtötung war Frau Cäcilia.

Frau Petronilla sagte einmal von den beiden Schwestern:

„Frau Cäcilia sorgt sich unablässig um die Ehre Gottes in der Höhe, und Frau Benedikta um den Frieden der Menschen auf Erden. Da haben wir das ganze Lob-lieb.“

Nun aber kam das Mariete mit seinem Kopf voll traurer Lächeln, seinem ungebändigten Sinn und heißschlagenden Kinderherzen und nahm wie der Sturmwind von Frau Benediktas Liebe Besitz.

Diese war immer die Vertraute der Kinder gewesen, denen sie die Arbeits- und Zeichenstunden erteilte, und schon manche tüchtige Arbeitslehrerin war so aus ihrer Schule hervorgegangen.

Aber so ohne jeden Begriff von dem, was Gehoriam war, hatte noch kein Kind die Klosterschule betreten, wie das Mariete. Es kam, wenn es ihm beliebte, und wollte auch gehen, wenn es ihm beliebte. Hielt es die Lehrerin fest, biß und schlug es um sich, wie eine wilde Katze. Wenn Frau Benedikta das Kind schreien hörte, eilte sie mit fliegendem Schleier aus dieser oder jener Klasse, wo sie sich gerade befand, um Marietes Lehrerin zu beschwören, den Vogel fliegen zu lassen.

Sie war in steter Angst um dieses Kind, dessen Eigenart sie mit einer bei ihr ganz seltenen Lebhaftigkeit verteidigte, indem sie immer wieder mahnte:

„Nur Geduld, es wird sich schon geben.“

Nach ein paar Wochen hatte Mariete denn auch Gefallen an der Schule gefunden; man traf sie sogar eines Sonntagnachmittags auf der Steintreppe der verschlossenen Klosterschule, und als eine Laienschwester die Kleine fragte, was sie da wolle, gab sie zur Antwort:

„Zu meiner will ich.“

Frau Benedikta durfte einmal das Kind, von dem sie soviel Ergötliches zu erzählen wußte, in den Klosterfrauengarten bringen. Mariete sah mit großen Augen all die vielen Nonnen an, die ihr fremd waren und sie im Kreise umstanden.

Klöhnlich schrie das Kind laut auf, indem



es mit dem Zeigefinger nach der ihm Fragen schneidenden Frau Petronilla deutete:

„Ein Kasperle, ein Kasperle — gerade so hat's Kasperle auf der Weß ausgehaut!“

Die Klosterfrauen brachen alle in Lachen aus; am lautesten lachte Frau Petronilla.

Da beugte sich die stets etwas unordentlich aussehende Frau Cäcilia über das Kind:

„Und was bin denn ich, meine liebe Kleine?“

„Gar niz,“ lautete die prompte Antwort.

„Da ist mir mein Kasperle doch lieber,“ frohlockte Frau Petronilla, nahm Mariete bei der Hand und führte sie zu Frau Cäcilia und Scholastika, die gerade beisammen standen.

„Jetzt schau dir mal diese zwei an.“

„Das ist die Schön' und das ist die Büß',“ erklärte Mariete.

Da trat die Äbtissin einen Schritt aus dem Kreise der sie umringenden Frauen.

„Und was hat denn dies kleine Mädchen mir zu sagen?“

Mariete warf einen kurzen Blick in die Köpfe, ins Grünlische schillernden Augen der hohen Frau, dann eilte es mit ausgebreiteten Armen aus Frau Benedikta zu:

„Meine ist die Best' —“

Eine tiefe Stille folgte auf diesen Ausspruch; sämtliche Blicke der Nonnen suchten das Antlitz der Äbtissin, der mächtigen, an absolute Unterthänigkeit, Schmeichelei und Bewunderung gewöhnten Frau.

Sie lächelte indes nur und schritt mit ihren Nonnen weiter, während die bestürzte Frau Benedikta das Kind schnell in den Schulhof zurückbrachte.

Die Frauen wandelten über die breiten Kieswege des Gartens, die jüngeren Nonnen, um der Äbtissin näher zu sein, rückwärts vor ihr hergehend.

Frau Benedikta kam gerade recht, um Frau Scholastika erklären zu hören, ein Geschöpf wie Mariete könne nur durch absolute Strenge gezähmt werden. Die kleine Frau Benedikta, der man willig den Platz zur Rechten der Äbtissin einräumte, wäre mit ihrer zarten Stimme niemals gegen die energische Redeweise der Frau Scholastika aufgetreten, wenn ihr die Äbtissin nicht von Zeit zu Zeit das Haupt zugewendet hätte.

So sprachen die beiden ungleichen Frauen eine Weile hin und her, die eine die Milde,

die andere die Strenge preisend, und die Äbtissin nickte zu beider Reden und gab keiner unrecht.

Wären diese Frauen doch völlig gleichwertig in ihren Leistungen und geradezu unentbehrlich für das Kloster. In ihrem Innern neigte sich die Äbtissin jedoch mehr Frau Benedikta zu, schon kraft der aufrichtigen und warmen Bewunderung, die diese für ihre Vorgesetzte hegte. Frau Scholastika mit ihrer rücksichtslosen Ehrlichkeit konnte diese unbedingte Ergebenheit nicht. Aber die Äbtissin war klug genug, Frau Scholastika um ihrer Tüchtigkeit willen zu respektieren. Nur lebten sie auf einem beständigen Kriegsfuß wegen der weltlichen Bücher, die die Novizenmeisterin in dem Kloster eingeführt haben wollte, während die Äbtissin glaubte, das Seelenheil ihrer Nonnen sei gefährdet, wenn diese in einem anderen, als streng katholischen Sinn unterrichtet würden.

Abseits von den lustwandelnden Nonnen, an einem sonnigen, windstillen Platz, saßen die zwei ältesten Frauen des Klosters, die Superiorin und die Propstin, gedreht, hustende Wesen, von der guten Schwester Mariann, der Krankenpflegerin und Pförtnerin, aufs beste betraut.

Die alten Frauen verkürzten sich die Zeit mit Schelten auf die Gegenwart und Herausstreichen der Vergangenheit, in der sie noch etwas gegolten hatten. Nie hätte die frühere Äbtissin etwas unternommen, ohne ihren, der Propstin und der Superiorin Rat. Der jetzigen, so viel jüngeren Äbtissin aber fiel es nicht im Traume ein, eine wichtige Sache mit ihnen zu besprechen.

„Drum geht auch alles zurück,“ sagte die Superiorin, „Stil soll das sein, Stil sagen sie, so wie sie die Muster jetzt machen — abgeschossenes Zeug ist's; wenn ich an meine Guirlanden denk, besonders an eine — o diese Paradiesvögel — wissen Sie noch, meine Paradiesvögel? Es war mein Ruhm, Vögel zu erfinden, wie es nie welche gab!“

„Und der Gesang jetzt,“ unterbrach sie die Propstin, „ich, die ich dreißig Jahr lang Gesangmeisterin war — wenn ich an die hübschen französischen Sachen denke, die ich einstudiert habe —, Walzermusik sei's, behauptete Cäcilia. Bei ihr ist immer der Name die Hauptfache, der Komponist! Als ob sich der liebe Gott darum kümmerte!“

Soll ich Ihnen sagen, was das für ein Gefang ist, den wir jetzt haben? Ein weltlicher."

Die alten Frauen schauten sich verstohlen um, dann nickten sie sich verständnisinnig zu, und die Superiorin stützte:

"Alles ist weltlicher."

Und sie freuten sich stets von neuem, daß sie noch von der alten Sorte waren und insolgebeßeren ihren guten Platz im Himmel in Aussicht hatten.

## 4.

Für Mariete allein nun ein eigenes Doppelleben; zu Hause war sie das Unbändigste aller Dorfkinde; vor dem Klosterhof aber zog sie ihre Schuhe an und glättete sich die Haare; sie dämpfte sogar ihre Stimme, denn sie empfand mehr und mehr das Schöne, Weife, Barte, das von diesen weißgekleideten Gestalten ausging, die nie hasteten, nie die Stimme erhoben und Milde zeigten, selbst wenn sie die Kinder strafen mußten.

Aber ihre Eigenart behauptete die Kleine darum doch. Keinem Kinde wäre es je eingefallen, sich den Nonnen anders als mit der größten Ehrerbietung zu nähern; Mariete aber flog Frau Benedikta nie anders als mit dem Jubelruf: „Meine! Meine!“ entgegen. Und da half kein Schelten. Wenn Frau Benedikta ihr strengstes Gesicht aufsetzte, das Kind glaubte ihr nicht. Und das Kind hatte recht; das Bild der Kleinen verfolgte sie in ihre Gebete. Oft verglich sie ihre eigene Kindheit mit der Marietes; das enge Stadtheim und die vielen heranwachsenden Mädchen, die sich in den paar Stuben mit dem Bestreben bewegten, den Vater, der sich von seiner anstrengenden Bureauarbeit ausruhte, ja nicht zu stören. Und im Hause, das ewige Gespenst, das sich in jede Freude, in jedes Erlebnis drängte — die Frage: was soll aus uns werden?

So waren sie aufgewachsen, die Schwingen schon gebrochen, bevor diese gelernt, sich zu entfalten.

Und nun Mariete — so urwüchsig, wahrhaftig und bis zum Uebermaß mutig! Wenn sie in die Klasse fürmte, was kam da nicht alles mit an Erlebnissen, Abenteuer, Lustigkeit! Die Kinder vergötterten sie und waren wie im Dorf auch in der Schule die Vasallen des Guts-Mariete.

Und doch — Frau Benedikta wußte sehr

wohl, weder Sorgfalt, noch Güte und Liebe wurden dem Mariete zu Hause zuteil; nur einen guten Kameraden hatte sie, den Markus, von dem sie alleszeit sprach, der ihr die Luft, die Freude und das Glück schenkte, wonach des Kindes Herz verlangte.

Wertwüdig, von diesem Markus sprach Frau Benedikta nie; so viel sie vom Mariete erzählte, des Gespielen erwähnte sie nicht; auch eines Erlebnisses mit der Kleinen erwähnte sie nicht.

Sie stand einmal auf der Treppe des Klosterhofes und sah den Kindern beim Spielen zu; da gewahrte sie ein Käßchen, das unter der Dachrinne saß und jämmerlich miaute.

„Komm,“ lockte die Nonne dem Tierchen, indem sie die Hand nach ihm ausstreckte. Ihr Ruf wurde mißverstanden, statt des Tierchens eilte Mariete herbei, wie auf Pfählen, mit den Fußspitzen kaum die Erde berührend, hing sich an Frau Benediktas Hals und bedeckte ihr Gesicht mit so stürmischen Küffen, daß die der Zärtlichkeit ungewohnte Nonne fast gar den Atem verlor. Erschreckt drückte sie das Kind von sich weg.

„Mariete, was fällt dir ein!“

„Ich hab dich halt so lieb,“ sagte die Kleine, „dich und den Markus am liebsten auf der Welt!“

Welch eine Glut barg dieses Kinderherz. Und sie kam bei jeder Gelegenheit zum Vorschein, gleich kräftig im Gassen wie im Lieben.

Da waren zwei größere Mädchen in der dritten Klasse, denen in den Freistunden die Aufsicht über ihre Mitschülerinnen anvertraut war. Sie hießen Pia und Charlotte, gingen in selbstbewußter Haltung zwischen den spielenden Kindern herum und hörten nicht auf zu tadeln.

Mariete heftete ihnen eines Tages, ohne daß sie es merkten, die Zöpfe auf dem Rücken zusammen. Hierauf fing sie ein Ölbalg mit einem andern Kinde an, und als eines der großen Mädchen herbeieilen wollte, gab's plötzlich ein Geschrei, und beide fuhrten nach ihren Zöpfen.

Wer hatte den bösen Streich ausgeführt? Natürlich Mariete.

Sie sollte die Mädchen um Verzeihung bitten, ihre ganze Klasse sollte sie um Verzeihung bitten wegen des schlechten Beispiels, das sie gegeben.

Sie war nicht dazu zu bringen, sie blieb dabei:

„Sie habe die Straf verdient.“

Mußte Frau Benedikta nach solchen Niederlagen nicht der Gebante kommen, daß sie überhaupt unfähig sei, dies Kind zu leiten? Sonst, wenn ihr dergleichen Zweifel kamen, hatte sie sich bei der Äbtissin Rats geholt, seit einiger Zeit jedoch war das anders; so manche Äußerung des Kindes war von der hohen Frau mißverstanden worden, und Frau Benedikta hörte auf, vollkommen aufrichtig zu sein. —

So weit hatte sie die Liebe zu diesem Kinde gebracht. —

Und doch — konnte diese, ihre tiefinnerste Sehnsucht, den Liebling glücklich zu sehen, eine Sünde sein?

Frau Benedikta zählte um diese Zeit sechsunddreißig Jahre; sie war immer eine zufriedene, freundliche und milde Frau gewesen, die heftigen Auseinandersetzungen gern aus dem Wege ging und lieber eine Wahrheit verschwiege, als sie andern aufzudrängen. An dem Tage, als die kleine Marie hinter dem Gitter des Sprechzimmers mit ihren prüfenden Kinderaugen an Frau Benediktas Jüden hing, an diesem Tage war das Schicksal in das Leben der kleinen friedlichen Nonne eingezogen.

Sie ahnte es nicht, sie empfand es nur mehr und mehr als ein Unrecht, dem lebhaften und eigenartigen Wesen des Kindes Gewalt anzuthun.

Als Marieles seinen ersten Beichtzettel schrieb, in dem zu lesen stand:

„Wir sollen alle Menschen lieben.

Ich kann aber nicht alle lieben.

Erstens die Tant nicht.

Zweitens den Schreiner nicht.

Drittens die Pia nicht.

Viertens die Charlott nicht.

Sonst habe ich sie fast alle lieb.“

versuchte Frau Benedikta die Kleine zum Schreiben eines andern Beichtzettels zu veranlassen, allein Marieles Antwort: „Wenn ich ja die alle lieb hätt, thät ich auch nichts Böses“, machte sie verstummen, trotz der inneren Stimme, die ihr sagte, daß diese Wahrheit mehr eine irdische als eine himmlische war.

Der Herr Pfarrer stellte denn auch sein Beichtkind zur Rede, warum es nicht brav wie sich's gehöre, seine Sünden aufzage, mit der genauen Angabe der Zahl.

„Dann thu ich doch lieber die Sünd nit, wenn ich lang ans Zählle dente soll,“ gab ihm die kleine Rebellin zur Antwort.

Aber schließlich rührten die Worte des Geistlichen doch ihr Herz, und sie lief spornstreichs vom Beichtstuhl zur Pia:

„Du, ich bet' jetzt alle Tag ein Vater-unser, daß ich dich und die Charlott lieb habe kann,“ berichtete sie voll Eifer.

Als sie erfuhr, die Tant sei im Sprechzimmer, eilte sie seelenvergnügt hinauf, um auch ihr zu sagen, daß sie sich alle Mühe geben wolle, sie lieb zu haben.

Frau Verghold hatte in der That wieder einmal, hoch aufgeputzt und mit einem bis an den Rand vollen Herzen, den Weg ins Kloster genommen.

„Grad gestern,“ erzählte sie den Nonnen, „am Tag vor ihrer erste heilige Weicht — Herrjesses, denk ich, die Kinder sind im Hof — warum sind sie denn so still. — Ich schau zum Fenster 'naus — um en alte Schweinstrog stehe sie rum, die Mäuler im Trog und 's Mariele mit der Peitsch alsfort um sie rum: Was sind denn des für Säckle do auf'm Bode? denk' ich — Ich geh in Hof, ich schau nach — Herr du meine Güte — mei Dürrobst, all mei schön's Dürrobst, im Trog isch's und die Kinder fresse's.“

„Was Gott thut, das ist wohlgethan,“ sagte die alte Propstin, die nichts mehr hörte und ihr Gebrechen durch das Einstreuen frommer Sprüchlein zu bemänteln suchte.

„Wohlgethan,“ fuhr Frau Verghold auf, „wenn ein Kind ins zehnt' Jahr geht und noch so Sache treibt? Was hab ich in dem Alter schon schaffe müsse, 's Vieh und b'Kinder und b'Gass und der Stall, und im Sommer d'Feldarbeit, alles ich. — Und die — alsfort mit dem Markus am helllichten Werttag spaziere. — Und darum bin ich komme — und das solle ihr die Lehrerinne verbiete — das Zusammenstede mit dem gottvergeffene Bu — da kommt er heut früh: „Gute Morge, Frau Verghold“, sagt er, „da hat gestern der Knecht 'Ausgabebüchle beim Kaufmann liege lasse“, sagt er und macht ein Gesicht wie die heilig Unschuld in Person. „Jesses“, sag ich, „kannst du auch amal für mich eine Gefälligkeit habe, um muß man dann das hinschreibe?“ „Bitte“, sagt er, „sist gern geschehe.“ Ich mach mei Büchle auf — ein nagelneus auch noch, gerad zwei Seite ware voll geschriebe — was steht auf

der dritte? mei Konterfei, wie ich leib und leb, zum Schreie — du verfluchter — du verflammer Bengel,“ verbesserte sie sich, „ich reiß halt, dent ich, in's Kuckuck's Name die verschmiert Seit raus, dent ich. — Ja, hoppsa, auf der andre bin ich auch, und so fort und so fort, auf jeder Seit bis an's End vom Büchle; in alle Tonarte steh ich da, von hinte, von vorne, von nebe — und wie ich's im Mann zeig, lacht er sich den Buckel voll. Das ist der Lohn für mei Schaffe wie ein Pferd. Wo ist denn da die Allgerechtigkeit, wo kriecht sie deun immer hin, wenn die Bergholde an der Reih ist?“

Sie schneuzte sich, und die Propstin, die die Frau in Thränen sah, kam Frau Benedikta mit dem Spruch zuvor:

„Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er.“

„Auf so e Lieb bin ich nit veresse,“ meinte Frau Berghold, und als in diesem Augenblick Mariele zur Thür hereingeschossen kam, wies sie auf das Kind:

„Predige Sie lieber an des Mädels hin; ich sag nit, 's soll im Stall helfe oder Feldarbeit thun — ich verlang nur was recht ist. Aber im Mariele kein Mutter ist eine Fortiosin auf dem Fortepianino gewese, und das steht in der Wohnstub und da soll's hinsitze und e bißle dudle —“

„Aber liebe Frau Berghold,“ wendete Frau Benedikta ein, „das muß man lernen —“

„Das ist ein Irrtum,“ unterbrach sie die Tante, „der Markus kann's ja auch, du

alte Kuckumer, du zottiger Bär; spielt er, und damit meint er mich. — Ich sag Ihnen, wenn Sie's dem Mariele nit verbiete thun, noch länger mit dem Du rum zu streiche, mit dem Strolch, der gewiß noch lügt und stiehlt —“

Dunkelrot vor Wut stand das Mariele vor ihr:

„Wart du, wann ich wieder aus der Gnad Gottes bin —“ machte kehrt und lief spornstreichs, als ob es brenne, nach Hause.

Markus, jetzt ein lang ausgehossener Bursch, dürr wie ein Steden, brachte Marieles Empörung lang nicht das Interesse entgegen, das sie erwartete.

Noch vor kurzem, wie hatte er sie da geschüttelt, wie wild hatten seine Augen drein geschaut, als sie ihm mitteilte, sie wolle Klosterfrau werden. — Jetzt mit einemmal rührte ihn nichts mehr; wenn sie sprach, schaute er an ihr vorbei, so ganz eigen, in die Ferne, und als sie in ihn drang: „Hast du einen Kummer, Markus?“ gab er zur Antwort: „Ja, daß die Zeit rum geht!“

Jeder im Dorf konnte jetzt thun, was er wollte, Markus hatte keine Strafgelüste mehr. Dagegen war kein Haus, keine Wand, kein blankes Fleckchen am Weg mehr sicher vor seinen Zeichnungen, und bald war kein Mensch im Dorf, dessen Konterfei nicht plötzlich da oder dort erschienen und belacht worden wäre.

(Fortf. folgt.)

## Der alte Landstreicher.

von

Hermann Hesse.

Die warme Zeit ist wieder da,  
Und allwärts gehen fern und nah  
Die Vagabunden auf den Strich,  
Und keiner rastet mehr als ich.

O wollte Gott, mein Bein wär' heil,  
Ich liess' dem Armenhaus mein Ceil  
Und ginge über Flur und Bach  
Ins Weite meinen Brüdern nach!

Nun aber sitz' ich bis zur Nacht  
Im Strassenbänklein auf der Wacht  
Und kommt ein Wandrer ohne Schuh,  
Ruf' ich ihm traurig „Servus!“ zu.

# Aus den Berliner Theatern.

(Januar—März 1902.)

Von

Hanns von Zobeltitz.

S. 10.

Deutsches Theater: „Es lebe das Leben“, Drama in 5 Akten von Hermann Sudermann; „Lebendige Stunden“, vier Einakter von Arthur Schnitzler. Kgl. Schauspielhaus: „Der Herr von Abadessa“, Abenteuerstück von Felix Dörmann.

(Abdruck verboten.)

Faß bei jedem neuen Bühnenwerk von Hermann Sudermann kommen die Herren Berufskritiker mit hundert „Wenn“ und „Aber“ — und die Herren Direktoren und Kassierer reiben sich vergnügt die Hände. Der Kassiererfolg, die lebhafteste Anteilnahme des Publikums bleibt ihnen und dem Dichter; ob Herr Sudermann freilich, wie ich ihn zu kennen glaube, mit diesem Erfolg allein zufrieden ist, muß ich bezweifeln. Er ist ein ernster, selbstkritischer Arbeiter, der schwer mit seinen Stoffen ringt, ein Werk niemals leichtfertig oder voreilig in die Öffentlichkeit gibt, sondern stets erst, wenn er es nach allen Richtungen hin gekautert zu haben glaubt. Er will stets sein Bestes geben. Eine ernste Arbeit erfordert aber auch eine ernste Würdigung — mag man sachlich zustimmend oder ablehnend urteilen.

Eines vor allem ist auch dem jüngsten Drama Sudermanns „Es lebe das Leben“ zuzugestehen: es ist effelnd und interessant. Es gibt ein neues oder doch selten gehandeltes Milieu und eigenartige Charaktere; es ist mit großem Geschick aufgebaut. Troßdem der Vorwurf vielleicht mehr für eine epische, als für eine dramatische Behandlung geeignet erscheint, gelang es der überlegenen Kunst des erfahrenen Bühnenpraktikers, die Spannung bis zum Schluß zu erhalten — freilich eben nur durch so große Kunst, daß sich der unbefangene

Zuschauer schließlich doch fragen muß: hast du dir nichts einreden lassen? Denn die beiden Hauptträger der Handlung reden verteuelt klug, oder, richtiger, der Dichter beliebt eine Dialektik, die auch das Unglaubliche glaublich oder mindestens möglich erscheinen läßt.

„Es lebe das Leben“ spielt in den Kreisen der konservativen Fraktion. Es bringt eine Anzahl Typen konservativer Parteimänner, die an sich lebenswahr, echt, interessant und, vielleicht mit Ausnahme einer kleinen Ubertreibung, ohne Voreingenommenheit geschildert sind. Allerdings geben sie in ihrer Gesamtheit durchaus kein wahres Bild der konservativen Partei oder gar der Parteileitung in unseren Parlamenten. Dazu tragen sie alle — der eine freilich mehr, der andere weniger — zu ausschließlich ostelbischen Charakter.

Im Mittelpunkt des Dramas steht die Gräfin Beate. Eine ungemein komplizierte Natur, von dem Autor augenscheinlich mit ganz besonderer Liebe ausgestaltet, in gewissem Sinne ein Gegenbild zur Magda in seiner „Heimat“, nur daß diese ungleich geschlossener und einheitlicher erscheint.

Was hat der Dichter nicht alles in die Gräfin Beate hineingeheimnist! Sie ist die Egeria der Partei, aber zugleich längt über diese hinausgemacht. Sie ist überaus klug, feingeistig, edel, feinsinnig



Frau Luise Tumont als Gräfin Beate in „Es lebe das Leben.“ (Deutsches Theater.)  
(Aufnahme von C. J. von Tüden, Berlin.)

empfindend; sie ist eine Bollnatur, befeelt vom heißen Drange sich auszuleben; ihr „Dasein ist für Leib und Seele nur ein langes Ringen mit dem Nierbergang gewesen“, und doch hat sie „das Leben nie verlernt“; sie ist in ihren Worten oft unagbar schwergründig, aber sie „liebt die Tragik nicht“; sie ist die beste Mutter, die verständnisvollste Tante; in ihr ist „nichts wie Weiches und Zünniges“ für ihren Mann, den Grafen Michael Kellinghusen. Dabei hat sie diesen — einen braven, ehrenwerten, nicht genialen, aber an Geist und Körper gesunden Mann — vor etwa zwölf Jahren betrogen; betrogen mit seinem wirklich genialen Freunde Richard von Völlerling; hat es auch nicht für geboten oder für anständig gehalten, vor ihren Mann hinzutreten und ihm zu sagen: wir können nicht mehr miteinander leben! Sie hat mit ihm weitergelebt, die beste Gattin, die sorgsamste Mutter, nachdem sie sich mit Völlerling die Bräute von der Leidenschaft zur Freundschaft gebaut hat —

Es ist etwas viel, was uns Herr Sudermann in dieser einen Gestalt gibt, mit der das ganze Drama steht oder fällt. Etwas zu viel —

Es kommt mir durchaus nicht in den Sinn, ihm in moralischer Entrüstung einen Vorwurf darauf zu formulieren, daß er den Ehebruch wieder einmal zum Angelpunkt der Handlung machte, obwohl das Thema nachgerade etwas abgeleiert ist. Aber so gewiß die Schuld — eine Schuld — zur Tragödie gehört, wenn wir nicht wieder das blöde Schicksal an ihre Stelle setzen wollen: so gewiß muß der Dichter doch auch das Bewußtsein in der Schuld zum Ausdruck bringen, aus ihm heraus die Geschichte seiner Gestalten entwickeln. Dies Bewußtsein nun existiert für Herrn Sudermann eigentlich nicht. Seine Frau Beate ist zwar herzkrank geworden, aber das erscheint bei ihr mehr als ein zufälliges organisches Leiden; in dem entschwindenden Liebestrausch sieht sie nach wie vor nur das süße Glück, ihr einziges Lebensglück noch nach zwölf Jahren: „Die Sünde war mit nur eine Stufe empor zu meinem Selbst, zur endlichen Erfüllung meiner Harmonie, die die Natur mit mir im Auge hatte.“ Und dabei lebt sie dieselben zwölf Jahre hindurch mit ihrem nichts-ahnenden Manne weiter — diese innerlich so vornehme, feinfühlig, edle Frau —

Im ersten Akt, in einer Exposition, die wie immer bei Herrn Sudermann meisterhaft entwickelt ist, führt er uns in diese Verhältnisse ein. Die Gräfin Beate hat ihrem genialen Freund Richard zu liebe ihren Mann zur Niederlegung seines Mandats bewegen; der gute Michael reist selbst im Wahlkreis, um jenem zum Sieg zu verhelfen. Man wartet mit Ungeduld auf das Resultat; Beate und Richard tauschen Erinnerungen aus, und wir erfahren dabei die Vorgeschichte, bis sein Privatsekretär die Nachricht des Erfolges bringt.

Auch der zweite Akt spielt im Salon der Gräfin. Wir lernen einige Hüupter der konservativen Partei persönlich kennen: Herrn von Brachmann, der als ihr Führer erscheint; Herrn von Berkelwig, einen etwas karikierten Agrarier von der Art derer, mit denen etwa Herr Eugen Richter die Leser der Freisinnigen Zeitung ab-

wechselnd grüßeln und lachen macht; den Bringen von Usingen, das enfant terrible der Partei — wigig auf aller Welt's Kosten, auch auf die der eigenen Person. Man diskutiert über alles mögliche, während schon der Konflikt in der Luft liegt. Der sozialdemokratische Gegner Richards, der ehemals als theologischer Kandidat dessen Privatsekretär war, hat im Wahlkampf nämlich Äußerungen getan über das so wohl gehütete, von niemand geahnte Verhältnis Beates zu Richard; nicht genug damit, hat er die in einem Provinzblättchen abgedruckte Rede allen irgendwie Beteiligten, auch dem Gatten, auch dem Sohne Richards, auch Frau Beate selbst, säuberlich mit Blausift angestrichen, unter Kreuzband zugefandt. Das für Beate bestimmte Exemplar wird zwar vernichtet, und ihr Mann hat überhaupt alle ihm aus dem Wahlkreis zugeschickten Drucksachen ungelesen ins Feuer geworfen. Aber da hat Richards Sohn, Norbert, ein junger begabter Studiosus und Beates besonderer Schützling, eine Drohschüre gegen das Duell veröffentlicht; während der Unterhaltung über diese sagt er in der vollen Überzeugung, daß es sich um eine schmähliche Verleumdung handelt, zu dem Grafen: „Was weißt du z. B. mit dem Menschen thun, der jetzt bei dem Wahrrimmel dich und dein Haus so gräßlich beleidigt hat? Vor die Pistole launf du ihn doch nicht fordern!“ und Richards ausgeblasene, eile, thdrichte Frau übergibt das an sie gerichtete Exemplar (in beläufig bemerkt der grobbräutigsten Scene des ganzen Stückes) der von ihr bitter gehaltenen Beate. Damit wäre eigentlich die Angelegenheit bis zu dem Augenblick gelangt, in dem die Wärfel fallen müssen. Anstatt dessen fällt nur der Vorhang, und erst im dritten Akt kommt es zu der entscheidenden Scene, in der Graf Michael seine Frau und seinen Freund fragt, ob denn eigentlich an der „Geschichte“ irgend etwas daran sei? Immer noch voll Vertrauen: „... daß zwischen euch beiden nichts geschehen ist, was vor mir geheim zu halten wäre, das weiß ich ganz alleine — aber bei solch 'ner Geschichte kann immer aus jedem Quarl ein Strid gedreht werden.“ Beate und Richard hatten sich entschlossen, zu leugnen, um ihrer Kinder willen, Norbert und Ellen, Beates Tochter, die sich lieben und heimlich verlobt sind. Als nun aber der Graf, der inzwischen dem Fraktionsführer sein Ehrenwort gegeben hat, er werde dafür sorgen, daß die Partei durch die ganze Sache nicht den mindesten Schaden nehme, der Herr Meizner, den sozialdemokratischen Agitator, wegen Verleumdung verklagen will — als Graf Michael von Richard Völlerling dessen Ehrenwort verlangt, daß es sich wirklich um eine Verleumdung handle, da bekennet Beate. Denn, wie sie sagt: „Er wird jetzt sein Ehrenwort geben und wird dann nach Hause gehen und sich eine Kugel durch den Kopf schießen.“

Hier liegt meines Erachtens der Punkt, in dem das ganze Drama zerbricht. Alles, was weiter folgt, ist eine raffiniert aufgebaute, ausgeklügelte Scenenfolge ohne innere Wahrheit.

Was kann denn ein Mann wie Graf Michael, so wie Herr Sudermann selbst ihn gezeichnet hat, — in den Anschauungen unierer Adelskreise aufgewachsen, durch und durch ehrenfest, wader, fernig

— in dieser Situation thun? Das Wahrscheinlichste wäre doch, er weist dem falschen Freunde die Thüre und schickt ihm seine Forderung. Möglicherweise und verständlich wäre auch, er schlägt ihn auf der Stelle nieder wie einen tollen Hund.

Aber nein — das wäre ja viel zu einfach!

Dieser Graf Michael läßt sich zuerst auf eine Erklärung seiner klugen Frau ein, die ihm in großen Worten auseinandersetzt, daß sie „von seiner Sünde weiß, denn ich that das Beste, was ich aus meiner Natur heraus zu thun vermochte.

Ich habe mich von eurem Eittengefesse nicht zerbrechen lassen wollen“. Dann kommt Norbert zufällig hinzu und gibt, anknüpfend an das vorangegangene Duellgespräch, völlig nichtsahnend, gleichsam ein Todesurteil für seinen Vater ab, ungefähr in dem Sinne, daß ein Mann von Ehre, der eines anderen Ehe gebrochen, wenn Söhne von ihm verlangt wird, sein eigener Richter sein müsse. Und dann, nachdem der gute Junge wieder gegangen ist, erbittet sich Richard noch zweimal vierundzwanzig Stunden Zeit — bis zur Vollstreckung.

Und weshalb alle diese Unmöglichkeiten?

In Wirklichkeit natürlich nur, um die Fortführung des Dramas in der vom Autor nun einmal gewünschten Richtung zu erzwingen. Er ringt den beiden Männern gewaltsam die Pistolen aus den Händen: das Parteiinteresse muß dazu herhalten; jeder Skandal, der die liebe Partei schädigen könnte, muß vermieden werden; Richard soll ja sogar morgen schon eine entscheidende Rede im Parlament halten ausgeführt über die Heiligkeit der Ehe.

Als ob ein Mann vom Schlage des Grafen Michael nicht in solchen Augenblicken auf die ganze Partei wesen würde und auf sein ihr, unter anderen Voraussetzungen gegebenes Wort dazu! Als ob ihm nicht seine verletzte Mannesehre himmelhoch über jeder andern Erwägung stehen müsse! Ich könnte mir sogar denken, daß er seiner Frau Mitteil, Nachsicht, vielleicht in seiner Großherzigkeit sogar Verzeihung geben würde —

aber an dem Mann, der ihm sein Glück zerstört, nicht Vergeltung üben, persönliche Vergeltung — aus Parteiinteresse — nimmermehr! Parteiinteresse! Als ob er als alter Parlamentarier nicht auch das wüßte: eine Partei, die im Volksbewußtsein wurzelt, wird nicht durch den Skandal, den ein einzelner Abgeordneter hervorruft, ins Herz getroffen. In unserer schnelllebigen Zeit am allerwenigsten. Da schreiben die gegnerischen Zeitungen acht Tage lang über den Kasus, einige moralisierende, entrüstete Neben laufen vom Stapel, — und dann ist die ganze Sache vergessen.

In dem vierten und fünften Akt bewährt sich daher, meinem Empfinden nach, nicht mehr der Poet, sondern nur noch der äußerst geschickte, jeden Effekt ausflüßte herausarbeitende bühnenkundige Theaterdichter. Der — wenn's erlaubt ist zu sagen — deutsche Sardou, der jede Scene nur unter dem Gesichtswinkel ihrer äußeren Wirksamkeit betrachtet. Darüber aber gehen leider auch die Charaktere, die um des Fortschritts der Handlung willen immer verwidert werden müssen, mehr und mehr in die Brüche.

Der vierte Akt führt uns in das Arbeitszimmer Richards. Er hat unter brausendem Erfolg seine große Rede über die Heiligkeit der Ehe gehalten — er! Sein Sohn ist begeistert, der Verräter Weizner findet sich ein, um, durch diese Meisterrede gerührt, sein Beweißmaterial, zwei gestohlene Briefe, in Richards Hände zurück zu legen. Dann kommt die vornehme, feinsinnige Frau Beate selbst, denn sie fühlt — etwas spät — „daß der Tod über uns hängt“; kommt nach allem, was geschehen, heimlich in das Haus ihres ehemaligen Liebhabers. Es gibt eine sehr ergreifende, stark auf die Thränenbrühen drückende Scene zwischen beiden; als sie endlich geht, weiß man ungefähr, wie das Stück enden wird. Sie wird sich opfern, damit er leben bleiben kann. Denn tötet sie sich, ohne daß man merkt, daß sie Selbstmord begeht, muß er ja leben bleiben; damit jeder öffentliche Skandal vermieden wird.



Fräulein Irene Trieb.  
(Deutsches Theater.)

Würde auch er in den Tod gehen, so müßten die Lüstermäuler ihre Schlussfolgerungen ziehen.

Sie stirbt im fünften Akt. Herzkrank, wie sie ist, braucht sie nur etwas Digitalis zu viel zu nehmen. Aber sie darf wieder nur unter ganz besonders kühnheitswirksamen Umständen sterben, die arme Beate.

Ihr Mann hat nämlich eigentlich auch nur noch das eine Interesse, den Skandal zu vermeiden. So kommt er auf die sonderbare Idee, dieser schlichte, gradlinige Mensch, Richard Völlerling mit den Parteihäuptern zu einem Frühstück einzuladen; am Abend wird dann Beate nach seinem Stammschloß abreißen. Wer sollte nach diesem Freundschaftsfrühstück noch an irgend eine tödliche Entzweiung zwischen ihm und Richard glauben! Wer würde es nach diesem Beweis des Verständnisses, der Eintracht wegen, die Verleumdung dieses Herrn Weizner weiter zu verbreiten!

Ohne Zweifel: Bühnenwirksam ist dieser letzte Akt in hohem Grade. Es ist unheimlich, wie sich die beiden Todfeinde freundschaftlich antoasten um des lieben Scheins willen, wie die arme Beate, den Willen zum Tod im Herzen, lächelnd zwischen ihnen sitzt. Alle mit einer Selbstbeherrschung, wie sie unter solchen Vollblutnaturen eben nur — auf der Bühne möglich ist. Bis dann schließlich die Gräfin mit einer merkwürdigen Rede von ihnen allen Abschied nimmt. Sterbend läßt sie das Leben hoch leben! Und da sie sehr geistreich ist, kann sie selbst in diesem Augenblick ein paar tiefgründige Worte sich nicht schenken: „Wer lebt denn eigentlich? Wer wagt denn, zu leben? Jemandwo — da blüht was und leuchtet zu uns herüber, und dann schauen wir heimlich zusammen, heimlich wie Verbrecher. Das ist alles, was wir vom Leben haben. Ja, glaubt ihr etwa, ihr lebt? Oder ich?“

Einen Brief hat sie hinterlassen. An ihren Mann ist er gerichtet, für den Geliebten ist er eigentlich bestimmt. „Ich thue es, weil ich fühle, daß ein Opfer fallen muß. Besser ich, als er — denn er hat sein Werk zu vollbringen, ich aber habe mein Leben ausgelebt. So will ich also versuchen, ihm zuvorkommen.“

Richard Völlerling wird leben. Er „will nicht, er muß“. — „Leben . . . weil ich . . . gestorben bin.“ Mit dieser echten Bühnenphrase schließt das Drama. Wenn ich mir die Dichtung in die Wirklichkeit überetzt denken könnte, müßte ich freilich fürchten, daß der Märtyrertod Beates ganz vergeblich gewesen ist: denn dieser Richard Völlerlings würde, wenn er nur einen Schuß ehrlichen Pulvers wert wäre, den Selbstmord des geliebten Weibes, die gestorben ist, damit er lebe, nie überwinden, nie etwas Großes leisten, sondern elend zu Grunde gehen. Graf Michael, für dessen Glück sie nach ihrem letzten Briefe nebenbei auch stirbt, würde nie vergessen können. Und die Kinder, um deren willen sie ebenfalls in den Tod geht? Es wäre doch höchst seltsam, wenn der gescheite Norbert nicht endlich dahinter käme, daß die Mutter seiner Eltern die Geliebte seines Vaters war! Und die Partei: müßte es nicht auch für sie — so oder so — heißen: „Mann über Bord!“

Schade darum! Schade besonders auch, daß

uns Herr Sudermann nicht ein Schauspiel gab, das das Getriebe der politischen Parteien einmal gründlicher ausschöpfte, ein wirkliches Zeitbild. Schade um die in vielen Einzelzügen treffend gezeichneten Gestalten, Schade um all die geistreichen, überraschenden Wendungen und Gedankenblitze! Das Ganze ist doch — so interessant es ist — im Theatralischen stecken geblieben, mehr ein Kunststück, als ein Kunstwerk. Man bewundert die erstaunliche Geschicklichkeit, mit welcher der Autor die einzelnen Risse in seinem Bau überläßt, man bewundert seine zielsichere Technik. Aber je mehr man in das Gefüge des Dramas einzubringen strebt, desto breiter sieht man die Lücken klaffen, desto mehr erkennt man die innere Unglaubwürdigkeit des ganzen Konstrukt, auf dem es sich aufbaut. Nicht zuletzt an einer Gestalt, die ich bisher absichtlich nur gestreift habe — an Richard Völlerling. Als ein reifer, fester Mann wird er uns geschildert, eine Leuchte, auf welche alle Gutgesinnten all ihre Hoffnungen setzen: klug, feurig, ehrgeizig; der Geliebten „hat er ein neues Leben aufgebaut“, sie ist an ihm, „dem Großen, erstartet und gemacht“; er „denkt an Pflichten, die anderen an Rechte“. Solch ein Mann kann fehlen — ohne Zweifel. Aber wenn er fehlt, so zieht er auch die Konsequenzen, läßt sich nicht von der Last der Erben sorgen festhalten, begnügt sich nicht mit der Gewissensberuhigung, seine Leidenschaft zur Frau des Freundes zur milden Freundschaft abgedämpft zu haben, schleppt nicht eine öde Ehe und das Bewußtsein der Schuld ein paar Lustren mit sich herum. Solch ein Mann hat nicht die Stirn, einen Tag, nachdem seine Schuld endlich ans Tageslicht kam, vor der Volksvertretung eine glänzende Rede über die Heiligkeit der Ehe zu halten oder aus liebreicher Parteiinteresse im Hause des anderen, dessen Ehre er geschändet, auf dessen Wohl das Glas zu erheben. Er handelt! Gut oder schlecht — aber er handelt. In „Es lebe das Leben“ jedoch spricht Herr Richard von Völlerling nur. —

Das Ensemble des Deutschen Theaters ist nicht ganz auf Dramen zugeschnitten, die in großen Salons spielen; die Präzision des Tons lieh, so schien es mir, bisweilen zu wünschen übrig. Trotzdem habe ich einige vortreffliche Leistungen zu erwähnen. Vor allem gab Fräulein Dunont der komplizierten Frau Beate so viel Einheitslichkeit und Glaubwürdigkeit, wie wohl überhaupt möglich — ein letztes Lapschen auf dem i fehlte freilich — ihre Beate war mir nicht vornehm genug, vornehm im Sinne der ersten Gesellschaft; mit glänzenden Matineeletten allein lennzeichnet man die Gräfin nicht. Als Richard Völlerling! sah ich Herrn Sommerstorf, der mit Herrn Sauer abwechselte — der ausgezeichnete Künstler zeichnete mit scharfsinnigen Linien wirklich einen vornehmen, unglücklichen Mann und ging damit, wollte mir scheinen, fast über die Intentionen des Dichters hinaus. Sehr gut war Herr Wassermann in der Rolle des Grafen Michael; trotzdem es mit dem osterreichischen Dialekt etwas haperte, war die Gestalt doch wie aus einem Guß. Auch die Nebenrollen waren gut besetzt — aber daß eine Bühne vom Range des Deutschen Theaters eine doch immerhin nicht ganz un-



wichtige Gestalt, die der Gattin Richard Böllerslings, einer so minderwertigen Schauspielerin, wie es Fräulein Lily Böttcher ist, anvertraut, hat mich Raunen gemacht. —

Das Deutsche Theater hat mit gewohntem Glück in dieser Campagne sich übrigens noch ein zweites Repertoirestück gesichert: „Lebendige Stunden“ von Arthur Schnitzler. Vier Einakter, kleine Momentbilder gleichsam, Ausschnitte aus dem Leben.

Es sind Arbeiten von sehr ungleichem Wert. Der erste Einakter, der dem Ganzen den Namen gab, ist so unbedeutend, daß ich über ihn schweigend hinweggehen kann. Zwei andere haben ein Gemeinsames: sie sind sehr pilant, dabei frisch und

ihn emporgetragen. Der Kranke haßt ihn; er hat ihn immer durchschaut. Durchschaut wie nur noch eine, Weighast's eigene Frau. Die und der arme Journalist haben einst zusammengehalten, angewidert von der Leere und Nichtigkeit des großen Dichters, sie haben sich geliebt. Und nun, in der Todesstunde, möchte der Sterbende dem Feinde das alles ins Gesicht schleudern, ihm sagen: „bilde dir nichts ein! Deine ganze Größe ist eitel Trug und Schwindel! Und ich hab' ja schon hundert Male Lust gehabt, es dir ins Gesicht zu schreien, wenn wir einmal zufällig auf der Straße uns begegneten und du die Gnade hattest, ein freundliches Wort an mich zu richten!“ Der Arzt geht selbst, Herrn Weighast herbeizuholen. In



Szenenbild aus „Der Herr von Abadejfa.“ I. Akt. (Kgl. Schauspielhaus.)

lebendig. Eines der Stücke aber ist meines Erachtens eine kleine, überaus feine Musterleistung.

Ich meine „Die letzten Masken.“

Wir sind im Hospital. Der Journalist Karl Redemacher steht vor seiner Sterbestunde; es ist ihm schlecht gegangen im Leben, er muß froh sein, daß er im Krankenhause ein Unterkommen gefunden hat. Er weiß, daß sein letztes Stündchen ihm bevorsteht, er hat nur noch einen Wunsch. Einen Jugendfreund möchte er noch einmal wiedersehen: Alexander Weighast. Der ist inzwischen ein berühmter Autor geworden, verehrt, bewundert, gehätschelt — der große Mann; trotzdem er eigentlich nichts kann, eine laube Nase ist, haben die Tagesmode und seine bewegliche Geschicklichkeit

der Zeit, bis er kommt, sonnt sich der Kranke im Vorgefühl seiner letzten Aussprache; mit einem Schauspieler, der mit ihm dasselbe Zimmer teilt, spielt er gleichsam durch, was er dem Gefasteten sagen, wie er ihn richten will. Und dann, als der große Mann endlich da ist, als sie bei einander sitzen — da schmilzt in der Seele des Sterbenden jedes Machegefühl dahin. So klein, so demütigendswert erscheint ihm der berühmte Dichter — mag er noch so herablassend sich gebärden — daß er verstummt. Vor seinem geistigen Auge sind auch die letzten Masken gefallen. Nur still vor sich hinstäueln kann er noch über die nützliche Eitelkeit dieses Menschen — und so stirbt er, als jener endlich gegangen ist, stirbt als ein

noch in seiner letzten Stunde über sich selbst hinaus Geringer, Gewachsener. — Das alles ist mit der höchsten psychologischen Feinheit und Klarheit, in prägnantester Kürze, ergreifend durchgeführt — so wenig . . . und so viel! Wirklich ein Stück Menschenleben, plastisch gestaltet, voll tiefer Wahrheit! Und überaus wahr, schlicht und echt wurde die kleine Scene auch gespielt von Herrn Max Reinhardt als Journalist und Herrn Bassermann als der große Dichter Alexander Weisgast.

Die „Frau mit dem Dolche“ ist eine phantastische und, wie ich schon sagte, pikante Kleinigkeit, die mir hauptsächlich auf eine schauspielerische Virtuosenleistung zugeschnitten erscheint. Ein Traumpiel gewissermaßen. Pauline, eine elegante junge Frau, trifft sich mit ihrem bisher platonischen Verehrer Leonhard in einer Gemäldegalerie vor dem Bilde der „Frau mit dem Dolche“, die ihr in merkwürdiger Weise ähnlich sieht. Hier hat sie eine Art Vision; sie durchlebt, als wäre sie selbst diese Frau mit dem Dolche, gleichsam die Episode eines früheren Lebens, in der sie als Gattin eines Florentiner Renaissanckünstlers ihre Seele zwischen einem Geliebten und ihrem Manne teilt, welsch letzterem sie doch nicht mehr als ein wunderbar schönes Modell ist; als solches dient sie auch dem Gatten im gleichen Augenblick, in dem sie ihren Geliebten erdolcht, zur Vollenbung eben seines Gemäldes, der „Frau mit dem Dolche“. Und als sich dann über dies Zwischenspiel der Vorhang senkt und sich wieder hebt, sind wir wieder in der modernen Gemäldegalerie; Pauline ist die Frau des modernen Schriftstellers, dem sie auch nicht viel mehr als Modell ist bei seinen Schaffen, und wir haben Grund zur Annahme, daß sie auch heute, wie es die Renaissanckfrau that, Herz und Seele zwischen Gatten und Liebesobjekt teilen wird. — Alles in allem: ein in vielen Einzelheiten fein herausgearbeitetes, aber doch stark erkünsteltes Virtuosenstück, das für Fräulein Irene Trielich wie geschaffen war.

Es mag etwa acht Jahre her sein, daß ich diese Schauspielerin zum erstenmale im Berliner Residenztheater sah. Sie erschien mir damals als eine blutige, ziemlich temperamentlose Ansängerin, der ich nimmermehr eine irgendetwas bedeutende Zukunft prophezeit hätte. Wie man sich doch täuschen kann! Denn Fräulein Trielich ist inzwischen, hauptsächlich an der Frankfurter Bühne, wirklich zu einer sehr interessanten Schauspielerin herangewachsen — ihre „Nora“ z. B. gilt mit Recht als eine hervorragende Leistung.

War Fräulein Trielich in der „Frau mit dem Dolche“ die eigentliche Trägerin des etwas verworrenen Stückes, so erst recht in dem letzten der Einakter: „Litteratur“. Auch diese Piereist nichts mehr als eine Kleinigkeit, auch sie ist so pikant, daß ich sie nicht gerade meiner Tochter zur Lektüre empfehlen würde — aber sie ist von einer unbezahlbaren Drolerie. Die junge hübsche geschiedene Frau Margarete (Fr. Trielich) ist in die Rühlgener Boheme hincingeraten, dichtet, schreibt Romane. Da hat sie Baron Clemens (Herr Bassermann) kennen gelernt; ein bißel thöricht, guter, braver Kerl, vor allem korrekt bis in die Fingerringe, hat er sich von ihr einsaugen lassen, wird sie hei-

raten. Ihre Schriftstellerei ist ihm ein Dreck, und als sie ihm gesteht, daß sie noch einen Roman geschrieben hat, den Roman ihres Lebens, der demnächst erscheinen wird, begibt er sich stracks zu dem Verleger. Inzwischen bekommt Frau Margarete aber Besuch. Von einem früheren Freunde, auch einem echten, rechten Bohemien. Er, Gilbert (Herr Ritter), hat ebenfalls einen Roman geschrieben, der demnächst erscheinen soll; er bringt ihr das erste Exemplar; es ist auch der Roman seines Lebens. Während sie sich zanken und wieder versöhnen, kommt zu ihrem beiderseitigen Entsetzen heraus, daß sie beide ihre Liebesbriefe in ihre Romane eingeschlochten haben — wörtlich. Es ist überwältigend komisch, wie das auf sie wirkt, besonders als sie konstataren, daß beide die glühendsten, leidenschaftsurchglühnten Episteln immer erst fein säuberlich ins Lateine geschrieben hatten, ehe sie sie abhandten, und wie sie sich gegenseitig dabei in ihrer ganzen Erbärmlichkeit erkennen. Nun kommt Baron Clemens von dem Verleger zurück. Er hat die ganze Auflage gekauft, läßt sie einsampfen. Im Vertrauen hierauf hat Gilbert die Dreistigkeit, ihm seinen Roman zu überreichen. Aber Entsetzen — der Baron hat doch ein Exemplar des Romans seiner Braut zurückbehalten. Was muß er sagen, wenn er die übereinstimmenden Liebesbriefe liest! Schnell entschlossen schleudert Margarete dies eine Exemplar in den Kamin, und der gutmütige Baron ist thöricht genug, nichts zu merken, während Gilbert nur bebauert, „daß ihm dieser Schluß entgehen mußte“. Diese knappe Inhaltstabelle kann freilich den tollen Übermut der kleinen Komödie nicht widerspiegeln, in der doch eigentlich der beschränkte Aristokrat der Sieger bleibt und alle Sympathien für sich hat — meisterhaft dargestellt, gehört sie zu dem Lustigsten, was ich je auf der Bühne sah. —

Das Königliche Schauspielhaus brachte Mitte Februar den „Herrn von Abadesa“ heraus. Man sah diesem „Abenteurerstück“, wie es der Verfasser, der Wiener Felix Börmann, nennt, mit besonderen Erwartungen entgegen, war es doch kürzlich mit dem Bawernfeld-Breile gerönt worden. Leider hat sich die alte Erfahrung bestätigt, daß derartige literarische „Arönungen“, sobald sie vor der Erstaufführung stattfinden, sich im gefährlichen Bühnenlicht selten stichhaltig erweisen. Der „Herr von Abadesa“ fand keinen rechten Erfolg.

Das Schauspiel führt uns in ein phantastisches Mittelmeerreich zur Zeit etwa der Frührenaissance. Ein Held Valentino ist eine Comdottierenatur. Er zog übers Meer, um ungesühnen Drang nach Abenteuer, nach Krieg und Liebe erfüllt. Am Gestade von Abadesa findet er ein heißes Mädchenherz, das sofort für ihn entflammt, Medusa, die Braut des schwachen, entnervten Fürsten. Mit Hilfe des freien, auf einsamem Turme hausenden Begründers der Dynastie, des Autromir, der in ihm den Helden, den gewaltigen Kämpfer erkennt, erringt er sich Medusa und das Reich. Aber kaum ist die Geliebte sein und die Herrschaft, so überkommt ihn wieder der unwiderstehliche Drang nach dem weiten Meere, nach neuen Fahrten, neuen Aben-



Gräfin Hosa Poppe (Medusa) und Herr Mattowitz (Salentino) in „Der Herr von Wabessa“.  
(Rgl. Schauspielhaus.)

teuern. Er will, er muß alles hinter sich werfen, hinausziehen, Kampf und Gefahren entgegen. Und als er dies Medusa erklärt, schießt sie ihn nieder und begräbt sich mit ihm unter den Trümmern der in Flammen auflodernden Burg.

Man hat dem „Abenteurerstüd“ meines Erachtens ein wenig unrecht gethan; es litt vielleicht auch unter dem Spiel von Fräulein Rosa Poppe, die die Medusa in einer seltsam gepreizten, maniertierten Weise gab, während Herr Matzowky als Valentino und Herr Molnar als Zutromir vortreffliche Leistungen boten. „Der Herr von Abadessa“ ist ganz gewiß keine unsterbliche Dichtung, aber doch eine solche, die Beachtung und ernste Würdigung verdient. Wenn ihr die volle Kraft, die Wucht fehlt, die gerade dieser Stoff erfordert hätte; wenn schöne Worte vielfach die Unklarheit der Charaktere zu verdecken suchen, so umrankt doch das Ganze etwas wie die blaue Blume der Romantik mit üppigen Trieben und manch frischer Blüte. Eine dramatisierte Ballade — gewiß! — und darum schon nicht prädestiniert für den Bühnenerfolg; aber doch die Gabe eines Dichters. Ich möchte anstatt langer Beweisführung zum Zeugnis dafür ein Lied anführen, das Valentino spricht:

„Über des Meeres große Wogen  
Kommt ich gezogen

Im den fernem, lodenden Strand  
Abenteuern bin ich gezogen,  
Und mir juckt das Schwert in der Hand.  
Will kein Ritter sich mir weihen,  
Dem meine Rede vielleicht nicht gefällt?  
Der mit scharfem Wort und Eileu  
Trozig mir den Weg verwehrt!  
Kann die Ruh' nicht länger tragen,  
Küß' ich üppig schmidt der Wut, —  
Will es keiner mit mir wagen?  
Nausen möcht' ich die auf's Blut!  
— Wachen und Wunden will ich küssen,  
Will meine brennende Seele kühlen  
In der warmen, roten Blut!  
Nausen, rausen bis auf's Blut!

Über des Meeres große Wogen  
Kommt ich gezogen  
Im den fernem, lodenden Strand.  
Abenteuern bin ich gezogen,  
Und mir juckt das Schwert in der Hand!  
Wirrende Wachen, das gibt eine Weile,  
Wie der Wein, so berausend und stark,  
Aber ich lern' auf köstlicher Weise  
Nuch zu küssen, so köstlich und arg.  
Züß' sind der taumelnden Liebe Wonnen,  
Uppiger Stunden buntes, noch schlürfendes Bild,  
Aber aus unerschöpflichen Brunnen  
Nach der Ginen die Sehnsucht quillt!  
Nach der heißen, köstlichen Ginen,  
Nach der stolzen, gewaltigen Reinen,  
Die mir die Wozzen der Sehnsucht erschließt,  
Die mir die Seele erleuchtet und segnet  
Und mir das Glück, denn ich nitmals begnaget,  
Ziel in die ledgende Seele giebt — —



## Avalun.

Von

Börries Freiherr von Münchhausen.

Mir liegt ein Land im Sinn. Ich weiß es nicht,  
Wann ich es sah in meinen Heimwehträumen,  
Doch meine Sehnsucht, wenn sie Kränze slicht,  
Pflückt Blüten sich von seinen Apfelbäumen.

Und meine Sehnsucht wandelt göttlich leicht  
Die grünen Gartenhänge auf und nieder,  
Mit Schmeichelhänden sie ein Windhauch streicht  
Und flüstert ihr ins Ohr verwehte Lieder.

Im fernem Grund spielt eine Mädchenschar,  
Die hellen Kleider rot von Abendstrahlen,  
Und, wie sie laufen, blitzen wunderbar  
Die schmalen Sohlen ihrer Goldsandalen.

Wie Silberregen ihr Gelächter fällt  
In dieser Hügel feierliches Schweigen  
Und schüttelt in der weißen Blütenwelt  
Viel tausend Sternchen von den wirren Zweigen.

Und sinnend schreit' ich. Alle Wünsche ruhn.  
Ich fühl's, ich bin zuhaus an diesen Bächen.  
Traumheimat meiner Seele, Avalun!  
Mir ist, als hört' ich meine Mutter sprechen . . .



Jerusalem. Gesamtansicht. (Aufnahme von Bruno Gentisch in Leipzig.)

## Jerusalem in der abendländischen Kunst.

Von

Prof. Dr. Ed. Seyck.

Mit einem Einschaltbild und acht Textillustrationen.

(Abdruck verboten.)

Eine Anregung möchten diese Zeilen sein, hinweis auf ein Thema, welches nur durch ein umfassendes kunsthistorisches Buch erschöpfend behandelt werden kann. Aber zugleich auf ein Thema, welchem jeder Besucher unserer Gemäldemuseen, jeder Freund der hübschen Miniaturen in ausgemalten Gebetbüchern und anderen älteren Handschriften auf eigene Hand nachgehen kann. Die Fragestellung ist die: „Wie hat man sich eigentlich, ehe es moderne illustrierte Reisebeschreibungen und Photographien gab, Jerusalem im Abendlande vorgestellt? Welches Bild haben insbesondere die großen italienischen Maler und die burgundisch-niederländischen Meister von den Stätten des heiligen Landes in der Seele getragen und vor Augen gehabt?“ Die Frage läßt sich nach einem überaus reichen Material beantworten, da ja die ältere Malerei ganz und gar, und vorwiegend auch die hochklassische Kunst den religiösen Stoffen gewidmet war. Und die Antwort, wie sie sich mir aus jahrelanger Verfolgung eines Lieblingsproblems ergeben hat, lautet: Die Künstler haben bei der Darstellung der Stadt, welche Christi letzte wichtige Lebensstuge und Passion gesehen hat, und bei der Gestaltung ihrer einzelnen Ortlichkeiten sich keineswegs zur willkürlichen Phantasie berechtigt erachtet. Sie haben das Bestreben gehabt, sich, wenn auch mit freier Ausführung im einzelnen, so doch im Kern an die Wirklichkeit zu halten. Hatten sie Vorlagen? Wenigstens hätten sie solche haben können. Denn seit frühen Völkerzeiten ist die Stadt, mindestens

aus dem Gedächtnis, skizziert worden, wie die Zeichnungen und Miniaturen in mittelalterlichen Handschriften ergeben. (Einen zwar stark schematisierten, im XII. Jahrhundert gemachten Plan der Stadt und Umgebung, worin jedoch die Hauptgebäude gar nicht so übel im Aufriß eingezeichnet sind, habe ich in der Monographie „Die Kreuzzüge und das heilige Land“ wieder abgebildet.) Ferner war natürlich jeder Jerusalembeisucher voll Eifer, das Gesehene in der Heimat mündlich zu beschreiben; sehr viele haben literarische Schilderungen gegeben, denn von allen, die eine Reise thun, haben die Jerusalemsfahrer das Herz am vollsten, möchten's sich festhalten und Anderen geben. — Es ist nun freilich nicht so, daß jeder Künstler, der die heiligen Stätten darzustellen hatte, sich extra erkundigt hätte. Einige haben dies offenbar gethan. Im allgemeinen jedoch schrieb ein Maler den anderen aus, seinen Lehrmeister oder seinen Nachbar. Es bilden sich Formeln und Traditionen der bildlichen Darstellung Jerusalems, die nach den territorialen Kunstgebieten und Malerschulen angeordnet und wie die Textvarianten von Handschriften nach philologischer Methode in Stammbäume gebracht werden könnten. Sie alle haben einige Grundzüge gemeinsam, die für das Bild notwendig sind, z. B. die Vergabe der Stadt, ihre Einbeugung in zinnengekrönte Mauern und die architektonische Auffassung des „salomonischen Tempels“ als Centralbau. Erst in der weiteren Ausgestaltung gefeilt sich jenem

Kanon der individuelle Einfall und, wie gesagt, noch mehr die malerische Schultradition hinzu. Das gilt nicht nur von den Gemälden, sondern auch von den Miniaturen. Bekanntlich hat das spätmittelalterliche Burgund oder flämisch-brabantische heutige Belgien das katholische Abendland mit der Kunstindustrie seiner fein ausgemalten Horarien und sonstigen kalligraphisch geschriebenen Andachtsbücher versorgt. Auf der tüchtigen Grundlage dieser zierlichen, poetischen und wohlgeschulten Miniaturmalerei ist mit dem

den künstlerischen Darstellungen Jerusalems sich klar zu machen, wie die Pilger die Stadt gesehen, was sie von ihrer früheren Erscheinung am deutlichsten festgehalten und erzählt, beschrieben haben. Man hat wenig wegzuthun und so gut wie nichts zu ändern im Bilde des heutigen Jerusalem, um sich das mittelalterliche zu vergegenwärtigen. Auf der welligen Rückenfläche des Gebirges Zuba, etwa 750 Meter hoch, ist die heilige Stadt gelegen, und ganz wie der Passahpilger zog auch der Kreuzfahrer zu ihr



Die Mitte des Tempelplatzes. (Reproduziert nach einer Aufnahme der Photoglob Co. in Zürich.)

Aufkommen der Öltechnik die feine und große Kunst der Brüder van Eyck, der Roger van der Weyden, Hans Memling, Dietrich Bouts, Gerhard David etc. erblickt. Die oft angefaunte „Flüchtigkeit“ dieser fertigen Kunst, die bewundernswert sichere Beherrschung alles Gegenständlichen und Optischen durch die altniederländischen Meister werden minder verblüffend, wenn man diese nicht als Urväter der dortigen Malerei ansieht, sondern die kunstgeschichtlichen Entwicklungsäden von Bibliothek zur Galerie, von der Gebetbuch-Miniatur zum Altargemälde herüberzieht.

Ein Interesse für sich bietet es nun, aus

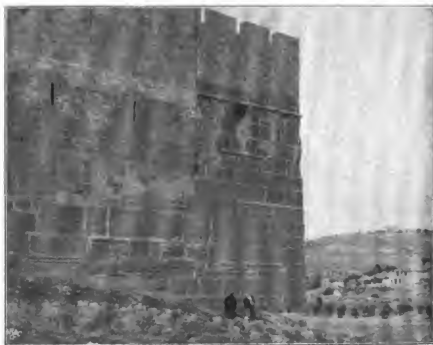
„hinauf“. Aber auf dem breiten Gebirgsrücken ist es für sich noch wieder ein ausgezeichnetes Felsenplateau oder vielmehr Felsenbelta, das die „hochgebaute“ Stadt mit ihren Mauerzinnen trägt. Dieses Felsenbelta wird von den steilwandigen Thälern Hinnom (Gehennah) im Westen und Kidron im Osten gebildet, die am Südfuße der Stadt zusammenlaufen. Das Kidrontal trennt Jerusalem von dem noch ziemlich viel höheren, östlich aufsteigenden Ölberg. In der Thalsohle dazwischen liegt Gethsemane.

Dieses Ausfragen nun auf felsiger Höhe, mit umgürtendem Mauerkranz, mit



Das Gebet im Getöse. Gemälde von Andreas Mantegna in der Nationalgalerie zu London.  
(Nach einem Kohldruck von Braun, Element & Cie. in Dornach i. C., Paris und New York.)

Mauertürmen und Thoren, welches sich beim Anblick von Westen und Süden her unauslöschlich in die Seele prägt, das findet man auch in den Gemälden wieder. Wer von Norden, von Samaria oder Damaskus her, der Stadt naht oder von Osten, vom Jordan her, um den Ölberg herum anreitet, der sieht dieses Aufragen nicht, sondern erblickt die Stadt auf gleicher Höhe. Aber für die in Jaffa oder Akkon landenden Pilger kam durchweg jener Anblick der hochgelegenen



Südoeste der Futtermauer des Tempelplatzes.  
(Aufnahme von Bruno Gentzsch in Leipzig.)

Stadt als erster und letzter in Betracht. Jerusalem ist daher auf den abendländischen Bildern fast immer die berggebaute und thronende Stadt und ist es oft in phantastisch übertreibender Weise. Ausnahmen finden sich wohl, sie beruhen dann ersichtlich auf Kompositionsgründen und wahren doch immer die Höhenlage eines Teils der Stadt, sowie den Bergcharakter der Gesamtgegend. Hierbei wirkt noch etwas weiteres mit.

Die Umgebung Jerusalems ist von weißgrauer Eintönigkeit und hat fast den Charakter der Wüste. Auch die spärlichen Ölbäume vermögen sie nicht zu beleben; ist es doch, als sei das feine Silbergrau ihrer Blätter eine Art Mimikry, eine Anpassung an diese Landschaft, um deren Eindruck nicht durch Farben zu verlegen. Diese öde, feinere Nacktheit der Umgebung muß in den Schilderungen der Pilger eine Rolle gespielt haben; die abendländischen Künstler jedoch, nicht gewöhnt an derartige Sterilität eines welligen und eigentlich sanften Höhenlandes, glaubten die vernommene Kahlsheit und Vegetationsfeindlichkeit der Jerusalemer Landschaft durch deren ganz besondere felsige Schroffheit verstehen und wiedergeben zu sollen. So wird die Felsigkeit in der Tradition der Darstellung stereotyp. Beim weiteren wasserreichen Ausgestalten kommen die einzelnen

Künstler oder Schulen dann vielfach wieder dazu, daß die Felsen zur Kulisse werden, daß man die Gegend an sich mit Bäumen und mit jener zierlichen Pflanzen- und Blumenberasung ausstattet, auf die zumal die Altniederländer so viel liebevolle Sorgfalt verwendet haben. Nur dazwischen schießen, um den vorausgesetzten Grundcharakter dieser Landschaft zu wahren, wieder jährlich ein paar durchaus steinerne Felsklippen empor.

Innerhalb der Stadtmauern mußte vor allem der Tempelplatz mit der sogenannten Omarmoschee, richtiger Felsenmoschee, Aufmerksamkeit erregen, deren aus farbigem Stein erbautes Polygonal und bläuliche Kuppel sich als das weitaus Schönste und Bemerkenswerteste aus dem Panorama des Ganzen abheben. Weihevoll, dem Profanen entzogene Tempelbezirke um das Heiligtum herum kennen Griechen, Germanen und andere Völker ebensogut wie das Judentum und der Islam; sie sind allen Kulturen etwas Natürliches, gleichviel ob sie von schimmernden Marmorschranken des Südens oder von regengebleichten hölzernen Stafgarde des Nordmannen eingehegt werden. In Jerusalem nimmt der von den Juden geschaffene, von Römern und Mohammedanern beibehaltene Tempelplatz fast die ganze Seite der Stadt über dem Kidrontal ein, also





Ghirlandajo: Heimlichung. Gemälde in S. Maria Novella zu Florenz.

nach dem Dberg hin; er ist ein volles Viertel so groß, wie die Stadt selbst. Man hat ihn geschaffen über gewaltigen Stützmauern und Substruktionen, die vom Kibronthal her sowie von Süden und, wo es nötig war, auch von der Stadtseite errichtet wurden; die Klagemauer der neueren Juden zu Jerusalem ist ein Stück dieser Tempelplatzmauer nach der inneren Stadt zu. Sie sind, namentlich gegen Süden, so riesenhaft, daß z. B. die Futtermauern der Heidelberger Schloßterrasse ein Kinderpiel dagegen bleiben. Mit Hilfe dieser Stützmauern hat man die von Natur geschwungene und abfallende Kuppe des Berges Moria in ein künstliches ebenes Rechteck aufzuhöhen vermocht. Dieser so geschaffene Tempelplatz unmittelbar neben dem wirren Häusergewimmel der westlich anstößenden profanen Stadt wirkt namentlich dadurch so frei und erheben, daß seine mit Steinplatten belegte weite Fläche nur wenige Bausichtkeiten und zwar nur solche von sakraler Bestimmung trägt. In seiner Mitte steigt der Platz mit Treppenstufen und luftigen Thorbogen zu einer besonderen, inneren Plattform empor, und auf dieser nun, als Mittelpunkt des geweihten Bezirks, erhebt sich die

achtckige Rotunde der Felsenmoschee. Sie steht über dem mächtigen einstigen Brandopferaltar im inneren Vorhof des jüdischen Tempels, über der großen Felsenplatte auf der Kuppe des Berges Moria, die wie ein Gottestisch der Natur schon die uralt kananitischen Völker zum Opferkult hierher lockte. Die Moschee ist also durchaus nicht der altjüdische Tempel selbst, welcher von Salomo als langes Rechteck erbaut und zuletzt, unter Herodes dem Großen, als jener hellenistische Tempel erneuert wurde, den Christus sah. Sie ist vielmehr erst von den Kalifen im VII. Jahrhundert erbaut worden und zwar nach dem spätömischen Centralbau- und Kuppelstil der christlichen Gotteshäuser von Rom, Ravenna und Byzanz, wie denn ja alle arabische Kultur auf geschichtlicher Aneignung und Weiterformung der hellenisch-römischen und spätantiken beruht. In Jerusalem war dieser Stil durch die bescheidenere und .mitten im Häusergewirre darinstechende christliche Grabeskirche schon vor der Felsenmoschee der islamitischen Eroberer vertreten. Aber letztere nun, die Felsenmoschee der Kalifen mit ihrer weitgespannten Kuppel, ist ein hervorragend herrliches und eigenartiges Bauwerk

jenes spätantiken Centralstils, wobei die arabische Bauleitung nicht verfehlt hat, in der ornamentalen Ausschmückung dasjenige, was wieder dem Orient specifisch ist, die Kunst einer fast verwirrenden Decoration, durch wechselnde Marmorarten, Buntsteine und Glasuren, sowie durch die farbige und goldene Ornamentierung des Inneren zur Geltung zu bringen.

Die Pilger und Kreuzfahrer hielten die Felsenmoschee schlankweg für den Tempel Salomos, von dessen Grundfläche sie ja wenigstens einen Teil bedeckt. Dieser Irrtum kann uns nicht verwunderlich sein. Das Mittelalter, in Geschichte überhaupt schwach, trieb vollends Kunstgeschichte so wenig wie etwa Kostümgeschichte. Daher bildete es auch die alttestamentlichen Juden mit denselben gelben Zudenhüten ab, die ihnen die mittelalterliche Polizei vorschrieb, und noch die Zeitgenossen Luthers lassen auf ihren Historien-gemälden den großen Alexander mit Kartäunen und schlißwamfigen Landsknechten nach Persien ziehen. Das alles ist keine Marotte, sondern Naivität, die von dem ausgeht, was sie zeitlich und örtlich um sich sieht, und ganz im Rechte zu sein glaubt. Es war schon ein Fortschritt, als man dazu überging, Abraham und Jakob so darzu-

stellen, wie man erfuhr, daß sich die Menschen im Morgenlande kleideten, nämlich — als beturbante Muslime.

Die christlichen Pilger bursten sich nicht auf den Tempelplatz der Muhammedaner schleichen, sie wären gesteinigt worden. Erst seit dem Friedensschluß des Krimkrieges, 1856, hat dieses Heiligtum des Islam, das sogleich nach Mekka im Range steht, begonnen, sich den christlichen Ungläubigen und dem Vatschisch zu öffnen. Aber der letztere gehört der orientalischen Kulturgeschichte doch schon länger an. So ließen sich denn in früheren Zeiten muhammedanische Anwohner der an die Stadt anstoßenden Westseite des Tempelplatzes bereit finden, von ihren flachen Dächern aus den Christen einen Überblick über den Platz und den „salomonischen Tempel“ zu gestatten. Eines dieser Häuser stieg der besseren Einträglichkeit wegen zum Hause jenes Pharisäers Simon auf, wo Maria Magdalena die Füße des Herrn mit ihren Thränen nekte.

Die abendländische Malerei hat sich für den Tempelplatz lebhaft interessiert, sogar für seine technische Erbauung. In einem Gemälde Ghirlandajos lassen sich erhaltene Mitteilungen über die Stühmauer deutlich erkennen: eben daraus, daß der Künstler keine



Gaudentio Ferrari: Verfüngung der Geburt Mariä. Gemälde in der Galerie Brera zu Mailand.

volle Klarheit über sie gewonnen, aber sie trotzdem angebracht hat. Und immer wieder stellt auf den ungezählten Bildern der Passion Christi die Kalifenmoschee den Tempel dar, kennzeichnet überhaupt die Stadt Jerusalem als solche. Mag deren Häusergedränge bei den italienischen Malern nach Art ihrer Städte mehr in romanischen und Renaissanceformen gehalten sein, mögen die Altniederländer in dem üppigen spätgotischen Detail ihrer Zeit schwelgen — während sie an einer eigentlich gotischen Architektur für das orientalische Jerusalem durch einen richtigen Instinkt oder durch allzu bestimmte Nachrichten vom Gegenteil verhindert werden —, niemals fehlt der Kundbau, welcher den Tempel Salomonis repräsentiert. Die Centralform der Moschee wird zum Wesentlichen des biblischen Heiligtums, das that-

sächlich rechtwinklig war; ganz selten fehlt auch die Kuppel. Sonst aber waltet in der Einzelausführung wieder die heimische und zeitgenössische Anlehnung vor. In Italien erkennen wir Einflüsse italienischer Centralbauten, vom Markusdom in Venedig bis zu den großartigen Kuppelbauten der Hochrenaissance. In den Niederlanden dagegen wird, gemäß dem vertikalen, himmelanstrebenden Prinzip der Gotik, die Kuppel des Tempels hoch hinaus geredt, wird den Bessreis und Türmen der städtischen Prachtbauten angenähert; der ganze Bau und seine Umgebung werden nach der Vorliebe jener Zeit und jener Lande phantastisch überladen. Auffällig wenig von der wirklichen Felsenmoschee entfernt sich, bei aller sonst im Bilde der Stadt waltenden Freiheit, ein vielleicht dem Jan van Eyck zuzuschreibendes Gemälde in englischem Privatbesitz.



Jan van Eyck: Die Marien am Grabe Christi. (Auschnitt.) In der Sammlung F. Coof zu Richmond.



Raffaël: Vermählung der Jungfrau. Gemälde in der Galerie Brera zu Mailand.

Leider verbietet der Raum dieser Blätter, tiefer in die unendliche Fülle der Jerusalem-darstellungen zu greifen. Doch möchten wir vor allem auf Raffaels berühmtes Sposalizio, die Vermählung der Maria verweisen. Raffael entfernt sich in seiner Gestaltung des über Treppen erhöhten Tempels nicht allzu sehr von Perugino, seinem Lehrer, und dem mit Perugino zeitweilig zur Arbeit vereinigt gewesenem Pinturicchio. Von Peruginos mehrmaligen Darstellungen des Tempels sei die Schlüsselübergabe an Petrus, in der sizilianischen Kapelle des Vatikans, hervorgehoben. Hier haben wir ein großes Stück des freien, steinplattenbelegten Tempelplatzes, und man

in Gethsemane, also im Kidronthal, und die zugewandte Stadtbreite ist ganz richtig der Tempelplatz. Der Moschee oder dem Tempel fehlt hier ausnahmsweise die Kuppel, doch ist der Polygonalbau gewahrt. Unverkennbar, obwohl zu stark überhöht, ist ferner das „goldene Thor“ der Tempelplatzmauer; das Thor galt als dasjenige, durch welches der Heiland vom Ölberg her eingezogen sei. Etwas weiter rechts im Bilde erblickt man die mehr nördlich gelegene, ebenfalls nach Osten führende bürgerliche Stadtpforte, das Stefans- oder Marienthor, durch das der allgemeine Weg nach Gethsemane und zum Kidron hinunter führt, die Straße



Perugino: Übergabe der Schlüssel an Petrus. Gemälde in der sizilianischen Kapelle zu Rom.

erkennt, daß auch ein Wissen von den die Moschee flankierenden Bogenthoren zu Jerusalem den Künstler beschäftigt hat. Nur ist es begreiflich, wenn seine Vorstellung, anstatt die zierlichen arabischen Thore mit ihren Hufeisenbögen zu erraten, sich vielmehr an die antiktömischen Triumphbögen anlehnt.

Auf ein Gemälde Mantegnas müssen wieder in anderer Art genaue Vorstellungen von Jerusalem eingewirkt haben, wie jeder, der die Stadt gesehen hat, leicht erkennen wird. Ohne dies ein großer Freund der viel Zeichnung ermöglichenden bestimmten und harten Felsenform, hat Mantegna Jerusalem an eine phantastische Gebirgslandschaft gelehnt. Wir befinden uns drunten

um den Ölberg herum nach Bethanien und nach dem Jordan.

Wir konnten hier nur den allgemeinen Hinweis und ganz wenige Belege geben. In jeder älteren malerischen Schilderung der letzten Lebenstage Christi, der Heilsthate und Ereignisse von Jerusalem wird der aufmerksame Beschauer das Bestreben des Künstlers wiederfinden, je nach Gemäßheit seines Wissens und seiner Vorbilder einer „richtigen“ Darstellung von Jerusalem zu entsprechen und damit jene eine Hauptforderung zu erfüllen, die für alle religiöse Darstellung galt: dem andächtigen Beschauer ein möglichst leichtes und sicheres Erkennen der erzählten Handlung zu verschaffen.



## Neues vom Büchertisch.

Von  
Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Wer ist der Gewaltigste? Diese Frage, die Wilhelmine von Hillerns jüngster Roman aufwirft, ist im Grunde die Kardinalfrage aller philosophischen und praktischen Ethik. Die Verkündigung des indischen Buddha wie die Lehre des griechischen Sokrates, Epikurs und Spinozas, Tolstoj's und Niezsches Anschauungen, — in ihrem innersten Kern suchen sie sämtlich die Frage zu entscheiden: Wer ist der wahrhaft Mächtige? Ist es der Despot, der über Millionen schrankenlos gebietet, der Welteroberer, oder der Weise, der sich selbst bezwingt; ist es der Genußmensch, der alles, was die Erde bietet, auszukosten begehrt, oder der Asket, der wunschlos der Welt entsagt; ist der es, dessen Geist alle Höhen erklimmt, oder der, dessen Herz sich liebend allen Mühseligen und Belabenen weigt; ist es der Mystiker, oder das Weltkind, Alexander oder Diogenes? Ist die höchste Macht eine Sache des Egoismus oder des Altruismus, eine Sache gewaltsam roher Kraft oder überlegener Geistesfreiheit; erringt sie der, der sich den Dingen hingibt oder der sich ihnen entgegenstemmt und sie zu meistern sucht, der Gigant, der tobend Fels auf Fels türmt, oder der Olympier, der alles zu lichter Harmonie zu gestalten sucht?

Die Antwort, die Wilhelmine von Hillern in ihrem Roman „Der Gewaltigste“ (Stuttgart, F. W. Cotta Nachf.) gibt, ist im Schlußsatz des Buches kurz und bündig zusammengefaßt. „Gewaltig ist die rohe Kraft, aber ein blinder Zufall kann sie brechen; härter noch ist der Wille, aber an einem blassen Weis, einem sterbenden Kind, wird er zu Schanden; der Gewaltigste — das ist der Geist, der auch die rohen Kräfte ordnend einreißt in den Dienst des ewig Schönen.“

Es läßt sich nicht sagen, daß diese Antwort sonderlich scharf gefaßt sei; zum mindesten hat sie nichts Erhörendes. Und so bietet auch der Roman selbst in seiner Dandlung und Charakteristik nur eine beschränkte Illustration zu dem vielsagenden Titel „Der Gewaltigste“. Über die alte Weisheit vom sich selbst Bescheiden und Maßhalten in allen Dingen kommt die Tendenz nicht allzuweit hinaus; nur hier und da klingen tiefere Töne an, die an das Schakelweisheit „Reiß kein ist alles“ gemahnen oder auch an Meister Eckharts Wort: es erwart' nie großer unanheit noch tritt' noch kampf dann der sin selbes vergisset und verliert, d. h. es gibt nicht größere Mannheit

noch Streit noch Kampf, als bei dem, der sich selbst vergißt und verliert.

Zeit Gollander, der Held des Romans, ist ein Bauernsohn der rätischen Schweiz. Die Graubündner Lande kommen immer mehr als Romanland in Aufnahme; es wird dort bald keinen Fried mehr geben, der nicht durch eine Liebesjane geweilt ist, keine Bergspitze, die nicht durch irgend eine Kache- und Eiserfuchtstragödie Litteraturwert erlangt hat. Als sechzehnjähriger Bub hat Zeit den Sohn des reichen und angesehenen Landamanns Wenderlin aus einer Lawine herausgeschaukelt und ihn so vor sicherem Tod errettet. Zum Dank nimmt ihn der Landamann unter seine Fittiche und gibt ihm die Mittel, höhere Schulen zu durchlaufen. Als Meister der Technik kehrt Zeit in die Heimat zurück. Natürlich ist er, wie alle Graubündner Helden, ein etwas wilder Gesell, krafftrogend, trügig und unbändig; unter der rauhen Schale verbirgt sich selbstverständlich das beste Herz von der Welt. Wenn der Most sich erst ausgetobt und geflärt hat, wird ein edler Wein zum Vorschein kommen. Daß Zeit in seinem Fache ein Genie ist, daß er als Ingenieur Außerordentliches leistet, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden; das ist einfach seine Romanheldenpflicht. Gleich nach seiner Heimkehr wird er vor eine große Aufgabe gestellt. Er soll durch eine Bergstraße das Innere Graubündens erschließen. Leider stellt sich dem Unternehmen ein kleines, aber sehr peinliches Hindernis in den Weg. Am Eingang des Berges, der tunnelt werden muß, erhebt sich das Häuschen des alten Gollander; damit der Weg gebrochen werden kann, muß unbedingt die Hütte fallen. Aber Vater Gollander hat keine Lust zu weichen, er versteift sich mit Hartnäckigkeit darauf, in der Behauptung, in der er geboren ist, dereinst zu sterben. Vergeblich bittet und beschwört ihn sein Sohn, nachzugeben. Da faßt der Landamann die Hypothese auf, mit denen das Häuschen belastet ist, er schenkt sie dem geliebten Zeit, und der hat nun die Macht, seinen Vater mit Gewalt aus keinem Besitztum zu vertreiben. Nach schwerem Ringen entscheidet er sich dazu. Nebenbei ladet er noch eine andere Schuld auf sein Gewissen. Er verführt die schöne Valen, das Mädel des Wenderlins, und als sie das Verfahren gegen den alten Gollander mißbilligt, läßt er sie im Stich, ohne sich weiter um sie zu bekümmern.

Mit aller Kraft geht dann der Umbau an sein Werk. Es kommt der Tag, wo die Mine, die bestimmt ist, den Berg und mit ihm zugleich das Häuschen Gollanders zu zerstören, entzündet werden soll. Von nah und fern strömen die Zuschauer herbei; Weit Gollander empfindet zum erstenmal die Gefühle eines triumphierenden Sieges. Alles ist bereit, und er gibt das entscheidende Zeichen. Da hört er plötzlich, daß sich sein Vater heimlich in das Häuschen geschlichen hat, um in seinem Trost mit den Mauern, die ihn so lange Schutz und Ebbach boten, unterzugehen. Entsetzt klimmt Weit die Höhe hinan, er hofft, im letzten Augenblick das Grausige abzuwenden zu können. Vergeblich sucht der junge Wenderlin ihn aufzuhalten; Weit stößt ihn von sich, so daß der Jüngling, den er einst vor dem Tode grettelt, zerstückt in den Abgrund hinabstürzt. Gleich darauf erobert der Berg und begräbt die beiden Gollander unter seinen Trümmern. Weit aber wird noch lebend hervorgezogen, und die Wenderlins, denen er eben erst den Sohn, wenn auch absichtslos, getödtet, nehmen ihn in ihr Haus, um den Schwerverletzten zu pflegen. Mit besonderer Aufopferung widmet sich ihm die Tochter des Hauses, Susanne, schwärzerrich Jus genannt. Seit langem liebt sie den Wilden, und in seiner Hülfslosigkeit lernt er verstehen, was diese Liebe bedeutet, er erwirbt sie mit immer stärkerer Inbrunst, und kaum daß er genesen, verlobt er sich mit Jus. Aber noch ist ihm kein ruhiges Glück beschieden. Eines Abends erfährt er, daß Valere, die Verführte, irgendwo in der Ferne krank und verlassen danielerliegt, daß sie ihm einen Sohn geboren, aber nicht imstande ist, sich und das Kind zu nähren und zu erbalten. Gleich in der Nacht, ohne Abschied verläßt Weit das Haus des Landammanns, von seinem Gewissen getrieben, die ältere Verpflichtung über die jüngere zu stellen. Aber er kommt zu spät; als er anlangt, ist das Kind bereits tot und der einst Geliebten kann er nur noch die Augen zudrücken. Alles hat er nun verloren, woran sein Herz hing; Jus wieder aufzuleben, ist ihm unmöglich, der Landammann hat nur noch Verachtung für ihn. Weit entschließt sich, sein Leben ganz neu aufzubauen und in seiner Thätigkeit noch einmal von vorn anzufangen. Als einfacher Arbeiter verdient er sich jahrelang sein Brot, und er mag froh sein, daß ihm zum Nachdenken und Nachsinnen über die Vergangenheit keine Zeit bleibt. Eines Tages aber findet er Gelegenheit, bei einem Straßenbau den Ingenieuren aus der Patzche zu helfen und sein technisches Können zu erweitern. Von nun an geht sein Weg wieder aufwärts; er wird ein gemachter Mann, eine Berühmtheit in seinem Fache. Von Jus wird ihm nur selten verlorene Kunde; die Treue aber hat ihm das engelhafte Wesen bewahrt und nie verdammt, was er gethan. Als ihr Vater auf dem Sterbebett liegt, klimmt sie ihn zur Wilde gegen Weit und berechtigt ihn, ein großes Kapital anzulegen, von dem eine Heilanstalt nebst Kirche und sonstigen Gebäuden errichtet werden soll. Und Weit soll der Erbauer sein. Damit erfüllt sich ihm ein Sehnen, das er längst gehegt hat. Es genügt ihm nicht,

immer nur Felsen zu sprengen und Berge zu unterminieren, er möchte endlich auch einmal in einem Werk den Trang nach harmonischer Schönheit, nach feinerer Gestaltigkeit verwirklichen. Als der Bau glücklich vollendet ist, sehen Weit und Jus sich wieder; die Liebe flammt von neuem in ihnen auf, sie vereinigen sich und finden so ein spätes, aber um so reicheres und fester gefügtes Glück. Durch Sturm zur Ruhe, durch Nacht zum Licht, durch Schuld zur Sühne, — es ist die alte Geschichte, ob sie sich nun der „Gewaltigste“ oder sonstwie betriefft.

Wilhelmine von Hillern hat einen Sinn für das Grelle, brennend Rote, sie scheut so leicht keinen Effekt und keine Erregung, die den Leser zu packen und in einen gelinden Fieberzustand zu setzen vermag. Ihre Art zu leben, zu gehalten, zu schildern hat etwas Dramatisches, ja Theatralisches; auch Symbolistisches à la Ibsen mischt sich ein. Ihre Sprache ist voll Verbe, voll Lyrik und voll Pathos; Feines und Zartestes findet sich selten; auch muß man allerlei Dialektisches und Moralisierendes mit in den Kauf nehmen. Hier und da wird man ein wenig an die Gefühlsweise des XVIII. Jahrhunderts gemahnt; mit einem Citat aus Klopstock beginnt denn auch das Werk. Die Gestalten des Romans sind im allgemeinen prall und deutlich hingelebt; eine einzelne Grundeigenschaft fällt ihr Wesen aus, an moderner Differenziertheit „leiden“ sie nicht. So ganz lebendig, realistisch wirklichkeitshast nehmen sich eigentlich nur die alten Wenderlins, Vater und Mutter aus; die andern Figuren zeigen mehr oder weniger einen romanhaften Zug.

Von schweizerischen Kraftnaturen erzählt auch Weinrad Lienert in den beiden Gesichten, die er zu dem Bande „Die Wildeute“ (Zürich, Orell Füssli) vereinigt hat. Seine Erzählungsweise hat all das Saftige, kraftvoll Realistische, das den meisten der schweizerischen Poeten eigen ist. Das Geistige, im engeren Sinne, verbietet sich durch den Stoff, alles Empfinden aber hat einen großen Zug und steigert sich leicht zu wilder Leidenschaftlichkeit, die verherrend wirken kann wie ein Gießbach im Lenz, aber auch menschlich fördernd, wenn sie in den Dienst religiöser oder nationaler Ideen gestellt wird. Wildeute wurden, wie Lienert berichtet, in den Tagen der Vorfahren jene Bergbewohner genannt, die sich früh von der Hauptmasse des in die Schweiz einwandernden Volks getrennt hatten und die ihre Heimstätten auf den abgelegenen Höhen aufschlugen, während die Masse in den Thälern blieb. Als sich hier in den Thälern das Christentum verbreitete, hielten die Wildeute im Hochgebirge an Wotan und Hertha fest, und blutige Kämpfe entspannen sich zwischen den Befennern des alten und des neuen Glaubens. Zu die Zeit dieser Kämpfe führt die Erzählung, „Zumarstalden“. Es ist ein seltsames Christenbild, das der Dichter vor Augen stellt; altgermanisches Volk von jener Art, wie es noch der Sache launte, der den „Helian“ gedichtet hat. Diese Christen fühlten sich als Dienstmannen im Heerbann ihres Herzogs Christ, und lieber als mit mildem Wort und frommer That zeugen sie von ihrem Gott mit Schwert und Hellebarde. Sie



Studienkopf. Von H. Meyer-Eassel.



haben nichts dagegen, wenn's sein muß, die Wildeute mit blutigen Köpfen ins Taufwasser zu stoßen. Wilde Thaten geschehen auf beiden Seiten. Einer der Christen, Ilo, der Sohn des Hunno, entführt den Wildeuten eine junge Dirne. Sie aber umstrickt ihn derart, daß er schließlich selbst wieder Wutotansbelenner wird und sich mit ihr zu den Ihren flüchtet. Das gibt den Thol-leuten einen guten Grund, einen Feldzug gegen die Wildeute zu eröffnen, doch sie werden böß zugerichtet. Bald darauf aber versuchen es die Christen mit einem jähen Überfall, der ihnen besser gelingt. Die Männer werden zumeist erschlagen, die Kinder aber werden dem neuen Glauben zugeführt, und sie wachsen heran mit dem Gebet: Batta ufa, darba bicht im himal, gwicha worba Nama, warda us Buch. Eia, Willa im Himmel as uf Härda. Raich is eihig Nig undeja Lach is d' Schuldä as miar laid ufa Schulbigra. Schäre is Par undeja Ufal. Amen. Im Nuttothal bei Schwyz, im Thal des Wuot, des Wuotan spielt sich die Geschichte ab, die Vienerl markig in echt epischem Stil erzählt. Die gleiche Gegend bildet den Schauplatz der Erzählung von „Schellentönig“. Helzi Richmuoth ist ganz so ein Aeri wie Ilo, der Sohn des Hunno, und die Leute munkeln denn auch, daß das Blut der alten Wildeute in seinen Adern fließt. Im Lande Schwyz haufen um 1799 die Franzosen, von ihrer Herrernmacht machen sie unbesümmert um das Geschrei der Unterdrückten Gebrauch. Die Altkhäter ertragen das Joch und murren nur in der Stille, die Bauern aber, und unter ihnen vor allem der wilde, ungebärdige Richmuoth, sie lernen es nicht, sich zu fügen. Schließlich erregen sie einen offenen Aufruhr, und der Richmuoth zieht an der Spitze eines gewaltigen Haufens gegen Schwyz. Die städtischen Patrizier packt heillose Angst; entweder müssen sie mitthun oder die Bauern, die nicht nur von nationalen, sondern auch von sozialrevolutionären Leidenschaften erfüllt sind, gehen über ihre Leichen vorwärts. Und es scheint in der That zum Äußersten kommen zu sollen. Als die Ratsherren allzulange fackeln, will sie der Richmuoth kurzer Hand bereitigen. Da stellt sich ihm das Weib, das er liebt, in den Weg, er gibt ihren Bitten nach und verschont die Landleute. Diese Wilde jedoch macht die Bauern flüchtig, sie werden irre an ihrem Führer, ein Verräter heßt sie auf, und schließlich geht der Haufen auseinander, ohne die Franzosen sonderlich beunruhigt zu haben. Helzi Richmuoth wird von den fremden Häschern aufgegriffen und soll vor's Kriegsgericht; ehe er aber noch gefangen genommen wird, stürzt er sich auf den, der die Landeslücke verraten hat, und erschlägt ihn. Gleich darauf tritt ihn selbst eine Angel aus fränkischem Rohr. . . Auch diese Geschichte hat etwas Kerniges und Frisches, das hier und da bis ans Haubebüchse streift; sie erinnert übrigens im Stoff, in der Behandlung, an den Roman „Albin Zindergand“ von Ernst Jahn, den ich vor kurzem an dieser Stelle besprochen. Es überwiegt in diesen Werken, der Sprache wie den Gestalten und den Empfindungen nach, so ein allgemein schweizerische Wesensart; ob Vienerl's Begabung sich zu einer starken per-

sonlichen Eigenart auszuwachsen wird, darüber läßt sich vorderhand nichts Bestimmtes sagen.

Ein anderes Bauerngeschicht, in Art und Sitte vielfach von dem der Alpen verschiedenes, an kraftvollem Sinn, an echt germanischem Empfinden gleich, haust an der Nordsee, in den Märjischen Friesland's und Holsheins. Gemeinam ist dem atemanni'schen und friesischen Bauer das wurzelhafte Heimatsgefühl, das trutzige Selbstbewußtsein und zum Teil auch der gesunde Realitäts-sinn, der irdischen Beiß auf beste zu schäpfen weiß. Mit diesem Wirklichkeitsinn, der in geistiger Hinsicht auf stark rationalistische Neigungen hinausläuft, verbindet sich bei beiden ein tiefwurzelnder religiöser Drang, ein Hang zum Spinitisieren und Sinuieren. In seinen Äußerungen aber und in der Fülle, im Umfang seiner Bethätigung ist dieser Hang und Drang bei beiden so verschieden, so anders gerichtet, wie eben Meer und Gebirg verschieden sind. Mit der innersten Art, mit der Seele des Friesen macht kein anderer, auch Sturm und Jensei nicht, so vertraut, wie Gustav Frensiën. Er ist Heimatsdichter in der tiefsten und reichsten Bedeutung des Wortes, ohne daß jedoch das allgemeine Menschliche bei ihm zu Schaden kommt. Von seinem neuesten Roman „Jörn Uhl“ (Berlin, G. Grote) möchte ich in ästhetischer Hinsicht ungefähr ganz dasselbe sagen, was ich hier in den Monatsheften vor Jahren über das Erstlingswerk des Dichters „Die drei Betreuen“ ausgesprochen habe. Es weht eine kräftige Frieslandsluft durch den Roman, der Ton ist überall hochgestimmt, und über dem Ganzen liegt etwas wie religiöse Weisheit. Die Sprache hat hier und da einen biblisch prophetischen Schwung, vielfach erscheint sie allerdings zu stilisiert, besonders in den Reden; wenn die Betragenheit öfters durch eine befristige Realistik unterbrochen würde, so würde man das wie einen erfrischenden Lustzug empfinden. Die Landschaftsstimmungen haben fast durchweg einen großen Zug; von der braunen Erde und dem sonneleuchtenden oder sturmburchwühlten Meer weiß der Dichter in immer neuen und wirkungsvollsten Tönen zu singen. Einzelne der Gestalten dürfen sich den lebendigsten der neueren Literatur getrost an die Seite stellen. Wie an reispollen Stimmungen, so ist der Roman auch reich an feinsinnigen Gedanken, an ergreifenden Empfindungsakten. Zuweilen wird es freilich des Redens allzuviel, und die Absichtlichkeit, mit der die Tendenz des Werkes immer von neuem zum Ausdruck kommt, hat hier und da etwas Verstim-mendes. Eine gewisse Schwerfälligkeit gehört zu der Eigenart Frensiën's, er deklarirt gern und malt überall mit sicheren, aber auch sehr breiten Strichen, so daß seine Darstellung hier und da bedeutlich ins Gebiet des *genro ennuyant* hinein gerät. Überhaupt kommt das epische Element in dem Roman etwas zu kurz; es wird von Lyrik und Betrachtung wie ein Stamm vom Esphen überwuchert.“ Am allgemeineren paßt diese Charakteristik auch auf den „Jörn Uhl“; nur möchte ich durchweg den Ausdruck der Anerkennung voller und lebhafter eröden lassen und die Bedenken einschränken und dämpfen. Die Weltanschauung ist im wesentlichen, wie das ja auch kaum anders



## Illustrierte Rundschau.

Frau Clara Ziegler zu ihrem Bühnenjubiläum. — Zum hundertsten Geburtstag von Viktor Hugo. — Die Kunsthalle in Bremen. — Das Provinzial-Museum in Hannover. — Neue Beschlag-Arbeiten. — Essbesteck von Joseph Olbrich. — Uhren und Uhranhänger. — Riegelsche Silberpokale. — Zu unsern Bildern.



Ernest Barrias, der Schöpfer des Viktor Hugo-Denkmales. (Aufnahme von Pierre Petit in Paris.)

Vierzigjährige Zubläsen pflegt man im allgemeinen, wenigstens in Deutschland, nicht zu feiern. Wenn Frau Clara Ziegler im Februar d. J. trotzdem ihr vierzigjähriges Bühnenjubiläum festlich beging, so darf man die Begründung wohl mit Recht in den besonderen

uns wachrief. — Frankreich, oder, was annähernd dasselbe sagen will, Paris hatte wieder einmal einen Begeisterungstag. Man feierte den hundertjährigen Geburtstag von Viktor Hugo (geboren am 26. Februar 1802 zu Besançon). So fremd die moderne französische



Clara Ziegler. (Aufnahme von Bernh. Dittmar in Wünden.)

Verhältnissen der Bühnenlaufbahn suchen; auf den Brettern, die die Welt bedeuten, gelten leicht die Dienstjahre sogar doppelt, wie für den Soldaten die Kriegsjahre. Clara Ziegler trat 1862 zum ersten Male am Stadttheater zu Bamberg auf und zwar als Jungfrau von Orleans. Vorübergehend in Ulm, München und Leipzig engagiert, kam sie 1868 dauernd nach München an das Hoftheater, dem sie heut noch als Ehrenmitglied angehört. Auch die Kunst der Menschendarstellung ist Wandlungen unterworfen; uns Älteren aber werden die Eindrücke immer unvergänglich bleiben, die Clara Ziegler einst als Rebecca, als Zephygenie, als Isabella in der 'Braut von Messina' oder als Maria Stuart in

Litteratur dem großen Romantiker des XIX. Jahrhunderts gegenübersteht, sie beugt sich doch auch noch heute vor ihm, dem erklärten Liebling der ganzen Nation, der in der That auch in vieler Beziehung wie eine Internationalität dieses Volkes erscheint. Uns Deutschen ist er heut eine vergessene Größe; es wird wohl nur wenige unter uns fern Lesern geben, die sein epochemachendes Drama 'Hernani' (1830) oder seinen berühmtesten Roman 'Notre Dame de Paris' (1831) wirklich selbst gelesen haben. Den meisten von uns ist er nur durch die wüsten Schmähungen in deutlicher Erinnerung, mit denen er uns nach 1870 beehrte, in Zeitungsergüssen und in seinem 'L'année terrible'. Das darf uns freilich nicht



Das Viktor Hugo-Denkmal. Von E. Barrias.



Treppenaufgang und Wandelhalle  
im ersten Stock der neuen Kunsthalle  
zu Bremen.  
(Aufnahme von Ernst Weichelt in Bremerhaven.)

abhalten, ihm als Dichter die Würdigung zu geben, die ihm zusteht: seiner starken Schöpferkraft, dem hohen Schwung seiner Phantasie, der hinreichenden Schönheit seiner Sprache, seiner Verstandes. Alles das freilich immer wieder gepaart mit den ungeheuerlichsten Übertreibungen, einem Hasen nach grauen Eselst, der Psyche in allen ihren Formen. Die Bewunderung der Franzosen gilt übrigens keineswegs nur dem Dichter, sie gilt auch, und mindestens ebensoviele, dem leidenschaftlichen Patrioten. Daß auch Viktor Hugo seine politischen Haltungen durchgemacht hat,



Weiber Saal der neuen  
Kunsthalle zu Bremen.  
(Aufnahme von Ernst Weichelt  
in Bremerhaven.)



Männer Saal der neuen Kunsthalle zu Bremen.  
(Aufnahme von Ernst Weichelt in Bremerhaven.)

ist vergessen. Und vergessen aber blieb der unerbittliche Grimm, mit dem der Proskribierte von 1851 Napoleon III. verfolgte. Das Pamphlet 'Napoleon le Petit', das er 1852 von seinem Asyl Jersey aus gegen diesen schleuderte, und seine gegen den Kaiser gerichteten 'Châtiments' haben vielleicht seine Popularität am festesten begründet. So hat man denn auf dem Vogesenplatz das Haus, in dem er wohnte, zu einem Viktor Hugo-Museum geweiht, hat ihm auf dem andern Platz, der seinen Namen trägt, ein gigantisches Denkmal errichtet. Meister Barrios,

einer der genialsten Bildhauer Frankreichs, stellt den Dichter auf ein Piedestal von Felsblöcken, als wolle er damit schon an dessen Engherzigkeit mahnen. Wir konnten natürlich an dieser Stelle vom städtischen Euermondt-



Das neue Provinzial-Museum zu Hannover.

Museum in Aachen berichten. Inzwischen haben wieder zwei deutsche Städte der Kunst eigene Heime geschaffen. Im alten Bremen wurde nach einem Umbau, der für das Innere fast einem Neubau gleich kam, die Kunsthalle wieder eröffnet. Hier ist es eine private, in ihren Anfängen bis auf das Jahr 1828 zurückgehende Vereinigung, der die Stadt diese Schöpfung verdankt. Die Kunsthalle umfaßt neben den Sälen für die alten, zum Teil hervorragenden Sammlungen, wovon eine fast einzig dastehende Sammlung von Dürerschnitten besondere Erwähnung verdient, sehr schöne Räume für Ausstellungszwecke, für die gelegentlich der

Eröffnung von Direktor Dr. Pauli eine erlesene Reihe moderner Werke zusammengebracht war. — Fast gleichzeitig mit Bremen wurde in Hannover das Provinzial-Museum feierlichst eröffnet. Auch hier handelt es sich um einen



Thürbeschläge von C. H. Wschke für das Palais des Großherzogs von Meisen-Tarmstadt.

Neubau, nachdem die Räume des alten Museums-Gebäudes an der Sophienstraße nach der Aufnahme der großen Gemäldesammlung des Königs Georg V. längst nicht mehr alle die wertvollen Ausstellungsgegenstände fassen konnten. Das neue Museum, ein herrlicher, monumentaler Sandsteinbau, befindet sich neben den Anlagen des großartigen Markplatzes an der Rudolf von Bennigsen-Straße und ist nach den Ent-



Schloßbeslag einer Truhe.  
Entworfen von H. Christ.

würden des Baurats Stier in den schönen Formen der italienischen Renaissance erbaut worden. Es umfaßt die königliche Gemäldegalerie und Skulpturensammlung mit neueren Erwerbungen des Vereins für öffentliche Kunstsammlung, Sammlungen der naturhistorischen Gesellschaft und umfangreiche historische Sammlungen, u. a. auch die durch König Georg V.

erworbenen deutschen Altertümer. Wir geben eine Anzahl Abbildungen ausgezeichnete neuer Beschlüge für Möbel. Das heutige Kunstgewerbe hat für diese Art des Aufschmucks unserer Einrichtungen ein neues Interesse gezeigt und, neben manchen Ubertreibungen, viel Schönes ge-



Besteck. Entworfen von J. Eibrich,  
ausgeführt von Christoffel & Cie. in Marienthal.

schaffen. Man muß freilich den Blick schärfen, um die Annatur von wirklich gefundenen Formen unterscheiden zu lernen. Der Beschlag darf nicht zum Selbstzweck werden, er muß sich organisch an den Gegenstand, den er schmücken soll, angliedern, womöglich eine Funktion desselben mit erfüllen helfen. Der Beschlügestalter muß sich unterzuordnen verstehen, wobei ihm immer noch ein großes Maß von Bewegungsfreiheit zu-



Schranktürbeslag. Von H. Zimmermann  
für den Großherzog von Hessen-Darmstadt.

gefunden werden kann, damit er auch dekorativ wirken kann. —

Neulich gaben wir ein Exemplar des Charlottenburger Drehsler wieder; heute reihen wir dem ein zweites an, das nach Entwürfen von Elbrich, dem bekannten Darmstädter Meister, von Christoffel in Karlsruhe ausgeführt wird und sich durch schöne und eigenartige Formen auszeichnet. Es erscheint besonders erfreulich, wenn sich unsere Künstler auch an diesen kleineren Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens betätigen.

Iu den am meisten vernachlässigten Gebieten der Juwelierkunst gehört die Ausschmückung des Uhredels und Uhr-



Uhranhänger.  
Entworfen von Paul Richard & Pöcker in Paris.



Herrenuhr.  
Von P. Richard & Veder in Paris.

hängers. Diesem Gebiete des Kunstgewerbes haben aber neuerdings die Franzosen ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet.

Auch in Frankreich war ja die edle Goldschmiedekunst lange Zeit nicht eigentlich fruchtbar, indem sie nämlich, wie leider bei uns

auch, sich mit der Darbietung möglichst kostbarer Steine begnügte, anstatt die Arbeit des Goldschmiedes zum mindesten als gleichwertig anzusehen. Endlich aber kamen René Lalique und Ph. Wolfers, die Titanen auf dem Gebiete der modernen Juweliertkunst. Der moderne Triumphator des künstlerischen Frauenschmuckes ist der an dieser Stelle oft erwähnte René Lalique, welchem auf der letzten Pariser Weltausstellung die verdiente Bewunderung in reichstem Maße gezollt wurde.

Neben Lalique haben sich in Frankreich auf dem Gebiete der Juweliertkunst besonders Marcel Bing, Georges Fouquet, Maurice Dufrene, Paul Follot, Dragzi, Jules Desbois und Ferdinand Berger hervorgethan. Das Spezialgebiet des Letzgenannten ist das hier in erster Linie in Betracht kommende: Uhrhänger und Uhrdeckel.

Die Entwürfe der Berger'schen Arbeiten, von denen wir die bemerkenswertesten hier in Abbildungen wiedergeben, rühren von den Künstlern Paul Richard und Veder her. Der bei weitem gelungenste Entwurf ist die Uhr, welche auf dem Deckel einen Engelskopf zeigt, während der Hänger einem stilisierten Blütenzweig gleicht, um den sich ein Band schlingt.

Auf dem Deckel zu einer Herrenuhr sieht man einen Sonnenanfang, im Vordergrund

kräft ein Sahn, rechts fliegt eine Gule. — Nahe liegt es, den Uhrdeckel als eine Muschelschale zu behandeln: dies hat der Künstler in einem weiteren Entwurf gethan. Auch bei dem dazu gehörigen Anhänger lehrt das Muschelmotiv wieder. Endlich geben wir noch einen Uhrdeckel mit einem Madonnakopf in guter Modellierung. — Die genannten Künstler haben übrigens auch



Wartelschnalle. Von P. Richard & Veder in Paris.

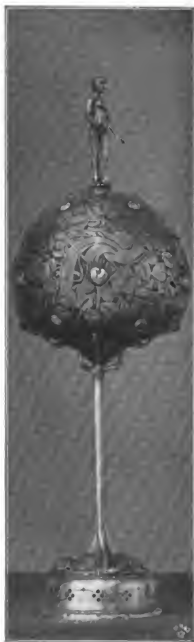
auf anderen Gebieten des Kunstgewerbes vortreffliche Arbeiten geschaffen: die bestehende Wärtelschnalle, welche eine nackte Frauengestalt zeigt, die sich in die Flügel eines Adlers verhedt, darf als besonders glücklicher Entwurf bezeichnet werden. —



Uhranhänger.  
Von P. Richard & Veder in Paris.



Silberbecher. Von Ernst Niegel.  
34 cm hoch. Ganz verguldet.



Silberbecher. Von Ernst Niegel.  
28 cm hoch. Cuppa gemischt, im  
Fuß sind Amethyste gefaßt.

Wir geben weiter Abbildungen zweier höchst reizvoller Silberbecher von E. Niegel in München, einem jungen ungemein interessanten Künstler, der, nach erfolgreichem Besuch der Kunstgewerbeschule, mehrere Jahre unter der trefflichen Leitung Friß von Willers thätig war. Er bevorzugt bei seinen Entwürfen pflanzliche Motive — was aber auch bei ihm besonders erwähnenswert erscheint, ist die eigene und bei unsern Edelschmieden nur zu seltene Gabe, den Entwurf mit dem gewählten Material in harmonische Übereinstimmung zu bringen, Kunstleien zu meiden. —

In der gewaltigen Flut von Kunstwerken, die uns die letzte Weltausstellung in Paris brachte, verschwand das Einzelne nur zu sehr, besonders gerade in der französischen Abteilung, die sich ja den Löwenanteil des Raumes reserviert hatte. Wohl kaum einer der Besucher aber ist an der wundervollen polychromen Marmorbüste „Isabelle von Este“ vorübergegangen, ohne ihr Beachtung zu schenken, und allen, die auch nur flüchtig vor ihr standen, wird unser Titelblatt das herrliche Kunstwerk sofort in die Erinnerung zurückrufen. — Wir bringen ferner zwischen Seite 128 und Seite 129 ein zweites farbiges Kunstblatt „Heimkehr“ — ein feines, stimmungsvolles Bildchen aus der Biebermeierzeit, die P. F. Weherschmitt mit besonderer Vor-

liebe wieder spiegelt. — Zwischen Seite 192 und Seite 193 schalten wir eine Landschaft des kürzlich verstorbenen Berliner Meisters Carl Ludwig ein, die den Künstler, der so gern das Hochgebirge verherrlichte, einmal als Schilderer der sanften Linien Thüringens zeigt. H. Meyer-Cassel gab uns einen sesselnden Studentkopf (zwischen Seite 216 u. Seite 217), Emerid Stenberg ein Gemälde

aus seiner dalekarlischen Heimat (zwischen Seite 160 und Seite 161). Von Paul Hen bringen wir sein schönes ernstes Bild „Ostermorgen“ (zwischen Seite 120 und Seite 121), von dem immer interessanten Hängel-Schüler R. Schramm-Zittau, der mehr und mehr gleichwertig neben seinen verehrten Meister tritt, das Bild „Hühnerfütterung“ (zwischen Seite 184 und Seite 185). —  
H. v. E.



Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von *Velhagen & Klasing's Monatsheften* in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: *Theodor Hermann Pantenius* in Berlin.

Verlag von *Velhagen & Klasing* in Bielefeld und Leipzig. Druck von *Fischer & Wittig* in Leipzig.





Ölstudie von Albert von Keller zu dem Gemälde „Das Glück“.

# Delhagen & Klafings MONATSHEFTE

Berausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVI. Jahrgang 1901/1902.

Heft 9, Mai 1902.



## Albert v. Keller.

von

Fritz v. Ostini-München.

Mit einem Titelbild, zwei Kunstbeilagen und zwanzig Cextabbildungen.

(Abdruck verboten.)

In der jetzt so gestaltenreichen Münchener Malerwelt gehörte Albert von Keller zu den markantesten und meist umstrittenen Persönlichkeiten schon zu einer Zeit, da man hier den Begriff Persönlichkeit in der Malerei noch für ein sehr überflüssiges und kokettes Ding anzusehen pflegte. Er hatte wohl bei Münchener Meistern gelernt, aber was sein Können und seine Stärke ansmacht, hat er nicht von ihnen. Das kommt davon, daß er das Geschäft der Malerei immer und ausschließlich als Maler betrieb, das heißt, daß der Ausdruck durch die farbige Erscheinung für ihn zu jeder Zeit alles war. Und die Art, wie einer jene sieht und empfindet, ist ihm angeboren, sie ist seine eigene nach physiologischem Gesetz, und er kann nicht wider sie, nicht über sie hinaus. Wer sich nach dieser Richtung etwas anerkennen läßt, der ist eben kein ehe-

licher Maler, und in den seltenen Fällen, in denen Maler von Bedeutung in ihrer Anschauungsweise sich wesentlich verändern, ist sicher auch eine Veränderung der physiologischen Grundbedingungen gegeben. Albert von Keller, dessen ganzer Entwicklungsgang ein Beweis für diese, für ihn grundsätzliche Theorie ist, geht so weit, zu sagen, daß ein Maler in seinem Farbenempfinden, der Mensch überhaupt von Anfang fertig sei, nicht besser, eher

nur schlechter werden könne. Man darf das freilich ein wenig cum grano salis nehmen, denn mit dem Bewußtwerden muß sich doch wohl auch das koloristische Empfinden veredeln und wandeln, wie z. B. das musikalische Gefühl. Wahr aber bleibt, daß einem ehrlichen Maler seine farbige Ausdrucksweise mit seinem Talent nahezu zwangsweise gegeben ist, während die Formgebung viel mehr den



Professor Albert von Keller.



Abb. 1. Seebad. 1873.

Einflüssen der Erziehung, der Mode und des je nach den Zwecken gestaltenden Willens unterliegt.

Man hat einmal gesagt, daß Albert von Keller der erste Münchener Sezessionsist gewesen sei, denn sein Weg ist immer abseits der offiziellen Malerei gegangen; seine starken malerischen Kontrastwirkungen, sein Chic, sein Verständnis für die Grazie des Kulturweibes, die Dame, für das Milieu, in dem sie lebt, für das Froufrou ihrer Toiletten, das er malenswerter fand, als die samtlenen und brotatenen Kostüme, mit welchen seine Berufsgenossen damals ihre Gestalten bekleideten, alles dieses stach kräftig ab gegen die herrschende Konvention. Damals hat ihn die breitere Menge und selbst die enger umgrenzte Welt, die „Gesellschaft“, welcher er seine Stoffe und Gestalten entnahm, kaum recht zu würdigen gewußt, ja wohl nicht für voll genommen. „Verstand ist stets bei wen-

gen nur gewesen“ und Kunstverstand bei noch viel wenigeren! Bei dieser erlebten Minorität freilich hatte der Künstler sogar sehr früh schon starken Erfolg. Im übrigen gab jene Zeit auf Errungenschaften und künstlerische Werte, wie er sie bot, zunächst noch nicht viel. Sie wollte sich erzählen lassen, sie nahm ja wohl sehr gern eine Salonscene, einen Blick in das Boudoir einer Weltbaue als Bildgegenstand an, aber sie verlangte auch ihre anekdotische Pointe dazu, oder besser, sie wollte diese als Hauptsache gewürdigt und betont wissen. Bei Keller war aber immer die Erscheinung die Hauptsache, und er zählt hat er nur dann, wenn sich jene mit der inhaltlichen Pointe sozusagen von selber zusammenfand und vertrug. Gerade das ist kennzeichnend für Kellers Kunst, sowohl was seine früheren kleineren Salonstücke, als seine geistreichen Schilderungen aus antiker Welt angeht,



Abb. 2. Zur Kubiens. 1872.

daß man deren Inhalt eigentlich erst nach der Form und durch die Formen empfindet. Derselbe Vorwurf, aus dem ein anderer ein konventionelles Anekdotenbild gemacht hätte, wird bei ihm die Grundlage zu einer ausschließlich künstlerischen Sache. Kellers Bilder jener früheren Zeit — bei seinen jetzigen größeren und inhaltlich bedeutameren Arbeiten spricht natürlich das Sujet viel lauter mit — konnte man wohl lange mit Genuß betrachten und hinterher auf eine Frage, was sie „vorstellen“, die Antwort schuldig bleiben; man

Patrizierfamilie, der Keller von Steinbock, die seit dem XIV. Jahrhundert in Zürich ansässig ist. Der Familie entstammt so manche Persönlichkeit, die im Konversationslexikon und einer, der auch als ein Mann von Rang in der Kunstgeschichte verzeichnet steht: Johann Balthasar Keller, der berühmte Erzgießer Ludwigs XIV. In Versailles sprechen seine Werke heute noch von ihm; Hyacinthe Rigaud hat sein Bildnis gemalt, und auch sein Äußeres trägt die Prägung eines bedeutenden Mannes. Der



Abb. 3. Die letzten Stiche.

hatte sich eben nur darüber gefreut, daß etwas da sehr schön gemalt und wundervoll harmonisch als Ganzes empfunden war. Im Grunde schließt die Thatfache, daß ein Verständiger vor eines Künstlers Werk das „Wie?“ stärker als das „Was?“ empfindet und genießt, auch das höchste Lob ein, das sich der Künstler erobern kann. Das Wie? bedeutet eben die Seele des Schaffenden selbst.

Albert von Keller ist am 27. April 1845 zu Gais, Kanton Appenzell, in der Schweiz geboren als der Sproß einer alten

berühmte Handweberfamilie Friedrich Ludwig von Keller († 1861) war ein Onkel des Knaben, und sein Wunsch war die Veranlassung, daß dieser sich zunächst auf das Rechtsstudium vorbereitete und nicht auf die Kunst, zu der er früh genug reiche Veranlagung erwie. Mit sechs Jahren schon zeichnete und malte er mit Passion Schiffe, Maschinen und Landschaften und zwar nach der Natur. Mit zehn Jahren kam er in München auf das Gymnasium; es war der Schauplatz seiner ersten künstlerischen Erfolge, da er

stets der beste Zeichner war. Seine erste Medaille aber hat der Jüngling sich auf einem ganz anderen Gebiete geholt, auf dem des Maschinenbaues. Seltzam genug: der angehende Jurist und Maler wurde auf einer Industrieausstellung zu Bayreuth als Erfinder einer eisernen Übersehungsdrehbank preisgekrönt, auf welcher man „eiserne Planscheiben von 30 Centimeter Durchmesser mit selbstthätigem Support und rechteckigen Gewinde drehen konnte“. Das letztere gehört zu den größeren Schwierigkeiten der Eisendreherei. Schon als Gymnasiast hatte Keller sich mit Mechanik intensiv beschäftigt und besaß eine vollkommene mechanische Werkstatt. Vielleicht ist die Neigung, sich neben der Kunst mit einer nüchtern praktischen und geistschulenden Handtierung zu befassen, ein ganz spezielles Erbeil schweizerischen Blutes. Unseres Künstlers großer Landsmann Arnold Böcklin hat ja sein Leben lang — und durchaus nicht dilettantisch! — am Problem der Flugmaschinen gearbeitet. Albert von Keller besitzt übrigens auch auf idealen Gebieten Interessen und Talente, die weit über den, von seinem Berufe umschlossenen Gesicht-

kreis hinausgehen. Er hat von früh an die Hälfte seiner Zeit der Musik gewidmet und es zu einem ausgezeichneten Klavierspieler gebracht, und er hat sich, wie man aus seinen Bildern schon weiß, mit den Sätseln der Hypnose, des Somnambulismus und anderen transcendentalen Dingen eingehend beschäftigt. Die Art, wie er diese, anscheinend so ganz außerhalb des Malerischen liegenden Dinge künstlerisch zu gestalten wußte, ist einzig und hochbedeutsam. Man muß nur beobachten, wie plump, oder wie oberflächlich diese Dinge gewöhnlich von anderen Händen angefaßt werden und wie Keller dagegen seine Schilderungen aus solchem Gebiete bis zum Unheimlichen zu durchgeistigen versteht! —

Nachdem er das Abiturium hinter sich hatte, bezog er als Jurist die Münchener Universität. Er sprang bei dem Corps „Maria“ ein und wurde schon im dritten Semester zum Senior gewählt. Die Jurisprudenz zog den jungen Mann wohl wenig an, und ganz von selbst und allmählich kam er zur Malerei hinüber. Er hatte bei Zeichnungslehrer Sieber Privatstunden gehabt, wo er mit A. Oberländer zusammen arbeitete,



Abb. 1. Das Arrangement.



Abb. 5. Auferweckung von Jairo's Töchterlein.  
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)

und als er endlich an die Akademie übertrat, war er dort Privatlehrer Namberg's. Dem starken, selbständigen Mal talent Kellers hatte der feinsinnige, wenn auch nicht sehr temperamentvolle Namberg wenig zu geben, aber dieser war ein persönlich außerordentlich anziehender Mensch von hoher künstlerischer Kultur und sicherem Geschmack, der ihm in Bezug auf Komposition und Arrangement, in Bezug auf Bilder manchen, dem Schüler nützlichem Wink zu teil werden ließ. In Fragen der Farbe hatte er eher an diesem zu profitieren. Der Aufenthalt bei Namberg dauerte nur ein Jahr. Keller war mit ihm auf ein paar Wochen in Venedig gewesen, auch der treffliche Architekturmaler Emil Kirchner war mit von der Partie, wie der junge Künstler überhaupt durch den Umgang mit Namberg zum Verkehr mit einer Anzahl der führenden Geister der Münchener Malerschule jener Zeit kam. Täglich kam Namberg's Ateliernachbar Moriz von Schwind auf eine halbe Stunde herüber, Piloty und der greise Wilhelm von Kaulbach sprachen fast ebenso regelmäßig vor. Mit Louis von Hagn und Franz Venbach ward ebenfalls fleißig verkehrt; es war aber kein eigentliches Lehrer- und Schülerverhältnis, das Keller mit dem weitlich älteren Venbach zusammenführte, sondern mehr ein kameradschaftliches Erörtern und Austauschen von Meinungen, wobei eine gesunde und

rücksichtslose Kritik geübt wurde. Als Maler ist Keller stets sein eigener Lehrer gewesen, was wohl überhaupt bei jedem echten Maler zutrifft. Denn, was da einer dem anderen lehren kann, das sind in der Hauptsache doch nur die Handgriffe des Metiers und jene allgemeinen Grundzüge, die aus einem Bunde unter Umständen ebenso gut zu entnehmen sind. Wer mehr, wer seine grundsätzliche Ausdrucksweise von einem anderen übernimmt, hat eben selbst nichts zu sagen und kann auch nie was Ganzes erreichen, es müßte sich denn zufällig das Temperament des Lernenden mit dem des Lehrers vollkommen decken. „Ich halte jede Art von Kunstunterricht für einen Unfuss,“ sagt Keller selbst. „Was ich kann, das alles habe ich mir allein zusammengesucht, und wer dies thut, der ist dann auch beim Schaffen nicht auf eine Manier angewiesen, sondern er kann sich mit jedem Tage eine neue Ausdrucksweise selbst schaffen.“

Auf einen Mann hat unser Künstler übrigens stets mit dankbarer Überzeugung gehört, auf Adolf Bayerdorfer. Es ist seltsam: wo man in dem München der letzten dreißig Jahre die Entwicklung eines Talent es von starker Eigenart verfolgt, überall stößt man auf diesen Mann. Er hatte eine geradezu untrüglichen Instinkt, aus der Schar der Werden die Talente und Persönlichkeiten herauszufinden und weist lange vor

den andern. Der Bayersdorfer auf irgend einen begabten jungen Künstler aufmerksam machen wollte, der nur irgendwo in aller Stille schon ein Talentproböchen geleistet hatte, der kam sicher zu spät und wurde von diesem späteren Mäcen des Geistes, dem auch ein außergerwöhnliches Gedächtnis zur Verfügung stand, belehrt, statt ihn zu belehren. Auf meine Frage nach seinen höchsten Auszeichnungen — und er besitzt deren alle, die er sich nur wünschen kann — gab mir Albert von Keller die schöne und bescheidene Antwort: „Meine größten Auszeichnungen! Die verdanke ich Adolf Bayersdorfer! Wenn ihm ein Bild von mir gefiel, war mir die übrige Welt gleichgültig, wenn es ihm mißfiel, war ich verzweifelt. Am Eröffnungstage der Internationalen Ausstellung in München 1888 traf ich ihn vor meinem „Hexenschlaf“ (Abb. 7). Er war mit dem Witbe nicht einverstanden. Ich stürzte in mein Atelier, präparierte eine Leinwand und malte in vierzehn Tagen ein Porträt meiner Frau in Weiß, das ich noch nachträglich in die Ausstellung brachte. Das Bild hat mich vollständig bei Bayersdorfer rehabilitiert und hängt jetzt in der Pinakothek.“ Dies Bild, das zu S. 232 u. 233 hier wiedergegeben ist, zählt denn auch zu des Malers schönsten und abgeklärtesten Werken, so schnell

es entstanden ist, der „Hexenschlaf“ übrigens durchaus nicht zu seinen schwächsten. Was das empfindliche, ästhetische Gefühl eines Bayersdorfer gestört haben mag, war wohl die Kompliziertheit des Vorganges und die grundsätzliche Abneigung dagegen, eine Sache malerisch behandelt zu sehen, die eben mehr eine Hypothese der Physiologen und nicht eine unmittelbar zu beobachtende Erscheinung ist. Vielleicht hatte sich Keller eine Aufgabe gestellt, die rein durch die Kunst überhaupt nicht zu lösen war.

Vor der Öffentlichkeit hatte er den ersten lebhaften Erfolg 1872 mit seiner „Audienz bei Ludwig XV.“, einer mit großer Sorgfalt und nicht geringerer Fertigkeit ausgeführten Arbeit (Abb. 2), die aber mehr ein Genrebild im Geiste jener Zeit und der Rossowschen Kofotojzenen, als ein echter Albert Keller ist, wie wir ihn heute kennen. Die virtuose Behandlung der Architektur erinnert allein an die Besonderheit des Malers. Das erste Bild hatte dieser übrigens schon 1869 auf einer Münchener Internationalen ausgestellt, einen „Satyr und Nymphe“, das reichen, dekorativen Geschmack verrät und einen schönen weiblichen Akt aufweist, aber mit seiner dünnflüssigen Malerei, seinen Kasuren und seiner ganzen Anordnung unerkennbar an Makart erinnert. Man mag es im Halbdunkel des



Abb. 6. Bildnis der Frau von Keller. 1889.



Abb. 7. Regenschlaf. 1898.

Atelierwinkels, in dem es jetzt steht, nachgebunkelt und verändert, wie es ist, leicht für ein Werk des Wiener Meisters nehmen, der damals in der Blüte seines Ruhmes stand und einen jungen Koloristen wohl begeistern und anregen konnte. Ein Jahr später hatte Keller seinen Weg schon gefunden und brachte ein Bild aus seiner aller-spezziellsten Schaffenssphäre heraus „Artillerie-leutnant und Dame“. Nun folgten sich die

mondänen Frauenbilder in immer dichterere Reihe, jene pikanten und eleganten Schilderungen aus der Welt der Salons, deren geistvollster Interpret unter den deutschen Malern Keller geworden ist, ein kongenialer Genosse des Parizers respektive Belgiers Alfred Stevens, der ja wohl auch damals seine Glanzzeit hatte. Die Eleganz der großen Welt war zu jener Zeit nicht gerade die Sache der deutschen Kunst. Man nennt



den Maler mit Vorliebe einen Vertreter des französischen Geschmacks und künstlerisch verfeinerten Chics. Die Fäden direkter Einflüsse verbinden ihn aber doch nicht mit irgend einem der großen Pariser Meister von damals. Hin und wieder macht er einen an Manet denken, besonders in gewissen breit, jaftig und einfach gemalten Frauengestalten, in dem 1872 gemalten, wenig bekannten Bilde „Seebad Wyl“ (Abb. 1) mit der im Freien kampierenden Gesellschaft — es

stattlichen Serie von Frauenbildnissen hat er schon früh begonnen. Im Jahre 1871 entstand das Konterfei einer Frau mit sehr feinem und klugem Gesicht; sie ist in ganzer Figur dargestellt, die Arme unter der Brust verschränkt. Ein Porträt von 1872, Dame mit Palmbblattfächer, hat eine besonders wunderliche Epoche der Damenmoden vereinnahmt. Die Schöne trägt eine Toilette, die der moderne Mensch nur mit geheimem Schauder ansehen kann, eine Tournaire, die in ihrer grotesken



Abb. 8. Bildnis der Frau von Kühlmann. 1887.

war die Zeit der „Dejeuners sur l'herbe“ in der Kunst. Merkwürdig lustig und frisch nuttet das Bild selbst in der ungeschicktesten photographischen Reproduktion jener Tage an. Verwandten Geist atmet die „Landpartie“ von 1875, eine drollige, spießbürgerliche Gesellschaft, die im Schatten mächtiger Bäume lustwandelt. Die beiden Sachen lassen erkennen, wie der malerisch in allen Sätteln Gerechte unter anderem auch nach der Seite der impressionistischen Landschaft hin ganz besonderes Talent besaß. Mit seiner

Ausladung jede Bizarrierie der Modozzeit aufwiegt. Es ist ein Genuß für sich allein, an den Bildern dieses Künstlers den Wandel der Mode durch dreißig Jahre zu verfolgen, an den Bildern eines Künstlers, dem es gegeben ist, wie wenigen, oder gar, wie keinem neben ihm, allen kennzeichnenden Erscheinungen der Mode nicht nur das abzugewinnen, was typisch ist für die betreffende Zeit, sondern auch das, was schön war für sie. Koller ist immer ein Meister als Toilettenmaler gewesen —: ihm war



Bildnis der Frau von Keller. Nach dem Gemälde von Albert von Keller. 1856.





Abb. 9. Diner.

das Gewand, wenn er Damen malte, nicht bloß ein notwendiges Übel, mit dem man sich so gut und billig abfindet, als es eben gehen will, ihn war es stets ein wichtiger Teil des Frauenbildnisses, ein Ding, in dem die sexuelle Eigenart der konterfeiten Dame ebensogut ihren Ausdruck findet, wie in Mimik, Händen und Gesamtpose. Die Verachtung mancher Künstler gegen die Details der

Toilette leidet sich, wie er mit Recht meint, in den allermeisten Fällen einfach von der Unfähigkeit der Betreffenden ab, ein modernes Kostüm, wie es ist, zu malen, ohne die malerische Wirkung einzubüßen. Wer sich ein Bildnis bestellt, ist vollkommen im Recht, wenn er Kleider, Schmuck, Hut etc. mit auf die Leinwand haben will, der Wirklichkeit getreu. Es sind nicht zum



Abb. 10. Sta. Julia. 1901.



Abb. 11. Frau von Keller mit Sohn. 1891.

wenigsten die tüchtig gemalten Bildnisse unserer Vorfahren, die uns von ihren Lebensverhältnissen erzählen, von dem Milieu, in dem sie ihre Tage verbrachten; große, recht große, die ganz großen Meister der Vergangenheit, die Holbein, Amberger und tutti quanti haben es nicht unter ihrer Würde erachtet, außer Tracht und Schmuck auch noch ein oder das andere Stück Lieblingsgerät oder Berufssymbol des Auftraggebers mit abzukontrieren, Velasquez und van Dyck sind Virtuosen der Gewandmalerei gewesen — es fällt ihren spätern Enteln keine Perle aus der Krone, wenn sie ehrlichen Handwerksfleiß auch an diesen Teil ihrer Aufgabe wenden. Mit einem Salonstück „Cho-

pin“ holte sich Keller in Wien 1873 die Medaille — es gab nur eine Klasse. Das Bild zeigt zwei schöne Frauen, eine am Piano und eine zweite, die ihr lauscht, indes eine Stiderei ihren Händen entsinken ist. Die Stimmung schwerer-mütiger Träumerei, die man von Chopins Namen nicht trennen kann, ist dem Bilde wunderbar deutlich mitgeteilt. Im gleichen Jahre kam das poetische Bild „Mondschein“ heraus — ein Liebespaar der Rokokozeit im Park von schimmerndem Mondlicht übergoßen. Ein Zyklus von sechs „Modernen Damen“ in den verschiedenartigsten Toiletten und Stellungen, sitzend und stehend, ohne genrehaften oder bildnis-mäßigen Nebenzweck einfach auf die künstlerische Erscheinung hin gemalt — und prachtvoll gemalt! — erregte 1874 im Münchener Kunstverein großes Aufsehen. Zur gleichen Zeit entstand „Erinnerung“: eine leichtgekleidete junge Frau in ihrem Boudoir, die eine Schatulle mit alten Spielereien und Liebesandenken ausgekraut hat und sich von den welfen Dingen Geschichten aus der Vergangenheit erzählen läßt. Im Jahre 1875 kam das merkwürdige Bildchen „Das Arrangement“ von der Staffelei: ein Maler in Toilette, abgenähter Seidenjackett ist im Begriff die Stellung einer Dame für ein Porträt zu arrangieren und fixiert eben die Lage des kleinen Fingers ihrer linken Hand (Abb. 4). Aus gleichem Jahr stammt „Die Näherin“, eine Dame, die eben an eine duftige Wolke von Ballstaat die letzten Stiche webet (Abb. 3), dann die „Lauferin“, eins der

wenigen direkt anekdotischen Bilder Kellers. Auch hier aber hat ihn beim Schaffen das Interieur, das er eminent geschickt malt, und die helle Erscheinung der lauschenden Jose vor der dunklen Portiäre mehr interessiert, als die Erzählung des Vorwurfs. Eine „Andromeda“, eine „Heilige Elisabeth“, betend in der Einsamkeit eines großen Waldes — ferne wird die Wartburg sichtbar — ward 1876 geschaffen. Damals fing Keller an, sich für die künstlerische Wiedergabe ekstatischer Seelenstimmungen zu interessieren, was noch deutlicher als in der „Heiligen Elisabeth“ in den um 1875 beginnenden Versuchen sich ausdrückt, das Problem von der „Aufertöndung des Jairo Töchterlein“ zu lösen. Wohl selten wird ein Maler seinem Stoff mit so unerschöpflicher, nimmermüder Teilnahme gegenübergestanden haben, wie Keller diesem Thema. Er hat etwa ein halbes Hundert durchgeführte Skizzen zu allen nur denkbaren Lösungen dieses Problems versucht, hat sein Streben schließlich zu einem großen Bilde, seinem Hauptlebenswerk veredelt — und

dann doch noch lange nicht aufgehört, der Frage von neuen Seiten beizukommen. Es wäre eine für die Psychologie des künstlerischen Schaffens hochbedeutende Arbeit, wollte einer die Entstehung und das Verwerfen aller dieser Versuche verfolgen und erklären! Bald überwiegt bei den Lösungsversuchen ein malerisches, koloristisches Interesse, bald loda den Künstler eine einfache, bald eine reiche Komposition, bald sind es philosophische und physiologische Fragen, die ihn anregen. Die letzte, als Malerarbeit vielleicht beste Lösung steht jetzt, ein Bild von bescheidenem Format, in Kellers Werkstatt. In einem dunklen Raum — die Gestalten der Angehörigen sind nur ganz schattenhaft im Hintergrunde sichtbar — liegt das Mägdlein, wie in magischem Licht erstrahlend, in seiner weißen Hülle auf der Bahre, und Christus steht vor ihr mit einer Gebärde, als übertrage er eben seinen Befehl mit einer gewaltigen Willensanstrengung der schon entflohenen Psyche des Kindes. Ein interessanter Beitrag zu dem bekannten Versuch, die Wunder der Evangelien aus den



Abb. 12. Ein Tod. 1892.



Abb. 13. Die glückliche Schwelger. 1892.

Kräften der Suggestion zu erklären. — An Ton und Farbe hat Keller nicht viel Besseres geschaffen. Das große Hauptbild der „Auferweckung“, das die Münchener Pinakothek ziert — das Wort „ziert“, ist hier durchaus keine Nebenart! — ist 1886 fertig geworden. Unsere Reproduktion (Abb. 5) kam von dem tiefen, reichen Schmelz dieser Malerei leider keinen Begriff geben. Durch den Verkehr mit Du Prel und Bayersdorfer war Keller dazu gekommen, sich für die Rätsel der Hypnose und des Somnambulismus und alle damit verwandten Dinge zu interessieren. Mit diesen und dem Freiherrn von Echenst-Mozing, der sich als Arzt intensiv mit



Abb. 14. Kopf einer Bretagnerin. 1891.

den gleichen Fragen beschäftigt hat, beteiligte er sich an ungezählten Experimentalfügungen mit Somnambulen, Ekstatischen und Hypnotisierten, in seinem eigenen Heim haben an fünfzig Sitzungen stattgefunden. Die empfangenen Eindrücke verwertete er teils direkt zu Bildern, teils studierte er an den Medien überhaupt die bis zum Wunderbaren gesteigerte Ausdrucksfähigkeit der Gesichter und schaffte sich einen außerordentlichen Reichtum von Erfahrung über die Erscheinung und Darstellung ohnmächtiger Affekte im Menschenantlitze. Viele von Kellers späteren Köpfen und Studien lassen sich nur als Versuch dieser Art verstehen und erklären. Das schon erwähnte Bild „Hexen-

schlaf“ (Abb. 7) war durch die Annahme der Physiologen entstanden, daß jene unglücklichen Opfer des Fanatismus, die auf dem Scheiterhaufen ihr Leben ließen, vielfach in eine Art sonnambulen Schlafes verfielen, der ihnen über die Schmerzen des Martiertodes hinweghalf. Jedenfalls ist es Keller staunenswert gelungen, dem schönen Gesicht seiner Hexe am Brandpfahl den Ausdruck seliger Ent-rücktheit zu verleihen. In ähnlicher Weise ergreifend wirkt das Antlitz seiner gekreuzig-

von Verklärung im Antlitz des sterbenden Jesus. Das geht weit hinaus über die mehr oder weniger künstliche Mimik, welche die meisten anderen ihrem Gekreuzigten geben; dieser Ausdruck von Ekstase und Schmerzverachtung ist erlebt und eine Frucht jener oben-erwähnten, eingehenden Studien. Der Künstler schreckte, um entsprechenden Eindruck tiefinnerlich aufzunehmen, auch vor einer Art des Studiums nicht zurück, die wohl mancher nicht über sich gebracht hätte. Er



Abb. 15. Die Kreuzigung. 1893.

(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin. Copyright 1896 by Photographische Gesellschaft, Berlin.)

ten „Sta. Julia“ auf uns (Abb. 10). Eine ähnliche Darstellung befindet sich zur Zeit wieder auf des Künstlers Staffelei. Das Problem fesselt ihn immer von neuem. Hier ist auch, nachdem wir beim Verfolgen seiner Schöpfungen nun doch einmal die chronologische Reihenfolge verlassen haben, des großen Kreuzigungsbildes von 1893 zu gedenken (Abb. 15), das, ganz abgesehen von manchen malerischen Werten und der originellen Auffassung des tausendmal verarbeiteten Stoffes, bedeutsam ist wegen des ergreifenden Ausdruckes

erzählt: „Während der Ostern- und Sommerferien habe ich einige Jahre lang in der Münchener Anatomie Studien gemacht. Unvergeßlich sind mir jene Stunden der Ruhe und Einsamkeit, die ich so — allein mit einer Leiche! — in den Räumen der Anatomie verbrachte. Diese stillen Genossen verlieren alles Schauerliche bald, wenn man nur einige Zeit mit ihnen zusammen ist. Die Leichen junger Frauen, die ich so studierte, hatten meist einen so seltsamen, Mitleid weckenden Ausdruck von Leiden, von





Abb. 16. Das Bild. 1894.

Güte, daß ich ihn nimmer vergessen kann.“ löst, so in dem „Diner“, das er zuerst, 1882, Diese Verklärung durch das Leid des Todes bei Tageslicht, später, 1891, bei Lampen- hat Keller denn auch stets unübertrefflich licht malte (Abb. 9), in dem schönen Sa- wiedergegeben.

Über seine, hier kurz berührte ma- leriische Spezialität, welche er bekannt- lich mit einem in seiner Wesensan- lage ganz anders gearteten Künstler, Gabriel Max, ge- mein hat, ließe sich noch gar mancher- lei mitteilen. Noch ist aber so vieler seiner anderen be- deutfamsten Schöp- fungen zu gedenken! In eleganten Inter-ieurbildern hat er sich hinsichtlich des Raumes und der Beleuchtung die schwierigsten Aufgaben gestellt und sie mit glän- zendem Geschick ge-



Abb. 17. Somnambul. 1897.

lonidyll „Ein Buch“ von 1892, wo er die Wirkung des Sonnenscheins auf dem Kinder- figürchen bis zu einer Art von Ver- klärung steigert und vielleicht sein Bestes an Raumkunst gab (Abb. 12). Das fast lebensgroße „Trio“ war einer seiner letzten größe- ren Erfolge in einer Seceffionsausstel- lung (zu S. 240 u. 241). Die „Mo- derne Judith“, zeigte 1897, wie der Künstler seinem Lebensproblem: das Weib, stets neue und wunderbare Lösungen abzuge- winnen wußte. Die

Zahl seiner intimen kleinen Schilderungen von Damen in ihrem Heim ist Legion. Er schuf eine ganze Reihe von Porträts seiner anmutigen, der bayerischen Aristokratie entstammenden Gattin, von welcher wohl jenes in weißem Kleide von 1888 und das in dunkler Toilette von 1889 (Abb. 6) die hervorstechendsten sind, und wie Franz von Lenbach haben auch ihm die schönsten Frauen der Münchener Gesellschaft zu Porträts geessen. Er malte stets die ganze Persönlichkeit, womöglich mit einem typischen Ausschnitt ihres Heims, und mit Vorliebe in schöner Kleidung. Das Porträt der Frau von Kaufmann in großer Toilette trug 1889 die erste Medaille im Münchener Glaspalast ein.

Neben jenen köstlichen, meist kleinen Salonbildern hatte er schon zu Anfang der sechziger Jahre gern farbenreiche Szenen aus der antiken Menschen- und Halbgötterwelt festgehalten, warmblütige Schilderungen, die schon im Gegensatz zu der landesüblichen kühlen Auffassung des antiken Lebens auffallen mußten. Da waren römische Villen und Gärten mit badenden und bekleideten Frauen, eine Bacchantenfamilie, eine Nömerin, am Wasser liegend, opfernde Mädchen, eine Faustina im Tempel, die sich von den Göttern Rat holt. Mehrfach variiert wurde „Das Urteil des Paris“ — zwei Münchener Privatgalerien und die Pinakothek besitzen Varianten, ebenso die Galerie Krupp in Essen. Den reizvollen landschaftlichen Hintergrund bildete für diese verschiedenen Lösungen ein lichtdurchstutetes Garteninterieur nach einer 1855 in Rom in der Villa Wol-

konsty gemalten Studie. Die Göttergestalten erscheinen ganz hell und aufgelöst in dieser Lichtstut und gewinnen so etwas seltsam Überirdisches. Zu Beginn der neunziger Jahre sahen wir auch eine kleine, figurenreiche „Versuchung eines Heiligen“, eigentümlich stimmend, farbig, schemenhaft gemalt, ganz anders wieder, als alles andere. Auf der ersten, in so vielen Dingen künstlerisch sensationellen Ausstellung der Münchener Secession 1892, war das schon erwähnte vornehme und ergreifende Werk „Die glückliche Schwester“ (Abb. 13) zu sehen — eine junge Nonne im Sarg, von den Schwestern beklagt und beneidet. Zwei Jahre später folgte „Das Glück“ (Abb. 16) mit lebensgroßen Gestalten, eine ebenso neuartige als poesiereiche Auffassung des Stoffes. Als ein goldgekröntes holdes Feenkind erscheint das Glück zwei Armen, welche eben die Laden ihrer niederen Stube zurückgeschlagen haben, um den Morgen zu



Abb. 18. 211 u. 1897.

grüßen. Unser farbiges Titelbild gibt das liebliche Köpfchen von Kellers Glücksgöttin nach einer Studie wieder. An dem Thema „Glück“ arbeitet Keller noch weiter, wie er überhaupt sich mit dem, was er wieder unter die Hände bekommt, nie zu begnügen scheint. Wenn er einen Stoff mehrfach behandelt, so ist oft schwer zu entscheiden, welche Lösung die richtigere und reizvollere ist. So stehen zwei niedere und breite Bilder in seinem Atelier, die beide eine stigmatisierte Heilige aus alter Zeit im Kreise von Klägern und Freunden darstellen. Auch sonst ein wenig archaisiert, haben beide Tafeln die leuchtenden, harmonischen Farben gotischer Gemälde. Jedes aber ist auf einen andern Klang gestimmt und eines so schön wie das andere. Das Bestreben, jeden Stoff von mehreren Seiten gleichzeitig anzugreifen, gehört geradezu zu den bezeichnendsten Eigentümlichkeiten von Albert von Kellers künstlerischer Persönlichkeit.

An Auszeichnungen, künstlerischen, wie

offiziellen hat Albert von Keller so ziemlich alles errungen, was heute einem Maler werden kann: Ehrenmitgliedschaften der Münchener und anderer Akademien, erste und zweite Medaillen in München, Paris, Berlin,

London, Wien und hohe Orden. War Keller seinem Wesen als Maler nach in München schon der „erste Secessionist“, so verstand es sich natürlich auch von selbst, daß er zu den Gründungsmitgliedern der Münchener „Secession“ gehörte, in deren Vorstand er von Anfang an thätig war. Der echt aristokratisch aussehende Künstler, dessen dichtes Haar bei aller Jugendlichkeit des Gesichtes weiß ist, so lange ich mich zurückerinnern kann, gehört als Mensch und Maler zu den markantesten Erscheinungen der

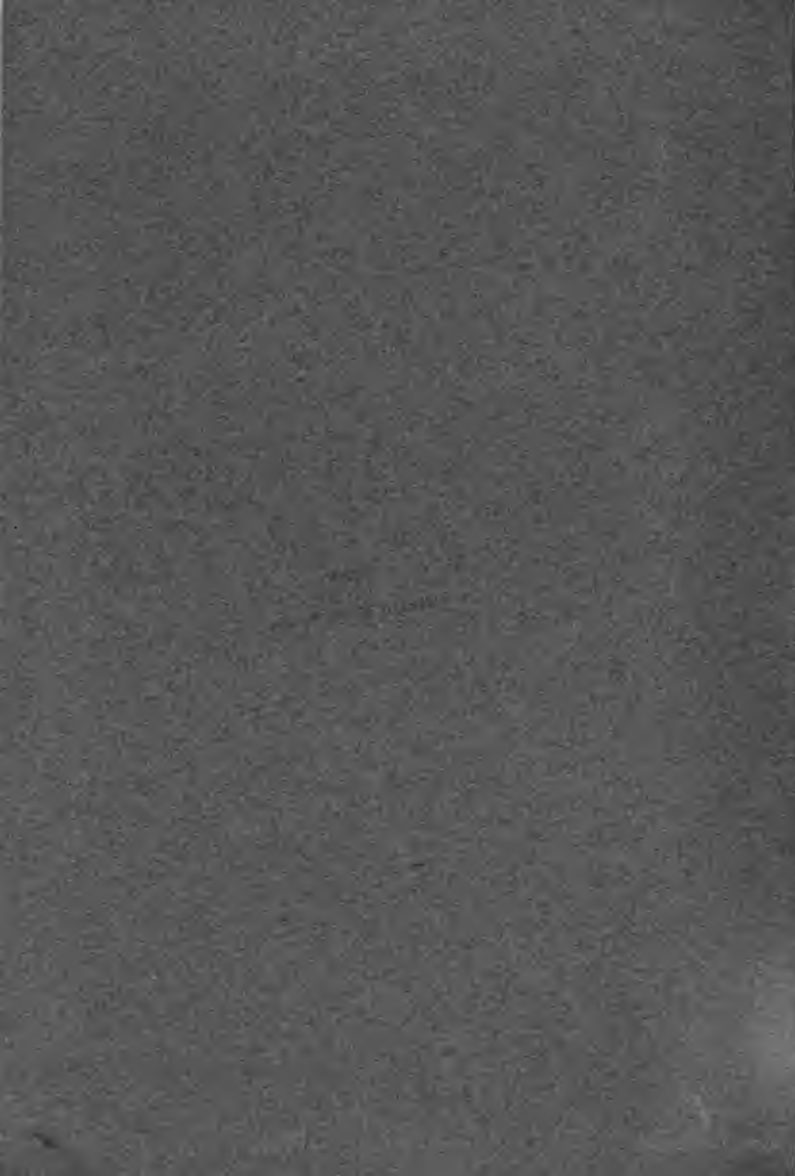


Abb. 19. Bildnis der Frau Klopfer. 1899.

Münchener Gesellschaft und Kunstwelt. Es wird wohl wenige Künstler in unserer Zeit geben, deren seelische Entwicklung so viel Merkwürdiges und Besessenes böte, wie die seinige.



Crio, nach dem Gemälde von Albert von Keller, 1898.



# Ein Bruder und eine Schwester.

Eine Geschichte aus dem Winkel und der Welt.

Von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortsetzung.)

Ljuba kannte ihren Vater und seine abweisenden Augen. Die blickten wieder einmal hinaus in jene fremde Götterwelt, deren schöne Wunder sie und alle anderen Alltagsmenschen niemals erblickten, nur von fern ahnten. Der Schöpfer war wach in ihm und wollte Einsamkeit — Stimmung, und die forderte er ohne Rücksicht mit Wort und Geberde. Ljuba ehrte das.

Schweigend entfernte sie sich, und nur als Ludwig, hinter dem Tisch herum, ihr rasch nachging und ihr eine Bitte zuflüsterte, trat sie geräuschlos beiseite und ließ ihn noch einmal zu seiner Schwester hingehen. Er kam gleich zurück, nahm seinen Wettermantel, den er sich erst in Innsbruck gekauft hatte, von der Ofenbank und wollte ihn der Wartenden einhändigen.

„Sie muß wärmer zugebedt werden; hier ist es ja winterlich,“ sagte er kaum hörbar, und Ljuba ebenso:

„— aber nicht mit einem nassen Mantel. Behalten Sie —; ich finde schon etwas; — ich Sorge schon. Gute Nacht.“

Sie verschwand, und er begab sich auch hinüber zur Ruhe, gehorsam auf den Fußspitzen gehend, denn der Professor folgte ihm mit ungeduligen Blicken.

„Ist es denn möglich? — Kann das sein? — Meine Zukunft besiegelt!“ dachte Ludwig, als er sich niederlegte. Immer sah er das liebe Gesicht vor sich; die innigen, dunklen Augen und den schelmischen Mund, der vorhin so ernst zu ihm geredet hatte: wie war's denn genau gewesen?

— „sein Ichbegriff, sondern ein Ich- und Du-Begriff; — eine Zweieinigleit.“

„Zweieinigleit: das klang eigentümlich; neu und dennoch selbstverständlich für ihn und sie. — ‚Zweieinigleit! — es war wie ein überraschender, juristischer Beweis: sein erfonnen und unanfechtbar.“

Es konnte ja gar keine bessere Frau für ihn geben als Ljuba. — Alles andere stand jetzt dämmernd im Hintergrunde. — Er wollte wachbleiben; allein das starke Ruhebedürfnis des Gesunden nach einem anstrengenden Tage lastete ihm auf den Augen, bis sie zuzielen.

„Heute sind wir nicht mehr beschlußfähig.“ — Gleich im ersten Traum mußte er über sich selber lachen. Er hatte doch beschlossen, ohne Widerruf.

Ljuba fand drinnen im kleinen Schlafraum für zwei nichts Wärmendes mehr außer ihrer eigenen Decke, und das größere Nebengelaf war verschlossen. So nahm sie sich vor, selbst ihre Kleidungsstücke zu benutzen und ihren Wohlach noch über Dörthe zu breiten. Sie war abgehärtet, ganz wie ihr Vater, durch lange Übung und Gewohnheit. Während sie sich entkleidete, dachte sie an Ludwig und sein Gespräch mit ihr, und die weihnachtliche Vorfreude war noch immer in ihrem Herzen: Morgen! —

Man konnte sich's manchmal kaum denken, daß er und Dörthe Bruder und Schwester waren. Sie betrachtete die Schlafende, und der Anblick erfüllte sie mit teilnehmender Sorge. — Ob der Vater sie

wohl so gesehen hatte, ohne sich gleichfalls zu sorgen?

Dörthe schlief wohl fest, und ihr bleiches Gesicht hatte wieder einen Hauch von Farbe angenommen, aber ihre Lage war nicht ruhevoll. Nach Kämpfen und Weinen mußte sie sich endlich dem Schlummer ergeben haben. Sie lag fest in den groben Woilach gewickelt, und der zeichnete jede Linie ihres Körpers ab. Ein Fuß streckte sich lang bis zum Matrageneude; die Spitze sah unter der Decke hervor. Das andere Knie zog sich gewaltsam gegen die Brust aufwärts. Der Kopf in den Nacken zurückgeworfen; der Mund wie zum Schrei geöffnet, Schatten um die halbgeschlossenen Augen. Man sah die Iris matt in der Lidspalte schimmern. Die rechte Hand über der hohen Stirn geballt, und der Arm lag schneeweiß auf den zerstreuten Haaren. — Die steinerne Leblosigkeit der Stellung verstärkte den qualenden Eindruck.

„Als hätte sie einer erschlagen!“

Ljuba beugte sich über sie, küßte den angstvollen Mund, nahm die geballte Hand von der Stirn fort und ließ sie behutsam zur Seite der Schlafenden niebergleiten. Darauf ordnete sie das zerstreute Haar, so gut sie konnte, und strich leise über die unheimlichen Augen, daß sie sich schlossen. Nun lag ein ruhiges, troziges Gesicht vor ihr, aber auch die trozigen Linien glätteten sich aus, und das jugendliche Mädchenantlitz schien sich neu zu formen.

„Ja — sie ist ganz etwas für den Papa, — man muß ihn gehen lassen; er hat eine Eingebung empfangen,“ dachte Ljuba, deckte ihren Woilach noch bis zum Halse über Dörthe und verhängte mit ihrem Fächchen das mondbeschienene Fensterriedel neben Dörthes Lagerstätte. — Dann schlüpfte sie selbst unter ihren ausgebreiteten Kleiderrock und befahl Gottes Schutz und Gnade ihre reine Seele. —

#### Fünfundzwanziges Kapitel.

Die ganze Hütte schlief, bis auf den Professor.

Der saß im stillen Dunkel des niedrigen Raumes am Tische, hatte die Lampe wieder angezündet und sah ins Leere, die Arme aufgestützt, das Kinn zwischen den Handflächen. Mit zögernden Bewegungen spielten seine Finger durch die langen, braunroten Haare des überhängenden Bartes. Seine

Augäpfel, sonst grünlich, erschienen jetzt beinahe gelb von Farbe, und die Pupille stand klein wie ein schwarzer Punkt darin, so scharf und gierig brannte sein Blick, um das Bildnis zu erfassen, das der Genius ihm mit raschen Strichen malte.

Es rundete und belebte sich und nahm Gestalt an. Jetzt begann es schon, sich mit gewaltigen Gliederschlägen zu wälzen, dort auf dem Boden in lautloser Sterbequal; — jetzt zuckte das linke Hinterbein des Fabelgeschöpfes, im Knie geknickt, gegen die bebende Flanke empor, und in der Flanke, tief zwischen Muskeln und Geäßen, steckte die geschleuberte Steinart des Geyners. — Das schwarze Blut troff und sprudelte. In Blut gebadet bis zum Fuß hinab das rechte Hinterbein unter dem linken. Es streckte sich starrer und starrer. Der Tod kam. — Mors nahm Thanatos die Herrschaft fort. — Des Roßweibes Schweiß peitschte den Felsgrund nicht mehr; das rinnende Blut tränkte seine lichten Haare und siderte langsam weiter zum weißen Rücken, daran die goldene Mähne des zurückgeworfenen Hauptes hinflutete. — Das junge Haupt lag auf dem rechten Arme; solch ein herrlicher, kraftvoller Arm. Seine Faust ballte sich im Todeskrampf vor der hohen Stirn, die schuen Augen, die dem mörderischen Centaurenhengste nicht Liebe bliden wollten, brachen, aber sie schlossen sich nicht, sie spähten, unbewußt nach dem Rächer. Der herbe Mund versteinte im letzten Schrei, und auch die jungfräuliche Brust, die schlante Halssäule mit den schlagenden Pulsen versteinten. — — — — —

„Ewige Götter! warum muß Schönheit sterben? — und warum dürfen wir sie nicht allzeit und überall unerfälscht und unverhüllt besitzen, wo sie uns noth thut? Warum immer wieder die Engel mit den Flammenschwertern vor unserm Paradiese? — Anstand — Sitte — Geſetze — Konvenienz und Respekt, und die Kunst wird würdelos oder bettelt darbennd um Brot!“

Der Professor erhob sich und blieb, vorgebeugt, hinter dem Tische stehen, den brennenden Blick noch immer gegen die kahle Wand gerichtet. Die jungfräulichen Formen seines zweiten Roßweibes sah er noch unklar. Dedende Schleier spreiteten sich über sie, — mehr noch: ein branner Woilach.

Lächerlich; — das Urweltswesen, in

sagenhafter Felsöde verendend, die sterbende Centaurin, und ein Woilach, vom Neuzeltwebstuhl heruntergeschnitten. — — Lächerliche Idee! —

Seine Finger bewegten sich auf der Tischplatte hin und her. — In Gedanken tasteten die den Woilach ab, der nicht mehr da war; erglühten, maßen, erkannten, als wären sie zehn sehende Zwerge und nicht nur zehn menschliche Fühler.

Endlich atmete er auf wie befreit und lächelte. Er hatte es. Sein Genius schenkte ihm, was seine sterblichen Sinne weder geschaut noch berührt hatten. In froher Erregung, mit federnden Schritten, durchmaß er den stillen Raum. Die Unruhe des Schaffensdranges spürte er bereits im Blute; die Sehnsucht nach dem Atelier, mit Gerüst und Hölzern und der nassen Kühle des geschmeidigen Thones unter seiner formenden Hand.

Noch nicht — erst mußt du noch ganz anders mein werden, dachte er laut. „Droben im Gebirg denk' ich an dich, bis ich dich aus mir selber herausholen kann, vom Scheitel bis zur Sohle, Leib und Leben. H a b e n w e r d' ich dich schon: nur Geduld, und Steigeisen unter die Füße, ho! — — Jetzt leg' ich dich erst einmal in der Skizze fest, du da! — Nicht hier drinnen im Kasten; — draußen unter den Blüten, wo du einmal dabeim gewesen bist, lang' vor der Einfahrt. W a r d a s eine gute Zeit! — Jetzt: ich werd' doch mein Büchl da haben?“

Er blickte zur Ausgangsthür und kramte in seinem Kuchlade, während er die Melodie von Scheffels „Zachthosaurus“ aus dem „Gaubeamus“ ganz leise vor sich hinpiff. Sein Skizzenbuch hatte er richtig im Bahl auf dem Nachttische vergessen; jetzt fiel's ihn ein, und so machte er sich eins der Kalenderbilder los, die mit Zwecken gegen die Wände geheftet waren. Ein alberner Buntdruck: „Magst a Bussel?“ stand drunter, aber es hatte noch eine reinliche, weiße Rückseite. Das übrige Rüstzeug fand sich in des Gstreiners Tischlade; ein Schreibblei und ein Rotstift; sogar ein Enden weiße Kreide nebst der Schiefertafel zur Unterlage. Eigentlich diente sie den unvermeidlichen, deutschen Statbildern für ihre Hieroglyphen.

Dann löschte er die Lampe, hängte sich dafür sein brennendes Blendlaternchen vorn an den Zoppentopf, steckte noch ein paar

Lichtstümpfchen in die Tasche zum Feuerzeug und schob den Kieselbolzen sacht von der Hüttenthür zurüd.

Frisch und kalt strömte ihm die Nachtlust entgegen, und er hinaustrat und den dumpfigen Brodem zurüdließ.

„Das ist dein Reich, du da!“ sagte er, als spräche er noch immer mit seiner Phantastiegestalt, reckte die Arme vor sich empor gegen den Antermostafel und weitete sich die Brust mit tiefen Atemzügen: „Daher gehörs', wann b's wissen möcht's! Herrgott und Vater — dürst' ich dich jecht da herausschleppen!“ Er reckte die Arme noch einmal auf und breitete sie aus, als möchte er die Berge ans Herz nehmen. Sein ganzes Gesicht strahlte vor Freudigkeit und Feuer.

In dieser erhabenen Stille setzte er sich einen Steinwurf in der Hütte und seitab vom Wanderpfade, auf Ljubas Felsbrocken und zeichnete. Des Gstreiners Schiefertafel hielt er auf den Knien und hatte die Rückseite des albernen Buntdrucks mit einem Steinchen festgelegt, weil der scharfe Wind, der das Morgengrauen ankündigt, sich schon aufzumachen begann. Emsig förderte er sein Werk. Seine Skizzen galten bei den Handzeichnungsammern als sehr große Kostbarkeiten, wenn sie je in den Handel kamen. Das Licht des Laternchens fiel über den kühnen Bleistiftentwurf hin, dem der Rötel verstärktes Leben verlieh. —

Zu Anfang nur ein schwacher Umriss; Stellung und anatomische Linien rasch und blaß hingehaucht. Dann kam die Schraffirung ins Feine, und immer feiner wurde sie, je näher der Pferdekörper dem Übergange in den Frauenleib rückte. Den behandelte der Stift wie ein Kleinod. Hart und plastisch hoben sich die mädchenhaften Formen heraus; der Arm rundete sich sichtbar über den zerstreuten Haaren, und der zurückgeworfene Kopf, — idealisiert und dennoch porträtähnlich zum Ersauern und Erschrecken, — war ein entzückendes, kleines Wunder.

So zeichnete er, ohne der Zeit zu achten und die Kälte zu empfinden. — Der Sternhimmel funkelte immer demantur über den Gipfeln, und der Mond stand schon tief im Westen hinter dem fernem Ortler. Nun sank er feurig unter, und drüben, ostwärts, schob sich schon der erste, fahle Dämmerungstreifen empor. Die Alpenkrähen wurden unruhig und flogen krächzend übers Schneefeld hin,



und durch die Luft gieng ein geheimnißvolles Klingen, dem Ohre kaum vernehmbar. — Kein Mensch wußte, woher es stammte. Die einen sagten, es müßte aus dem Thale kommen: irgend ein Kapellengeläut zum Frühgebet, vom Echo hinauf in die Ebe getragen; die anderen nannten es Sphärenmusik, und das waren dann die Poeten von Beruf, wie wohl sich darüber streiten ließ, welche Lesart die poetischste sei.

Grade als der junge Tag die Augen aufthat und seine ersten Rosenblätter — lauter runde Schönwetterwölchken, — am Himmel ausstreute, setzte der Professor mit des Östreichers spitzgemachter Zahlstreibe die Lichter auf seine prächtige Skizze, und die ersten Feiertagstouristen kamen heraufgestiegen. Münchener Studenten, mit zwei Tierjer Führern, ungeheurem Frühstückshunger und bayerischen Hochlandsjuchzern. Sie erkannten den Professor, schwenkten die Hüte und brachten ihm ein dreimaliges, musikalisches Hoch. — Ihn ergöhte das königlich, und er lud sich das heitre Kleeblatt zum festlichen Kaffeetrunk mit Eiern und Paprikaschinken ein. Dann rollte er seinen harmlosen Buntdruck eng zusammen, knipste ein Fadende darun, blies sein Laternchen aus, und in dulci júbilo zogen sie miteinander unter Dach und Fach. Der Östreicher kraspelte bereits mit dem Reißig am Herbe; der Professor verwahrte ihm sein Eigentum säubertlich am rechten Platz und rief „Bravo!“ als der verwunderte Ludwig auch auf dem Plane erschien und sofort mit dem nötigen Humor einsprang. — So seelenvergnügt war der Professor mit der Jugend, als stünde er selbst im dritten Semester und nicht in der zweiten Hälfte seiner Vierzig:

„Müde? — Was mach' ich mir ans zehn schlaflosen Nächten nacheinander, wenn's solche sind, wie die heutige? Ja, ja, ihr Bub'n; — weiter sag' ich euch nichts!“

#### Sechzehntes Kapitel.

Ludwig saß, braunverbraunt, die Augen wieder klar geschlafen und die Handfärbung kaum mehr von der des Professors zu unterscheiden, zwischen den Studenten. Er lachte mit und gab ein paar derbe Terminsanctoden von seinen niederjächsischen Hartköpfen zum besten, aber im ganzen verhielt er sich schweigsamer als gewöhnlich. Er mußte

denken und denken und ein wachsamcs Auge auf die Innenthür, seinem Pláze schräg gegenüber, haben.

Jeden Moment hoffte er Ljuba hervortreten zu sehen und die Gelegenheit zu einem frühen Gange mit ihr zu erhaschen. Wenn sie wollte ein Stück hinan in den verschneiten Grasleitentessel und gegen den Paß weiter, oder eine Strecke den Paß zur Wegtheilung abwärts; es schwebte ihm märchenhaft schön vor, daß man dort am Ende Dörthe und den Professor einfach abwarten könne, und dann? Ja, was dann! — In einer guten halben Stunde mußte sich doch, absteigend, die angenehme Deckung des Zirbenwalbes erreichen lassen, der sich über den Berggründen zur Legeralp hínzog. — Gleichviel; er sehnte sich nur mit Ljuba allein zu sein und ihr, irgendwie, die Steuerung seiner Gedanken und Wünsche klar zu machen. — Steuerung? Weshalb nicht gleich das Endziel? — Nein, nein! Er war doch ein vernünftiger, besonnener Mensch.

Das hielt er sich, zwischen seinem Erzählen und Wachen am Kaffeetisch, ausdauernd vor; allein von Zeit zu Zeit durchschloß ihn solch eine rasende Ungebuld, daß ihn Stillstehen und Höflichkeit in Polster dünkte und er die Füße kaum ruhig halten konnte.

Frisch wie nie fühlte er sich; als ob er, der Jugendliche, noch ein Verjüngungsbad genommen hätte und dennoch einen stolzen Zusatz zu seiner reisenden Männlichkeit empfangen. — Nicht die leiseste Spur vom „Kniechnadler“, wie die Führer es genannt hatten; am liebsten hätte er's gleich heute kühnlich mit dem Delagoturum oder dem Winkler gewagt, trotz des Professors Ausruf: „Berred' dich nit, Lehrbub! Die Türm' sind nicht einmal Geseffenstückin; dazu brauchst' Meisterchaft.“

Schabete nichts! Wenn er nur an diese seine erste, wirkliche Gipfelbesteigung mit den Bergtumbigen zurückdachte, wuchs das Glücksgefühl seiner Seele bis in die Wolken. Wie ihn das lerge Lob für seine schweigsame und gehorsame Ruhe beseligt hatte: wie das leise Angstempfinden der Kopflosigkeit und dem Wagemut getwichen war, sobald nur einmal die Traversierung um die schroffe Felsrippe, der Schwindelgang auf schmalem Gefsimc über nebelnder Abgrundtiefe hinter ihm gelegen. Er sah die roten Pünktchen des Seidenpapiers wieder vor sich, das der Pro-

essor, während der Traverse, auf des Villgratners Steinbauben gelegt hatte, zur Markierung des Weges für den Abstieg und für andere; jedes Blättchen Papier mit einem kleinen Steine beschwert. — Bei der versteinerten Mooshalde, unterhalb des Grates, war schon eine gewisse Sicherheit in seinen eisen-

war ihm plötzlich der seifenglatte Mastbaum des Glendörfer Schützenfestes eingefallen, und er sah sich in seinen weißen Höschen aufwärtsklimmen, mit Autschen und Anklammern, der kostbaren Dreimarksuhr und dem ideal-schönen Federtasten entgegen, die der Holzadler in seinen Fängen hielt.

Aus unserer Studienmappe:



Eifelandschaft. Etstudie von G. von Bernath-Düsseldorf.

bewehrten Füßen gewesen, und die steile Kletterei in den Daftschuhen zum jähen Gipfelgrat hinan hatte ihn an seine verflissene Vorturnerschaft in der heimischen Riege erinnert. Ja — mitten in der heißen Arbeit, empor von Griff zu Griff, dem Professor schweigend nach mit Hand und Knie und Sohle, durchs lose Seil gesichert,

— Damals war er kläglich abgerutscht und hatte, des verdorbenen Englischlederhöschens wegen, Großmutter's lose Hand und Herrn Söderlunds Rohrstädchen zu fühlen bekommen. Diesmal hatte er sein Ziel erreicht, wo der lebende Adler horstete, und er wünschte sich einen besseren Lohn als die Nideluhr an der Stahlkette und den

schwarzlackierten Federkasten mit dem Abbildchen auf dem Schiebedel.

„Hier ist's das richtige Tohuwabohu, ihr Bub'n! — Ob unsere Damen dabei fortschlafen mögen, dottore, oder bereits zum Hinterspärt hinaus sind?“ fragte der Professor, als ob er Ludwigs Gedanken erraten hätte.

Ludwig schnellte vom Stuhle auf. Poß Wetter! An die Hintertür hatte er ja gar nicht gedacht, Esel, der er war; — und ein Verliebter soll doch ein Schlaufuchs sein: — „Ja, schön!“

Er nahm seinen Hut vom Haken, schob das Pfeisgen, das ihm der Professor gestern aus seinem inhaltreichen Rucksack verehrt hatte, kunstgerecht in die linke Munddecke, stemmte eine Faust auf die Hüfte und nahm den Stock in die andere. So ging er, als trauziger Burfch, hinaus, auf die Birsch nach dem Diandl'.

Der Professor schaute ihm wohlgefällig nach. „Der ist ein Fescher; der braucht euch auch bald nimmer; nur zur Gesellschaft, so wie ich,“ sagte er zu den Studentenführern, dem Mehnerhansl und dem Strider, die, seitab vom Ofen, einen Maissturz und gebräutelten Sped unter der Gabel hatten. „Gebt's Obacht, ob ich ein schlechter Prophet bin! Den dottore schaff' ich noch vor Kaisers Geburtstag auf den Stabeler. Nun, dottore, schon wieder da?“

„Die beiden sind längst draußen, und Ihr Fräulein Tochter hat mir deutlich abgewinkt,“ berichtete Ludwig, pflanzte sich wieder auf seinen Hoder und paffte, während er sich ein Häufchen altbadener Zeitungen und das neue Heft des Deutsch-Osterreichischen Alpenvereins heranzog zum Lesen. Dann bestellte er sich beim Wirt einen Cognak: „Hiße muß man mit Hiße vertreiben,“ dachte er.

„Geh' her, Gstreiner, holst mir die Fräuleins herein, daß sie frühstücken. Wir müssen fort,“ rief der Professor und verlangte eine leicht gewässerte Milch. So gut es ging, wollte er seine empfindliche Skizze damit fixieren. Einen Bersäuber hatte er da in seiner Reiseapotheke, aber kein Fixativ. „S'ham g'frustukt — drin bei mir im Ruchl — waar mir eh nüt recht —“ brummelte der Gstreiner und brachte den Milchhasen herbei, nachdem er zuvor die Sahne

von der Milch abgelaßen und einen Schuß Wasser hineingeschöpft hatte.

Die Studenten brachen auf, und der Professor stellte sich, mit dem Rücken gegen Ludwig, ans Fenster, weidete die frohen Augen noch einmal an seinem schönen Werke der vergangenen Nacht, daß ihn anfaß wie ein klassischer Traum, und blies den feinen Sprühregen vorsichtig gegen das Papier. Während es trodnete, trat er zu Ludwig an den Tisch, zog ihm die alte Zeitung unter dem Ellbogen fort und schlug ihm damit auf die Schulter:

„In diejem Falle lob' ich's, daß die Mäd'l'n sich von uns freigemacht haben. Krasse Trotteln sind wir, daß wir um den Tisch sitzen und kannegießern, gelt? Da draußen wohnen die alten Götter; hier drinnen, bei den Konfervenbüchsen, nicht. Lassen Sie uns die fahrende Habe zusammenrichten und dann das Signal zum Abmarsch. Die Ujuba hat ihr Haremspaderl bereits fertig, darauf weit' ich. Sie spazieren con amore mit meiner Ujuba zu Thal, und ich führe das Fräulein Dorothee; weil es bei mir keinesfalls die Keulingsfurcht haben darf, wie beim Herrn Bruder. Paßt Ihnen mein Arrangement?“

„Zehn Minuten später schwenkte Ludwig, von der Schwelle aus, seinen Hut, und schrie, mit aller Kraft seiner gesunden Lungen, in die sonnenleuchtenden Hochgebirge hinein: „Holbrío—ho! Holbrío—ho! Ab—marsch!“

Die Studenten antworteten, vom Grasleiteneßel herüber, und dann kam, drüben von den Steinen her, Ujubas heller Tegernseer Zuchzer. Sie erhob sich und winkte: „Wir kommen!“

Dörthe blieb still. Ludwigs kurzfristige Augen unterschieden ihr Gesicht nur als weißliches Rund gegen die dunklen Felswände. Er mußte den Krimstecker zu Hilfe nehmen. Sie saß noch, schlaff zusammengesunken, den Hut im Schoße und sah unbefreiwillig traurig und mutlos aus. Es zog ihm sein Bruderherz zusammen, und er schalt sich einen kalten Egoisten. Mit seinen längsten Schritten war er gleich darauf bei den Steinen, drückte Ujuba die Hand zum Gutenamorgen und küßte Dörthens Mund:

„Mein Herzens-Dörthchen, wie siehst du mir aus? Das geht ja nicht. Komm,

laß mich noch zwei Minuten bei dir sitzen und leg deinen Kopf an meine Schulter. Hast du schlecht geschlafen? Armes Kleines; mein liebes Dörthchen — sprich dich aus.“

„Ich will einstweilen voranspringen und mit dem Papa für etwas Proviant sorgen,“ sagte Ljuba, und es durchfuhr Ludwig, wie innig verstehend sie ihn beim Fortgehen anschaute. Fasse sie zart an — es ist etwas zerbrochen in ihr, sprachen die dunklen Augen.

Ljuba hatte ihr Bestes an Dörthe zu thun versucht, und alles vergebens. Wollte sie nicht, oder konnte sie nicht? — So etwas schmerzlich Starres, Unerquickliches, hatte ihr blasses Gesicht nach der traumgeängstigten Nacht. — Ihre einzige Klage war die Furcht vor dem Rückweg gewesen, und kein Trost, keine Versicherung versprug. Selbst in der freien Luft, hier auf den Steinen, war's kaum besser geworden. Die Lippen verbissen, den Blick unsicher, so sah sie an den hehren Gipfeln empor, und so hatte sie Ludwig eben gefunden:

Sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und seufzte und weinte:

„Wären wir doch in Weisklahnbad — wären wir nie von Ekenhoff fortgegangen!“

„Kleines, du fühlst dich elend und ängstigt dich. Du weißt nicht, was du sagst. Nimm die Rücktour frisch, so wie ich's von meinem alten Dörthchen gewohnt bin. Sieh, der Professor ist den Weg hundertmal gegangen, bei Tag und bei Nacht; der hat mir versprochen, daß er dich fest an den Arm nimmt und sicher führt —“

„O Gott, Ludwig — Ludwig! Bleib du auch bei mir —!“

„Aber natürlich, liebes Kleines. — Zehn Schritt hinter dir, oder vor dir, wie du willst.“

„Haben wir denn Führer? — Ach Gott, Ludwig!“

„Es ist ja der himmlischste Morgen-spaziergang von der Welt, mein Dörthchen, und wenn du dich ganz erholt hast, geh' ich mit dir und erzähle dir von der Kotherspitze und erkläre dir alles genau. — Wer weiß, vielleicht wirst du selbst noch — —“

„Niemals — ich weiß es besser —!“

Er brach ab. „Komm, laß uns zur Hütte gehen; sie ruhen.“

Der Name „Ljuba“ fiel kein einzigesmal zwischen ihnen. Im Gehen nahm Dörthe Ludwigs Hand in ihre und strich darüber hin:

„Was hast du für wundervoll braune Hände bekommen, — du glücklicher Mensch — ich beneide dich. — Ach, solche beweiendenswerten Hände!“

„Die bekommst du auch im Thal; laß du nur die Glacéhandschuh acht Tage von den Fingern, Dörthchen.“

„Unten ist es ja so schön — — ich werde mich ja in alles finden,“ sagte sie, drückte seine braune Hand heftig, und er fühlte, wie sie an seinem Arme zitterte vor mühsam verhaltenem Weinen.

Die Grasleitenhütte verschwand hinter ihnen, und die drei schwarzen Flecke, die das abspringende Geschotter über Nacht in das weiße Schneefeld unter dem Antermojakogel gemalt hatte, wurden zu winzigen Pünktchen durch die fortrückende Entfernung. Der Tag ließ sich sehr heiß an. Die Sonne schmolz den Neuschnee lachend wieder hinweg, und um die Rinnen und Zaden des Gebirges legte sich lichtbläulicher Duft. —

Ludwig und Ljuba schritten leichten Fußes voraus, ganz dicht nebeneinander, wie es der schmale Pfad gebot. Ludwig trug Ljubas Alpstock mit seinem, und die Unterhaltung zwischen ihnen kam nicht ins Stocken. Meist hielt Ljuba den Kopf gesenkt; nur dann und wann erhob sie den Blick und begegnete dem des Redenden. Öfters legte sie auch die Hand auf seinen Armel, und sie blieben beide stehen und sahen sich nach Dörthe und Ljubas Vater um. Wäre der Professor nicht so sorglich bemüht um seine Schukzbesofflene und dadurch gänzlich abgelenkt gewesen, er hätte sich gewiß den Kopf darüber zerbrochen, daß seines Kindes Gesicht wie eine dunkle Rose glühte, daß sie ein paarmal tüchtig stolperte, weil sie vergaß, vor sich auf den Steig zu sehen. Sonst passierte ihr das niemals. Glücklicherweise leistete ihr die gebräunte Rechte ihres Begleiters nur zu gern Hilfe, und die großen Nagelschuhe thaten ihr Bestes, um den kleinen alle Hindernisse aus dem Wege zu stoßen. Sie fanden beide, daß es ein wunderbares Wandern an diesem Feiertagsmorgen war, und freuten sich, jedes still für sich allein, auf die schüßende Dämmerung des Zirbenwaldes, der dort vom Berggründen winkte, von goldnem Sonnendufte eingehüllt. Unter den schwarzgrünen Wipfeln, zwischen den alten rötlichen Stämmen mußte sich's noch schöner plaudern

als hier draußen, und Ljuba konnte gar nicht genug hören, von Elenhoff und Elen-dorf, dem buschigen Garten voll von Jasmin und Centifolien; der Hoflinde, darunter die Knechte und Mägde abends in der Dämmerung sangen, ernsthaft und brav, ohne Zuchzen und Neckerei, und von den Algäuer Kuh-glocken, die das buntscheckige Vieh auf den weiten Blumenwiesen trug. Ach, und die goldene Großmutter, die man das 'Ochen' nannte — lebensgern würde sie die kennen, und dann den originellen Bräunings und Styg, den verzauberten Bruder.

„Wollen wir nicht auf Ihre Schwester warten?“ fragte Ljuba mehrmals, allein ihr Begleiter steckte viel zu tief im Erzählen drin. „Da brühen im Schatten warten wir,“ sagte er kurzab und malte seine Heimats-bilder weiter, so anschaulich, wie man's einem nächsternen Juristen gar nicht zugetraut hätte. Kein Wunder, daß Ljuba diese berglose, welferne Heimat im deutschen Nordwesten auch schon mit eitel Poesie zu umspinnen begann, und das war ja auch der ganze Endzweck. Auch von Mutter's Kranz erzählte Ludwig ihr, und es entzückte ihn, daß sie Paul Heyles Geschwisterlied so gut kannte, wie den Dichter selbst.

Nur langsam, Schritt für Schritt, kam der Professor vorwärts. Er ging hart am Fange und handhabte seinen Bergstock mit der Linken. Den rechten Arm hatte er, ohne auf Widerstand zu stoßen, um Dörthe geschlagen. Sie lag ihm darin wie ein Bleigewicht; ihre große Gestalt hatte gesunde Muskulatur. Angstvoll drückte sie sich an ihn; eine ihrer eisigen Hände griff empor und umklammerte seine haltende Hand. Auch nur ein Wort zu reden wäre sie außerstande gewesen.

Er sprach gleichfalls nicht. So etwas von sinnraubendem Bergschwindel war ihm in seiner langen Praxis nur einmal vorgekommen, außer diesem Male. Vor vier Jahren bei einer kleinen Italienerin; ein pechschwarzes Dingelchen, kokett und ungebärdig. — Drunten, jenseits San Martino, war's gewesen; sie hatten zu dritt die Cima di Vall nehmen wollen, er und Ljuba und der Bartolo Zagonel, und die Signorina mit dem Grasaffen, ihrem Bruder, kletterte sich an, so mir nichts, dir nichts, und so weit wie's gehen würde. Droben im Val

di Noda, wo das Geschotter eine Weile steil zum tosenden Bach abshoß, war die Geschichte zu Ende gewesen, und er selbst hatte das Büppchen ans Wasser hinuntergetragen und es losgeschnürt, wie's schnappte wie ein Fisch auf dem Trocknen, und der fratllo sich gebärdete wie ein furioso. Mit dem waren die Ljuba und der Zagonel knapp fertig geworden. Heilige Mutter! War da ein verschnürter und verbordener Brustkorb zum Vorschein gekommen! So etwas Sündhaftes und Unschönes — pfui Teufel! —

Heute brauchte er glücklicherweise wenigstens nicht „pfui Teufel!“ zu denken. Die Großmutter möchte er wohl kennen lernen und ihr einmal in aller Ehrerbietung die Hand dafür küssen, daß sie eine ebenso verständige, alte Dame zu sein schien, wie er ein kunst- und naturliebender Mann war, und dem lieben Häbel, der Dörthe, das Nieder verboten hatte. Ljuba durfte auch keines tragen, Gott behüte. Solch einen dummen Fischbeinpangser und Lebensverkürzer. Die Venus von Milo hatte dreieinhalbzig Centimeter Umfang über den Hüften: was war denn in die modernen Weiber hineingefahren, daß sie's durchaus untr sechzig haben mußten? Freilich, die meisten davon — an denen verlor die Kunst nichts, wenn sie sich zu Tode schnürten.

Er dachte an die Arbeit, auf die er sich schon freute, wie ein Kind: seine sterbende Centaurin. So leid ihm des sechsen dottore Schwester that — (wirklich, von ganzem Herzen leid, arm's Häscherl!) ein seltsames Glück war's, trotz des Bedauerns, daß er ihr blaßes Gesicht mit dem Ausbrude der Qual in jeder Linie eine Stunde und länger so vor sich haben und unauffällig ausstudieren durfte. Die Angst lag ja, Gott sei Dank, einzig und allein in ihr. Bei ihm war sie ungefähr so sicher wie bei Vater Abraham im Schoß, und bei der Vegeralp war das Schlimmste überstanden.

„Geht's schon ein bißel besser, mein Kind? Fühlen Sie sich gut versorgt, da bei mir?“ fragte er zwischen durch ein paar mal. Dann hob sie die schweren Lider und sah ihn aus herzbeweglichen Augen an, und er drückte sie noch fester und sicherer an seine Seite. An den schmalsten Psadstellen nahm er sie um den Wuchs und trug sie mehr, als sie selber ging. Der Schweiß perlte ihm hell auf der gebräunten Stirn und über



Morgen ist Yeterlag. Gemälde von Ludwig Dittmann.  
(Aus dem Werke „Riss Dova“, Verlag von Max Hertzog & Co. in Wien.)

die härtige Lippe. Dafür, daß sie hier am steilen Hange austrastete, war er nicht. Lieber langsam und stetig weiter, solange ihre Kräfte vorhielten.

Da kam schon das wilde Geklüft des Bärenlochs unter ihnen in Sicht, und rechts davon dehnte sich, lichtsuffossen, der Birkenwald auf dem Bergiden gegen die Vegetal:

„Jetzt den Mut hernehmen: geh', schau mich' einmal richtig an; gleich haben wir's Spiel gewonnen. So ist's recht; die gute Farbe kommt wieder, und die Hand wird warm. So ist's schön! Immer tapfer sein.“

Sie machte eine starke Willensanstrengung, bog sich im haltenden Arme zurück und schaute in die Tiefe. Allein es ging noch nicht; das entschädliche Gefühl der Beklemmung meldete sich von neuem. Alles, was sie vermochte, war nach der Steinlauchblüte zu greifen, deren fettes Laubpolsterchen sich aus der langen Felsrinne über ihr herausbauchte. Dann steckte sie das rosa Sternchen mit zitternden Fingern in ihres Beschützers Toppentknopfloch.

Er küßte ihr zuerst die Hand und dann die Stirn zum Dank und hatte die anmutigste, ritterlichste Art, das zu thun. Darauf ließ er sie ein Schläckchen Wein und einen Bissen Brot nehmen, und die kleine Erquickung, gerade zur rechten Zeit, belebte sie. Sie machte einen Versuch zum Plaudern. Kurze, abgeriffene Sätze, matte Fragen. Große Pausen dazwischen.

Der Professor hörte ihre vereinzelten Wortfolgen nur mit dem äußeren Ohre und antwortete zerstreut oder gar nicht auf ihre halbleisen Fragen nach Ludwig und nach der Entfernung bis zur Vegetal, und ob sie ihm auch wirklich nicht lästig fälle?

„Ja' oder ‚nein‘ — mehr bekam sie nicht aus ihm heraus.

— In schützender Umschlingung, seine feste Hand um ihren Arm gelegt, hart über die Ellbogenbeuge, so hielt er sie noch immer und fühlte jede der weichen Formen ihres jugendlichen Oberkörpers durch die dünne Muslinbluse. Ihr Näddchen hatte er auf seinem Ruckack festgebunden; sie litt unter der steigenden Hitze des Augusttages.

Alles an ihr ist gut gebildet und schön entwickelt, dachte er. Den ganzen Thorax kann man sich nicht vollkommener wünschen, und der Brustanfang ist ideal. — Den Vicips muß ich viel kräftiger herauspringen lassen

gleich auf der Skizze, und den Deltamuskel noch besser runden. Am Ende haben sie im Bad einen Blaustift zur Korrektur. Eine so gut gerundete Schulter trifft man nicht oft und solch ein feines, raffiges Handgelenk und diese sensible langgefingerte Hand. Spitze Finger, wie auf den Porträts aus der Schmachtlappenseit. — Hier bei ihr wirken die Gegensätze. —

Er blickte von der Seite auf sie nieder und zergliederte ihr Gesicht abermals in Gedanken. Der Augenbrauenmangel störte sein Schönheitsgefühl wieder, und ihre Züge wurden unbedeutender, nun die angstvolle Spannung aller Linien nachließ und in Mattigkeit überging.

„Friesische oder nordische Rasse,“ kritisierte er innerlich weiter, „Vollblut auf alle Fälle. Ich werde ihr den Germanentypus lassen; ihr Gegenstück hat schon den hunnischen, also geht's mit dem Anachronismus in einem hin. Gelobt seien die poetischen Vicenzen. Für den Kofleib schau' ich noch einmal in den Marstall. Die Halbstufe vom neuen Biererzug, die ist's. Die muß mir der Falkenhahn vorführen lassen, sobald ich daheim bin. — Jesus Mari', wenn die verflügte Unruh' nach der Arbeit nicht wär', grad' wenn's im Gebirg schön ist; — und wer hat die Schuld?“

Er schaute Dörthe unter den Hut und strich lieblosend über ihre Wange. — Sterblich verliebt war er in sein jüngstes Modell. Das geschah ihm jedesmal.

„Fräulein Jersbet“ stand auf einem anderen Blatte. So hieß eine allerliebste, junge Dame, Ljubas Altersgenossin. Ein bißel zu ländlich, ein bißel zu weltunerfahren; sehr naiv und sehr impulsiv. Alles in allem: ‚lieb.‘ — Solch ein liebes, großes Kind, das darf ein siebenundvierzigjähriger Mann gern mit seiner eigenen Tochter zusammen bevatern und ihm gern einmal ein Buffertl geben, weil schlechterdings keine persönlichen Absichten dabei ins Spiel kommen.

— „Zwischen Künstler und Modell, das ist ein klassisch-erotisches Verhältnis: Pallas-Athene die Gelegenheitsmacherin — die Camönen schlingen ihren Neigen dazu, und Hymnen flüchtet — ja, ja!“

„Da ist Ludwig“ — sagte Dörthe plöthlich in seine klassische Liebeslogik hinein, übte sich aus dem umschlingenden Arme und wagte tapfer ihre ersten, selbständigen Schritte seit

fast anderthalb Stunden. Ludwig und Ljuba standen drüben am Waldrande, winkten und suchten. Erstauulich schnell hatte Ludwig den Zegernseer Fuchschrei begriffen.

Ludwig! — dachte Dörthe; könnte ich denn je einen Menschen so lieben wie Ludwig? — Ja, ich liebe ihn, den Einzigen, Herrlichen; meinen Erretter. Nun ist mir alles gleich, wenn ich ihn nur jeden Tag eine Stunde für mich habe!

Ihr war's zu Mut, sie wußte selbst nicht wie, nach der großen Offenbarung ihres Herzens, und als ihr Beschützer wieder neben ihr zu Thal schritt, jetzt mit dem brennenden Pfeiß zwischen den Zähnen, dankte sie ihm mit heißen Worten für seine Güte und Hilfe.

Er schüttelte ihr kameradschaftlich die Hand, setzte seine Rechte leicht auf die schlanke Hüfte und lächelte wieder auf sie herab wie ein großmüthiger König. Dann gab er ihr noch allerlei Bergsteigerlehren, nun sie von neuem bei klaren Sinnen war, und sie hätte immer nur in seine hellen, feurigen Augen schauen können, deren Herrscherblick ihr sprödes junges Herz erobert hatte.

Als bald darauf Ljuba kam, Ludwig um zwanzig Schritt voraus, sich an ihres Vaters Arme hing und zärtlich mit ihm zu plaudern begann, da regte sich heftige Eifersucht in Dörthe:

Ich gönne ihn ihr nicht, und Ludwig soll sie mir auch nicht wegnehmen! — Sie ist ihres Vaters Tochter und hat die ersten Rechte, warf die Vernunft ein, aber die Eifersucht erzwang sich das große Wort und behielt es.

„So spät im Jahr noch zwei Alpenrosen, du Schatz!“ sagte der Professor scherzend und zwickte, wie es seine Liebhabelei war, Ljubas Wangen eine nach der anderen. Sie glühten wirklich wie zwei Alpenrosen, und überhaupt — absonderlich schön und reizend sah sein Töchterchen heute aus. — „Hernach hab' ich einen intimen Plausch mit dir zu machen, piccolina,“ fügte er hinzu. „Nach dem Lunch kommst du dann ein bißel zu mir aufs Zimmer, gelt? Und schau, ob du mir in der Wirtschaft nicht einen Blausüß aufstreiben kannst?“

„Ich hab' eine Ahnung: — darf man Glück wünsch'n, Papai?“

„Wir werden sehen, lieber Samulus. Schau, wie das Fräulein Dorothea brav mar-

schiert, und bei ihr blühen die Rosen auch wieder auf — freilich maidenblush ist's noch; — ein bißel blaß, aber es kommt immer besser, gelt, Fräulein Dörthl?“

„Geh't's Ihnen wirklich ganz gut?“ fragte Ljuba und faßte Dörthens Hand. „Nein, so froh, wie ich bin! Gelt — Sie verzeihen mir meine Unthat, Fräulein Zersbed?“

„Seid ihr g'spreizt, meiner Seel!“ rief der Professor. „Junge Mädeln sagen einander ‚du‘ und die Taufnamen. Geh't euch ein Duffel, ihr Kinder, und bringt's in Richtigkeit. Der dottore wird mir nicht zuwider sein.“

„Im Gegentheil — er klatscht Bravo.“ Ganz außer Atem langte Ludwig an, schloß sein Dörthchen in die Arme, und sein Gesicht blickte lauter Seligkeit.

### Siebzehntes Kapitel.

Sie tauchten einen Kuß und reichten sich die Hände, und nannten einander ‚Dörthchen‘ und ‚Ljuba‘. — Ljuba bat auch mit ihrem lieblichsten Schelmenlächeln, das ‚Dörthchen‘ in ‚Dörthe‘ verwandeln zu dürfen, weil die norddeutsche Endsilbe ihrem süddeutschen Munde gar so ungewohnt klinge, und Dörthe willigte, wohl oder übel, ein. Näher jedoch brachte es die beiden Gleichaltrigen einander nicht — im Gegentheil. Dörthens Gemessenheit gegenüber verschwand Ljubas Schelmenlächeln wieder.

Ludwig schmerzte der kleine Vorgang aus tiefster Seele. Er kannte seiner Schwester Gesicht in jedem Zuge; den kühlen, unbeweglichen Blick ihrer braunen Augen, den sie mit seinen renitentesten Terminsbauern gemeinsam hatte, die schmale Mundlinie, bei der sich die Lippen nach innen preßten: ‚nur um Gotteswillen kein Wort zuviel!‘ — und Großmutter's drei Rillen quer durch die hohe, weiße Stirn. Dazu dann den Nacken steif gemacht und das Kinn gegen den Hals herein gedrückt: ein hofkendes Föhlen konnte einem dabei einsinken; das vollendete Bild jenes Eigenfinns, den weder heftiger Born noch Prügelstrafe besiegt und am allerwenigsten liebevolles Nachgeben. Den nur der Eigenfinnige in sich selber bezwingen kann, wenn das harte Schicksal ihn nicht mit seinen Nesseln und Dornen in Grund und Boden peitscht.

Ljuba kannte Dörthe nicht. Sonst



hätte sie's schwerlich mit ihrem liebevollen Entgegenkommen und Werben weiter versucht. Ihr einen Wink zu geben, das verbot Ludwig die Vorsicht; denn Dörthens Augen ließen nicht von ihm ab. Immer fühlte er mit Schrecken, wie der kühle Blick sich in den leidenschaftlich bittenden veränderte, sowie er von Ljuba zu ihm hinüberschweifte, und schließlich war's so arg, daß sie garnicht mehr auf Ljubas freundliche Fragen einging. So blieb's bis zur Vesperalp, und dort änderte sich, bei der kurzen Rast, um das Beppe-Milchhasen und „Kirchhasenkettl“, nicht das mindeste.

Der Professor, der, von der Wegscheid zur Alp hinauf, im Nachtrab geblieben war, um allerhand Notizen zu machen und selbst Ljuba vorangeschickt hatte, den Geschwistern nach, saß jetzt auf seinem Rasenknoten beim Bildstock und schaute der Jugend, die sich um ihn herum im Graie gelagert hatte, mit väterlichem Vergnügen zu. Daß sich da zwischen der Ljuba und dem sympathischen Doktor juris etwas anspann, das entging ihm nicht. Er war's sehr zufrieden. Die Ljuba hatte ganz und gar das liebegebende und -bedürfnisse Wesen ihrer verstorbenen Mutter, nur (Gott sei Lob dafür!) nichts von der perversten Überspanntheit, dem nervenzerrüttenden Ungefühl der Halbblavin, die ihm, ohne seine eigene kernige Natur, unfehlbar sein Leben verdorben, seine Gesundheit zerstört hätte. Im Institut hatten sie Ljuba gut geschult, und der Rest war dann sein Werk gewesen; seines und das der Hochgebirge. Was etwa an nervöser Anlage und gefährlichen Neigungen von der verstorbenen Mutter her in ihr gelegen haben mochte: der frische herrliche Alpenport, der aus den Dünsten der Thäler sich mutig und ausdauernd zur freien Himmelsklarheit der Gipfel emporringt, hatte ihr's mit der Wurzel ausgegraben. Sie würde dem lieben Kerl, dem dottore, eine gute und herzengewarme Frau werden und sich, trotz der Berge, auf seiner weltfremden Scholle wohlfühlen. „Wer soviel in sich selber hat, wie das Kind, und solch eine brave Tochter ist, der baut sich allerorten ein Glück hin. — Und das Gebirg springt ihr nicht fort; nach München gehen die schönsten Schnellzüge von Hannover oder Bremen aus. Der dottore thut auch mit; daß der einmal ein Nord-

trager wird, das erleb' ich noch bei bester Gesundheit und mit den Zweien als Dritter. —“

Als er solchergestalt mit sich und seines Kindes mutmaßlicher Zukunft ins reine gekommen, mischte er sich voll Eifer in die jugendliche Unterhaltung zu Dreien. — Es war eben ein gar zu göttlicher Feiertagsmorgen, und, wie die Natur in Glanz und Farben, so prangte der Beppe im neuwaschenen Kupsenhemde und dem festlichen Hofengurt. Augenscheinlich hatte er sich sogar den struppigen Kopf unter verwogenem Gute und die hageren Kniee zwischen Leberhose und graugrünen Wadenstümpfen mit dem Vorstreich und Quellwasser bearbeitet. Er hielt seinen halben Gulden bereits in der schwierigen Faust, stand breitfüßig, die Kniee krumm, hinter Ludwig und Ljuba, und erzählte dem Professor, in seinem rauhen Kauderwelsch, wie der Nato letzte Nacht geschnarcht habe, daß die Kalben schier davon gesprungen seien, weil sie gesürchtet hätten, der Wär sei in der Hütten, und daß der Billgrattner ihm den hohen Halswurger (den vom fremden Sior dort!) aus seinem Rucksack gezeigt und umgelegt habe. — „S'ta vergine: solch ein Wurger, und damit auffi krazln! Fessas, na! na!“

Ludwig lachte Thränen über den „Wurger“; seinen vorzüglichen Stehtragen, den er schon im Jungbrunnenthal von sich geworfen und dem Billgrattner zum Sonntagstaat vermacht hatte, weil er nun doch einmal vom ältesten Duzend war. Der Professor lachte aus Humor mit und Ljuba aus Sympathie; nur, Dörthe saß gerade aufgerichtet, löffelte langsam den Rest aus ihrem Milchschüsselchen, weil sie fürs allgemeine nicht gewesen war, und verzog keine Miene.

Der Professor beobachtete sie aufmerksam, sowie der gesprächige Senn sich mit seinem Milchgerät wieder verzogen hatte, und das junge Paar sich, nach den Anzihungsgesetzen erster Verliebtheit, unwillkürlich aufs neue zusammenfand und friedlich gegen den übergrünen Felshang emporwandelte, wo die salbe Lieblingstuh widete und gleich, grade wie gestern nachmittag, den weiß besternten Kopf wendete, als die schmeichelnde Mädchenstimme rief:

„Bella! Bellina, daher! — Vien' qua, Bellina!“

Ludwig wendete sich gleichfalls um, aber nicht nach der Ruh, sondern zurück nach dem Bildstode und fing auch an zu rufen:

„Dörthe! — Mein Dörthchen! Komm zu uns! Hier gibt's Genzianen!“

Sie jedoch schüttelte den Kopf und blieb sitzen, wo sie saß. Nicht einmal die Hand rührte sie, um ihm wieder zu winken. Ihre Unterlippe drückte sich scharf gegen die Oberlippe, und die hob sich zuckend. Gleich darauf war's wieder die schmale, in sich verbissene Mundlinie von zuvor.

Dann, als Ludwigs frischer Haß ihr, halb neckend, halb lodend, von der Halde herab, zulang:

„Ein Bruder und eine Schwester,  
Nichts Treueres kennt die Welt!  
Kein Goldblettlein hält fester —“

da stand sie auf und ging, vom Bildstod fort, in der entgegengesetzten Richtung nach dem Birkenwalde hinüber. Niemand folgte ihr. Zwischen den ersten Stämmen warf sie sich auf den benadelten Moossboden und ließ sich die Amselisen achtlos über Fuß und Kleid laufen. —

Der Professor, gespanntes Interesse im Gesicht, sah ihr nach und holte sein Portefeuille hervor. Den Bleistift hatte er glücklich in der äußeren Zoppentasche wieder erwischt. — Was er da eben beobachtet, das mußte er sofort für sich festhalten. Solche kleine Züge, als Drucker oder Lichter aufgesetzt, darf man sich nicht entgehen lassen. Die geben, post mortem, eine wertvolle Hinterlassenschaft für den Psychologen. — Sapperment! Dieser vertraute Zug über den Augen und an der Nase hin, und dann die Oberlippe: das Aufsträufeln und Zurückspringen, grab' als wär's eine umgekehrte Vogensehne — das ist Gold wert. Brauch' ich's nicht für die Centaurin, so wird's meinem Hegerl aufgehängt. Für das ist mir's eben recht.

Er blätterte in der Brieftasche. Die war schon fast vollgefüllt mit winzigen Alten und Halbalten, Köpfchen und Kostümdetails, und hier ein Fuß, dort die gefalteten Hände irgend einer Dorfgräfin, dort ein Kleines im Winkel, dem der Meister die derben Puttingleder zwischen die einschürrenden „Platschen“ gezeichnet hatte.

So, da gab's noch zwei leere Blätter,

sehr geschickt gleich nebeneinander. Aufs erste Blatt kam eine verkleinerte Dörthe — ganzes Gesicht — darunter die zweite im Profil; kein charakteristisches Merkmal vergessen; man sah, mit welcher Künstlerliebe der Zeichner sich den ungemöhnlichen Mädchenkopf zu eigen gemacht hatte. Den beiden Porträtköpfchen gegenüber der Entwurf zur Betschaftsfigur, die er sich schon längst zur Ausführung in Bronze vorgenommen hatte. Das tropige Herzchen an den Brandpfahl gebunden, natürlich ein unbußfertiges Herzchen, und der Kopf des Scheiterhaufens, auf dem sie stand, gab die Unterlage zur Siegelplatte. — Er mußte das Dörthl wahrhaftig um ihr Wappen fragen — (hoffentlich führte die Familie eines) — und dann ließ er's für sie stechen, oder mindestens ihr Monogramm und ein Symbol darüber, und schenkte ihr das Betschaft mit seinem Namenszuge um die Siegelplatte. — Ja, das schuldete er ihr. Sie hatte seiner Kunst ein Kapital geschenkt, das er nur zu münzen brauchte: Heiliger Phibias und Praxiteles — ob er's münzen würde?! — Die Unruhe, — der Arbeitsdrang, — rein des Teufels war's!

Es hielt ihn nicht mehr, da am Bildstode auf dem sanften Grase für die Kalben und die Geigen. Er versenkte seine Brieftasche an ihren verschwiegenen Platz, sprang auf, redete sich mächtig und that auf zwei Fingern einen gellenden Komandopfiff nach seiner zerstreuten Jugend.

Alsbald kamen sie alle drei. Zuerst das Paar; Ujuba teilte Genzianen aus und mußte sich geschwind einmal in den väterlichen Arm drücken und den Schnurrbart mit ihren Fingern voneinanderteilen, daß die Lippen des stolzen Mundes zum Küssen frei wurden: „Du — Papascha, bist mir gut?“

Er hielt sie an sich, küßte wieder und drohte ihr mit schalkhaftem Augenblitzen: „Hast geraucht? Wer hat dir eine Cigarette gegeben?“

„Mir? Aber was denkst du, Papa? Ich und rauchen!“

„Ein dummes Diandl bist du. Verstellen kannst' di net, gelt?“

„— Papascha —!“

„Ist schon gut. Ich frag' dich nicht aus; du trägst deine eigne Haut zu Markt und dein eignes Herz. Aber ver-

giß nicht, daß ich auch da bin zum Mitreden.“

Sie errötete, und ihre Augen glänzten feucht, als sie in seine blickten. Dann sprang sie ihm davon wie ein Reh, gradwegs in die Hütte zum Weppe, und schöpfte sich mit beiden Händen Wasser aus seinem Troge über ihr brennendes Gesicht.

Dörthe brachte kein Genzianen mit, nur ein paar trodrene Zapfen, aus denen sich die Eichfäßen schon alle Samennüßchen

sagte die leidige, alte Vitanei, die daheim auf dem Etenhoff zwischen ihnen im Schwange war, wenn das allzuheiße Schwesterherz nicht aus noch ein wußte:

„Verzeih' mir, Ludwig! — O, verzeih' mir doch!“

„Du hast mir ja nichts gethan, Dörthchen —“

„Doch — doch — ich bin so schlechter Laune — ich kann nicht dagegen, Ludwig — ich bin so unglücklich! Verzeih' mir!“

#### Aus unserer Studienmappe:



Waldsaum von Bodhork in Ek-Hölstein. Studie von E. Holtzapfel.

herausgemaust hatten, und ein halb Duzend Ameisenbisse. Die Zapfen warf sie im Bogen hinter sich, als Ludwig ihr entgegengekommen kam, um sie zu holen, und wegen der Ameisenbisse führte er sie auch an des Weppe Wassertrog, tauchte sein Schnupstuch hinein, daß es tropfte und wand es ihr um Hand und Arm mit den brennenden Bissen. Sie küßte ihn gleichfalls, wie Ujuba ihren Vater geküßt hatte, und klammerte sich, im braunen Dämmer der Alphütte, um seinen Hals. Aber sie sagte nicht wie Ujuba: „Wist mir gut?“ — sie

„Mein Dörthchen, du weißt, wie lieb ich dich habe. Mit unserm Liebe hab' ich dich, weiß Gott, nicht ärgern wollen.“

„Ach Ludwig — laß es unser Lieb bleiben, ich flehe dich an. Die andern verstehn es nicht; — es ist Mutters Lieb.“

Er strich ihr mit seiner festen, wohlthuenden Hand die krausen Locken aus der Stirn, küßte sie auf die Augenlider, wie er's besonders gern that, und tauchte sein Tuch nochmals ins kalte Wasser für sie: —

„Laß du das Leben treiben, wie es

will; ich bleibe dir immer derselbe," sagte er, während er den kleinen Kühlverband frisch um ihr Handgelenk legte.

"Versprich nichts, was du nicht genau so halten kannst," antwortete sie, „ich thue es auch nicht mehr. Ich bin von allen Illusionen geheilt."

"Bedenke, was du so hin sagst. Von allen?"

"Ich sage nichts, so hin. Ja — fast von allen."

"Siehst du, das ist schon eine Abmilderung. Es bleibt dir noch recht viel und wird Neues dazukommen. Wart' es nur einmal ab."

"Mich verlangt nicht darnach," erwiderte sie schroff, und er gab es auf für jetzt, ihren harten Sinn seinen Wünschen und Hoffnungen entgegen zu bringen.

Sie machten sich zusammen auf den Weg hinunter durchs Tschaminthal. Der Professor und Ljuba, tief im Gespräch, folgten. Ljuba hielt ihres Vaters aufgeschlagene Brieftasche in Händen; er zeigte ihr irgend etwas darin und rebete lebhaft erklärend. Sie hing an seinen Blicken und seiner weisenden Hand und nickte, eng an seine Seite geschmiegt, lächelnden Mundes zu ihm auf. Es war ein schönes Bild ruhiger und inniger Härlichkeit zwischen Zweien, die sich bis ins Feinste kennen und verstehen.

Ludwig sah sich rasch einmal nach dem Paare um, als ob ihn irgend eins der lauter und lebhafter gesprochenen Worte besonders frappirt habe, und Dörthe fing seinen Blick auf.

"Obgleich du mich noch mit keiner Silbe danach gefragt hast, interessiert dich Dohens Brief doch vielleicht," sagte sie und holte das starke Couvert hervor. „Wenn du den Brief lesen willst, so verstehst du am Ende nachher, weshalb ich so unglücklich bin."

"Hauptsächlich bist du unliebenswürdig. Wie kommst Du zu dem dummen Einleitungsätze: obgleich du mich mit keiner Silbe danach gefragt hast? Kann ich ahnen, daß die Nachrichten so päntlich dahinunter ins Nadel reifen? Gib her, bitte: natürlich interessiert mich's von der ersten bis zur letzten Zeile."

Dörthe nahm Tante Doris' Sollogertrügel zwischen Großmutter's beiden Vogen

heraus und zerriß es in lauter winzige Fetzen. Die warf sie seitwärts auf den Weg und verwahrte die Rosenblätter im Couvert für sich. Dann belam Ludwig den Brief zum Lesen.

Während er sich aufmerksam hinein vertiefte und sein Gesichtsausdruck den Inhalt wieder spiegelte, starrte sie immerfort in den Bach, der mit wildem Rauschen und raschen Sprüngen thalab tanzte. An jedem Steine in seinem Wege spritzten die grünglasigen Wellen zornig auf und schossen weiter, pfeilgeschwind, murmelnd und raunend, wie ein ungebärdiges Menschenkind, das sich gegen die Hindernisse seines Lebens stemmt und aufbäumt und dann wider sein Geschick murrte. — Die Sonne hat gut scheinen; — der zürnende Bach lief ihr eigeninnig davon, weiter und weiter bis ins lichtlose Thal zwischen die dunklen Stämme, und dort war all seine Nachklage umsonst.

„So sieht es jetzt in mir aus — ich wollte, daß ich tot wäre," dachte Dörthe, und dann fiel ihr's doch wieder ein, wie sie nicht das Geringste aus ihrem Lebenskreise verloren, sondern nur Neues hinzugefügt hatte, durch Ludwigs Großmut; und das, was alle Dichter in allen Sprachen als das Höchste preisen, hatte sie auch kennen gelernt, die Liebe zum Manne, der nicht ihres Blutes und das Urbild eines Frauenhelden war — „Wenn seine Tochter nicht wäre; — die nimmt mir mehr als die Hälfte von ihm fort." — Sie fing an langsamer zu gehen und den Stimmen hinter sich zu lauschen, die so wunderbar gut zusammenklangen und solch einen heiter-vertraulichen Ton hatten. Nein — sie läßt es nicht zu, — daß ich ihn liebe, —" dachte sie.

Ludwig schob seinen Arm unter ihren und gab ihr den Brief zurück. Die kleine Mißstimmung von vorhin war total vergessen.

„Das ist ein ganz wunderhübscher Brief, du," sagte er. „So ganz wie unser Oden, anschaulich und reizend poetisch, und alles, was sie über Bränings schreibt, sachlich bis ins Tz. Wie kann dich solch ein lieber Brief denn unglücklich machen? Das erkläre mir bloß, mein Kleines?"

Sie biß sich auf die Lippen und sah an ihm vorüber. „Ich habe Heimweh —!" stieß sie mit bebender Stimme heraus.

„Ach, bah, Dörthe! Versündige dich doch nicht. Genieße doch diese kurze, schöne Zeit — sei so glücklich wie ich's bin; thü's mir zu liebe. Wahrhaftig, Dörthchen, ich bin sehr glücklich!“

„Du kannst hinauf — und du gehst alle Tage mit ihnen fort —“ (sie machte eine Kopfbewegung über die Schulter rückwärts) — „ich habe niemanden.“

„Warte es ab, liebes Dörthchen; wir ordnen es zu allseitiger Zufriedenheit. Schlaf nur erst einmal gründlich aus und laß es meine Sorge sein, daß du nicht zu kurz kommst. Liebste Schwesterseelen; du mußt mir wieder vertrauen und mußt wieder glücklich sein wie zu Hause. — Höre, du, Dörthchen: — möchte dich gern etwas bitten. Dürfte ich Ochen's Brief wohl einmal an Fräulein Luba geben? Oder ihr daraus vorlesen? Unterwegs hat sie sich soviel von Ochen und Etenhoff erzählen lassen; überhaupt von unserm ganzen Leben und unserer Gegend. — Mißbrauch ist es also keinesfalls. Erlaubst du mir's?“

„Nein, Ludwig; es ist mein Brief,“ sagte sie, nahm ihm den Brief aus der Hand, steckte ihn ins Couvert und schob ihn in die Tasche zurück. „Fräulein von Loß kann unser Leben unmöglich teilen. Ochen und Etenhoff lernt sie niemals kennen.“

„Weißt du das so genau, Dörthe?“

„Ja —“ entgegnete sie.

Er sah sie fest an und war ganz blaß vor innerer Erregung geworden. In ihren Augen wechselte der Ausdruck rasch: Erschrecken, Verständnis, schroffes Ablehnen. Sie gab nicht nach. „Es ist mein Brief, Ludwig,“ beharrte sie, und er, der sie in den letzten Wochen genauer als zuvor kennen gelernt, wußte, daß jedes weitere Wort Verschwendung gewesen wäre. So ließ er sie bei ihrem Eigensinn.

Er hatte sich an ihre Liebe wenden und dieser Liebe seine schönste Hoffnung vertrauen wollen, ihr das krankhaft gefürchtete Lebensgespenst in eine schwesterliche Gestalt verwandeln. Die Lust war ihm vergangen. „Mag nun es kommen, wie es kommen muß,“ dachte er getränkt, „solch einen Guß Eiswasser auf's warme Herz, den läßt sich ein Schaf gefallen, aber kein Mann.“

Mit der Unterhaltung war's vorbei. Ludwig stopfte sich ein Pfeifchen nach dem andern und blieb unmerkbar hinter Dörthe

zurück, nun der Pfad gefahrlos zum Weißlahnbad abwärts führte. Wald hatte er sich zu Vater und Tochter gestellt, allein er war sehr einsilbig, und Luba sah, daß er seine Schwester und ihre Schritte mit sorglichen Augen bewachte. Deswegen nahm sie ihren Arm aus dem väterlichen und sprang voraus, um Dörthe zur Seite zu bleiben. Dörthe jedoch that, als sei sie ganz allein auf der Welt, riß hier einen Farnwedel, dort eine Glodenblume vom Gestein ab, zog bald Stengel und Halme durch den Mund und laute nervös darauf, bald warf sie das eben Gepflückte im Bogen von sich. Ihr ganzes, glühendes Gesicht war zitternde Leidenschaft; die Haare klebten ihr an den Schläfen; denn den Hut hatte sie, ungeachtet des Sonnenbrandes, in den Nacken gestoßen.

Luba blickte betroffen auf dies ungeheimte Treiben und machte einen schüchternen Versuch mit unbefangener Freundlichkeit. „Ich will allein gehen; kümmern Sie sich nicht um mich.“ Das war die Antwort, die sie erntete, und darauf blieb auch sie hinter der Unliebenswürdigkeit zurück.

Kurz vor dem Ziele — das Schindeldach des Touristenhauses lag schon ganz nahe unter den Wandernden zwischen Wald und Wiese — setzte Dörthe sich in raschen Trab. Drunten angelangt, wischte sie sich die Tropfen von der Stirn, rückte den Hut zurecht und suchte sich brinnen den Wirt.

„Ich brauche gleich einen Blaustift,“ sagte sie; „können Sie mir den verschaffen?“

„Einen blauen? Darf's nicht ein roter sein? Damit kann ich dreimal dienen.“

„Nein — ich muß absolut einen Blaustift haben.“

„Ich hab'; — ich geb' dir schon!“ rief der Kubi und kam sofort mit seinen Buntstiften im Etui zurück. „Da schau'; die hat mir der Herr Sanitätsrat aus Leipzig mitgebracht, und es gibt ein Blau für den Himmel und eins für den See und noch eins, wenn ich etwa ein Baurcnwaams malen möcht'; weißt: ganz ein dunkles. Du darfst eins geschenkt haben; — welches willst du?“

„Gib mir das dunkle, und wir wollen es gleich anspitzen, ja?“

Der Kleine nickte, holte sein Messerchen hervor und sah plaudernd zu, wie sie die Spitze nadelfein austrieb. „Weißt: ein Baurcnwaams darf man auch grün oder

braun anmalen, gelt? Was willst denn du jetzt malen? Oeh: laß mich zusehen, Fräulein; oder komm' ein bißel zu uns, droben am Wald, wo die Bankln stehn und der Tisch im Erdboden d'rin. Da hast du auch gleich eine Aussicht: den Rosengarten sieht man so gut und noch ein Stück vom Schlern, gelt, Vaterl? Das kannst du dann gleich malen."

"Sedier' das Fräulein nicht, Vubi," rief der Vater durch die offene Thür der Schwemme hinaus. Da saß er am Tisch und redete mit zwei Führern, die einen Gulden mehr verlangten, als ihr Herr ihnen ausgezahlt hatte. "Zanken Sie den Buben, bitt' schön, gnädiges Fräulein, wenn er beschwerlich fällt."

"Niemaß — ich will ihn so oft bei mir haben, wie ich darf," sagte Dörthe, drückte den herzigen Kleinen an sich, küßte ihn, trotz energischer Gegenwehr, und die Augen standen ihr voll Thränen. "Den ganzen Tag habe ich nuu Zeit; — ich kann keine Bergbesteigungen machen, weil wir's zum Sterben schlecht wird, — schwindlig —! Ich mag noch gar nicht wieder daran denken."

"Alsbaun besser davon bleiben, und wenn ich vielleicht einen Schind vom Roten hier anbieten darf? Der köpft nicht; er stellt nur wieder fest auf die Füße," meinte der Wirt mitleidig, und Dörthe trank mit bebenden Lippen, und die Thrämentropfen fielen ihr ins Glas. —

Da traten die drei Wanderer auch ein. Dörthe drückte dem Professor den Wauslist in die Hand, machte fehr und ging in ihr Zimmer. An Ujuba und Ludwig sah sie vorüber. — — — — —

#### Achtzehntes Kapitel.

In Touristenhaufe unter dem Rosengarten ward es immer lebhafter. Der August war die günstigste Zeit für Hochtouren; das Wetter beständig, wenig Niederschläge, und gab's etwa Regen und Donnerwetter, so verzogen sich die Wolken rasch wieder. In der Wirtschaft ging alles am Schnürchen. Das Ganze mit seiner sauberen Einfachheit, den frischen Mädeln zur Bedienung, den freundlichen Wirten und dem lebhaften Führertrieden unten vor dem Hause und abends in der Schwemme um den langen, braunen Tisch — das war sehr

anmutend und prickelnd durch den steten Wechsel.

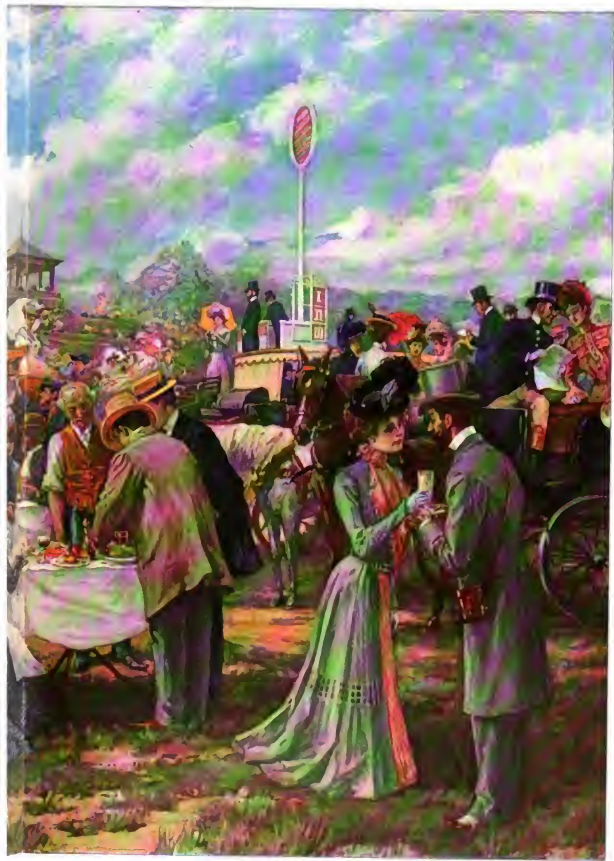
Der Professor und Ujuba hatten fast täglich alte Bekannte zu begrüßen und zogen die Geschwister mit in ihren Kreis hinein. Ludwig fand das ganz selbstverständlich und fing schon an, die Fachausdrücke richtig zu gebrauchen, sich als höchlich interessierter Alpenvereiner zu fühlen, die Blätter zu studieren und sich in den Führerbüchlein auszukennen. Die süßen Mannweiber Albions (sein ganzer Widerwille vorher) behandelte er fortan nicht nur mit Hochachtung, sondern ließ sich von ihnen belehren und suchte mit keiner Wimper mehr ob ihrer fürchterlichen Aussprache aller romanischen Fremdwörter und Bergnamen. Am liebsten freilich hätte er sich ausschließlich von Ujuba belehren lassen mögen, wenn es nur angegangen wäre. Allein Dörthe war das schweigende Glückshindernis, obgleich sie ihre eigenen Wege ging und, falls sie einmal in der Gesellschaft saß, dieselbe verließ, sobald die Fachgespräche in Fluß kamen. Für sie gab es keine gemüthliche Nachmittage auf dem Salettl mehr, wo die Rauchwolken über den Rascetassen in die reinen Lüfte geblaien wurden und die kleinen Gruppen sich gern um ihre Sektionsarten zusammensetzten, oder Gäste aus dem nahen Karersee und Rad Raßes willkommen hießen, die von Latemar und Schlern einstweilen genug hatten und sich nun einmal mit Seil und Pikel, Kletterstufen und Steigeisen am gewaltigen Rosengartenstock begreifen wollten. Drunten machten die Führer Freundschaft; der Larmjodl und der Korbele aus Dorf Seis kartelten mit dem Billgrattner und der Ampezzaner Nato mit den Welschnofern: dem Kaufmann und dem Pardeller und dem lustigen Dejori-Raz. Oft mußten die rauhen Gesellen auch hinauf zu ihren Herren kommen und beraten und standen, bedächtig redend, auf dem Salettl, mit dem Rücken gegen den Rosengarten und die irden Hände hinter sich, um die Geländerbrüstung gelegt.

Ludwig war entzückt vom ehrenfesten Gebaren der Unentbehrlichen, durch das nur zuweilen der feste, südlische Übermut fuhr, wie der Sonnenblitz durch graugetönte Wolken.

"Unter denen werde ich mir Freunde, Sie sollen sehen," sagte er zu Ujuba, und Ujuba meinte schelmisch:



Vor dem Rennen. Nach d



500 Aquarell von H. Mandlik.



„Aber nur nicht den Naz und den Kato; auf deren Freundschaft bin ich schon seit fünf Jahren abonniert.“

„Halbpart!“ rief Ludwig und wollte hinter der Tischlante die kleine Hand zu erfassen suchen. Aber die kleine Hand wehrte sich gar nicht, sondern streckte sich frei und öffentlich über den Tisch, der seinen entgegen:

„— also Halbpart, Doktor; ich bin's zufrieden.“

„Und ich will durchschlagen,“ sagte der Leipziger Sanitätsrat. Er hatte seine stete Freude an dem jungen Paare, das ganz entschieden die sogenannte, lebenslängliche Verbindung auf solider Grundlage anstrebte. Gleichzeitig beschäftigte ihn, von seinem speziellen Standpunkte als Neurologe aus, die Schwester des Bräutigams in spe. Zeit genug zu ihrer Beobachtung fand er ja, leider Gottes. Damals nämlich hatte er, von der Grasleitenhütte thalwärts steigend, einen thörichten Fehltritt gethan: — eine erzumme Geschichte, die einem Hochtouristen nicht passieren dürfte. Nun hinkte er auf seinem gepflügten Fuße immer hundert Schritt im Halbkreis ums Bad herum, und Fräulein Jersbel kreuzte seine Wege Tag für Tag ein Duzenmal. — Touren machte sie nicht mehr mit, die Gesellschaft schien ihr vollkommen gleichgültig zu sein. Sie saß droben am Rande der westlichen Holzgung, oberhalb des Hauses, hatte die Kinder des Birtes bei sich oder schrieb Briefe, und ihrem Bruder ging sie geflissentlich aus dem Revier. Sah man sie bei den Mahlzeiten zusammen, im Kreise Dritter, so wendeten sich ihre wenigen Worte trotzdem nur an ihn und den Professor. Versuchte er des Professors reizendes Töchterchen mit in die Unterhaltung zu ziehen, so verstummte sie und blickte, mit kalter Gleichgültigkeit im Gesichte, zum Fenster ihr gegenüber, und erhob sich vom Tische, sobald nur das Dessert einmal herumgereicht war. — Abends sah man sie fast regelmäßig mit dem Professor am Tschaminbach spazieren gehen. Dann sprachen sie von lauter fernliegenden Dingen; Kunst, Reisen, die der Professor alljährlich in Italien zu machen pflegte, Münchener und norddeutschen Sitten. Persönliches kam nicht auf, und Dörthe konnte ihren lebenswürdigen und gebulbigen Begleiter so müde und abwesend anblicken,

daß er sich zu fragen begann: Ist sie unglücklich? — Worüber?

Ach, ob sie wohl unglücklich war! Selbstgeschaffenes Leid ist das bitterste. Man webt Masche an Masche; immer eine neben die andere, trennt ein Stückchen auf und fügt ein Stück an, größer und dichter; knotet unentwirrbar zusammen und wagt weder Riß noch Schnitt, um die eigene Seele aus dem Netze zu befreien, in das sie sich eigenwillig eingesponnen. — Wie die Spinne saß Dörthens Seele so in ihrem Netze von Kammernissen, trogte sich tiefer und tiefer in ihr: ‚ich kann nicht!‘ und ‚ich will nicht!‘ hinein und fing die harmlosen Mücken aus der blauen Sommerluft.

„Es ist ganz selbstverständlich, daß ich bei dir bleibe, Dörthchen,“ sagte Ludwig zu ihr, als die dritte große Tour nach jener ersten, gemeinsamen auf die Rothenbüpke verabredet werden sollte. Sie waren nun schon zehn Tage im Weisklahnbad und nicht mehr über Tiers und die Legeralp hinaus gekommen.

„Gehe dir doch meinethalben keine Opfer auf,“ entgegnete Dörthe. „Ich bin am liebsten allein und du am liebsten in Gesellschaft. Du willst in den Alpenklub, und ich möchte von den Alpen weg, und deshalb gehen unsre Wege jetzt auseinander. Das Schicksal läßt sich nicht aufhalten — was kann ich anders thun, als mich ruhig auf die Erde legen und es über mich weggehen lassen? — Später versuche ich schon, ob ich wieder aufstehen und im Leben weiterkommen kann.“

„Dörthe — laß das Häkeln und das Grübeln!“ Er nahm ihr Garn und Häkelhaken fort, mit denen sie sich daran begeben hatte, ein nutzloses Dörthen zu fabrizieren. „Was brauchst du dich auf die Erde zu werfen und vom Schicksal treten zu lassen? Das ist doch wahrhaftig nicht deine Art!“

„Meine Art hat sich verändert.“

„— hier in der herrlichen Natur? Wo um uns her lauter große Bänder sind, und Sonnenschein und liebe Menschen?“ —

„— Der einzige, an dessen ganzer Liebe ich hänge, wirft mir nur noch Broden hin. — Als wär' ich ein Hund! Betteln thu' ich nicht. — Eher ohne Liebe sterben.“

„Liebe ist kein teilbarer Begriff, Dörthchen. Sieh; — verstehe das doch, liebste Schwester: — wenn du dreimal Liebe verschenkst, so gibst du dreimal etwas Ganzes. Liebe ist — ja, wie mache ich dir's recht klar? — sie ist wie eine endlose Kette aus Ringen. Jeder Ring ist ein Ding für sich, etwas Fertiges, Vollkommenes. Nimmst du ihn aus der Kette, so bleibt sie dir eine Kette, und der Ring bleibt ein Ring. Du verschenkst etwas und behältst, was du immer befehlen hast.“

„Wieviel Ringe hat deine Kette? Du mußt ein weites Herz haben, Ludwig, daß solch ein Ballast Platz darin hat.“

„Du willst mich nicht verstehen. Ich bin sehr, sehr traurig darüber. Verlangst du einen Bruder oder einen Sklaven?“

„Von Sklaverei ist niemals die Rede gewesen. Ich lasse mir nur nicht von Fremden meine Rechte aus den Händen winden.“

„Dörthe, — und wenn es nun einmal an dich heranträte, daß du einen Ring aus deiner Liebeskette herauslösen und an irgend eine Hand stecken möchtest, die dir teuer wäre?“ — Er setzte sich neben sie auf die ländliche Bank und nahm ihre Hände. „Kannst du dich gar nicht in die Möglichkeit hineinendenken? Sprich, Dörthchen! — Wenn du mich wirklich so lieb hast, wie du sagst, dann sprich.“

Allein sie blieb ihm die Antwort schuldig. Er sah sie rot und blaß werden, und sie gab sich wieder krampfhaft ans Häkeln. Endlich sagte sie:

„— um auf deinen Vorwurf zurückzukommen, Ludwig, — du hast recht. Laß uns keine gegenseitige Sklaverei treiben. Geh' du mir ein paar Tage aus den Augen; — bitte, gehe ruhig mit den andren auf den Winkelturm. Gib mir Zeit — ich will sehen, wie ich in mir selber zurechtfinde. Jetzt fühle ich fortwährend, daß mein Wesen dich verletzt. Ich kann nicht anders. — Nimm dich nur in acht — du bist mein Liebstes auf Erden; denke unterwegs einmal daran.“

„Liebtes Dörthchen, es vergeht keine Stunde am Tag, ohne daß ich an dich dächte.“

Sie faßte wieder nach seiner Hand und legte ihr Gesicht darauf. „Mein einziger Bruder, um Gotteswillen, nimm dich in acht.

Dich verlieren, das ist das Härteste in der Welt. Versprich es mir in die Hand, Lu.“

„Du willst mich aus irgend einem Grunde forthaben, Dörthe.“

„Nein, nein! — Sei doch nicht so wie ich. — Ich weiß, daß ich mißtrauisch bin, aber ich kämpfe dagegen. Das kann ich am besten allein. Glaube mir's, Ludwig, und genieße du deine Kragelei. Wenn du zurückkommst, habe ich dann die Wiedersehensfreude. Allein bin ich ja nicht; die Wirte sind sehr gut zu mir, und die Kinder freuen mich.“

„Mein altes, geliebtes Dörthchen, du bist sehr selbstlos.“

„— hilflos,“ verbesserte sie; „rechne mir meine Worte nicht nach; mein Inwendiges ist wie eine vertramte Kommode; ich muß Ordnung hineinbringen. Die Vertramtheit macht mich ganz unzurechnungsfähig.“

„Dörthchen, ich möchte dir helfen; laß uns ein offnes Wort miteinander sprechen.“

„Bitte, jetzt nicht,“ wehrte sie ab. „Hilf dir selber, so hilft dir Gott!“

— — — — —

Der Abend vor der großen Tour, — von der Grasleitenhütte auf den Winkelturm, durchs Bajoletthal hinunter nach Perra und zurück über Campitello — verlief sehr hübsch. Es waren wenig Gäste im Hause. Eine ganze Gesellschaft war zum frühen Abendbrot nach Tiers in die „Rose“ gewandert, und der kleine Rest speiste auch schon um halbsieben zu Nacht auf dem Salettl. Der kaiserliche Arzt wollte die morgende Tour mitmachen und saß nach dem Essen mit dem Professor und Ludwig und dem invaliden Weipziger Kollegen bei Tabak und Blumauer Bier, während die jungen Damen drinnen beim Klavier waren. Dörthe müßig in der Fensterecke; Ljuba sehr zum Singen aufgelegt — Kärntner Volkslieder und Tiroler Traktliedchen sang sie unermüdetlich mit ihrer leinen, süßen Sopranstimme. Blöglisch stand Dörthe hinter ihr:

„Unsere deutschen Volkslieder sind doch noch schöner und viel tiefer,“ sagte sie, und Ljuba sprang auf und wollte sie auf den Klavierstuhl drücken:

„Schau, das mußt du jetzt beweisen, Dörthl! Sei lieb — thu's. Der Doktor hat soviel Schönes von deinem Singen geredet.“

„Es ist aber nicht der Rede wert,“ protestierte Dörthe. „Man könnte höchstens etwas Zweifeltimmiges versuchen, aber ich fürchte, es ist nichts da.“ (Das vereinbarte „du“ zwischen ihr und Ljuba umging sie konsequent; noch nicht einmal hatte sie's über die Lippen gebracht.)

„Wart' nur; jezt mach' ich euch eine Extrafreude, dir und dem Doktor. Ihr werdet schon hören, und daß du mir sekundieren kannst, das ist so sicher, wie's Amen beim Gebet.“ Ljuba schlug einen hohen Dreiklang an und präludiverte. Dann setzte sie rein und leise mit der Melodie ein:

„Ein Bruder und eine Schwester,  
Nichts Treueres kennt die Welt.  
Kein Goldkettlein hält fester  
Als eins zum andern hält.“

Zwei Liebsten so oft sich scheiden,  
Denn Minne, die ist voll Wank;  
Geschwister in Lust und Weiden  
Sich lieben ihr Leben lang.

So treulich, als wie beisammen  
Der Mond und die Erde gehn,  
Als wie der Sternlein Flammen  
Alle Nacht bei einander stehn.

Die Engel im Himmel sich's zeigen,  
Entsüßt, bis in Herzensgrund,  
Wenn Bruder und Schwester sich neigen  
Und lassen sich auf den Mund.“

Küssenswert sang sie auch. — Und hätte Dörthens Haß bis über die Vajollettürme aufgeragt und sich bis in den tiefsten Thalgrund eingeböhrt — dies einzige Lied konnte sie nicht ungerührt anhören. Weich und ein wenig von Befangenheit verschleiert schwebte die zarte Stimme an den bekannten und geliebten Tönen empor; andächtig betonte sie die innigsten der Dichterworte. Wenn Dörthe die Augen schloß und die Singende nicht sah, schnürte sich ihr ganzes Innere zusammen vor Schmerz, und verblaßte Kindheitsbilder erschienen ihr. Sie sah Mutter's leidvolles Gesicht vor sich, wie sich's zum Schreibtisch niederbeugte — fern — undeutlich — und Ludwig im rotschotischen Spielfittel mit den viel zu kurzen Ärmeln und dem schwarzen Lederschurz darüber, weil er ewig bastelte und klebte. — Und den Kuckuck hörte sie rufen, die Holztauben in den alten Eichen ihr: „Ku! ku! tutu—rru!“ girren.

Erst in der Mitte des zweiten Verses fühlte sie sich gefaßt genug, um mit der

Altstimme einfallen zu können, und da klang auch schon der Bass. Ludwig stand auf der Schwelle und sang mit. —

Als sie geendet hatten, klatschte es lauten Beifall vom Tisaaal her; die Spaziergänger waren wieder da, und Ljuba wollte flüchten. Aber erst mußte sie sich von Ludwig danken lassen. Viel Worte machte er nicht und räusperte sich auch noch ein paar mal bei den wenigen; desto stärker drückte er die beiden Hände. Dörthens und Ljubas, in seinen beiden. Ljuba preßte die Lippen zusammen und blähte die Nasenflügel, so weh that der feste Druck, und nachher mußte sie die feuerroten Stellen, von Ludwigs Fingern verschuldet, blasen.

Sie ist wie eine Zuderpuppe, dachte Dörthe, wendete sich ab und ging fort. Von ihrem Zimmer aus hörte sie, daß weiter musiziert wurde, und niemand schien sie zu vermissen. Das ist das traurig-verbiente Loß der Übelkautischen.

Einsam saß sie am dunklen Fenster und folgte dem kleinen Konzerte mit Eifersucht. Ja, sie steigerte sich von neuem in ihre Abkehr gegen Ljuba hinein und in die Überzeugung, daß eine, der die heilige Geschwisterliebe nur von Hörensagen bekannt sei, Mutter's Lied profanierte. — Nun sang droben ein Bariton „Archibald Douglas“, und nun ein Bass das neapolitanische „Funiculi, funicula!“ und dann wieder ein Bass Duett mit Ljuba. Der Bass noch etwas unsicher, aber er sang sich ein, und das Duett ward heftig beklatscht und zweimal wiederholt. Beim letzten Male verstand Dörthe Wort für Wort. Ljuba hatte vortreffliche Schulung und sprach musterhaft deutlich aus:

So wahr die Sonne scheint,  
So wahr die Wolke weinet,  
So wahr die Flamme sprüht,  
So wahr der Frühling blüht;  
So wahr hab' ich empfunden,  
Wie ich dich halt' umwunden:  
Dich lieb' ich, wie du mich —  
Du liebst mich, wie ich dich!

Die Sonne muß erscheinen,  
Die Wolke nicht mehr weinen,  
Die Flamme muß versprüh'n —  
Der Frühling nicht mehr blüh'n!  
Wir wollen uns umwinden  
Und immer so empfinden:  
Dich lieb' ich, wie du mich —  
Du liebst mich, wie ich dich!

Sie saß regungslos im Dunkeln, und die Worte des Duetts krochen ihr schnecken-

langsam, in ewiger Wiederholung durch den müden Sinn. Immer nur Bruchstücke: „So wahr die Sonne scheint — so wahr die Wolke weinet — Die Flamme muß versprüh'n — der Frühling nicht mehr blüh'n — wie ich dich halt' umwunden — dich lieb' ich, wie du mich! —“

So blieb sie, bis plötzlich Ludwigs Stimme unter dem Fenster nach ihr rief:

„Dörthchen, schläfst du schon? Soll ich noch ein bißchen zu dir herein kommen?“

„Nein, nein, ich bin zu müde,“ antwortete sie, reichte ihm die Hand hinaus und schloß Thür und Fenster. Aber, als zehn Minuten später, der Professor pochte, öffnete sie noch einmal und gab ihm auch die Hand. Er jedoch sagte sie an beiden Schultern und zog sie zu sich her.

„Lieber Schneid; es muß anders werden mit dir; du spannst dich selbst in die Folterbank,“ sagte er eindringlich und strich ihr das Haar zurück; sie fühlte die Wärme seiner Hand bis ins Herz. „Bis wir wieder da sind, zieh'n Sie Ihren alten Menschen an, und wenn Sie lieb sind, reden wir etwas Schönes miteinander — ein Privatissimum: Sie und ich, unter vier Augen, gelt? — So; — behüt' dich Gott; schlaf wohl.“

„Dich lieb' ich, wie du mich! Gottlob, daß sie's nicht laut gedacht hatte! —“

Schlafen konnte sie diese Nacht nicht. Sie fühlte ihre Lieblosigkeit gegen Ludwig schwer in der eigenen Brust. Gegen zwei Kleidete sie sich geräuschlos an, weil sie ihn vorsichtig nebenan gehen und herumwirtschaften hörte. Als er, die Nagelschuhe in Händen, leise aus seinem Zimmer in den dämmerigen Flur trat, stand Dörthe in ihrer Thür, das Licht mit der Hand beschattend, die Augen klein vor Müdigkeit, und wartete auf ihn.

Er erschrak heftig und prallte zurück. Er glaubte im ersten Moment, daß sie nachtwandele. Aber sie wollte ihn nur zum Abschied umarmen, sagte sie, und ihm den Banderlegen geben. Sehr rührend fand er's und behielt sie noch im Arm, obwohl der Karerseeer Doktor am andern Ende des Flures auftauchte und flüsternd rief:

„Aufbruch, Kollege; die Zeit bleibt net stehn um uns!“

„Nimm dir den Rest Schokolade aus meinem Handtoffer, mein Dörthchen,“ sagte

der Gemahnte hastig und drückte noch einen letzten Kuß auf Dörthens Lippen. Dann eilte er davon, dem Kollegen von der anderen Fakultät nach.

Sehr bald darauf vernahm sie wieder wie damals die behutamen Tritte, die sich draußen gegen den Tann hin verloren und das gedämpfte Sprechen der verschiedenen Stimmen. Wieder sah sie die Sterne über dem Schlern blitzen; der erste, schwache Morgenschein zeigte sich noch nicht. — Ujuba ging zwischen Tabarro und dem Karerseeer Naz, ihren Führerfreunden; dann kamen die beiden Hünen: der Professor und der Karerseeer Doktor. Im Nachtrabe Ludwig mit dem Willgrattner. Lustig und lebhaft sprach Ludwig. —

„Schokolade zum Trost — mir, von Ludwig —!“

Dörthe warf sich aufs Bett, biß in ihr Kopfkissen und weinte und schluchzte wie eine Verzweifelte.

Als der Himmel rot wurde, ging sie schon drunten am Eschaminbache auf und ab.

#### Neunzehntes Kapitel.

Morgensicht gibt helle Gedanken. —

Jedenfalls war's ein köstlicher Morgen, einer, der in den Menschenherzen heiter schlichtet, was traurig war, und mit freundlichen Händen die Last von traurigen Seelen zu heben versucht. —

Ganz windstill. Die laue Nacht hatte viel hundert wilde Blüten aus den Knospenhüllen gewickelt. Die sanftansteigende Wiese hinter dem Hause, mit ihren zahllosen bunten Tupfen und Punkten, dukete wie das Würzgärtlein der ritterlichen Minnesänger und gliherte im starken Tau. Droben die Tannen der Waldlinie ragten tiefgrün vom lichten Grün auf, und bläulich umhaucht waren die Zinnen und Türme des Rosengartens und der Kamm des Schlern. Der Bach perlte spiegelklar und hüpfte lustig von Stein zu Stein und neigte Farne und roten Fuchschwanz am Ufer; Schmetterlinge gaukelten darüber hin, gelbe mit roten Flügelsäumen, zierliche Bläulinge und der sammetne Trauermantel. Auf alle die Schönheit lagte die goldene Sonne nieder, aus ihrem Kranze weißer Porzellanwölkchen hervor, die, wie angeklebt, so still, unendlich hoch im blauen Äther standen. —

Im Hause war alles ausgeflohen. Übers Köblegg und den Riger zum Karersee; hinauf zum Antermojaee zwischen den Felsbergen oder nur bis zur Grasleitenhütte. Dörthe hatte sie sämtlich abwandern sehen, als die Morgenröthe noch vom Rosengartengipfel gen Himmel flammte. Dieser und jener hatte ihr zugerufen: „Kommen Sie mit, gnädiges Fräulein!“ und einer — der schwarze Krauskopf mit der ungeschlachten Gestalt und dem roten Gesichte, zeigte ihr sogar eine Lüte Fondants und wollte sie damit locken: „Seien's net sad, Fräulein — ich führ' Sie halt bei der Hand. Nur a bißel Schneid um die süße Belohnung! Da, schauen's her, Fräulein; das ist noch von Bozen mitgebracht.“

Sachen mußte man doch und wenn's einem zehnmal zum Weinen war. Bozener Fondants und der Antermojaee, und dazu diefer hembärmelige Kiese, der wie die Gutmütigkeit selber ausah.

Nun war Dörthe wirklich Alleinherrscherin im Badl fürs erste, und außer ihr saß nur noch der Herr Sanitätsrat als guter Großpapa zwischen den Kindern auf der langen Bank seitwärts vom Hause und half ihnen das große Bilderbuch betrachten. Im Haus wurde die schöne Gelegenheit gleich wahrgenommen und alles mit Wesen und Scheuerbürsten auf den Kopf gestellt. Einzig das Salettl war bereits vor Tau und Tag gepußt worden. Die Redl und die Kathrein, die Mari und Sopherl hatten ihre schmude Uniform abgelegt und sahen just so feich und frisch aus, nun sie im Wieder und groben Schurz scharwerkten, die kurzen Röde noch kürzer gesteckt; und da ging's zu, wie unter einem Spohenschwarm. Wenn nicht neue Gäste von Tiers heraufkamen — („helf' Gott net vor Abend!“) — so dürfte man der Fräulein Jersbek und dem Herrn Sanitätsrat zu Mittag den Tisch deden, wo's ihnen immer beliebte:

„Von mir aus dräben ober der Brettschneid ober auf der Ochsenalp,“ meinte die muntere Redl. „Heut gib't extra Zeit dahier, und keine Engelländer san net da zum Frozzeln. Bis zu Mittag ham ma'n Hauspuß ferti', alsdann könn' ma d' Händ' umeinander legen, oder an Ruster bet'n, und am Abend geh' ma mit die Händln' schlaf'n!“

„Wasch' z'big'ln host, wann d' mit'n

Hauspuß ferti bist. — Ka extra Zeit gia'ts fei' net dahier in der Sa-isoñh,“ widersprach die bedächtige Kathrein, und die Sopherl sang gleich einen Vers darauf. Über den lachten sie alle miteinander, und drunten die Frau Wirtin lachte auch mit:

„Wenn's Hauspuß gibt, sind sie allemal am lustigsten“, meinte sie zu Dörthe, die müßig in der Gartenspforte stand und darüber nachdachte, mit was sie den ersten ihrer drei einsamen Tage beginnen sollte. „Überm Bedienen und um ein Hase'l heiß' Wasser springen und nachdenken müssen, werden sie mir grantig und arg zuwider, aber brav arbeiten, das ist eine Wohlthat fürs Gemüt.“

„Ich möchte, daß ich auch wieder meine gewohnte Arbeit hätte,“ sagte Dörthe. „Sehen Sie meine Hände an —, die können tüchtig arbeiten, in der Küche und im Garten, und den Hühnerhof habe ich Frau Brünings, auch weggenommen. Frau Brünings ist unsere Hofmeiersfrau — und Großmutter vertraut mir in allen Dingen — ich weiß ganz gewiß, daß sie mich schon entbehrt. — Wollen Sie einmal einen Brief von meiner Großmutter lesen? — ‚Ochen‘ nennen wir sie — sehen Sie nur die schöne Handschrift. Im September wird sie achtzig. Sie ist die vollkommenste Großmutter von der Welt.“ —

Die hübsche Frau nahm den Brief, setzte sich auf die nächste Bank und las, wiewohl ihr die Zeit sehr knapp war. Zwischenhinein kamen die Kinderchen mit ihrer Französin gesprungen, alle drei frisch aus dem Badewasser, und lachten und pflagten und wollten die Mutter nicht fertig lesen lassen. Aber die Mutter befaß Ruhe, und dann schaute sie vom Brief auf und zog sich ihr kleines Söhnchen am Blusenärmel herbei.

„Bubi, frag' das gnädige Fräulein, ob's ihr einen Spaß macht, daß sie mit dir nach den Eiern suchst? Du zeigst dann die Pläke und bist fein höflich und artig, gelt?“

Natürlich machte der Vorschlag Dörthe großen Spaß. Sobald sie ihren sehr zerlesenen Brief wieder hatte, ging's zu den Hühnern, die dräben hinter dem Hause gackerten. Die ganze kleine Schar zog mit ihr, und sie durfte das weiß ausgelegte Eierkörbchen am Arm tragen und das Jüngste

führen. Das war eine besondere Vergünstigung. Alle ihre Schmerzen vergaß sie; stieg zu den unmöglichsten Fühnerverstecken auf und ab, und hernach, als ihr's tüchtig heiß geworden war, zog sie das dunkle Bodenzäckchen samt Weste aus und die blauegetüpfelte Waschlufe dafür an. Die Kinder umstanden sie in ihrem unaufgeräumten Zimmer beim Umkleiden, und das älteste Mädchen gudte nasenrumpfend umher:

„Gelt, Fräulein, du thust deine Sachen auch noch zusammenrichten? Es ist gar nicht schön bei dir da drinnen. Komm lieber zu uns, Fräulein.“

Dörthe wurde rot. — Sie schämte sich vor der kleinen Richterin, deren altkluge Kinderaugen in ihrem vernachlässigten Heim auf Zeit von einem Gegenstand zum andern schweiften. Mein Gott, seit acht Tagen hatte sie nicht mehr aufgeräumt, und alles lag durcheinander. Ihr Lobensleid auch achtlos über den Koffer hingeworfen. Sie zog das frische Sommergewand, in dessen Halsausschnitt Großmutter's liebe Hände damals beim Baden den weißen Strich geheftet hatten, noch einmal ab; schlüpfte in ihr Friseurjäckchen und fing an gründlich Ordnung zu stiften. Die Heizermännchen sollten fort und draußen auf sie warten, aber nein; sie ließen sich mit seiner Macht vertreiben, die guten, segensreichen Kleinen, die wohl so etwas wie verlappte Engelchen für das einsame Mädchengemüt waren an diesem sonnigen Morgen.

Treulich ahmten sie dem Fräulein nach. Als bald hingen zwei rosenrote Kleidchen nebst den dazugehörigen weißen Schürzen und des Bubi Matrosenbluse am Ständer; sogar die neuen Haarschleifen wurden säuberlich in des Fräuleins Handbüchleinen verwahrt, und dann ging's mit heißem Eifer und lebhaftem Gepolauer ans Tagewerk. O, so schön ward's beim Fräulein! Die Zimmermarie brauchte nur noch auszutreten; das Waschwasser leerte der Bubi aus und schleppte, mit dem ältesten Schwesterchen zusammen, frisches herbei. Für jedes Ding ward ein „Wahl!“ ausgefunden, und das herzige Kleinste durfte sitzen und von den herumliegenden Stednadeln einen Stern auf des Fräuleins Nadelstichchen stecken. Das war eine richtige Sonnenblume aus gelbem Tuch und hing an der Wand, als ob es

wirklich blühte. Das Fräulein konnte auch sein Bett selber aufdecken — nicht einmal Mademoiselle konnte das, und die zwei Mädelchen klopfen die Kissen mit aller Kraft ihrer runden Fäustchen:

„Gelt, du; wenn man die Kissen klopft, dann fliegen die garstigen Träume heraus und kommen gar nimmer wieder, und die guten bleiben da und setzen sich gern auf's weiche Polster? Dann schläfst du einmal recht lang, Fräulein, und thust nicht mehr um die Nacht spazieren gehn, eh' die Sonn' aufwacht? Gelt?“

„Das thun nur die Touristen,“ fügte der kluge Bubi hinzu. „Du darfst nicht; Du bist so arg kopfschick, sagt der Naz, und dem Naz hat's der Böwenhansl gesagt.“

„Du bleibst eben immer bei uns, bis du fortreisen mußt, und dann weinen wir gewiß und schenken dir einen großen Buschen —“

— und die Köchin badt dir Kolatschen mit Povidl, gelt?“

„Ich hol' überhaupt jetzt einen Buschen fürs Fräulein —!“

„Ah, dann wird's aber schön bei dir! Dann ruft man der Mutter und der Mademoisell' zum Anschau'n, gelt? Wenn dem Bubi sein Buschen da ist und steht im blauen Glas. Ich hol' s' geschwind! Gib mir mein Kleiderl, Fräulein!“

„Geh! Wir bleiben lieber noch!“ schrie der Bubi und riegelte die Thür ab im Eifer. „Wir spielen lieber noch ein bisserl Puffrau, wir drei, und dem Herrn Doktor sein Zimmer dürfen wir auch noch pußen, gelt, Fräulein?“

„Das versteht sich; kommt mit mir.“ Dörthe dachte an die Schokolade, die Ludwig ihr hinterlassen hatte. Der brüderliche Trost, über den sie, im ersten Frühbunkel dieses Tages, so heiß und verzweifelt geweint hatte, kam ihr nicht mehr bitter vor, sondern süß um der Kinder willen. Die lieben Helfer sollten damit belohnt werden.

Ludwigs Zimmer lag um die Hausdecke neben dem des Professors. Beide gingen auf die tiefe Waldschlucht hinaus. Die sonnendurchleuchteten Tannen warfen einen grüngoldnen Widerschein durch die weit offenen Fenster. Aus der Schlucht strich ein kühler Luftzug herüber, blähte die Gardinen und trug würzigen Harzgeruch von Zimmer zu Zimmer; denn die Zwischen-

thür war kameradschaftlich offen. Wie nahe Verwandte haften die Zwei mitfammen und kannten sich erst zehn Tage. Des Professors tidende Reiseuhr im Etui stand auf Ludwigs Kommode, und Ludwigs Hutbürste mit der perlenbestickten Rückseite lag neben des Professors Sombbrero, dazu der Handspiegel aus Waters Nachlaß, der auch ein Verhörbüchchen um den Rahmen hatte.

„— gerade, als lebte Vater noch und Ludwig und ich reisten mit ihm,“ dachte Dörthe, „Juba ist doch glücklich.“

Hier gab es für die Heizerlmännchen nichts mehr zu puzen. Die Zimmermarie hatte ihre Pflicht bereits gethan, und überdies, bei Ludwig herrschte immer Ordnung, hier im Wahl wie droben auf dem Ekenhoff. Er mußte seine Gedanken stets gut zurechtgelegt im Kopf haben, und das war vom Kopf auf den ganzen Menschen übergegangen. In der heimathlichen Schreibstube hatte jedes Ding seinen Stammaplaß. Rechts Federhalter und Lineal, Papierschere und Falzer, soldatisch gerichtet, links der Altkasten mit dem Abendpensum, in der Mitte die Vöschbogen und dahinter Tintenfaß und Sandbüchse nach alter Mode. Wehe dem, der etwas verrückte oder verschleppte. Nur Dörthe durfte darüber. War des Hausherrn Papierschere einmal verschwunden, so gab's ein Unglück. Dagegen schien die Sonne auch grüngolden durch die Eichenzweige auf den Schreibtisch und auf Mutters Kranz im Rahmen. —

Ein Heimatsgefühl schlich, über alle ihre Enttäuschungen hinweg, in Dörthens Herz. — Die Reise, auf die sie lauter goldne Lustschlösser gebaut, hatte ihr wohl ein paar wundervolle Eindrücke und kurze Freudenstunden geschenkt, aber noch viel mehr Kummernis. Sie wollte nicht länger klagen, sondern suchen, in sich still zu werden und unter den Dornenranken und schwarzen Beeren der trüben Tage die Knospen zu finden, die wieder schöne Tage versprochen.

Des Professors Gemach trug kein künstlerisches Gepräge. Unterm Fenster lehnte das Badebecken; der kleine Lederkoffer stand geöffnet neben dem Bette. Eine Zoppe und zwei Paar grobe Badestüßeln waren zum Trocknen über den Stuhl gehängt, und auf dem Tische lag unbeschriftenes Briefpapier mit dem Stizzenblock, Rötel und Bubis Blaustift zusammen. Quer über dem Bloc

ein aufgerolltes Kalenderbild. Man sah das lachende Gesicht der Almerin, das schnurrbärtige des Senners und seinen springenden Dackl. Recht etwas für Kinderneugier.

Die Älteste der Mädchen huschte denn auch über die Schwelle zum Tisch, während Dörthe, das Kleinste im Arm, Ludwigs Handtasche nach der verheißenen Schokolade durchsuchte. Der Bubi half, bis er den gesuchten Schatz auf dem Bettbüchchen neben des Doktors Bürgerlichem Gesetzbuche entdeckte.

Dörthe ging eben an die Teilung, da sah sie ihren kleinen Ritter wie einen Stoßvogel auf sein fürwitziges Schwesterchen in des Professors Revier zufahren:

„Was thust du? Da hast nix zu schaffen, du! Gleich gehst beim Tisch fort! — Wo's Vaterl uns streng verboten hat, wir dürfen nix in den Zimmer angreifen ohne Erlaubnis. Ich sag's dem Vater!“

Die Kleine fing an zu weinen:

„Das Fräulein ist doch dabel, Bubi!“

„Ja schön! Beim Herrn Professor darf man erst garnichts angreifen, net einmal den Badeschwamm, sagt die Marie. Gleich legst's hin, du!“

Die Kleine schob den Gummiring geschwind wieder um das Kalenderbild, lief davon, und der Bubi jagte ihr nach, daß es durch den Korridor schallte. Dann pochte Mademoiselle an die Zimmertür: „Pardon, madame — la mignonne est avec vous?“ und verschwand mit dem Herzblättchen, das die sechs winzigen Schokoladentafeln im weißen Hängerleidchen für sich und die Geschwister mit forttrug.

Dörthe hatte auf den Gegenstand des Kinderstreites nicht geachtet, und des Professors Zimmer zu betreten, fiel ihr nicht ein. Sie schloß sogar die Zwischenthür, so sehr sie's auch gelästete ihre Augen noch eine Weile an diesem sonnigen Raume zu weiden, der ihrem Herzen ein geheiligter war. —

Das Ordnen ihres eigenen Stübchens hatte ihr einen fruchtbaren Gedanken eingegeben. Sie wollte einmal gründlich Wandel schaffen in sich und um sich. Ludwigs Sachen und ihre eigenen, vernachlässigten auf die kleinen Reiseschäden nachsehen und sich zu Haus fühlen in der Fremde. Das kam schon: die Einsamkeit war ihr wohl not gewesen. Wenn sie heimkehrten, sollten

sie alle Drei mit ihr zufrieden sein — auch Ljuba. —

Zuerst schrieb sie an ihre Etenhöffer Lieben und überwand sich sogar zu einer kleinen Andeutung über das, was ihnen allen bevorstände. Es war wie eine große That für ihren harten Sinn. Dann ließ sie sich von der Marie ein rundes Tischchen und einen Fußschemel hereinbringen und eine flache Korbwanne. Dahinein häufte sie ihre Flickwäsche und gab sich ans Ausbessern. Wie gut that ihr die hausbackene Arbeit. — Oden hatte recht: „Hole dir den Fickkorb — nimm den Strumpfbeutel vor und halt' dich ein paar Stunden still,“ so riet sie eigentlich jedesmal, wenn Dörthe mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bette gestiegen war oder sich den Kopf über unnähe und unabänderliche Dinge zerbrochen hatte. —

Bis Mittag blieb sie so allein für sich, sah neue Gäste ankommen und den griesgrämigen Sanitätsrat spazieren hinten, und es kümmerte sie nicht weiter.

Das stille, heimatische Gefühl blieb unter der Arbeit bei ihr, obgleich es eigentlich eher zum Weinen gewesen wäre, daß sie hier einsam in ihrer Kammer saß, mit dem Blicke in den Hof, allwo Martl, der Knecht, Brennholz spaltete und dazu pffif:

„Gott erhalte Franz, den Kaiser,  
Unsern guten Kaiser Franz.“

und vor ihr ein Berg von Flickwäsche. Der mußte stetig abgetragen werden mit Nadel und Faden, während hinter den Tannen dort, jenseits der Straße, das Laurinschloß in Pracht und Herrlichkeit gen Himmel ragte, und die vier Glücklichen mit ihren Führern zu feinen stolzen Türmen emporkamen. Als erster der Billgratner, dann Ludwig, dann Ljuba — (Ludwig würde Ljuba hundertmal die Hand zur Stütze reichen) — und zuletzt der welsche Nato. Ja, so war es gewiß, der Professor und der Karerseeer Doktor, die hatten am Dejori-Naz genug.

Gestern hatten sie ihr in der Illustrierten Zeitung ein Bild gezeigt, um ihr das Verzichten leichter zu machen. „Kletterpartie am Winklerturm“ stand darunter. Ein kalter Schauer überließ sie noch jetzt, nun sie sich's wieder vorstellte. Die himmelanstrebende Wand; Abgrund rechts und Abgrund links. Andre, ferne Türme und

Gipfelgrate im Sonnenschleier des Horizontes, und am lotrechten Felsen tasteten sich die kühnen Kletterer aufwärts. Sie hafteten sich wie die Mauerläufer ans Gestein, sie griffen in die Fugen hinein und klammerten sich um unsichere Vorsprünge; sie hingen am Seil und schoben die Füße weiter, da, wo scheinbar kaum des Vogels Krallen und der schmale Gamsfuß haften konnten. — Und doch erreichten sie das lustige Ziel, wenn Gott ihnen gnädig war; und Gott mußte den Wagemut in der Menschenbrust gutheißen, denn so viel Hunderten war er gnädig, half ihnen empor und stärkte ihnen die Kraft und die Freudigkeit zu frischen Wagnissen nach jedem glücklichen Aufstieg und Abstieg. — Ihr hatte er ‚halt!‘ zugerufen und ihren Mut in Kleinmut verkehrt, weil er wollte, daß sie bescheiden im Thale haftete, aber Ludwig — der war ein andrer Mensch geworden, ein freier, der von nun an alle Jahre in die Berge gehen würde. Ohne sie: was sollte sie in den Hochgebirgen? Er brauchte andre Gefährten. —

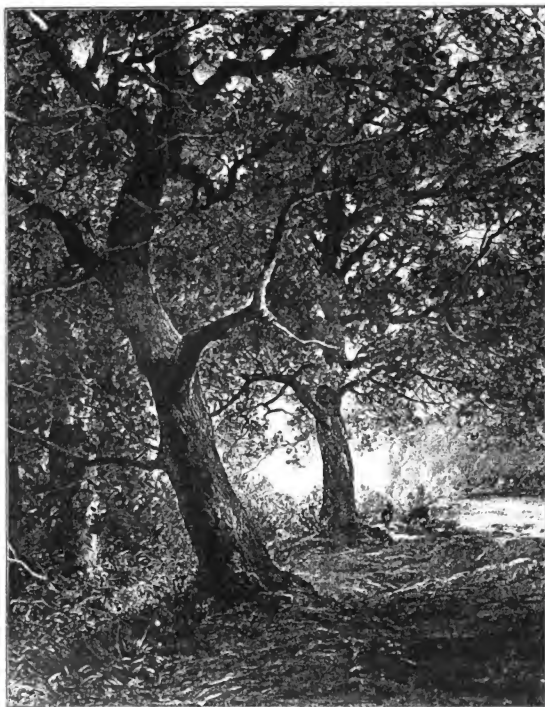
Dörthe mußte sich die Augen reiben und that einen seufzenden Atemzug. — Gott fügte es so, und sie wollte Ludwig dies neue Glück neidlos zu gönnen suchen. — Von heute an: heute kam sie, bei ihrer altgewohnten Handarbeit, zu Vernunft und sagte sich, daß ihr Verzichtleisten eine einfache Notwendigkeit sei. Sie war eben ein Plattlandskind und mußte es, ohne Aufbegehren, bleiben. — Wie hieß doch das eine Lied von gestern abend? Der schwarze Krauskopf, der außer den Vogener Jondants noch einen hübschen, weichen Bariton sein eigen nannte, hatte es gesungen; immer auf ein und denselben halbleisen Ton, mehr redend als singend, und eine wunderbar befänftigende Melodie war die Klavierbegleitung dazu gewesen:

„Dort im ruhigen Thal  
Schweigen Schmerzen und Qual.  
Wo im Gestein  
Still die Primel dort sinnt,  
Geht so leise der Wind —  
Wächte ich sein! —  
Wächte ich sein —!“

Sie ließ Nadel und Faden sinken; stützte den Kopf in die Hand und schaute hinaus gegen die Tannen, jenseits der Straße. Sie verschwammen zu einem dunklen Hinter-



## Aus unsrer Studienmappe:



Studie. Von Ludwig Willroder.

grunde, und auf dem trat das helle Bild der Heimat hervor, schlicht und doch in sommerlichem Brangen. —

— Jetzt war der Roggen geschnitten und das erste Heu schon eingefahren; die große Scheuer beim Laubenschlag fast gefüllt. Der Hafer wurde allmählich gelb; auf den Wiesen wuchs das Gras dem zweiten

Schnitte entgegen, und der Buchweizen auf dem langen Acker hinter dem Föhrenhölzchen, der dies Jahr ausruhen sollte, mußte nun blühen, und Brünings Wienen wühlten und summteten emsig darin. Es könnte ein gutes Honigjahr werden, hatten die Zimter gemeint. Im Garten gab's die steifen Zinnien und die bunten Widen, und Großmutter's

Georginen, seitwärts von der Kessenrabatte, hatten viele Knospen. — Der Kuckud schwing, aber Stare flogen, in großen, rauschenden Schwärmen, über den Garten hin, und zwischen den Sichelgräben hielten die Störche Versammlung. Alle rüsteten sich zum Fortzug nach Süden: die Sommerwende war längst vorbei. Der Herbst kam, der so herrlich in der Ebene ist, wenn die Heide blüht und die Mühlenflügel sich rascher drehen im frischen Winde und die prächtigen Gruppen uralter Bäume gelb und rot im freien Felde stehen. Dahinter, bis zur platten Erde niedersteigend, ein dunkelblauer Himmel, und Sommerfäden segeln durch klare Luft: —

„Dort im ruhigen Thal  
Schweigen Schmerzen und Qual —“

— „Schweigen? O nein! Dort im ruhigen Thal: daheim, werden sie noch nachbrennen und nagen. Es wird alles anders werden, und ich muß hart lernen. Mein Gespenst wird Fleisch, und ich muß mit ihm teilen: meine Heimat, Großmutter — Ludwig. Ich fühle es hier: mein Herz sagt mir, daß ich schon nicht mehr halb habe, was mir ganz gehört hat. — Rechte abtreten sollen und dann selber mit leeren Händen stehen. Warum muß das so sein? Eine Fremde nimmt mir mein Liebstes und fragt mich nicht einmal darum. — Das ist doch Diebstahl —“

Sie schob ihre Arbeit von sich, die Arme über den Tisch hin, und ihr Gesicht legte sie darauf. Ihre Wangen glühten im Versteck. Um Gotteswillen —: war sie besser als Ljuba? Möchte sie ihr nicht auch etwas stehlen dürfen? Ljubas Vestes: ihren Vater?

In ihr standen die Gedanken still, und ihr Herz begann mit großen lauten Schlägen zu klopfen. Sie hob ihr Gesicht und blickte verstört um sich her. Was hatte die Stimme ihres Inneren da ausgesprochen? — Ludwig und Ljuba — Ludwigs Schwester und Ljubas Vater —? Dann also würde sie, nach Recht und Gesetz, Ludwigs Mutter heißen, sie, an der Ludwig seit zehn Jahren Vaterstelle vertrat? Alles drehte sich mit ihr im Kreise; sie griff sich an die Stirn und saß und starrete auf ihr Nähzeug. Darauf ging sie in Ludwigs Zimmer, holte sich das Bürgerliche Gesetzbuch herüber, suchte sich die Paragraphen über die Ehe-

schließung, und las und grubelte zwischen Saum und Naht, bis ihr der Kopf wehthat und die Mittagsglocke zum erstenmal läutete.

— — — — —  
Im Flur kam ihr ein schlurfender Trittschritt entgegen. Der inoffizielle Sanitätsrat, der sie augenscheinlich suchte.

„Da sind Sie ja; wo stecken Sie denn heute den ganzen Tag? Man läuft sich doch sonst 'n paar mal pro Morgen in den Weg,“ sagte er, und sein grüneliches Gesicht heiterte sich ein wenig auf. „Ich wollte grade bei Ihnen anknöpfen und nachseh'n. Sind Sie krank? Sie haben ganz verbläute Augen. Wo steckt es? Nur heraus mit der Sprache. Zum Bedoktern bin ich mit meinem verwünschten Potentaten glücklicherweise noch brauchbar. Also verfügen Sie über meine Weisheit; ich mag Sie gern leiden.“

„Danke vielmals; mir fehlt aber nichts. Nur Heimweh.“

„Nur Heimweh — so? Das nennen Sie wohl keine Krankheit?“

„Eigentlich doch nicht.“ —

„Ich aber. Heimweh ist ein innerlicher Lähmungsprozeß.“

„Ich habe den ganzen Vormittag geflickt —“

„Ja, das ist die richtige Höhe — an den Rosenkanten reißn zum Strümpfestopfen. Stehen Sie still, Kind; Galgenhumor ist auch Humor. Den müssen wir uns züchten, Sie und ich; dann geht's noch eine Weile. Ich habe ebenfalls so eine Spezies von Heimweh, und dagegen gibt es nur ein Radikalmittel: kein Dampfbad, aber Lokomotivendampf vor dem Schnellzug nach Hause. Meinen Sie, ich bin hierhergekommen, um mir anzusehen, wie die Hotelwäsche hier auf der Leine trodnet? Prostemahlzeit, nee! Sowie ich aus dem Gips bin, wende ich bei mir das Radikalmittel an. Für heute lade ich Sie zu Tisch ein und zwar auf norddeutsche Art und im Grünen, verehrte Leidensgenossin. Wollen Sie mir das Vergnügen machen?“

„Ach Gott, nur zu gern, Herr Sanitätsrat!“

„Also! Freut mich. Die Table d'hôte lassen wir den sechs Italienern und den drei alten Jungfern, die vorhin frisch angekommen sind. Ich habe in der Küche veranlaßt, daß sie uns ganz gemeine han-

nöckerische Pfannkuchen backen, so wie ich sie als Junge in Verden am liebsten gemacht habe, Speckpfannkuchen, platt auf den Teller, kein Kollmops mit Konfitüren d'rin. Schinken dazu und grünen Salat mit saurem Rahm angemengt. — Wenn wir nicht trugeln dürfen, wollen wir uns wenigstens einbissen, wir machten 'ne Landpartie und wären zu Hause. Haben Sie guten Appetit?"

„Der kommt ganz gewiß.“ Dörthe reichte ihm dankbar die Hand, und er humperte, ihr voraus, links herum zur Wiese. Da stand ihr ländlicher Tisch schon unter dem Birkenbaume im Schatten gedeckt, und die Kathrein, mit dem dunklen Schnurrbartschatten über der hochmütig geschweiften Lippe, trug das Mahl auf, nebst dem Quellwasser in der Kanne zum Trinken. So hatte es der „g'schpaffige“ alte Herr verlangt: „*quia fontana!*“

Dörthe mußte sich neben ihn setzen, damit sie den anmutigen Blick bergan gemeinsam hätten. Er legte ihr vor, ermunterte sie zu Speise und Trank und unterhielt sie in seiner derben Weise. Hatte sie nicht gleich die Antwort auf seine kurz abgehackten Fragefäße fertig, so gab er selbst eine, und die traf's jedesmal richtig. — Ordentlich lieb gewann sie das häßliche, alte Gesicht. Die kleinen Augen unter ihren struppigen Brauen blickten gut und warm durch die Brillengläser, und die Worte, die der zahnlöse Mund zwischen unrasierten Wangen herauspolsterte, hatten einen feinen Sinn und duldeten keinen Widerspruch. Er war gewiß ein rechter, ehrlicher Arzt und kein bloßer Medizinnmann mit dem Rezeptformular in steter Bereitschaft. „Ich freue mich, daß Sie hier sind,“ sagte Dörthe im Verlauf des gemüthlichen, kleinen Mahles unter vier Augen, und er machte ihr ein verschmitztes Gnomengesicht:

„Ich freue mich gar nicht; glauben Sie, daß ein verbündelter Fuß erfreulich ist?“ Aber sein kräftiger Händedruck führte den Gegenbeweis zu seinen Worten.

„Er ist froh, daß er einem armen Menschenkinde helfen kann,“ sagte Dörthe gerührt. —

Es war wirklich ein gar zu behagliches Tafeln. Dörthe vergaß ein paarmal, wo sie in Wirklichkeit war. Sie konnte sich beinahe einbilden, daß sie in der Gtendörfer Sommerwirtschaft „zum Mühleborn“ vor den

beiden großen Tannen auf der Wiese säße, und jenseits der Wiese zogen die waldbigen Hügel am Flusse ihre anmutige Wellenlinie. Statt des Leipziger Sanitätsrats hatte der alte Gtendörfer Doktor manchmal mit ihr und Ludwig vor den Mühleborner Tannen beim Kaffee oder der dicken Milch in den Steinsatten gelessen und über das gellende „Vivat!“ und „alle Regen!“ des Regeljungen gescholten. Ja, an Doktor Bruns erinnerte der Sanitätsrat — daher auch die Sympathie zwischen ihr und ihm. Doktor Bruns war letzten Frühling gestorben, und statt seiner saß der neue Doktor Heilbuth in Gtendorf, ein junger Fips, der knapp ausstudiert hatte und eine Frau suchte.

Dörthe erzählte ihrem alten Herrn zufräulich von all diesen heimatlichen Kleinigkeiten, weil er's selber angeregt. „Sind wir nun nicht jußt wie bei uns zu Hause?“ hatte er gesagt. O ja, er löste der Zurückhaltung selber die Zunge! — Das verstand er.

So ging der heimische Mittag zu Ende, und die blühende Matte und der grüne Waldsaum strahlten im leuchtenden Sonnenschein. Den gab's in der fernern Heimat auch. Nur als sie sich nach Tisch zum Fortgehen umwendeten, zerstellte das freundliche Traumbild an den mächtigen Wänden des Schlerns, und seine Spur verlor sich im Thalgrunde, der zu dieser Tageszeit schon wieder schattenschwarz zwischen seinen Felsen lag.

— — — — —  
Gegen sechs wollten die ungleichen Kameraden sich abermals zum Thee unter der Birke zusammenfinden. Bis dahin schlief und las der alte Herr droben in seiner Stube. „Begucken Sie sich auch 'n bißchen innerlich,“ riet er Dörthe, als sie sich für jetzt trennten.

Dörthe indessen fand keine Ruhe. Sie stand nach zehn Minuten wieder auf vom Bett, ordnete die verschobene Decke und das eingebrückte Kissen und wanderte fort, ihr Bürgerliches Gesetzbuch in der Hand.

Oberhalb des Kirchleins Sanct Cyprian führte ein Steig quer durchs Wiesengelände hinüber zur Brettschneid und zu einzelnen, verstreuten Hütten, braun und malerisch gegen die Tannenwälder. Von denen eingehegt lag eine sanft ansteigende, kleine Matte, da und dort von Ziegen beweidet,

die hellklingelnde Glöckchen um den Hals trugen und ihre Zigelchen bei sich hatten. Der Hüterbub schlief irgendwo im Schatten. Dörthe sah ihn nicht, und so war sie ganz allein mit ihren grübelnden Gedanken. Sie streckte sich ins kurze Berggras mit dem Rücken gegen die menschlichen Wohnungen und Steige. Wenn sie sich auf den Ellbogen hob, blickte sie tief, tief in die sonnigen Wälder hinein, die kein Ende hatten; die Sonne brannte auch auf der Matte, und Dörthens Schultern unter der leichten Bluse brannten. Das machte ihr nichts; sie konnte gar nicht genug Wärme haben nach der letzten, träben Hitze, die sie innerlich ganz durchfroren hatte. Grabe über ihr aber war das Schönste in schweigender Herrlichkeit. Das Ziel, das ihre Füße niemals erreichen konnten, der Rosengarten. Der fing alles Sonnenlicht ein und gab es wieder als Silberglanz, der an seinen stolzen Trugmauern niedertroff. Wandervoll hob sich's vom lachenden Himmelsblau ab. Die Türme links vom Rastiv ein wenig dunkler, weil sie zurüdrateten; spitz ragte der süßlichste von den fünfem empor, der Winkelturm. — Dörthe dachte an das Kletterbild und schauderte wieder. Ihr Herz zog sich bange zusammen. Wenn sie doch ein scharfes Fernrohr gehabt hätte, um zu sehen, ob sich dort auf dem schwindelnden Grate schwarze Pünktchen bewegten — ameisenwinzige Menschen in der gigantischen Ebe. Nein — lieber nicht sehen; — lieber hoffen —!

Sie wendete sich ganz vom Rosengarten fort und nahm ihr Buch vor. Eine Taschen Ausgabe; der Druck wahres Augenpulver. Die Buchstaben flirrten ihr vor den Blicken, obgleich Hutrand und aufgespannter Schirm die Zeilen beschatteten. Das las Ludwig abends vor dem Einschlafen bei der Stearinkerze und begriff es, müde vom Tage, wie er war. Also wollte sie gleichfalls ihr Heil versuchen.

Des Familienrechts zweiter Titel: „Eingebung der Ehe“, das mußte es schon sein. Da stand Paragraph 1310: „Eine Ehe darf nicht geschlossen werden zwischen Verwandten in grader Linie, zwischen vollbürtigen oder halbbürtigen Geschwistern, sowie zwischen Ver Schwägerten in grader Linie.“ Daß jemand seines leiblichen Bruders Schwiegervater heiraten könne oder nicht könne, der

Fall war nicht vorgelesen. — Gehörte er zur Ver Schwägerung in grader Linie? Oder zu den Unmöglichkeit, die niemals vorlamen? Oder in den Bereich des Wahnsinns? Gab es wohl Befehle, die rechtlich klarlegten, wo beim Menschen die gesunde Vernunft aufhört und der Wahnsinn anfängt? Die mußte es doch geben! Damals, als Ludwig Herrn Söhles Frau mit dem Arzte ins Irrenhaus bringen sollte, hatte er gesagt: „Ich will vorher noch die neuen Entmündigungsparagrafen nachsehen.“

Zum zweitemal befragte sie das Inhaltsverzeichnis. War's das nicht: Dritter Abschnitt des Familienrechts: „Vormundschaft“? Ungefähr hundertfünfzig Paragrafen. Sie versuchte, sich durchzuwinden, stockte bei jeder zweiten Zeile, las noch einmal und dachte angestrengt nach. Nichts, was im geringsten für ihre brennende Frage gepaßt hätte. — Würde eine solche Verbindung vielleicht unter Titel fünf und zwanzig des zweiten Buches fallen: „Unverlaubte Handlungen“? Wieder begann sie zu suchen und zu lesen; allein die Abspannung drückte so schwer auf ihr Hirn, daß sie dies Buch mit den sieben Siegeln für ihren schwachen Rechtsverstand sinken ließ und, trotz alles Sträubens und Wehrens dagegen, einschlief.

So ruhte sie denn in Frieden. — Ihre Wange hatte sich zum Kissen die aufgeschlagenen zwei Seiten erwählt, deren Paragrafen Moral und Unmoral nach menschlicher Weisheit bestimmten und nach menschlichem Ermessen mit Strafen bedrohten. — — — Die Schatten der Wälder streckten sich allmählich länger über das grüne Gras der Matte hin; die schläferigen unter den Wiesenblumen falteten die Blütenblätter schon zusammen, und die anderen, wachen, warteten auf den Tau des Abends. Die Zinnen und Kämme des Rosengartens blieben im Licht; aber dessen silberiger Ton fing leise an, sich mit goldigen Tinten zu mischen: die Sonne wanderte nach Westen zu über die Gipfel der Tannenberge. Hier ließ sich schon ein zirpendes Citadestimmchen vernehmen, und ein zweites antwortete vom Rain des Waldpfades her. Die Geißen mit den bimmelnden Glöckchen weideten näher herzu, und die Zigelchen sprangen lustig bis ganz nahe an das schlummernde Menschenkind heran, das sich gar nicht regte. Das letzte stieß sogar mit seinen werdenen

Vockshörnchen gegen Dörthens Gutrand und beschnupperte die gedruckte Juristenweisheit unter ihrer schlafheißen Wange. Als ihr Gutrand zurückgestoßen ward und die Sonne ihr wider die geschlossenen Lider schien, fuhr sie in die Höhe und setzte sich auf.

Mein Gott, wie schwer hatte sie geschlafen; ganz traumlos zwar und lange, aber erquickt fühlte sie sich nicht. Es war schon sechs Uhr vorüber. Gottlob — die drei Kletterer, an die sie mit Angst und Sehnsucht dachte, mußten jetzt längst abgestiegen sein. — — Ludwigs Buch war doch nicht verdorben hier im Grünen? Sie blätterte und suchte nach Knien und Fleden, die nicht hineingehörten, und da langte sie wieder bei ihren Eheschließungsgesetzen an. Sie legte einen feinen Grastengel mit hübscher, federiger Fahne zwischen die Seiten und klappte das Buch zu:

„Heute abend im Bett will ich's wie Ludwig machen. Dann ist alles ganz still, und man kann sich besser sammeln als bei Tage. Vielleicht bringe ich es dann heraus, und die Nacht ist lang zum Nachdenken. — Über zwei Stunden habe ich hier ja Vorrat geschlafen.“

Langsam und versonnen wandelte sie ihren Pfad, an den braunen Hütten vorüber, nach Sankt Cyprian zurück und von dort gemächlich hinauf zum Vahl, den Rosengarten immer zur Rechten am dunkelblauen Himmel. So müde, als hätte sie eine große Tour gemacht, und mit einer sehr beträchtlichen Unterlage von Schwermut für ihre Stimmung langte sie bei den Bäumen und Bänken neben dem Touristenhause wieder an.

Der alte Freund und Doktor wartete schon. Die Kathrein hatte ihm die heiße Theekanne einstweilen mit einer Serviette gegen die Abkühlung verbinden müssen und den Kuchenkorb gegen die surrenden Fliegen zudecken.

„Sie stellen Ihre Verehrer auf harte Proben,“ rief er der Kommenden entgegen, „halbsteben. Wo sind Sie gewesen, und was haben Sie gethan?“

„Geschlafen — da drüben; über zwei Stunden.“

„Das ist sehr in meinem Sinne; aber gelesen haben wir auch, wie? Lassen Sie mal sehen, ob's gesunde Kost ist, oder moderner Zeug.“

„— das Modernste, aber kein Zeug.“

Wir müssen es alle anerkennen auf höheren Befehl. Sie auch.“

„So, so? — Na, das fragt sich noch sehr, mein Kind. — Was? Das Bürgerliche Gesetzbuch? — Wer hat Ihnen die Lektüre in die Hand gestekt?“

„Ich selbst. Ich wollte etwas nachsehen.“  
Er nahm das Buch vom Tische auf und sah hinein, während Dörthe den Thee einschenkte. Plötzlich erschrak sie; das Zeichen lag ja noch zwischen den Seiten, und da hatte er's auch schon:

„Eingehung der Ehe? —? Entschuldigen Sie, wenn ich noch nicht gratuliert habe. Wollen Sie eine Ehe eingehen?“

Sie lächelte verlegen und schüttelte den Kopf: „D nein; ich bin noch von niemandem aufgefördert worden. Es war nur Neugier — eine Frage, die mir so durch den Kopf gegangen ist und mich interessiert hat. — Es ist wirklich eine ganz interessante Frage; ich möchte wohl wissen, wie Sie darüber denken: — über Verwandtschaftssehen?“

Der alte Herr rüdt sich auf der unbequemen Bank zurecht, schlürfte seinen Thee in Absätzen und warf aus seinen kleinen Augen einen klug prüfenden Blick zu Dörthe hinüber. „Kennen Sie das schöne Verwandtschaftsrästel: ‚Dieses Mannes Vater ist meines Vaters einziger Sohn?‘ Nein? Na, also raten Sie mal, wie die Geschichte zusammenhängt. Sehen Sie: ich muß Ihnen auf die Sprünge helfen und Ihnen den ‚Mann‘ als Enkel, und des ‚Mannes Vater‘ als den Sohn des ‚Großvaters‘ vorstellen. Verwandtschaftssehen sind insofern dem albernem Rästel ähnlich, als es dabei auch Klauerei gibt. Der eine rät das Rästel leicht, der andre tüftelt dran herum und kommt doch nicht damit zustande; der eine schlägt sein Gesetzbuch auf und sagt: ‚warum soll ich meine Nichte nicht heiraten, wenn ich darf?‘ und die andre heiratet ihren Onkel nicht, weil sie es unmoralisch findet. Verstehen Sie, wie ich das meine?“

Sie nickte, aber sie sah ihn zweifelnd und fragend an; ihre Augen hingen förmlich an ihm, und sie öffnete und schloß die Lippen lautlos.

„Eine gemeingültige Auffassung gibt es bei solchen Fragen nicht,“ fuhr er fort. „Wenn Sie aber einen besonderen Fall in Gedanken haben, der Sie direkt oder

indirekt angeht, so will ich Ihnen meine Ansicht ehrlich mittheilen."

Wieder bewegte sie die Lippen, ohne zu sprechen; dann schlug sie die Augen nieder und fing an, ihren Thee zu trinken. Die Tasse klirrte in ihrer Hand, der Löffel samt dem Kuchen fiel ihr in den Schoß, und sie legte den Löffel auf den Kuchenteller und den Kuchen neben des Sanitätsrats Untertasse. „Nein," sagte sie endlich und hob den Blick nicht, „ich meine keinen besonderen Fall — — ich meine nur die Sache an sich — —"

„Welche Sache an sich? Also eine Verwandtschaftsbeziehung, wie sie hier in Paragraph dreizehnhundertzehn aufgezählt wird?"

„Wenigstens ähnlich —"

Noch immer sah sie nicht zu ihm auf, sondern betrachtete die Tasse und ihren Inhalt, und in ihren jugendlichen Zügen bebte und arbeitete es. Der alte Herr machte eine kleine Pause und legte dann seine Hand auf ihren Arm:

„Mein liebes Kind, ich weiß nicht, wo Sie hinauswollen, und es fällt mir auch nicht ein, Sie danach zu fragen. Ich will Ihnen bloß als bejahrter Mann einen erprobten Wegweiser empfehlen, für die Möglichkeit, daß Sie jemals in Zweifel kämen, ob ‚Hü‘ oder ‚Hott‘, ‚rechts‘ oder ‚links‘ oder ‚graddör‘ wie Klas Avenstaken durch den Pfannkuchenberg. Das gute, alte Märchen werden Sie ja wohl auch noch kennen, wenn Ihre Frau Großmutter Sie aufgezogen hat. Sehen Sie, es gibt zweierlei Gesetze für uns Menschen. Das eine steht in den Büchern gedruckt, und die Klugschnäbel am grünen Tisch machen es immer noch verschmitzter und verkauflicher. Schön finde ich das nicht, aber solange es auf Erden noch kein sündenreines Paradies gibt, muß es Gesetze zu Schutz und Sühne und Strafe geben, sonst geht der Staatshaushalt zum Teufel. Deshalb thun die Guten und die Bösen klug, wenn sie sich das Büchergeiz ad notam nehmen. Das zweite Gesetz aber, das steht hier in unserer Brust eingegraben, wenn wir anständige, denkende Menschen sind, wie Sie und ich zum Beispiel. Das ist 'n niertwürdiges Gesetz, gänzlich ohne Nebenparagraphen und ‚Wenn's und ‚Aber's. Es läßt auch keine Verschönerung zu. — ‚Du handelst sittlich — ‚du handelst unsittlich oder ‚selbstüchtig‘ oder ‚unflug. — Immer

schlägt es die pure Wahrheit heraus und mag noch so viel drum herum geschrieben sein in den Gesetzbüchern. — Der ‚Onkel‘ hat die ‚Nichte‘ nach dem Buchgesetz heiraten wollen, und die ‚Nichte‘ hat den ‚Onkel‘ abgewiesen nach dem Sittengesetz in ihrer Brust. — Wer hat in Ihren Augen recht gethan, mein Kind?"

Sie setzte ihre Tasse langsam hin und faltete die Hände fest zusammen. Ihre Schultern hoben und senkten sich, und der blaugetüpfelte Musselin über ihrer Brust ward von den heftigen Herzschlägen rasch auf und ab bewegt. Ihr Gesicht hatte einen hilflosen Ausdruck angenommen, wie das eines Kindes, das weinen möchte und es nicht wagt. Eine Weile blickte sie, ohne Wimperschlag, zum Waldbrande empor, und endlich fand sie Worte:

„Die Nichte hat recht. — Aber es ist sehr — sehr schwer für sie."

„Rechtthun ist selten ein leichtes Stück. Das schadet nichts, mein Kind. — Eines Tages merkt es die Nichte ganz gewiß, daß sie gut gethan hat. Darauf können Sie sich verlassen."

„— es ist sehr schwer — o Gott!" wiederholte Dörthe, hob die gefalteten Hände ein wenig, als wollte sie Gott anrufen, und ließ sie in ihren Schoß zurückfallen.

Der alte Herr beugte sich vor, nickte ihr zu, nahm ihre Linke in seine Rechte und klopfte sie leicht mit der anderen Hand:

„Das ist alles bloß ein Übergang —"

„— sagte der Fuchs; da zogen sie ihm das Fell über die Thren!" vollendete Dörthe bitterlich-schmerzlich. Ihre Finger zuckten in seinen haltenden, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Er that, als merkte er's nicht, und fuhr fort, ihre Hand zu klopfen.

„Ja, ja — der Fuchs, das arme Vieh; — so geht's, wenn der Jäger einen kriegt, — oder das Schicksal, wie man's nehmen will. Ist nur ein Glück, daß die menschliche Kreatur, im ganzen genommen, bessere Heilthut hat als der Fuchs. Ich glaube bestimmt, der Nichte wächst mit der Zeit auch ein neues Fell; will sagen: sie vergißt die fatale Geschichte, daß sie beinahe ihre eigne Tante geworden wäre, und frischt die respektvolle Freundschaft mit dem Onkel wieder auf. Was meinen Sie?"

Dörthe drückte die gute Hand, lächelte, und die Thränen rollten ihr dabei die

Wangen hinab. — „Verzeihen Sie, wenn ich jetzt fortgehe; ich muß ein wenig allein sein. — Bitte, denken Sie nicht, daß ich undankbar bin.“

„Bewahre der Himmel! Man soll niemandem seine persönliche Freiheit beschränken. Sie wissen ja, wo ich zu finden bin; ich alter Lazarus von der Grastleitenhütte, hol's der Teufel, und schlimmstenfalls klopfen Sie an Nummer sechsundzwanzig, wenn Sie mich brauchen. — Das Gesetzbuch sollten Sie mir lieber hierlassen; daraus holen Sie sich immer ärgeres Kopfschmerz, und das wirkt dann wieder aufs Herz. — Kennen wir!“

„Ich will gar nicht mehr darin lesen; es soll nur gleich an seinen Platz zurück, neben meines Bruders Bett. Ludwig ist sehr ordentlich.“

„Schön; das hört man gern. Also auf baldiges Wiedersehen, was?“

„Adieu, Herr Sanitätsrat, und vielen, vielen Dank.“ Sie gab ihm die Hand.

„Das andre Gesetzbuch, von dem Sie vorhin gesprochen haben — darin will ich noch ein paar Tage lesen. Dann bin ich hoffentlich klüger als heute und bessere Gesellschaft auch.“

„Thun Sie das ja, mein Kind. — Ist 'ne gute Sache. — Adieu.“

Er sah ihr nach, wie sie gesenkten Antlitzes, das Bürgerliche Gesetzbuch in der hängenden Hand, hinüber zum Hause ging und unter der menschenleeren Veranda verschwand. Sein Gesicht war voll Mitgefühl und nachdenklichen Interesses. Was er bisher nur vermutet hatte, jetzt wußte er's ganz bestimmt. „Arme, kleine Nichte; — möglichst rasch müßtest du von deinem Onkel weg und in deine Heimatsluft.“

Die Romanschreiber sind doch faule Kerls; dachte er halblaut weiter und wiegte seinen versträubten Graukopf über dem schadhafsten Klapptragen. Die besten Stoffe lassen die dummen Kerls sich rein weg aus dem Wind gehn, und unsereiner kann nichts d'raus machen. — Das wäre zum Beispiel 'n guter Stoff zum Ausschlagen. — — Na — besser nicht!“

### Zwanzigstes Kapitel.

Dörthe hatte schon eine Weile in ihrem Zimmer am Fenster gesessen und gedankelos hinaus in den röttlichen Widerschein der

Abendsonne geblickt; da kam draußen der Bubi vorübergesprungen und sprach sie mit heller, lauter Stimme an, daß sie erschrocken zusammenfuhr:

„Du, Fräulein; ich geh' jetzt mit dem Martl zum Schmied oder Tiers, da bring' ich dir gleich deinen Buschen. Gelt, du willst ihn noch?“

„Gern Bubi; halt' dich nur nicht damit auf.“

„Na, na! Man muß schon ein bißel warten beim Schmied, sagt der Martl.“

„Zuihu! Wischt net do, Bub?“ schrie der Martl vom Hof her.

„I kimm' scho — glei!“ schrie der Bubi zurück und hob sich am Fenster Sims, damit er zu Dörthe hineingucken konnte: „Du, Fräulein: 's Sopherl hat sich so arg ins Fingergl' g'schnitten; es möcht' ein bißel zu dir — darfs?“

Dörthe seufzte. „Ja — meinetwegen,“ sagte sie müden Tones, und der Bubi rief im eiligen Fortspringen aus Leibesträften:

„Du darfst, Sopherl!“

Alsdann bewegte die gesunde Kinderhand schüchtern Dörthens Thürklinke auf und ab, und als Dörthe öffnen ging, weil sie von innen zugeriegelt hatte, und ihre kleine Freundin einließ, bot das verweinte Gesichtchen ihr gleich die roten Lippen zum Kuß, und das verbundene Fingergl' wurde vorgezeigt:

„So arg weh hat's gethan und so arg geblutet! Jetzt ist ein Pflaster drauf, und ich darf noch eine halbe Stund' wachbleiben zur Belohnung. Gelt, du erzählst mir ein Märchen?“

„Ich will mich besinnen, mein Sopherl.“ Dörthe nahm die Kleine auf den Schoß, drückte die Hand gegen die Stirn und seufzte wieder. — Wie gern wäre sie allein geblieben. — „Was soll ich dir erzählen? ‚Dornröschen‘, oder ‚Knäppel aus dem Sad‘, oder ‚Schneeweißchen und Rosenrot‘?“

„Die kenn' ich doch alle — die kann ich dir selber erzählen,“ sagte Sopherl altklug. „Erzähle mir was von den Leuten, wo Rosßfüß haben? Das sei auch ein Märchen, sagt der Bubi, und es ist gar nicht wahr, daß du Rosßfüß häßt.“

„Ich? — Wie kommst du darauf, Sopherl? Wie sollte ich wohl Pserdefuß haben?“

„Aber ich hab's doch g'feh'n; — ich

lüg' net," beharrte die Kleine, glitt von Dörthens Schoß und schob ihren Kleiderrock zurück, daß der schmale Fuß — (Tante Doris' Stolz) — im gelben Halbschuh sichtbar wurde. „Schau: einen ganz richtigen Damenfuß hast du, g'tad wie die Mama auch; ich hab' dem Wubi schon gesagt. Rößfüß' haben nur die Teufel — gelt, ja, Fräulein? und drum ist's ein Märchen. — Märchen find halt nicht wahr.“

Dörthe vergaß ihre Müdigkeit und Traurigkeit ein wenig in des Kindes Gesellschaft und lachte topfschüttelnd. — „Du, Sopherl; das kann ich wirklich nicht verstehen mit deinen Rößfüßen unter meinem Kleide. Dazu bin ich viel zu dumm.“

„Gelt? Der Wubi heißt mich auch dumm und zantt mich. Drum zeig' ich ihm die Rößfüß' eben gar nicht. Aber dir zeig' ich's; — du wirst schauen! Willst du's dem Wubi auch gewiß net verraten, weil wir net dürfen?“

„Daraus werde ein andrer klug als ich! Also zeige mir's, Sopherl.“

Die Kleine huschte hinaus, und im nächsten Augenblick vernahm Dörthe das hurtige Hüpfen der Kindertritte durch Ludwigs Zimmer nebenan.

Im Handumdrehen war sie wieder da, schob wichtig den Riegel vor Dörthens Thür und zog sie vom Fenster fort: „wenn ja eins vorbei kommt,“ mit dem scharfen Instinkt des Kindes, das etwas streng Verbotenes thut. — Dann nahm sie das Gummiringelchen von dem aufgerollten Bilde mit der verliebten Almerin und ihrem Salontiroser und breitete des Professors Skizze der sterbenden Centaurin vor Dörthe aus:

„Da schau! Das sieht dir gleich, und es hat Rößfüß'. Gelt; das bist nicht du? das ist ein Märchen, Fräulein? — Soll ich's g'schwind wieder zum Herrn Professor ins Zimmer tragen, Fräulein, weil wir nicht dürfen? — Sag!“

Dörthe hielt die Hand auf der Skizze, starrte sie an und sagte nichts. Sie hätte sich's auch nicht vergegenwärtigen können, was in ihr vorging. — Nur Kälte empfand sie und Haß und ein Gefühl der Verächtlichkeit. — Dagegen bäumte sich eine wilde Liebe auf und ward in Grund und Boden getreten. — Begreifen ließ sich das alles nicht: es vollzog sich wie Blitz und Schlag.

— Sie stieß das Papier von sich, daß es über den Tisch zur Erde flog:

„Trag' es fort — mir aus den Augen! Geh! — ich kann dich nicht haben; ich weiß keine Märchen! — —“ Ihre Stimme überschrie sich und versagte.

Die Kleine riß sie in ihre Arme wie sinnlos und weinte mit ihr. Aber es war nur ein Krampf und linderte nicht. Dann zuckte ihr's durch die verstörten Gedanken, daß man alles thun müsse, um solch einen Schimpf zu verheimlichen und das entsetzte Kind abzulenken.

Sie nahm einen gewaltigen Anlauf, faßte die Kleine ans Hänchen und führte sie zum Waschbecken, dort wusch sie das thränenvolle Gesichtchen, strich das Haar glatt und dulbete die reinigen Kisse des kleinen Mundes, der noch herzbeweglich nachschluckte.

„Bleibe nur ruhig hier; ich will das häßliche Bild selbst hinüberlegen,“ sagte sie heiser, rollte es wieder zusammen, wie es gewesen und ging hinaus ins Nebenzimmer, das unverschlossen war.

Die Zwischenthür und die Fenster standen noch offen; der Waldesdunst erfüllte die stillen Räume und tiefrothes Licht. Das Schriflen der Citaden drang herein — ein ganzes Konzert, und fernher aus der Schlucht kam der Ruf einer Holztaube: „Ku — tu! kulu-uh!“ — Als läge da drunten der geliebte Etenhoff und die geliebte, alte Frau wäre mit hundert Schritten zu erreichen. —

„O Gott, hilf mir heim!“ — Sie legte das Bild auf des Professors runden Tisch, warf sich daneben auf die Knie und presste das weinende Gesicht gegen die Kante:

„Mein Gott — hilf mir heim — ich bin zer schlagen —“ das blieb ihr einziger Gedanke. Plötzlich befaß sie sich auf das wartende Kind, raffte sich auf und ging, wankenden Schrittes, zur Thür. Ehe sie hinaus ging, kehrte sie sich noch einmal um und streckte ihre gerungenen Hände gegen den Tisch hin: „Ich kann dir niemals vergeben!“

In ihrem eigenen Zimmer fand sie ihren kleinen Gast artig und beruhigt wieder am Fenster sitzen und in Ludwigs Bürgerlichem Gelehrbuche nach Wibern blättern, zum Zeitvertreib. „Fräulein, was steht dadrin ge-





Frühling. Nach dem Gemälde von Ch. Bohnberger.

druckt?" fragte das Stimmchen zutraulich, als Dörthe eintrat, und Dörthe nahm dem Kinde das Buch fort:

"Das ist nichts für dich; darin stehen keine Fabeln und Märchen," sagte sie. "Ich erlaube dir, daß du das Buch auf dem Herrn Doktor seinen Nachttisch trägst. Lege es neben den Leuchter, vor den Uhrkasten. — Und rühre weiter nichts an, verspricht du mir's? Es kommt manchmal ein großes Unglück davon."

"Ist von dem Bilde schon ein großes Unglück gekommen? Welt, schon nicht, Fräulein? Ganz gewiß thn' ich's nimmermehr. Welt, du bist mir noch ein bißel gut?"

"Ja, Sopperl."

"— und wenn ich wieder da bin, verzählst du mir halt doch noch g'schwind vom Schneeweißchen und Rosenrot, gelt? Ich weiß schon nimmer recht, wie's ausgeht."

Dörthe schloß die Augen und nickte verloren. Sterbenselend sein und Märchen erzählen! — Aber es mußte sein; sie mußte die Kleine das Bild vergessen machen. — Nun trug sie das Bürgerliche Gesetzbuch hinaus. — Es war alles vorbei — gut so! Sie hätte sich dafür todschlagen können, daß sie „gut so!“ dachte. — Nun hatte sie auch nichts mehr mit dem „zweiten Gesetze“ zu thun; dem in ihrer Brust. Sie wollte überhaupt nicht mehr denken.

Sopperl kletterte noch einmal auf Dörthens Knie, schmiegte sich zärtlich an, das weiche Fingergchen ängstlich in die Luft gestreckt, bat von neuem, mit den süßesten Worten, den zwiefachen Ungehorsam von heute früh und heute abend ab, und dann war das Kinderherz so glücklich wie zuvor, und das liebe Fräulein erzählte wirklich noch das Märchen von Schneeweißchen und Rosenrot und dem wunderschönen Prinzen, der, in einen grimmigen Bären verwandelt, nach Erlösung schmachtete.

Freilich; das Erzählen ging heute Abend nicht besonders glatt. Fräulein geriet immerfort ins Stoden, und Sopperl mußte einhelfen. Der Schluß kam gar nicht ordentlich aus, und es war nur ein Segen, daß mit einemmale der Bubi erschien, ohne Anreden, heiß gepfunnen, daß ihm die Perlen auf der Stirne standen, und in beiden

Händen einen mächtigen Buschen: Monatsrosen und Refeden zwischen Steinnellen, Glodenblumen und zitternden Hasenohrchen.

"Welt, der ist schön, Fräulein? Meinst wohl, die Köbierln und der Refeda das wächst am Berg? Ah, das is g'fesselt! Die Pardeller Mirzl hat sie mir gegeben, aus ihrem Gartl. Da hab' ich's mit meinen andern Blümeerln zusammengericht'et für dich, weil du so brav bist zum Sopperl. Die Mirzl ist dem Martl sein Schatz, weißt; gleich bei Sanct Cyprian ist sie mir und dem Martl begegnet, und der Martl hat mich heimg'schickt, weil's schon zu spät wär. Jetzt komm, Sopperl! Morgen hör' ich mit zu, wann d' erzählst, Fräulein, aber es muß von Rittern und Kanonen sein, gelt?"

"— — Ja, Bubi — von Rittern und Kanonen. Schläft wohl, und ich danke dir vielmal's für den schönen Buschen!"

Nun waren die Kinder fort, und es wurde Nacht, und die Gedanken kamen wieder. Die lassen sich nicht verschuchen. Nur der Tod macht sie still, der geistige und der leibliche. Allein das Sterben läßt sich auch nicht befehlen, wenn der Mensch sich nicht mit der Sünde zusammentut und Hand an das legt, was der Allmächtige ihm als Pfund anvertraut hat zum Wuchern damit — sein Leben. — Oder wenn dunkle Krankheitsdämonen sich auf den Geist werfen und ihn vernichten.

Dörthe jedoch war im Kerne gesund, und wenn die Nacht auch ewig währte und ihre Minuten zu Stunden auszog; wenn sie auch tausendmal mehr litt als je zuvor in ihrem Dasein — um ihren Verstand und ihr körperliches Leben litt sie sich nicht. Aber das Umherirren in der Wildnis von Distel und Dorn: Empörung, Scham und Schmerz, Demütigung und Sehnsucht nach Frieden und Verstehen, das ist Qual für ein tiefverwundetes Herz. — An den Künstler und sein werdendes Werk dachte sie nicht. Das gebieterische Ruß im menschlichen Schöpfergeiste Begnadeter kannte sie nicht. Halb Tier, halb Weib, unverfüllt preisgegeben, lag sie am Boden, dort auf dem unfestigen Papiere: das war Schändung. — Die edle Schönheit, zu der des Schaffensfreudigen Genius ihr Alltagsgesticht verflärt hatte, konnte ihr schlichter Durchschnitts-

verstand sich nicht klarmachen. — Schändung! — Entweihung!

Stundenlang zerrte ihre aufgeregte Seele die Begriffe 'Alt' und 'Neubell' hin und her und dachte mit Zittern und Grausen an das gemeine Raßbinderweib auf dem Planwagengaul in der Schwabinger Landstraße. Dies Weib war jetzt ihresgleichen geworden: das 'Neubell' zur 'Kämpfenden Centaurin'. Sie war auch ein 'Neubell'; auf dem Papiere hieß sie die 'Sterbende Centaurin', und, so wie jene, würde sie in weißem Gips auf der Drehscheibe unter dem Oberlichte und den Zugtüchern liegen. — Nacht — — Pferdehufe von

sich streckend —: ein Halbtier. — — Und das hieß Dörthe Fersbek! — — —

Alt' das Fürchterliche ward zu mächtig. — Sie sprang aus dem Bette; tastete nach ihrem Wittermantel, hüllte sich hinein und trat in die weichen Filzpantöffelchen. So schlich sie mit bebenden Knien lautlos treppauf in den ersten Stock. — Nur ein trübes Öllämpchen brannte an der Treppenwindung, sonst alles dämmerig und totenstill. Kleider und Schuhe der heimgekehrten Touristen und der Neugekommenen auf den herausgestellten Stühlen und daneben, von Thür zu Thür. — —

(Schluß folgt.)



## Ständchen.

von Hugo Salus.

Ich hab' die ganze Frühlingsnacht  
Vor meines Liebchens Haus gewacht,  
Der Himmel war voll Sternenglanz,  
Mein Herz war eingesponnen ganz  
In Sehnsucht und in Liebe,  
In Sehnsucht und in Liebe.

Wollt' mir das Herz fast aus der Brust,  
Hab's immer halten nur gemusst.  
So sehnt es sich: das heisst auch was,  
Crennt einen nur ein Fensterglas  
Von seiner süßen Liebe,  
Von seiner süßen Liebe!

Nun steht die Sonne schon im Gag,  
Doch, wie sie immer strahlen mag,  
Ich seh' am Himmel, nah und fern,  
Noch neben ihr die tausend Stern',  
Die Sternlein meiner Liebe,  
Die Sternlein meiner Liebe.

So wach doch auf, du Schläferin!  
Lockt's dich denn nicht zum Fenster hin?  
Wie Sonn' und Stern am Himmel stehn,  
Mit Wunderaugen anzusehn  
Und mich und meine Liebe?  
Und mich und meine Liebe . . .





## Exotische Schmetterlinge.

Eine Plauderei von  
Professor Dr. W. Marshall in Leipzig.

Mit siebzehn Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Abb. 1. *Charaxes jasius* ♂, *Deloipea pulchella* ♀ und *Toinopalpus imperialis* ♂.

**K**eine Schmetterlingsart erregt beim Menschen Widerwillen und Abscheu.

Es ist der Flug, „die Poesie der Bewegung“, wie man ihn wohl genannt hat, und es sind die Flügel, die uns Menschen ein fliegendes Tier immer angenehmer als ein an der Erdscholle haftendes, kriechendes erscheinen lassen. Bei vielen Schmetterlingen kommt zu der leichten Beweglichkeit der Flügel noch ihre bunte Pracht und ihr schimmernder Glanz, hervorgebracht durch den köstlichen Staub der Schuppen, Lieblingsgegenstände der Betrachtung und Bewunderung der Väter der Mikroskopie, eines Leuvenhoeck, eines Ledermüller, und wie sie alle heißen mögen, in ihren „Gemüths- und Augenergötzungen“. Vergleiche der harmlosen, bunten Schmetterlinge mit den harmlosen, bunten Blumen liegen nahe und sind wiederholt gemacht worden:

Als der Wind sich erhob, da flog, zerblättert die Blume,  
Aber der Schmetterling setzt' in dem Laube sich fest. (Hfsland.)

Aber nicht bei allen Schmetterlingsformen ist das Schuppenkleid der Flügel vollständig, es gibt ihrer genug, bei denen sie stellenweise in größerem oder geringerem Umfange fehlen, z. B. bei dem prächtigen *Leptocircus Curius* (Abb. 8, obere Figur), einem 3,2 cm klasteren Tagfalter von den Sundainseln, dessen Hinterflügel einschließlicly des Schwanzes über 5 cm lang sind. In anderen Fällen liegen die Schuppen nur in einer zarten Lage, wie hingehaucht auf den Flügeln, so daß diese durchscheinend sind, wie bei den merkwürdigen *Pierella Dracontis* (Abb. 12) aus Guyana und vom unteren Teile des Amazonasenthals.

Da es aber keinen Zufall gibt, so müssen auch die Farben der



Abb. 2. *Euehromia letho* ♂ Afrika.

Schmetterlinge in ihrer großen Mannigfaltigkeit ihre Bedeutung haben. Wir sind nicht verlegen um Erklärungen des Wesens der Farben bei den Schmetterlingen, wir haben deren sogar einige, verschiedenen Umständen und Verhältnissen entsprechend verschiedene, es kann sich dabei wirklich um Tuz und Schmuck handeln, aber auch um Schutz und zwar um Schutz in sehr verschiedenem Sinne.

Wo Schmuckfarben vorkommen, sind sie in der Regel auf die beiden Geschlechter sehr ungleich verteilt, und mit nur sehr wenig Ausnahmen sind die Männchen die schönsten, wenn auch meist die kleineren. Ein prächtiges Beispiel finden wir in dieser Beziehung bei der *Schoenbergia paradisica* aus dem Zimistergebirge in Neu Guinea. Das Männchen (Abb. 4, in der Mitte links) klappt nur 123 mm, ist auf den Vorderflügeln wundervoll tief-sammetschwarz mit herrlich smaragdgrünen, bei gewisser Beleuchtung hellgoldigorange-schimmernden Längsbänder geziert, während seine Hinterflügel stark verkleinerten, in der unteren Ecke in ein felfames

Schwänzchen ausgezogenen Unterflügel eine ebenso grüne Grundfarbe und eine schwarze Längsbänder aufweisen. Der Körper ist gleichfalls hauptsächlich grün. Das Weibchen (Abb. 4, oben) klappt 168 mm, seine Vorderflügel haben gleichfalls eine, aber umfangreichere sammetschwarze Grundfarbe mit größeren und kleineren weißen, teilweise wieder schwärzlich überhäuteten Flecken. Die ungeschwänzten Hinterflügel sind auf der inneren Hälfte und entlang dem Außenrande schwarz und haben dazwischen eine hauptsächlich goldgelbe, breite Binde. Der allgemeine Typus der Färbung des Weibchens von *Schoenbergia paradisica* ist

unter den das kontinentale Indien, die Sunda-Inseln und die Molukken bewohnenden Arten einer Gruppe der großen, nahe verwandten Gattung der Segelfalter und Schwalbenschwänzen (*Papilio*) weit verbreitet, wie z. B. auch das Weibchen von *Papilio Aechates* (Abb. 8 links) beweist. Dieser Falter ist eine der weiblichen Formen des über ein großes indisch-molukkesches Gebiet in verschiedenen Rassen verbreiteten *Papilio Memnon*, der in gewissen Gegenden zwei Formen von Weibern haben kann, geschwänztes und ungeschwänztes. Dieses ungeschwänztes Weibchen (ich bin nicht ganz sicher, ob es wirklich

zur *Memnon*-gruppe gehört, da ich kein Vergleichsmaterial habe) klappt 130 mm.

In anderen Fällen sehen wir, daß beide Geschlechter gleich bunt, und oft sehr bunt gefärbt sind. So ist es z. B. in der Familie der *Värens*-Schmetterlinge (*Cheloniidae*), zu denen die Blutsdrüpfchen, Widderchen, Fähnchen oder Zygänen und die eigentlichen *Vären* oder *Artien* gehören, von denen auch bei uns eine ganze Reihe von Arten vorkommen und

die sich durch folgende Punkte auszeichnen: lebhaft bis sehr lebhaft Farben, Tagleben, im Sonnenschein fliegend oder auf Blumen sitzend, obwohl ihre nächsten Verwandten ausgesprochene Nachtschmetterlinge (wie z. B. der Weidenbohrer) sind, sehr langsamer meist schnurrender Flug. Man sollte nach alle dem meinen, die Tiere müßten insektenfressenden Vögeln massenhaft zum Opfer fallen; gleichwohl ist das nicht der Fall. Diese Schmetterlinge haben nämlich einen sehr unangenehmen, scharfen Geschmack, der einigermaßen an den im höchsten Maße ranziger Butter erinnert



Abb. 3. *Anaea Panaristo* ♀. Hinterseite.



Abb. 4. *Schoenbergia paradisa*, oben Weibchen, links Männchen; rechts unten *Anax Panaristo*.

und ganz gewiß die Tiere für insektenfressende Geschöpfe ungenießbar und widerlich machen wird. Daher werden sie von ihnen verschont oder verschmäht, und können sich den Luxus eines durchaus öffentlichen Lebens, buntester Färbung und lang-

samsten Fluges gestatten, ohne um unangenehme Folgen deshalb besorgt zu sein. Zu diesen Insekten, und zwar zu den Bärenspinnern, gehört die ostafrikanische, 6,5 cm klasternde *Xanthospiloptoryx superba* (Abb. 10), eine nahe Verwandte unserer Spa-

nischen Fahne (*Callimorpha Hera*) und unseres Jungfernbärs (*Callimorpha dominula*). Zu den Jugaceen, und spezieller noch zu der Gruppe des bei uns einheimischen Weißstechs oder Siebenbrüders (*Synthonis plegaea*) sind die 5 cm klasternde, dem tropischen Afrika angehörige *Euchromia Letho* (Abb. 2) und die wunderschöne *Belemnia tricolor* (Abb. 17) zu rechnen, die bloß 3,5 cm spannt und im heißen Südamerika lebt. Derartige, mit solchen weiteren Eigenschaften, süßem Geschmack, Geruch u. s. w. verbundene Farben faßt man zusammen unter dem Namen „Schreck-, Warn- oder Giftfarben“, an denen in diesen Fällen insektenfressende Tiere sofort erkennen, wie sie mit diesen Insekten daran sind, und sie in Ruhe und Frieden lassen. Noch ein Punkt erscheint hier bemerkenswert, daß nämlich bei mit solchen Giftfarben angestatteten Schmetterlingen die Ober- und Unterseite der beiden Flügelpaare gleich gefärbt sind, höchstens, daß die letztere etwas matter ist. Das verhält sich bei anderen bunten und unter Umständen sehr auffallenden Schmetterlingen ganz anders, und hier haben sich höchst interessante Verhältnisse herausgebildet, indem nämlich sozusagen ein Wettbewerbs zwischen zwei verschiedenen Arten von Fär-

bungen aufgetreten ist, die sich in ihrer Bedeutung und in dem Umfange ihrer Entwicklung eines Schmetterlings die Wage halten. Ein Schmetterling, wenn er sitzt und ruht, ist den meisten Gefahren seitens seiner Feinde unangesehen, und in diesem Zustande würden ihn seine Schmindefarben bald ins Verderben stürzen. Aber Mutter Natur hat Vorkehrungen getroffen, daß gerade dann, wenn ein Schmetterling ruht, jene bunten, Farben nicht gesehen und von andern schützenden, der Färbung der Umgebung, in der die Ruhe stattfindet, gleichenden verdeckt werden. Die Verteilung der Farben in dieser Beziehung richtet sich nach der Art und Weise, wie beim Ruhen die Flügel gehalten und getragen werden, die bekanntlich bei den verschiedenen Schmetterlingsgruppen oder Familien durchaus nicht gleich sind. Alle Tagfalter, mit Ausnahme der sogenannten Dickköpfe, klappen die beiden Flügelpaare nach oben und legen ihre Oberseiten dicht aneinander, sodaß nur die Unterseiten zu sehen sind, und jene haben die Schminde- und diese die Schutzfärbung. Verblüffende Beispiele zeigt uns da eine Reihe ostindisch-australischer und tropisch-amerikanischer Falter aus den Gattungen *Kallima* und *Anaea*, die beide zu derselben großen,



Abb. 5. *Armondia Thoitina* J.

etwa 1600 Arten umfassenden Familie der Nymphaliden, wie die Perlmuttervögel, Distel- und Schillerfalter u. s. w. gehören. Wallace erzählt uns, daß es ihm anfänglich auf Sumatra nicht gelingen wollte, ein Exemplar von *Kallima paralaeta* zu fangen, obwohl der häufige, oben recht bunte Schmetterling etwa 7 cm klästert und im Fliegen sehr auffällt. Er slog eine kurze Strecke, suchte dann einen Schlupfwinkel in einem Busch oder Strauch mit dünnen Blättern und war und blieb verschwunden wie weggeblasen, bis er dem großen Naturforscher plötzlich wieder vor der Nase anflog. Der Schmetterling gleicht nämlich, wenn er sitzt, durch die Färbung der Unterseite seiner aufgeklappten Flügel in wunderbarer Art einem alten dünnen Blatte.

Kaß genau so verhält es sich bei der *Anaea Panaristo*, die

Abb. 6. *Papilio telegonus* ♂ und *Ornithoptera brookeana* ♂.

Tausende von Meilen westlich von Smaragdmühen von Murzo in Columbien wohnt. Der Schmetterling kauft 8,5 cm, ist auf der Oberseite (Abb. 4, unten rechts) wunderschön sammetartig dunkelblau bis auf die vordere Hälfte der Unterflügel, die hellodergelb ist. Die Unterseite beider Flügel ist mattgelblichgrau mit einer der Blattnervatur entsprechenden, dunkleren Zeichnung, die individuell verschieden ist (Abb. 3). Es ist merkwürdig, wie die Arten von zwei, doch so weit auseinander vorkommenden Faltergattungen durch Anpassung an fast ähnliche Verhältnisse, sich gleichen können. An einen ursprünglichen, auf Verwandtschaft beruhenden Zu-

sammenhang dieser Erscheinung darf wohl kaum gedacht werden.

Sehr bemerkenswert ist auch die Unterseite der Brasilien und Centralamerika bewohnenden Arten der Familien der Morphiden, z. B. des oben dunkelbraungrauen und blauen *Caligo euryclohus* (Abb. 13), der 13 cm kauft und bei dem die Seitenränder jedes Ober- und Unterflügels zusammen 14 cm lang sind. Diese Schmetterlinge sind wohl diejenigen Insekten, bei denen die Fläche der Flügel im Verhältnis zur Länge und dem Umfange des Körpers am bedeutendsten ist. Die Angehörigen der Gattung *Caligo* haben einen langsam rudernden Flug und sind insoweit Dämmerungstiere, als sie sich



nahe dem unbestimmt beleuchteten und stark beschatteten Boden der Urwälder aufhalten. Man hat wohl darauf aufmerksam gemacht, daß ein solcher Falter, wenn er mit den beiden halb angerichteten Flügelpaaren und, wie es der Fall sein soll, mit etwas nach hinten über die Oberfläche der Hinterflügel weggezogenen Vorderflügeln ruht, dem Kopfe einer großhäufigen Gule oder eines eben solchen kleinen Raubfängertieres gleicht, weshalb er Angriffen seitens insektenfressender Vögel nicht ausgesetzt sei. Ich will die Richtigkeit dieser Ansicht nicht in

Abrede stellen, denn ich habe nicht die geringste Erfahrung in dieser Sache, aber bevor mir nicht einwandsfreie Beobachtungen und Experimente bekannt geworden sind, will ich ihr doch auch das Wort nicht reden. Wir sind in den meisten Fällen, wenn es sich um ausländische Formen handelt, über die Bedeutung der oft so seltsamen Zeichnungen der Schmetterlinge und ihrer Modifikation gar nicht unterrichtet und können nur mutmaßen. So unter anderen bei den Angehörigen der für die tropisch-amerikanischen Gegenden sehr charakteristischen, mit unseren Sommeranten,



Abb. 7. *Drurya Antimachus* ♂ (Africa).

Abb. 8. *Papilio Achates* ♂ und *Leptocircus Curius* ♂.

Tagpfauenaugen, Eisvögeln und Schillerfaltern verwandten Gattung *Catagramma* (z. B. die 5,5 cm kletternde Art *Hesperis*, Abb. 11, rechts oben von der Unter- und in der Mitte von der Oberseite), auf deutsch die „Beschriebenen“. Von dieser Gattung sind gegen 50 Arten bekannt, und bei allen ist die Unterseite der Hinterflügel in einer sehr charakteristischen, im ganzen sich immer wieder ähnelnden, aber doch für jede Art besonderen Weise „beschrieben“. Beim Sitzen klappen sie jedenfalls die Flügel nach oben zusammen und ziehen die Oberflügel dergestalt nach hinten, daß man von den ganzen Flügeln nichts als die Unterseite der Unterflügel sieht und deren Färbungen nun wohl denjenigen der Fläche, auf welchen die Falter am häufigsten zu ruhen pflegen, etwa

kleinen, fenchten, von der Sonne scharf beleuchteten, kräftige Schatten zwischen sich nehmenden Bachrieseln, gleichen werden. Die zur afrikanischen Weißlingsgattung *Delias* gehörige Art *Dorimene* (Abb. 9, oben von unten, unten von oben) sucht sich vielleicht gelbe Blüten als Anheftellen.

Nach diesen Bemerkungen allgemeineren Inhalts, möge noch einiges auf die einzelnen in den Abbildungen dargestellten Gattungen und Arten Bezughabende folgen, soweit die Sache nicht in dem Vorhergehenden bereits erledigt ist.

Wir beginnen mit den Tagfaltern. Den Adel unter diesen bilden entschieden die schwalbenschwanz- und segelfalterartigen Papilioniden, die Vater Linné schon die *Equites*, die „Ritter“ nannte, und

Abb. 9. *Delias Dorimensis* ♂ (Ober- und Unterseite).

unter diesen Rittern sind die Großmeister die „Vogelflüger“ oder Crnithopteren, zu denen auch jene herrliche *Schoonbergia* gehört. Die echten Crnithopteren (Gattung *Ornithoptera*) haben sehr große, seitlich stark verlängerte Vorder- und verhältnismäßig kleine ungeschwänzte Hinterflügel und bewohnen Hinterindien, die Sundainseln, die Molukken, die Philippinen und die Papuainseln bis auf Neuguinea. Eine abweichende Art, die wir gleich kennen lernen werden, wird in Westafrika gefunden. Die Arten dieser Gattung scheinen meist in ihrem Vorkommen sehr beschränkt zu sein, aber an den richtigen Stellen zahlreich aufzutreten. Der Schmetterlingsforscher Seib meint, viele, die jetzt noch für große Seltenheiten gelten und bei Sammlern und Händlern sehr hoch im Preise stehen, würden schon noch billig werden, wenn man ihre wahren Heimatgebiete aufgefunden hätte. So war es in der That mit der herrlichen *Ornithoptera brookeana*, für die (in einem schlechten Exemplare) dem berühmten verstorbenen Schmetterlingsforscher und Schmetterlingsforscher Staudinger in Dresden im Jahre 1880 hundert Thaler geboten wurden, und von der jetzt ein tadelloses Exemplar zehn Mark kostet. Wallace entdeckte diesen herrlichen Schmetterling auf Borneo. Der Schmetterling klettert bis 17 cm und ist, wie die Abbildung (Abb. 6, rechts),

saumel schwarz mit wundervoller, glänzender smaragdgrüner Zeichnung, die bei richtig einfallendem Sonnenlichte purpur und blau schimmert. Sehr bemerkenswert ist der karminrote Halskragen. Wallace nannte diese Crnithoptera nach dem abenteuerlichen Sir James Brooke, dem Radja von Sarawak auf Borneo.

Diesjenige Papilionidenform, welche den Crnithopteren am nächsten steht, ist die bis 22,6 cm kletternde *Drurya Antimachus* (Abb. 7) vom tropischen Westafrika, der Schmetterling mit der größten Spannweite, der schon um 1784 von dem Engländer Drury abgebildet worden war, dann aber völlig verscholl und mehr als 100 Jahre später wieder aufgefunden wurde und zwar an der westafrikanischen Küste, der Insel Fernando Po gegenüber. Seine Hinterflügel klettert an der breitesten Stelle nur 11 cm, daher seine Oberflügel einen wundervollen „kühnen“ Schnitt erhalten. Höchstwahrscheinlich ist dieser Falter ein Flieger ersten Ranges. Er kostet zur Zeit im Handel 60 Mark.

Einen echten *Papilio* und zwar eine Varietät des *Ulysses* (*Papilio Ulysses* var. *Telegonus*) zeigt uns Abb. 6 neben der *Ornithoptera brookeana*. Die Stammrasse und die Varietät sind in ihrer Heimat keine Seltenheiten, jene bewohnt Ceram und Amboina und wird auf Batjan und Halmahera durch den 10 cm kletternden *Telegonus* ersetzt, welchen

Abb. 10. *Xanthoploptoryx superba* ♂.

die Franzosen l'Ulysse avec des larmes „den bethränkten Ulysses“ nennen, wegen der blauen Längstropfen, die auf der schwarzen Außenbinde der Hinterflügel stehen. Andere Rassen derselben schönen Art werden auf Neuguinea, Neufalebonen und im nordwestlichen Australien gefunden. Der Neuen Welt und zwar Venezuela gehört der schöne *Papilio childrenae* (Abb. 11, oben links) an, der 10 cm klaffert und auf dem Unterleib im männlichen Geschlechte fast ganz schwarz ist,

Außer der hier abgebildeten *Thaitina* (Abb. 5) auch noch eine zweite Art *Lidderdalei* umfasst, ist eine der vielen, schönen und besonders wichtigen Entdeckungen, die im Jahre 1874 von dem französischen Missionar Armand David in den Hochlanden des innersten Chinas in der Provinz Maupin gemacht wurden. Die Gattung heißt auch nach dem Vornamen ihres Entdeckers.

Das Vaterland des grünen *Teinopalpus*

Abb. 11. *Papilio childrenae* ♂.*Catagramma Hesperis* ♂.  
(Ober- und Unterseite.)*Amantia Amalthea* ♂.*Eunicea enerulea* ♂.

bis auf eine Reihe von sechs rosenroten, an Größe von hinten nach vorn abnehmende Flecken, entlang der hinteren Hälfte des Außenraudes der Hinterflügel. Eine sehr merkwürdige *Papilioform* ist *Armandia Thaitina*, die eine gewisse Ähnlichkeit mit unserem Schwalbenschwanz und Segelfalter einer- und dem südeuropäischen Esterlnzeifalter andererseits hat, aber gleichwohl mit diesen nur ziemlich entfernt verwandt ist; der blaue Ulysses ist dem Schwalbenschwanz näher verwandt. Die Gattung *Armandia*, die zwei

*imperialis* (Fig. 1 rechts) ist die östliche Hälfte des Himalaya, wo er besonders bei Dardscherling in einer Höhe von 2000—3000 m in Nadelwäldungen fliegt und zwar so hoch, daß er außerordentlich schwer zu fangen sein soll. Er ist, abgesehen von der Bildung gewisser Stücke seiner Mundteile, schon durch seine ganz ungewöhnliche Färbung eine stark abweichende Form der *Papilioniden*.

Die merkwürdige *Pierella dracontis*, von der bereits die Rede war (Abb. 12), gehört zu einer in Südamerika lebenden, zwölf

Arten umfassenden Gattung, die von Mexiko bis Südbrasilien vertreten ist, ihren Schwerpunkt aber im Amazonenthale hat. Sie selbst findet sich in Guayana und am unteren Amazonenstrom, klettert bis 5,5 cm, und der Flächeninhalt ihrer Unterflügel ist größer als der der Oberflügel, eine bei Schmetterlingen nicht gerade häufige Erscheinung. Die nächsten Verwandten dieser Tiere bei uns sind die sogenannten Sand- und Eshenaugen oder die Satyriden.

Wir kommen jetzt zu den Angehörigen der großen Familie der Nymphaliden, von denen wir einige Gattungen, die Katagrammen, die Kallimen und die Anaen bereits kennen lernten. Da wäre zunächst die 4 cm kletternde *Amartia amalthea* (Abb. 11, unten links), eine der vier Arten ihrer Gattung, die trotz der wenigen Arten im ganzen tropischen Südamerika südwärts bis St. Katharina und auch auf den Antillen vorkommt. Unser Dittelfalter ist ein Verwandter dieser Art. Artenreicher ist die Gattung *Eunica* (Abb. 11, unten rechts: *Eunica caerulea*), die in etwa 60 Arten von Paraguay bis Mexiko ganz Südamerika einschließ-

lich der Antillen bewohnt, ja sogar noch in den Südstaaten Nordamerikas vertreten ist.

Keine einzige Art der bis jetzt von uns betrachteten Falter hat als lebender Organismus nähere Beziehungen zu Europa, nur von der Gattung *Papilio* gibt es einige Vertreter auch in Europa, sogar in Deutschland. Bei der Form, die ich jetzt den verehrten Lesern vorführe, verhält sich das aber anders, denn sie gehört zwar zu einer tropischen Gattung und ist selbst wesentlich ein Kind der warmen Länder, greift aber in ihrem Vorkommen auf unseren Kontinent über. Es ist der „Jafon“ (*Charaxes jasius*, Abb. 1, links), wie ihn die alten Entomologen nannten. Die Gattung bewohnt hauptsächlich Afrika, ist aber von hier ostwärts bis auf die Sundainseln und nordwärts bis auf die Art *Jasius* bis Dalmatien, Florenz und an die Riviera vorgebracht und findet sich in allen Gebieten um das Mittelmeer, südwärts bis tief nach Afrika hinein. Der Schmetterling sieht auf den ersten Anblick aus wie eine Seglerform, und *Linnae*, verführt durch die Schwänzchen der Hinterflügel, hielt ihn auch

dafür, er ist aber doch ein naher Verwandter unserer Schillerfalter, mit denen er auch die Liebhaberei teilt, sich auf Exementen niederzulassen. Seine Größe ist ziemlich schwankend — 7,8 bis 9 cm.

Auch die südamerikanische Gattung *Adelpha* ist unseren Schillerfaltern nahe verwandt, obwohl ihre etwa 70 Arten in der allgemeinen Gestalt und in der Färbung sehr verschieden von ihm sind. Die Tiere sind vertreten von Mexiko bis Südbrasilien und gleichen auch darin den Schillerfaltern, daß sie durchaus Waldbewohner sind, rasch und geschult fliegen, gern an den Rändern von Büschen und an feuchten Stellen sich niederlassen, um zu saufen



Abb. 12. *Pierella Dracontis* ♂.

Abb. 13. *Caligo eurylochus* ♂

und, wenn sie gestört werden, mit erstaunlicher Geschwindigkeit bis in die höchsten Baumwipfel aufsteigen. Sehr reich an Arten sind die Stabhänge der Cordilleren. Vom oberen Amazonenstrom und seinen Nebenflüssen erhielt Staudinger allein deren 26. Die hier abgebildete *Adolpha Lara* (Abb. 16) klappt 6 cm und lebt in Venezuela und Kolumbien.

*Necyria manco* (Abb. 14, unten links) gehört zu einer anderen Familie der Tagfalter, zu den Eryciniden, die in etwa 60 Gattungen und 600 Arten auf Amerika beschränkt sind, hier aber von New York bis Südbrasilien vorkommen. Einige bewohnen auch die westindischen Inseln, die meisten werden aber in feuchten, heißen Wäldern des Amazonenthales gefunden. Die Gattung

*Necyria* selbst, deren Name durch eine Umstellung der Buchstaben des Wortes *Erycina* entstanden und von Westwood fabriziert wurde, umfasst etwa 16 Arten, die in den Gebirgen des westlichen Südamerikas und Centralamerikas wohnen. Die Weibchen sind außerordentlich selten, wahrscheinlich wird ihre Lebensweise von der der Männchen sehr abweichen und eine versteckte sein. Die Männchen besitzen auf der Unterseite prachtvoll schillernde, grüne schmale Binden oder haben Reihen von Tropfen, wie die 4,2 cm klasterte abgebildete Art.

Zu den *Eryciniden* gehört auch der wunderschöne 3,5 cm spannende *Ancyluris meli-*

Südbrasilien bis Mexiko, unser *Periander* im besonderen ist weit verbreitet und bekannt in Venezuela, Kolumbien, dem oberen Amazonenthal und Südperu, aber auch in Cayenne.

Es bleiben nun noch zwei hier abgebildete Nachschmetterlinge zur kurzen Betrachtung übrig, ein neu- und ein altweltlicher. Die neuweltliche Form (*Castinia diva*, Fig. 15 rechts) gehört zu der etwa sieben Gattungen und 63 Arten umfassenden Familie der *Castiniiden*, die in mehr als einer Beziehung merkwürdig ist, nämlich durch ihr Ausheres, ihre Verbreitung und ihre Lebensweise. Diese Tiere erinnern sehr an Tagfalter, sie fliegen



Abb. 14. *Necyria manco* ♂ und *Ancyluris melibaeus* ♂. Unterseite.

*baeus* (Fig. 14, oben), dessen Gattung im nördlichen tropischen Amerika bis Mexiko, hoch oben in den tiefeingeschnittenen Tälern der Nordkordillerente von Kolumbien und Peru und am oberen Amazonenstrom in 22 Arten vorhanden ist. Ein der nämlichen Familie angehöriger Schmetterling ist *Diorrhina Periander* (Fig. 15, links), ein ebenso schöner Falter wie der vorige, der im männlichen Geschlechte etwa 4 cm, im weiblichen etwas weniger klastert. Die Mitglieder dieser Gattung haben stumpfe, breite Schwänzchen an den Hinterflügeln, die bei den Weibchen stärker ausgeprägt sind. Die *Diorrhinen*, es sind ihrer sechs Arten etwa, finden sich zerstreut in

am Tage, haben große, breite und lebhaft gefärbte Flügel und lange, vor der dünnen Endspitze fleutig verdickte Fühler. Sie leben aber als Raupen ähnlich wie die Glasflügler und Weidenbohrer, d. h. im Innern von Pflanzenteilen und zwar in Erbsideenknollen. Vier Gattungen dieser Familie mit zwölf Arten bewohnen Australien, Neuguinea und die Papuainseln, die Winterzahl der Gattungen (3), die große Mehrzahl der Arten (51) ist indessen tropisch amerikanisch, wie unsere 7 cm spannende, brasilianische *diva*.

Von besonderem Interesse ist für uns, weniger als Naturforscher, aber mehr als Europäer die zweite, noch zu besprechende

Abb. 15. *Diorrhina Perlander* ♂ und *Castinia diva* ♂.

Art der Nachtschmetterlinge, die kleine *Deiopeia pulchella* (Abb. 1 oben in der Mitte). Dieses schwache Geschöpfchen hat eine merkwürdig weite Verbreitung: es findet sich in dem größten Teil von Europa stellenweise und meist vereinzelt, in manchen Jahren viel häufiger als in anderen. Ferner bewohnt es ganz Afrika, wenigstens das kontinentale, Vorder- und Hinterindien bis China und die ganze indisch-australische Inselwelt von Sumatra bis Australien. Nach Seitz ist der Schmetterling auf Ceylon häufig, aber kleiner als in Europa und bei Sydney ebenso häufig, aber noch kleiner. *Deiopeia pulchella* gehört zu den Bärenspinnern und ist eins von den seltenen Beispielen, wo Raupe und Puppe wesentlich gleich gefärbt sind, in diesem Falle auf knochenweißem Grunde rot und schwarz punktiert. Goethe meint in seiner Farbenlehre, die Raupen zeigten oft die schönsten, spezifizierten Farben, die auf die künftigen Farben der Schmetterlinge deuten sollten. Das ist nicht richtig, ich kenne unter unseren Schmetterlingen eigentlich nur zwei Arten,

bei denen das deutlich der Fall ist, nämlich diese *Deiopeia* und den Stachelbeerspanner; vielleicht könnte jemand auf die schwarze Unterseite des Falters des Tagpfauenauges hinweisen. Ein Hinweis auf grüne Raupen und grüne Schmetterlinge aus den Gruppen der Eulen, Spanner und Widler, sowie auf die grauen Saat- und Erdraupen und ihre Imagines wäre hingegen nicht recht zulässig, denn in diesen Fällen handelt es sich um selbständige, Schutz gewährende Anpassungen der beiden

Abb. 16. *Adolpha Lara* ♂.



Entwicklungsformen der gleichen Insektenarten an dieselben äußeren Umstände. Im übrigen denke man an die Farben der Raupen und Falter unserer Weißlinge, Bläulinge, Bärenspinner, Abend Schwärmer,

Metalleulchen, Ordensbänder und hundert anderer Formen.

Was Goethe meint, sind eigentlich gerade die Ausnahmen, und sie sind nicht ganz leicht zu erklären.

Abb. 17. *Belomina tricolor* ♂

## Des Glückes eingedenk.

Von

Ernst Muellenbach †.

Im stillsten Teil des Parkes steht geneigt,  
Von Buchenlaub beschattet, eine Bank;  
Moos deckt die Säulen, und der Epheu steigt  
An ihr empor mit klammerndem Gerank.  
Dort, wenn das Abendrot den Wipfel säumt,  
Wo der Pirol sein kunstvoll Nest gebaut,  
Lehnt auf dem Steinsitz still ein Mann und träumt,  
Sein Kleid ist schlicht, sein dünnes Haar ergraut.

Erlöschen fast ist seines Namens Spur,  
Eh' seines Lebens Spur verwischt der Cod.  
Ein Künstler war er von den kleinen nur,  
Und seine Kunst ging lebenslang nach Brot.  
Zu schwach zum Meister und zum Virtuosen  
Zu ehrlich, blieb er Fronknecht von Beruf;  
Doch übergoldet ward sein graues Los  
Vom Glück des Heims, das er den Seinen schuf.

Wohl zuckt' es kalt und schneidend durch sein Herz,  
Wenn Protzenstolz vor ihm die Backen blies,  
Wenn man des dreisten Pluschers klingelnd Erz  
Als echtes Künstlergold ihm lärmend pries.  
Doch wenn er spät, vom Stundengeben matt,  
Heimkam, wenn dann sein Weib mit leisem Schritt  
Ihn führte vor der Kinder Lagerstatt,  
Dann war verschmerzt, was er tagsüber litt.

Lang ist's vorbei. Des Hauses Mutter starb,  
Das junge Volk ward flügg' und flog hinaus,  
Wo es in Ehren sich sein Brot erwarb;  
Und nicht vergassen sie das Vaterhaus.  
Von ihren Gaben lebt der Alte jetzt,  
Ein Invalid, doch frisch noch und gelenk;  
Und fragt ihr ihn: „Wie lebt Ihr?“ Dann versetzt  
Er lächelnd leis: „Des Glückes eingedenk!“

Und jeden schönen Abend sonnenlang  
Kommt er zum Park und sitzt auf seiner Bank.  
Die Vögel kennen längst des Greisen Gang  
Und singen sorglos ihren Abenddank.  
O, stört ihn nicht, der schon am Ausgangsthor  
Des Lebens Bestes einmal noch durchlebt!  
Lassst still ihn lauschen dem Erinnerungsthor,  
Der um sein Haupt in Silbertönen schwebt!

Auf dieser Bank — nun sind es vierzig Jahr —  
Hat er mit seiner Braut den Ring getauscht;  
Auf dieser Bank traf sich das junge Paar,  
Im Abendglanz, wenn fern die Welt verrauscht;  
Und später dann, an manchem Feiertag,  
Wie haben sie, der Werktagsnot entrückt,  
Auf dieser Bank an Grün und Finkenschlag,  
An ihrer Kinder Jubel sich entzündt!

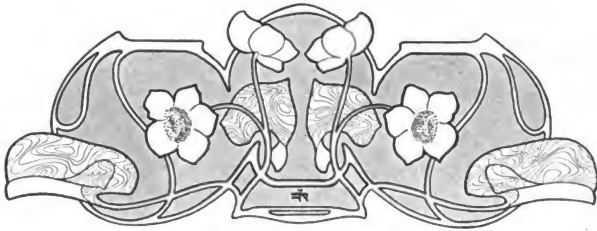
Auf dieser Bank — der Sommer war dahin,  
Mit bunten Blättern Sitz und Weg bestreut,  
Hat sie zuletzt noch mit zufried'nem Sinn  
Rückschauend ihres Glückes sich geseut.  
Dann eines Tags — vom Wintersturm umweht,  
Kam er allein; er brach ein Epheureis  
Und sprach, andächtig fast, wie ein Gebet:  
„Des Glückes eingedenk!“ und lächelt' leis.

O, stört ihn nicht! Verehrt des Greisen Traum,  
Geht still vorüber — hier ist heil'ges Land!  
Kein Wanderer rühre seines Kleides Saum,  
Bis jener Wanderer naht, den Gott gesandt!  
Der mag, wenn seine Schale niedersank,  
Mit sanftem Kuss des Alten Stirne weihn,  
Und lächelnd leis wird er auf seiner Bank,  
Des Glückes eingedenk, entschlafen sein.





Franz Liszt. Büste von Max Klinger.  
(Aus dem Werke „Ars Nova“, Verlag von Max Herzog & Co. in Wien.)



## Der neue Tag.

Eine Geschichte von  
**Hermine Villinger.**

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Vater Klein bekam vor Kummer über den Sohn graue Haare, und die arme Mutter Klein fiel zusammen wie ein Häufchen Elend.

Markus mußte den ganzen Tag an der Hobelbank stehen, und schließlich ließ ihn der Vater nicht mehr zum Haus hinaus.

Und eines Tages kam Mariete wie eine Verzweifelte in die Schule gelaufen; sie hatte zwei Tage gefehlt; nun erschien ihr Gesicht an der Klassenthüre, blaß, verweint, die Haare zerzaust.

Frau Beneditta eilte auf den Gang hinaus, und Mariete teilte ihr unter ersticktem Schluchzen mit:

„Der Markus ist fort; er hat die fertigen Särg seines Vaters alle mit bunten Blumen bemalt, da hat seine Mutter gesagt: ‚jetzt schlägt er dich tot!‘ — und morgens war der Markus fort. Ich hab ihn gesucht — ich war im Wald und weit draußen über Feld — ach Gott, er kommt gewiß nimmer heim — Mariete, hat er noch vor ein paar Tagen gesagt, ‚schau, wenn die Mutter nit wär und du — ich wär schon lang auf und davon — ich hab in einem Buch von einem großen Maler gelesen und so einer muß ich werden — wenn ich morgens aufwach, möcht ich alles zusamme schlage, weil wieder ein Tag ’rum ist und ich als noch hoble muß.‘“

Mariete schlang beide Arme um Frau Benedittas Hals:

„Jetzt hab ich niemand mehr als dich — gelt, du laufft mir nit auch davon?“

„Wenn nur du mir nicht davon läufft,“ meinte Frau Beneditta, „und wieder mein frohes Mariete wirft.“

Die Kleine seufzte. „Das weiß ich noch nit, aber Mutter Klein hat mir ein Bündle geschenkt, das heißt Ami und ist so lustig.“

5.

Maria hatte ihre erste heilige Kommunion gemacht; sie war jetzt ein hochaufgeschossenes Mädchen, schlank wie eine Gerte, aber die wilde Grazie ihrer Kindheit sprach noch aus jeder ihrer Bewegungen.

Im Grunde jedoch war sie eine andere geworden; die Trennung von Markus war nicht nur der erste große Schmerz ihres Lebens, er bedeutete für sie noch außerdem Vereinsamung und Freudelosigkeit. Es war aus mit dem fröhlichen Perumstreifen in Feld und Wald; Feld und Wald waren freilich noch da und Kameradinnen gab’s auch genug, aber der Unterschied zwischen diesen und Markus! Wenn fiel es ein, die Gebilde der Wolken am Himmel zu deuten oder in ein jähes Entzücken zu geraten über einen Baum, eine Belichtung, eine Fernsicht — da war’s noch am besten, sie trieb sich allein mit ihrem lustigen Ami herum. —

Auch mit dem trauten Zufluchtsort in Mutter Kleins Küche war’s vorbei. Das Mädchen fürchtete sich vor dem bösen Blick des Meisters, der gleich den Kopf zur

Thüre hereintratte, sobald Mariete bei des Markus Mutter einkehrte.

Nur selten noch sah Frau Klein in ihrer Küche; sie mußte jetzt dem Mann in der Werkstätte helfen; durch Arbeit mußte sie abblühen, was sie an der Erziehung ihres Sohnes verbrochen. Und sie fügte sich still und demüthig der harten Zucht des Mannes und bebauerte ihn noch, weil er ein so tiefgebrochener, unter seiner eigenen Bitterkeit schwer leidender Mann war, während ihr Herz übersüß von heiliger Zuversicht. Ja, sie wußte, der Markus schlägt sich durch; es wird ihn hart mitnehmen, aber härter als zu Hause konnte er es nirgends haben.

Das heranwachsende Mädchen aber hatte in der That keinen Menschen mehr, an den sich ihr liebebedürftiges Herz anschließen konnte, als Frau Benedikta. Dazu die ihre Phantastie mächtig anregenden Kirchenfeste, die ganze edle Ruhe des Klosterlebens, jenes mystische Etwas der in ihren weißen Gewändern so leise einerschreitenden Nonnen — dies alles gewann eine immer größere Gewalt über Maria, die sich zu Hause durch das gewöhnliche Gebaren der Tante mehr und mehr abgestoßen fühlte.

So kam's, daß sie bei ihrer ersten heiligen Kommunion, in der weihrauch-erfüllten Kirche und unter dem von Klosterfrauen mit Innigkeit vorgetragenen Gesang:

„O Herr, ich bin nicht würdig,  
Mich deinem Tisch zu nah'n —“

ihrem Herrn und Heiland gelobte, sich für immer seinem Dienste zu weihen.

Glücklich und stolz über den großen Entschluß, den sie gefaßt, hochrot vor Erregung, teilte sie ihrer Lieblingslehrerin ihren Wunsch mit, sich dem Kloster zu weihen.

„Und dann bin ich ewig mit dem lieben Gott und mit Ihnen vereint —“ schloß sie ihr Bekenntnis.

Frau Benedikta erschrak; sie, die das milde, kleine Geschöpf durch die Kindheit geführt und der Mutterlosen die Liebe geschenkt, deren sie bedurft hatte, sie sollte das erwachsene Mädchen nun ins Verderben ziehen? Denn niemand wußte besser, als Frau Benedikta, daß dies Leben heischende und Leben sprühende Geschöpf nimmermehr in die stille Welt des Klosters paßte. Auf diesen Gedanken wäre Maria ohne den Verlust ihres Jugendgepielen auch niemals gekommen.

Sie aber, Frau Benedikta, hatte sich den Vorwurf zu machen, daß sie seit jener Zeit das Herz des Kindes noch mehr als früher an sich herangezogen hatte.

Nun hieß es, Maria in aller Stille von ihren Klostergedanken abzubringen.

Der Verkehr mit dem Liebling war jetzt ein viel beschränkterer als bisher: Frau Scholastika herrschte in der dritten Klasse, in der sich Maria nun befand, und die Novizenmeisterin war eine große Despotin.

Frau Benedikta räumte immer sehr schnell das Feld, wenn Frau Scholastika mit ihrem dicken Band unter dem Arm das Schulzimmer betrat, denn sie versäumte nie, Frau Benediktas Thätigkeit, die sie gründlich verachtete, mit irgend einer factastischen Bemerkung zu bedenken.

Der Novizenmeisterin war Frau Benediktas Einfluß auf Maria längst ein Dorn im Auge, denn es entging ihr nicht, daß diese sich weit mehr für ihre künstlerischen Aufgaben, als für ihre wissenschaftlichen interessierte. Sie setzte darum alle Hebel in Bewegung, um Maria auf ihre Seite zu bekommen. Sie hatte Frau Benedikta schon manche talentierte Zeichnerin abspenstig gemacht, denn Frau Scholastika kannte keine Rücksicht, wenn es sich um ihre Interessen handelte.

Frau Benedikta hatte in der That die große Genugthuung, in ihrem Liebling eine höchst talentierte Jüngerin ihrer Kunst heranzubilden zu dürfen. Maria entwarf zwar fürs erste noch sehr kühne und merkwürdige Gebilde, über die sich die Lehrerin nicht genug verwundern konnte. Aber als sie einmal das junge Mädchen fragte, wo sie denn ihre Vorbilder für ihre Muster hernehme, erhielt sie die Antwort:

„Von überall her; der Markus hat's so gemacht.“

„Gut,“ gab die Lehrerin zu, „aber ich meine, man könnte diese Ranken und Blätter doch ein wenig gefälliger ordnen; es geht ja alles über den Rahmen hinaus.“

Maria besann sich, dann schüttelte sie den Kopf:

„Der Markus hat gesagt, so wie's der liebe Gott wachsen läßt, so ist's recht.“

Und Frau Benedikta ließ sie gewähren; erinnerte sie sich doch ihrer eigenen Jugendzeit und ihrer Abneigung gegen die unendlich geschmacklosen Muster, die sie bei

ihrem Eintritt ins Kloster vorgefunden. Denn die in früheren Zeiten auf so glänzende Weise im Kloster geübte Kunstfertigkeit hatte allgemach ein handwerkmäßiges Gepräge angenommen, und es war Frau Benedikta vorgehalten, eine neue und künstlerische Richtung einzuführen.

Regte sich in Marias großzügigen Entwürfen vielleicht die Richtung einer neuen Zeit? Jedenfalls war Frau Benedikta selbstlos genug, um das Schöne auch im Neuen anzuerkennen.

Eines Tages kam die Novizenmeisterin gerade dazu, als Maria sich zu Frau Benedikta flüchtete, und zwar wegen einer Strafe, die sie sich dadurch zugezogen, daß sie während der Geschichtsstunde an einem Muster gezeichnet hatte.

Als Frau Benedikta von der Schule ins Konvent trat, stand Frau Scholasitka vor ihr.

„Sie wissen wohl,“ redete sie Frau Benedikta an, „daß es uns nicht erlaubt ist, der Kinder Herz an uns heranzuziehen, und thun es dennoch. Immer stecken Sie mit Maria zusammen und bestärken sie in ihrer Abneigung für meine Stunden —“

„Das thue ich nicht,“ unterbrach Frau Benedikta die erzürnte Frau, „ich habe nur den einen Wunsch, Maria von dem Gedanken abzubringen, ins Kloster zu gehen, denn ich habe die feste Überzeugung, daß sie sich nicht für unsern Beruf eignet.“

„Das ist's!“

Frau Scholasitka stellte ihr Examen ein.

Wald darauf, als Frau Benedikta wieder einmal eine Gelegenheit wahrnahm, Maria mahnende Worte bezüglich ihrer Klostergedanken zuzuslüßern, gab ihr das Mädchen mit einem gewissen Trotz zur Antwort:

„Frau Scholasitka hat mir gesagt, der Wille mache eine jede zur Verusenin.“

Frau Scholasitka, die keine Ahnung von Marias wahrem Wesen hatte! — Und sich mit dieser Frau in Erörterungen einlassen — Frau Benedikta wußte, daß sie unsehbar den Kürzeren ziehen würde.

Sie begab sich noch an demselben Tag zur Äbtissin.

Die hohe Frau saß an ihrem Schreibtisch. — Ein Bestuhl in der Mitte des Gemaches; ein paar Holzstühle und an den Wänden die Bilder der Heiligen Bernhardus, Aloysius und Ignatius bildeten die ganze Einrichtung des hohen und weiten Gemaches.

Mit dem Rücken gegen das Fenster stand ein massiver Lehnstuhl, in dem die Äbtissin, nachdem sie ihre Feder niedergelegt, jetzt Platz nahm, während Frau Benedikta zu Füßen der Äbtissin auf einem kleinen Schemel niederniete — der Platz aller, die sich ratsbedürftig der Vorgesetzten näherten.

„Ich bin in großer Sorge um Maria,“ begann Frau Benedikta ihre Beichte, „das Kind hat an seiner ersten heiligen Kommunion das Gelöbniß gethan, sich Gott zu weihen —“

Das Gesicht der Äbtissin nahm plötzlich den Ausdruck lebhaften Interesses an.

„Frau Scholasitka sprach mir davon; sie sagte mir auch, Sie hätten die Absicht, Maria von ihrem Entschluß abzubringen —“

Frau Benedikta leuchtete: „Gott weiß, wie glücklich ich wäre, wenn wir das Kind immer hier haben und vor allen Einflüssen der Welt schützen könnten! Aber Maria ist keine Verusenin; ich muß mich anfragen, sie zu sehr an mich herangezogen zu haben, ja, ich bin vielleicht die Hauptschuld an ihrem Entschlusse. — In Maria ist eine große Leidenschaft, eine große Sehnsucht nach Liebe.“

„Wer könnte dieser besser genügen als Gott?“ unterbrach sie die Äbtissin.

„Ich glaube, Maria sehnt sich nach Menschenliebe.“

„Wer von uns hat das Kloster als eine Vollkommene betreten?“

„Aber unsere arme Schwester Rotburga,“ wagte Frau Benedikta ganz leise zu erinnern, „unsere arme Schwester Rotburga hat auch gekämpft und — nicht gesiegt — ebenso Schwester Pauline —“

Die Augen der Äbtissin nahmen einen abweisenden Ausdruck an; sie wurde nicht gern an jene räudigen Schafe erinnert, die ihrem Einfluß eine so unbezwingbare Gemütsart entgegengekehrt hatten.

„Wozu ängstigen Sie sich, Frau Benedikta,“ bemerkte sie mit ihrem gewohnten Lächeln, „wäre es denn nicht eine große Gnade, wenn dieses Kind seine seltenen Gaben und Fähigkeiten zur Ehre unseres Klosters entwickeln dürfte? Glauben Sie mir, die Welt hat stärkere Leiden als das Kloster —“

„Nicht auch stärkere Freuden?“ wagte Frau Benedikta zu bemerken. „Und vielleicht brauchen das solche Naturen wie Maria und Rotbur —“

„Es steht mir fern,“ unterbrach sie die Äbtissin, „von Ihnen zu verlangen, das Kind einzuziehen; wenn jedoch der Beruf in ihr spricht, wäre es Sünde, eine junge, nach dem ewigen Heil verlangende Seele von sich zu stoßen. Was ich bisher von diesem Kinde gehört, widerspricht durchaus nicht ihrem jetzigen Vorhaben. Wozu sich also beunruhigen? Gott wird zu Ihnen reden durch die Seele dieses Kindes; wir müssen es nicht besser wissen wollen.“

Frau Benedikta ging in einer eigentümlichen Verfassung von der Äbtissin weg. Sie sah sich sozusagen in ihrer eigenen Schlinge gefangen; gar bitter rächte sich, was sie über Maria verschwiegen hatte, denn die Äbtissin kannte ja das Kind nicht, sonst würde sie ganz anders gesprochen haben — sie, die klare, die hellsehende Frau!

Schon im Noviziat hatte die unselbständige, zaghafte Benedikta zu diesem Inbegriff aller Vollkommenheiten aufgeschaut; denn die Äbtissin war schon in ihren jungen Jahren ganz gewesen wie jetzt — eine Seele, die keine Schwäche kannte und immer ihr Ziel vor Augen hatte. — Und dies Ziel war das Gedeihen des Klosters.

Frau Benedikta aber quälte sich mit dem Gedanken, daß sie mit der Wahrheit heraus müsse; ihr lag vor allem ob, der Äbtissin zu sagen, daß dem Mädchen erst nach des Jugendgespielen Fortgehen die Sehnsucht nach dem Kloster gekommen sei.

Was war das nur in ihrem Innern, das sie immer wieder davon abhielt, Markus zu erwähnen? Es kam ihr wie ein Verrat vor an dem schönen Vertrauen, das ihr sein Mlid geoffenbart, und ein Mißdeuten dieser Kinderfreundschaft —

Ein Unwille erfaßte sie bei dem bloßen Gedanken —

Überhaupt all die fremden Dinge, die mit einemmal in ihr erwachten! Jene Nacht fiel ihr ein am Lager der sieberudenden Rotburga; diese hatte nach ihr verlangt, allein die Äbtissin trat mit ins Krankenzimmer, und bei den ersten Worten, die sie sprach, geriet die Kranke in Tobsucht, stieß fürchterliche Reden aus und war nur mit Mühe und Not zu bändigen.

Man schickte nach dem Klosterarzt.

„Ich hätte nie geglaubt, daß wir eine so verlorene Seele beherbergten,“ suchte sich

die Äbtissin bei dem Arzte wegen der Reden der Kranken zu entschuldigen.

„Die Arme ist tief zu bedauern,“ gab ihr der Mann zur Antwort, „sie kann nichts für diese Reden, es ist das unterdrückte Leben, das aus ihr schreit.“

Frau Benedikta hatte dieses Erlebnis wie etwas Unreines aus ihrem Gedächtnis getilgt, und nun stand es plötzlich wieder auf — trotzdem sie sich sagte, daß sie nicht daran denken durfte — sich überhaupt keine Gedanken machen durfte. Ihre Pflicht war, sich nach dem Gebote der Vorgesetzten zu richten, die ihr befohlen zuzuwarten, was Gott durch die Seele des Kindes offenbare.

Was war das nur mit einemmal in ihr, das allen Klosterregeln zum Trost nicht schweigen wollte, sich nicht fügte, nicht blind ergab? Das die bisher so unselbständige Seele der Frau zwang, plötzlich ihrem Gelübde des Gehorsams untreu zu werden, indem sie aus eigener Macht einen andern Weg einschlug, als ihr befohlen worden war?

## 6.

Wenn Maria von der Klosterschule nach Hause kam, stürzte ihr regelmäßig am Kreuzweg der laut kläffende Ami entgegen. An dieser selben Stelle betam er zweimal am Tage zu hören: „Kusch dich, Ami, ich geh ins Kloster —“ und nichts, weder Schläge noch Schelte, trankte ihn so tief wie dieses Wort, denn es bedeutete für ihn Verlassenheit, Einsamkeit, grenzenlose Langeweile.

Mit Maria aber kam das Leben; so feierlich auch ihre Klostergedanken sie zuweilen stimmten, diesseits des Berges war sie das alte Mariete, das sich mit dem Hund auf der Wiege balgte, daß ihr die Zöpfe flogen, und nach diesen zu haschen, war sein Hauptvergnügen.

Einmal aber kam ein so völlig verändertes Geschöpf den Waldweg daher, daß Ami plötzlich in seinen Freudenprüngen inne hielt und seine Herrin verwundert anschaute.

Sie setzte sich auf einen Stein am Weg nieder, zog die Kniee hoch und legte den Kopf darauf. Ami kam herbei und leckte ihr die Hand; da sagte sie es ihm ins Ohr:

„Meine hat mich nimmer lieb.“

Seit ein paar Tagen befann sie sich unausgeseht — was war das — warum war Frau Benedikta mit einemmal so ganz anders gegen sie?

Seute war sie ihr auf dem Korridor nachgelaufen, da hatte sich Frau Benedikta umgewandt:

„Du bist jetzt erwachsen, Maria, da muß alles anders werden —“

„O über das entsetzliche Unglück, erwachsen zu sein!“

Maria wußte endlich, nach einigen vergeblichen Versuchen, sich Frau Benedikta zu nähern, es war nicht mehr wie früher, sie hatte keine Rechte mehr — sie stand allein mit ihrem übervollen Herzen. Frau Benedikta beugte sich nicht mehr in der Klasse beim Korrigieren der Zeichnungen mit der leisen Frage über sie: „Was macht denn mein Mariete?“

Sie wick dem sie leidenschaftlich verfolgenden Blick des Kindes aus, sie schien nicht einmal zu merken, mit welcher Sorgfalt, mit welcher Liebe Maria ihre Arbeiten ausführte —

Sie merkte es wohl, und tief schnitt ihr des Lieblings Weh ins Herz! Wenn sie die Klasse verließ und ihr Maria wie immer die Thüre öffnete, nun aber von selbst zurückblieb, ihr nicht zu folgen wagte, vielleicht wartete und ihr nachblickte. — O wie beicelte sich Frau Benedikta, um aus dem Bereiche dieses Blickes zu kommen. — Zwanzigmal im Tage glaubte sie, ihr Vorhaben aufgeben zu müssen — und doch — wie sollte Maria selbst zur Klarheit kommen, daß es nicht ihre Liebe zu Gott, daß es ihre Liebe zur Lehrerin sei, die sie ins Kloster trieb. Mußte sie nicht notgedrungen hart sein, da sonst alles geschah, um Maria ans Kloster zu fesseln?

In der That, die Äbtissin mit ihren allsehenden Augen hatte nicht so bald bemerkt, daß Frau Benedikta sich von dem Mädchen zurückzog, als sie sich auf das eifrigste des in Schmerz aufgelösten Kindes annahm.

Die große allgemeine Ehrfurcht, die Nonnen und Kinder der hohen Frau entgegenbrachten, war auch auf Maria übergegangen wie andre Gebräuche des Klosters; in ihrem tiefsten Innern jedoch hatte sich nie eine Stimme zu Gunsten der Äbtissin erhoben. Indes jede galt etwas in dieser kleinen Welt, wenn die Augen der Vorgesetzten gütiger und länger auf einer ihrer Schützlinginnen weilten und sie sich intensiver mit deren Seelenheil beschäftigte als

mit dem der andern. Die also Begnadete wurde dann plötzlich zum Gegenstand außerordentlichster Hulbigungen und innern Reides.

So sah denn Frau Benedikta ihren Liebling immer öfter in dem Privatzimmer der Äbtissin verschwinden.

Maria war jetzt der Schule entwachsen; man hatte jedoch gebeten, daß sie ein Jahr länger bleiben dürfe, und als das Jahr zu Ende ging, wirkte die Äbtissin ein neues aus.

Frau Benedikta sah das ihr entfremdete Mädchen zuweilen verstohlen an; Maria hatte sich verändert; ihr Blick, mit dem sie die Lieblingslehrerin streifte, hatte etwas Scheues angenommen, zuweilen geradezu etwas Feindseliges.

Was war da drinnen, im Zimmer der Äbtissin geschehen?

Die hohe Frau sagte es Frau Benedikta eines Tages selbst.

„Wie gefällt Ihnen Maria jetzt? Die Mühe war nicht klein, diesem leidenschaftlichen Geschöpf begreiflich zu machen, daß es unrecht sei, sein Herz an die Geschöpfe zu hängen. Erst als ich ihr sagte, Sie hätten nur gethan, was Sie mußten und sich längst bei mir über die irdische Liebe beklagt, die Ihnen Maria entgegenbringe — erst dann ging sie plötzlich in sich, von diesem Augenblick an wurde sie eine andere.“

Ihr Gewissen kann sich also beruhigen, Frau Benedikta,“ fügte die Äbtissin hinzu, „sollte Maria wirklich ins Kloster gehen, so trifft Sie keine Schuld mehr.“

Die Äbtissin selbst aber erlahmte nicht, in Maria eine immer größere Sehnsucht nach jener Welt zu wecken, die sich hinter der das Konvent vom Schulgebäude trennenden Pforte aufthat.

Denn sie war davon durchdrungen, daß Gott keine größere Gnade auf Erden zu verleihen habe, als den Beruf zum Klosterleben.

Aber wenn auch Frau Benedikta schwieg und mit keinem Wort und keinem Blick verriet, was in ihr vorging, der schmerzliche Zug um ihren Mund, der rebete doch. — Es half der Äbtissin auch nichts, wenn sie den Anblick der ihr noch vor kurzem so nahe stehenden Frau vermied — das Schweigen zwischen ihnen, die sich früher so viel zu sagen gehabt, sprach eine eindringlichere Sprache als alle Worte.

Und darum, so schwer es der Äbtissin auch wurde, sie wollte Frau Benedikta zeigen,

man hielt Maria nicht fest. Das junge Mädchen sollte ein Probejahr in der Welt zubringen, und während dieser Zeit war es ihr verboten, das Kloster zu betreten.

Frau Beneditta war nicht zu finden, als Maria von ihren Lehrerinnen Abschied nahm; sie hatte sich in die kleine Kapelle der schmerzhaften Muttergottes geflüchtet, weil sie fühlte, daß sie nicht die Kraft hatte, das Kind ziehen zu lassen, ohne ihm zu verraten: Was man dir gesagt, ist nicht wahr — ich habe mich nie über deine Liebe beklagt, denn sie war mein Glück.

7.

Maria hatte sich unter dem Einfluß der Äbtissin an große seelische Erregungen gewöhnt. Die ehrwürdige Mutter betonte immer wieder, daß das Klosterleben nicht nur ein Kreuzgang sei, daß es nicht nur Bitterkeit, Kampf und Trauer mit sich bringe, sondern daß ein vollkommenes Leben auch ein vollkommenes Glück in sich berge und denen, die Gott angehörten, sich Wonnen offenbaren, von denen die Weltmenschen keinen Begriff hätten —

All diese Reben erweckten in Marias Seele eine leidenschaftliche Sehnsucht nach Vollkommenheit; ja, es gelang ihr zuweilen wirklich, bei einem Tadel oder einer Strafe das Aufbäumen ihres Trostes hinter jenem gottergebenen Lächeln zu verbergen, das sie an allen Nonnen bis hinab zur letzten Laienschwester bewunderte.

Zu Hause kam sie mit ihren Verdolmungsküßchen sofort heraus; alles sollte anders werden, die Gebote der Kirche viel strenger beobachtet, auf das Seelenheil viel mehr Zeit verwendet werden als früher.

Der alte Herr, dem nichts Schredlicher war als ein Eingriff in seine Gewohnheiten, wußte sich vor dem heiligen Eifer der Großnichte nicht anders zu retten, als indem er sich hinter die Gattin flüchtete.

So war das Ehepaar zum erstenmal einig; die Taut verteidigte ihres Mannes Bequemlichkeit auf Tod und Leben, und Maria zog sich schließlich als eine völlig Geschlagene in das Stübchen zurück, das sie schon als Kind inne gehabt hatte.

Allein sie entfernte alles daraus, was den kleinen Raum zu einem behaglichen machte. Schon jetzt sollte alles um sie her ihrem künftigen Gelübde der Armut entsprechen.

Über ihrem Bett hing das Bild der heiligen Theresia, das ihr die ehrwürdige Mutter mit in die Verbannung gegeben, und da wo sich früher der Spiegel befand, hatten die Bilder der Herzen Jesu und Mariä Platz gefunden; zwischen ihnen hing freilich eine kleine Weisheitsfuge des Markus — Mariele, wie es mit seinen nackten Füßchen durch den Dorfbach watete, den Kopf voll kurzer, krauser Locken —

Der Jugendgespieler hatte dieses kleine Bildchen selbst an diese Stelle festgenagelt, und Maria kam es nicht zum Bewußtsein, wie seltsam sich das heitere Kinderbildchen in dieser heiligen Umgebung ausnahm.

Sie versank zuweilen in Gedanken vor dem kleinen Bilde; wie herzlich dieses Kind hier lachte —

Jetzt lag sie stundenlang vor der heiligen Theresia auf den Knien, die Heilige um jenen tiefen Ernst, jenen hinreißenden Wunsch ansiehend, ganz wie sie in Christus aufgehen zu können.

Aber immer wieder wurde sie aus ihren Betrachtungen herausgerissen; bald durch die Taut, die verlangte, sie solle schöne städtische Kleider tragen, sonst heiße es im Dorf, die Pflegenmutter gönne ihr nichts; bald durch den Großonkel, der wollte, daß Maria, nun der Schule entlassen, die oberen Räume des Hauses, die ihre Eltern bewohnt hatten, beziehe.

Allein Maria wagte nicht einmal, an jene Zimmer zu denken. Sie fürchtete, es könnten irdische Wünsche und Gedanken in ihr erwachen, wenn sie jene Räume betrat, die früher ihr ganzes Entzücken ausgemacht hatten. Besonders vor dem Bilde der Großmutter scheute sie sich; sie wußte jetzt, wenn die Klosterfrauen dieses Bild sehen würden, Entsetzen müßte sie ergreifen.

Die Taut hatte nicht so bald bemerkt, daß sich Maria vor jenen obern Räumen scheute, als sie sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, Maria immer wieder in den Saal zu schicken, wo sie bald dies, bald jenes holen, bald die Laden öffnen, bald sie schließen sollte.

Weigerte sich das junge Mädchen, den Wünschen der Taut nachzukommen, gab's ein Geschrei im Hause, daß man's auf der Gasse hörte; wandte sich Maria an ihren Großonkel, so meinte dieser, daß sie nichts von den Zimmern ihrer Eltern wissen wolle,



sei eine Schulle, und die Tant sei im Recht, aufzubegehren.

So kam's, daß sie zuweilen vor innerem Weh über ihr unglückliches Leben nicht wußte wo aus und ein. Wenn sie es gar nicht mehr aushielt, eilte sie auf den Berg, um von dort in den Klostergarten zu schauen, der so still und weltabgewandt in seinem Thälwinkel lag.

Welche Seligkeit, wenn ihr spähenendes Auge die weißen Gewänder der Nonnen zwischen den Blättern des Laubganges durchschimmern sah! Ja, dort war das Glück, dort war die Vollkommenheit! Sie vergoß Thränen der Sehnsucht nach jener Gemeinschaft, in der auch sie ihr Glück finden würde. Dann waren jene Räume, die kein weltlicher Fuß betreten durfte, auch ihre Heimat, alle jene nach dem Garten liegenden Zellen, der Turm mit der kleinen Kapelle der schmerzhaften Muttergottes, darüber die Klosterbibliothek, das Noviziat —

O die Glücklichen! Pia und Charlotte, die sie in ihrem kindischen Unverstand nicht hatte leiden können, sie hatten ihre Postulantenzzeit hinter sich und waren jetzt Novizinnen —

Sie war ein dummes Kind gewesen, blind in ihren Neigungen und Abneigungen. Was hatte sie an Frau Benedikta erleben müssen — o der schmerzenden Wunde, die dies Erlebnis in ihrem Herzen zurückgelassen — Frau Benedikta, die sich über ihre Liebe beklagte und nicht einmal ein Abschiedswort für ihr Kind hatte! — Vielleicht auch mußte es so sein, vielleicht war es eine heilsame Vorbereitung zu jener Selbstentäußerung, die das Klosterleben verlangte — Und doch — hatten ihr nicht alle andern Lehrerinnen lebewohl gesagt — und gerade jene Frauen, zu denen sie sich früher nicht so sehr hingezogen gefühlt hatte — die Abtissin und Frau Scholastika, mit welcher Liebe gaben sie dem weinenden Mädchen das Geleite — Unendlich eifrig lehrte Maria von diesem Berggang jedesmal nach Hause zurück.

Entweder sie sah in ihrem Stübchen und fertigte Kleider für die Armen, oder sie war draußen und zeichnete mit ihren farbigen Bleistiften alle möglichen Blumen, Pflanzen und Wälder, alles getreu nach der Natur, um diese Studien später für ihre Arbeiten zu verwenden. Mit liebevoller Hast machte sie sich alles, was ihr schön und

eigenartig vorkam, zu eigen, und dies waren ihre glücklichsten Stunden, da quälte sie nichts, da gab sie sich ganz ihrer Aufgabe hin, und ihre Augen fanden wieder ihren alten, kindlich strahlenden Ausdruck.

Aber die laugen, einsamen Abende, an denen sich kein Mensch um sie kümmerte — Sie kam auf den Einsfall, Mutter Klein in ihrer Küche aufzusuchen.

Der Meister war gestorben, die Werkstätte vernietet.

„Wie oft, wenn 's da uebe hobelt, muß ich an seine Worte selig denke,“ seufzte die Frau. „Wenn dich einmal unser Herrgott holt, hat er gesagt, 'ich möcht' nit an deiner Stell' sein.' Gott verzeih' mir die Sünd', ich auch nit an seiner; ich bin fürs Leben gern noch eine Weil' da. Ja, Mariele, mei Martus, ist das ein Glück, ein großmächtiges! Viele Grüße soll ich dir sage; der vergißt sei Mariele nit. Im Anfang ist 's ihm arg schlecht gange; 's Vieh hat er gehüt' und nig zu esse hat er kriegt, und nachts hat er oft sei Unterschlupf gehabt. Dann hat er eine Weil bei einem Uhrmacher gearbeitet, aber das war nit 's recht und er ist zu einem Kunstschreiner; da hat er alsfort Engel schnitze müsse, und der Schreiner hat ihn arg geschmissen, weil er die Dorfube abkonterfeit hat und nit die richtige Kirchengel. Hernach hat er bei einem Tücher den ganze Tag Schilber gemalt und die sind so schön gewese, daß ihm der Meister zehn Mark Lohn im Monat gebe hat und 's ganz Dorf hat wolle frische Schilber. 's Geld hat er sich gespart und ist in die Residenz, und da war's Gottes Wille, und er hat den rechte Mann gefunde. Jetzt ist er Kunstschüler mit einem Stipendium. Ich hab's ja gewußt, ich hab's immer gewußt. Wann ich so im Düstere geesse bin, und die Lent habe den Kopf ins Kueche gestreck und gefragt: ‚Mutter Klein, warum sitener auch immer im Duschtere?‘ O wanu ihr wühtet, hab ich denkt, was für helle Bilder und mich 'rum wachse; man muß sie nur sehe — der Mann hat sie auch nit gesehe; in den fünfundsanzig Jahr, daß mir verheiratet ware, nur ein einzigmal ist er zufriede gewese — sellmal, wie sie ihn zum Gemeinderat gewählt habe; da ist er heimkomme und hat gelacht und da gesagt: ‚Frau, ich bin jetzt Gemeinderat!‘ — Aber gleich darauf hat er wieder sein Gesicht gemacht

und im Markus gedroht: „Jetzt daß mir nur du kein Schand machst —.“

Und Maria sah auf dem alten, kleinen Schemel in der Ecke und lauschte der gedämpften Stimme der Frau, aus deren Augen die Zuversicht wie eine Leuchte glühte. Auch sie, die Gelpiellin, hatte es immer gewußt, der Markus macht seinen Weg weit übers Dorf hinaus, weit in die blaue Ferne. O ja, auch sie, Maria, hatte Augen, die sahen; obwohl in der kleinen Küche Dämmerung herrschte, sie sah sie alle, die Gebilde, mit denen des Markus jugendliche Phantasie die Wände bemalt.

Sie fuhr plötzlich auf:

„Mutter Klein,“ bat sie, „so macht doch Licht, ich möcht' mir die letzte Arbeit vom Markus einmal recht genau ansehen. —“

Die Frau nahm ihre Lampe und hielt sie hoch, daß das Licht voll auf die Zeichnungen der Thüre fiel; es waren weiße Nissen, die aus einem Gestrüpp von Dornen und Unkraut sieghaft in die Höhe wuchsen.

Welch ein Vorwurf für ein Wehgewand! Maria konnte sich nicht satt sehen, während Mutter Klein erzählte:

„Das hat er da hinten gesehe, im Gärtle vom Tagelöhner Marbel; Mutter, hat er gesagt, das sind Gottesblume, die sind aufgewachse wie's Mariele, grad so schön, ohne daß sich ein Mensch drum kümmert hat. Gelt, ich hab' dir's gesagt, daß er dich tausendmal grüße laßt, und gelt, 's ist nit wahr mit dem Geschwäg, du thust ihm das Leid nit an und gehst ins Kloster? Er thät's nimmer verwinde —“

Das junge Mädchen erschrak; warum klopfte ihr das Herz bis hoch in den Hals? Was ging sie, die Braut Christi, der Markus noch an?

Nein, sie durfte nie wieder Mutter Kleins Küche betreten. Sie nahm sich das vor, aber sie merkte plötzlich — großer Gott, es trieb sie hin wie mit Gewalt; sowie der Abend kam, bemächtigte sich ihrer eine nicht zu beschreibende Unruhe, als könne irgend etwas geschehen, und sie müsse dabei sein. Manchmal war sie schon auf der Gasse und kehrte wieder um; und einmal warf sie sich auf den Fußboden und weinte wie ein Kind.

Eines Tages kam ihr das Unwürdige ihres Betragens plötzlich zum Bewußtsein. Wenn sie im Kloster wüßten, wie sie's trieb. —

Da fiel ihr ein — hatte sich nicht die heilige Theresia fastet, um den Anfordernungen ihres Körpers Herr zu werden?

Und Maria begann zu fasten, indem sie ein paar Tage von weiter nichts als trockenem Brot und Wasser lebte. Das half, die Unruhe, die Sehnsucht in ihr ließ nach; ja, es war, als seien plötzlich alle Wünsche in ihr erstorben; auch alle Lebensfreude.

Sie schlich traurig herum, bei der geringsten Veranlassung in Thränen ausbrechend.

Als sie ihre Pflegeeltern an einem Freitag Fleisch essen sah, sprang sie vom Tische auf mit den Worten:

„Guch ist die ewige Verdammnis gewiß!“

„Du machst uns die Höl' schon da unten heiß genug,“ rief ihr die Tante nach.

Da sagte sich Maria:

„Es wird nicht lange mehr dauern, wenn das Jahr herum ist, gehe ich ins Kloster.“

Sie verließ die Stube, und Frau Bergbold sah ihren Mann an, in dem plötzlich ein Gefühl der Verantwortlichkeit erwachte:

„Das leid' ich nicht,“ sagte er, „ich fahr' zum Anwalt morgen in die Stadt; der soll mir sagen, was ich thun muß — der soll mir helfen. —“

Am andern Tag verschob er sein Vorhaben, und Frau Bergbold lachte sich ins Häufchen. Denn sie wußte recht wohl, der Mann kam nicht fort, wenn sie nicht anspannen ließ und die Bügel in die Hand nahm.

Aber es war doch eine gewisse Unruhe über ihn gekommen; er sah öfter nach der Großnichte als früher, und wenn sie ein wenig lang ausblieb, schickte er das Gefinde nach ihr aus.

Maria aber kam auf die wunderbarsten Einfälle; sie wußte sich nicht zu lassen vor Glück über ihre Fortschritte in der Selbstüberwindung; nicht nur, daß sie ihre Besuche bei des Markus Mutter eingestellt hatte; die Tante hatte Frau Klein, die zweimal gekommen war, auf Marias Bitte wieder nach Hause schicken müssen.

Wem anders aber als der Fürbitte der heiligen Theresia dankte das junge Mädchen diese ihre plöbliche Willenskraft? Das Herz entbrannte ihr vor Andacht zu der Heiligen, und die leidenschaftlichste Sehnsucht, ihr zu

gleichen, bemächtigte sich ihrer von neuem. Voll des Eifers verfertigte sie sich ein Klostergewand, genau wie es die heilige Theresia trug.

Mit heiligen Schauern legte Maria des Abends, wenn sie allein war, dieses Gewand an; wie war ihr zu Mute, wenn sie, ein Nicht in der Hand, mit bloßen Füßen lautlos in dem totenstillen Hause herumging. Sie wurde von einer solchen Opferfreudigkeit durchdrungen, daß es sie oft wie Furcht überkam, das Klosterleben jenseits des Berges könnte ein zu leichtes, zu liebliches für sie sein. Sollte sie nicht lieber zu den Karmeliterinnen gehen, zu jenen Frauen, aus deren Mitte eine heilige Theresia hervorgegangen war, die ein Buch geschrieben, worin sie schilderte, wie sich die Seele aus sich selbst stufenweise bis in den siebenten Himmel, in das Himmelschloß ihres Bräutigams Christus, erheben kann. —

Einmal, in einer wunderbaren, klaren Mondnacht, glaubte Maria wirklich, überirdische Regungen in ihrem Innern zu fühlen; ihr war, als erbarme sich die heilige Theresia endlich ihrer in Demut harrenden Tochter und steige Lichtumflüssen aus dem engen Rahmen des Himmels zu ihr hernieder. —

Marias Ekstase wurde aber jählings durch ein jammervolles Winseln unterbrochen, und das junge Mädchen, der sich plötzlich in ihr regenden Liebe zur Kreatur folgend, eilte zum Fenster, um nach dem in letzter Zeit so sehr vernachlässigten Ami zu sehen.

Er bellte bei ihrem Anblick freudig auf, stellte sich auf die Hinterfüße, drehte sich im Kreise, rannte ein Stück in die Wiese hinein und kehrte wieder zurück.

Mitleidig schüttelte Maria das Haupt:

„Nein, Ami, damit ist's aus!“

Er wollte es nicht glauben, hielt den Kopf schief wie ein schelmisches Kind; sein Winseln hatte etwas Unwiderstehliches.

Da ging sie zu ihm hinaus; er that ihr so leid; sie wollte ein wenig mit ihm spazieren gehen.

Als sie mit ihren bloßen Füßen über die feuchte Wiese schritt, überkam sie plötzlich jenes eigene, besügelte Gefühl wie zur Zeit ihrer Kindheit, wenn sie barfuß ging, und sie hatte ordentlich Mühe, nicht in einen rascheren Schritt zu verfallen.

Ami, als ahne er, daß es mit dem schleppenden Gewande seiner Herrin eine

besondere Bewandnis habe, ging eine ganze Weile in musterhafter Ernsthaftigkeit neben ihr her.

Mit eins zapfte er sie ein wenig an einer Rockfalte.

„Ist!“ wehrte Maria.

Nun fing er an zu laufen, lehrte zurück und machte die drolligsten Sätze; sie mußte lachen, haschte nach ihm, und im nächsten Augenblick ging die alte Jagd los. Maria vergaß ihres heiligen Gewandes so wie ihrer sämtlichen Vorsätze; die jungen, kräftigen Glieder hatten zu lang gefeiert, sie jauchzte vor Lust, und Ami, der sein altes Spiel mit ihren Böpfen treiben wollte, geriet in Wut über den Schleier, nach dem er eifrig schnappte.

Maria wehrte und schalt, aber Ami war nun einmal in der Rage — ein neuer Sprung, und er fauste mit dem eroberten Schleier über die Wiese hin.

Maria eilte mit fliegenden Böpfen hinter ihm drein, sie fiel über ihren langen Rock, und Ami ließ den übel zugerichteten Schleier fahren und machte sich über Marias Böpfe her.

Schließlich saßen sich die beiden völlig erschöpft gegenüber, der Hund mit weit heraushängender Zunge, Maria hochrot im Gesicht mit offenen, wirren Haaren. Sie hielt ihren zerfetzten Schleier in der Hand, und eine tiefe Scham erfaßte sie.

Wie war das nur möglich gewesen? — Sie, die sich noch vor wenigen Augenblicken eingebildet hatte, der heiligen Theresia ähnlich zu werden. —

Helle Verzweiflung im Herzen ging sie ins Haus zurück.

Zu Flur empfing sie die Tante mit hocherhobenem Leuchter, auch Herr Berghold erschien, bis an die Nase in seine Bettdecke gehüllt.

Amis Bellen hatte die beiden geweckt; als sie Maria im Klostergewand sahen, waren sie überzeugt, sie habe fliehen wollen.

„Hinaus mit ihr in den zweiten Stod,“ schrie Herr Berghold, der ganz außer sich war, „sperr sie ein — morgen muß der Anwalt her — und wenn ich sie bis ans End' der Welt bringen muß — ins Kloster darf sie nicht —“

Ehe Maria recht wußte, wie ihr geschah, stand sie droben im stockfinstern Saale; die Tante hatte ihr eine Decke auf das Kanapee geworfen:

„Gege's Kloster hab' ich nig,“ sagte sie, „aber bei Nacht und Nebel laufft mir nit aus dem Haus, daß die Leut' meine, ich hätt' dir's schlecht gemacht daheim. —“

Maria tappte sich zum Fenster und riß den Laden auf. Herein flutete der Mond und erfüllte den ganzen Raum mit Glanz. Als Maria sich umwandte, stand sie wie erstarrt.

In leuchtender Schönheit hob sich der Urgroßmutter Bild von dem dunklen Hintergrund.

Nein, sie wollte es nicht ansehen, sie durfte nicht — in die hinterste Ecke des Saales flüchtete sie — aber selbst als sie die Augen schloß, immer sah sie diesen einen leuchtenden Punkt, dieses wunderbar glückliche Gesicht. — Und welch ein Blick, welch ein lebensvoller, lebensfroher Blick — lud er nicht ein: nimm sie hin, die Freude, die Lust dieser Welt. —

War's nicht, als ziehe er mit geheimnisvoller Gewalt das jagende Mädchen aus seiner dunklen Ecke — näher kam sie, immer näher, hetzkauftsteigende Sehnsucht im Herzen, und in den Augen die bange Frage: „Ist's denn nicht Sünde, dich zu lieben?“ —

In diesem Augenblick erhob die alte Klostersglocke jenseits des Berges ihre Stimme, und ihre festen, gewaltigen Schläge trafen Maria mitten in die Seele. Sie fuhr zusammen: Hier bleiben — und sie war verloren — die Urgroßmutter zog sie mächtiger an als die heilige Theresia, zu deren Füßen sie stundenlang beten und flehen mußte, bis ihre Seele sich den Schauern der Frömmigkeit erschloß. — Ein einziger Blick aber in die Augen der Urgroßmutter reichte hin, um in der Urenkelin Seele eine Welt der Wonnen wach zu rufen. —

Und sie wußte jetzt, sie war nicht stark, sie brauchte Hilfe, Leitung — sie strauchelte allein, sie fiel. —

Was lag an der verschlossenen Thüre — sie fand ihren Weg — hatte die Tante vergessen, daß sich eine wilde Dörfrange immer zu helfen weiß? — Wohl ihr, daß ihr einst kein Baum zu hoch, kein Sprung zu gewagt erschien — sie hatte das alles lernen müssen, um jetzt, im gegebenen Augenblick, ihre Seele vor dem ewigen Untergang zu retten.

Ohne sich zu besinnen, schwang sie sich über das Fensterkreuz und glitt am Kandel hinab auf die Wiese.

8.

Schon wenige Tage nach ihrer Flucht von zu Hause trug Maria das weiße Häubchen der Postulantinnen.

Die Äbtissin hatte die Pfiegeeltern kommen lassen, und ihrer Veredsamkeit war es gelungen, den alten Bergbold über Marias Berufswahl einigermaßen zu beruhigen; sie sagte ihm, es sei fürs erste ja nur ein Versuch, nichts hindere Maria, das Kloster zu jeder Zeit wieder zu verlassen; er möge kommen, so oft er Lust habe und den Seelenzustand seiner Großnichte beobachteten.

Frau Bergbold erkundigte sich direkt: „Und wenn sie drin bleibt, was geschieht dann mit uns?“

Die Äbtissin gab in ihrer ruhigen Würde zur Antwort:

„Das Gut wird nach wie vor die Heimat von Marias Pfiegeeltern bleiben.“

Während der ganzen Heimfahrt sprach Frau Bergbold ihre Genugthuung über die Antwort der Äbtissin aus.

„Wer war gescheiter, du oder ich? Ich hab' das Mädel nit vom Kloster zurückgehalte, und das ist der Dank jetzt — wir könne auf dem Gut bleibe. Mit dem Kloster ist besser rechte, als mit einem Mann; 's hätt' einer daher komme könne — zum Beispiel der Markus. — Ja wohl der, da hätt' ich 's Lache halte könne, ein Alter hätt' ich wie in der Höll. — Jetzt will ich noch schnell ein Stodwert außs Gartehäusle setze lasse, das gibt unser Altersheim, von da kann ich alles sehe, was im Haupthaus vorgeht. Aber schriftlich muß mir's die Äbtissin gebe, so dumm bin ich nit.“

Sie war kreuzfidel; plötzlich hörte sie den Mann seufzen.

„Was gibt's,“ fuhr sie auf, „hast dich vielleicht nit grad so viel über das Mädel geärgert wie ich?“

„Dich geht sie nichts an,“ gab er zur Antwort, „aber wie soll ich meiner Großmutter wieder vor Augen treten, der ich ihr Haus hab' in fremde Hänb' kommen lassen.“

„Auch dafür gibt's Rat,“ meinte die Frau, indem sie bei sich selbst beschloß: das Bild muß weg. —

Die Urgroßmutter war die letzte aus der Familie ihres Mannes, an der er noch hing. Wenn er da oben im Saal war, kam er immer mit einem Gesicht herunter,

über das sie sich ärgerte, denn sie mußte sich sagen, daß sie die Gedanken, die ihn beschäftigen, nicht teilen durfte.

Und Frau Berghold atmete tief auf:

„Dann wird's Ruhe gebe, und ich brauch' fei Leid mehr habe, wenn alles fort ist.“ —

Sie irrte sich; die Großnichte war aus dem Hause, und das Bild war aus dem Saale entfernt. — Herr Berghold aber, der vor Marias Eingriffen in seine Bequemlichkeit bei der Gattin Schutz gesucht, fing plötzlich wieder an, diese zu fliehen und zwar mehr als zuvor.

Und als sie ihm einmal in den Weg trat mit der Frage: „Was hast denn jetzt wieder an mir auszufesse?“ gab er ihr zur Antwort:

„Daß du mir alles genommen hast.“ —

Jeden ersten Donnerstag im Monat machte er sich auf den Weg ins Kloster, um nachzusehen, ob seine Großnichte wirklich glücklich sei. Eine halbe Stunde saß er im Sprechzimmer, wo ihn Maria allein empfangen durfte, und wartete auf ein Wort, auf einen Blick, der ihm sagte: nimm mich wieder heim.

Aber Maria schien sich nicht im geringsten nach ihrem Heim zurückzusehen.

Es ging ihr nicht wie den meisten Postulantinnen, die unter der Trennung von den Ahrigen leiden und den raschen Übergang, den das Leben in der ihnen neuen Welt mit sich bringt, nur mit großer Anstrengung überwinden.

Maria war gleich zu Hause; sie war zu Hause, weil ihre strahlenden jungen Augen überall freundlichen Blicken begegneten und ihr von allen Seiten ermutigende Worte zu teil wurden bei ihren stoßweisen Versuchen, sich das ihrer neuen Würde entsprechende Benehmen anzueignen. Sogar die Novizenmeisterin, so karg sonst im Leben, gab ihr ein gutes Wort, so oft es Maria gelang, anders als sie selbst zu sein.

Nur Frau Benedikta ermutigte die junge Postulantin nicht in ihren Vervollkommnungsbefrebungen; ihr that es weh, Maria plötzlich in einem Ausbruch der Freude inne halten und den Blick zu Boden senken zu sehen; es war so unnatürlich, wenn das lebhafteste Geschöpf einen Einsall, der ihm auf den Lippen schwebte, plötzlich hochrot vor Anstrengung in sich selbst verschloß. Und dann dieser erzwingende Eifer für die Stunden

der Frau Scholastika, und die geheuchelte Gleichgültigkeit für den früher so geliebten Zeichenunterricht! Frau Benedikta wußte ja, daß Maria mit diesem inneren Zwang, den sie sich anthat, dem lieben Gott eine besondere Freude zu machen glaubte, Anwandlungen, die bei einer Postulantin nichts Neues waren; aber daß Maria sich auf diese Weise mehr und mehr von der schönen Einfachheit ihres Wesens entfernte, war für Frau Benedikta ein Schmerz.

Es hatte sie nicht gewundert, daß junge Mädchen ins Kloster zurückkehren zu sehen; sie kannte das freudlose Heim des Kindes, wo nichts war, was der verlassenen jungen Seele einen Halt, eine Stütze oder eine Freude hätte geben können. Und nun der große Reiz der Neuheit, der der lebhaften Phantasie Marias eine so willkommene Nahrung bot.

Wie ein neugieriges Kind lief sie durch die breiten, sonnenhellen Korridore, in denen jeder noch so leise Schritt widerhallte. Mit heiligen Schauern betrat sie den Kapitelsaal, wo die Bildnisse der frühern Abtissinnen des Klosters längs der Wände hingen, ernst und würdig blickende Frauen, den Stab in der Hand, das große Kreuz auf der Brust.

Ober sie vermochte ihres Entzückens nicht Herr zu werden über die gewölbte Decke des Refektoriums, auf deren lichtblauem Untergrunde liebliche Engel die Ehre Gottes priesen — ein Deckengemälde aus uralter Zeit, das Maria so mächtig anzog, daß sie nicht selten darüber versäumte, der Heiligenlektüre zuzuhören.

Via und Charlotte, die mit ihr das Noviziat teilten, jetzt Schwester Veronika und Schwester Franziska, begriffen nicht, wie man über alte Gewölbe, Kreuzgänge und Thorbogen außer sich geraten könne. Sie waren sogar ein wenig staudalisiert über diese Freude an Dingen, die weder etwas mit der Pflicht noch mit dem Seelenheil einer Postulantin zu thun hatten.

Schwester Veronika hatte ein vortreffliches Lehrerinnenzamen gemacht, und es gab kein Datum der Geschichte, das sie nicht wußte. Allein sie stellte ihr Wissen in den Dienst der Demut und schwieg beharrlich, wenn sie nicht zum Sprechen aufgefördert wurde.

Sie hatte ein kluges, nicht eben angenehmes Gesicht, war klein und dorb von

Gestalt und ließ sich keinen Augenblick im Tage gehen.

Maria, die eine unendliche Mühe hatte, die ihrer natürlichen Lebhaftigkeit so entgegengelegte klösterliche Ruhe anzunehmen, ging mit Vorliebe hinter Schwester Veronika drein, deren ernster, gemessener Schritt ihr als Richtschnur diente.

Aber manchmal überkam sie plötzlich ein Kindergeklüfte, den beiden vortrefflichen Wesen einen kleinen Schabernad anzuthun, besonders Schwester Franziska, deren Opferfreudigkeit so weit ging, daß sie sich auf jeden Faden am Boden stürzte, um ihn im Namen Gottes aufzuheben.

Die junge Novize hatte ebenfalls ihr Examen als Arbeits- und Zeichenschülerin gemacht; sie war eine vortreffliche Schülerin der Frau Benedikta, deren Muster sie mit der peinlichsten Genauigkeit kopierte. Wenn ihr jedoch die Aufgabe gegeben wurde, selbst ihre Arbeit zu erfinden, irrten ihre großen blauen Augen hilflos suchend von einem der drei an der Wand des Noviziats hängenden Heiligen zum andern. Es kam ihr aber keiner zu Hilfe. Maria war mitleidiger und gab der Armen zuweilen etwas von ihrem Reichthum ab.

Dann und wann erschien die hohe Gestalt der Äbtissin in der abgeschlossenen Welt des Noviziats, und ihre leise, halbverschleierte Stimme wußte jede Seelenpein, die ein junges Geschöpf in der Abgeschlossenheit des Klosterdaseins heimsuchen konnte, zu erklären und nichtig zu machen, jede unbestimmte Sehnsucht ihres Wehs zu entkleiden und alle Zweifel in Klarheit aufzulösen.

„Es ist nicht so, wie wir alle bei unserm Eintritt ins Kloster glauben — meine Kinder, das Glück erwartet uns nicht an der Schwelle; es wäre auch nicht das Nichtigste. Die große Arbeit kommt zuerst, die Arbeit des Todes und der Auferstehung; wir müssen sterben, unsres Ichs uns entäußern, um wiedergeboren zu werden. — Kinder müssen wir erst werden, wenn wir ins Himmelreich, daß heißt ins klösterliche Leben eingehen wollen. Und dieses hinwiederum ist der Schmelztiegel, wo unsre Seelen gefäutert werden, um sich zum Übernatürlichen, durch die Entfernung aller Schladen, die an der menschlichen Natur haften, aufzuschwingen. Die Süßigkeit aber,

welche am Ende Ihrer Kämpfe auf Sie wartet, meine Kinder, ist eine unendliche.“

Nach solchen Reden glühten die Wangen der jungen Aspirantinnen vor innerer Sehnsucht nach jener unendlichen Süßigkeit, und sie lehrten mit erneuter Opferfreudigkeit zu ihren Pflichten zurück.

Dieser Opferfreudigkeit hatte es Maria auch zu verdanken, daß die beiden Novizinnen noch immer zögerten, die Genossin ihrer Zelle bei Frau Scholastika zu verlassen.

Die beiden frommen Seelen huldigten mit gleicher Inbrunst dem heiligen Aloysius von Gonzaga und verrichteten regelmäßig, bevor sie des Abends hinter dem weißen Vorhang ihrer Betten verschwanden, noch ein gemeinsames Gebet angesichts des Bildnisses ihres Lieblingsheiligen.

Eines Abends fuhr Marias Kopf hinter ihrem Bettvorhang hervor mit der Behauptung:

„Die heilige Theresia ist viel wunderthätiger als der heilige Aloysius.“

Schwester Franziska stieß ein O! des Entsetzens aus, während Schwester Veronika sofort sämtliche Wunder ihres Heiligen wie am Schnürchen herunterzählte, und ohne der heiligen Theresia zu nahe treten zu wollen, brachte sie Beweis auf Beweis, daß kein anderer als der heilige Aloysius dem Throne der heiligen Jungfrau am nächsten stehe.

Alein die Neue folgte ihrer Rede auf dem Fuße, und die arme Veronika bestieg ihr Lager mit dem Bewußtsein, dem Gebote des Stillschweigens in der ausgiebigsten Weise zuwidergehandelt zu haben.

Als Maria am folgenden Abend einen erneuten Angriff auf den heiligen Aloysius wagte, merkte sie an der tiefen Stille, die auf ihre Worte folgte, die beiden hatten überwunden und opferten ihre Aufwallung dem lieben Gott.

Da ging sie in sich. Ach, woher kamen ihr nur diese sündhaften Anwandlungen, diese unbändigen Gelüste, ihren Mitschwestern einen Streich zu spielen? Statt sich an ihrem heiligen Eifer zu erbauen, überkam es sie nicht zuweilen, daß sie vor Lachen fast in ihrem Kopfsissen ersticke?

Sie entschloß sich und eröffnete der Novizenmutter ihren Seelenzustand.

Am Abend desselben Tages fand sie ihr Lager in der Zelle der Frau Scholastika aufgeschlagen; diese trat des Abends mit

einem „Gelobt sei Jesus Christus“ in ihre Helle, neigte den Finger in dem kleinen Weihwasserfessel an der Thüre, schlug des Kreuz und schloß die ganze Nacht durch bis um fünf in der Frühe.

Maria versuchte vergeblich, durch allerlei kleine Inkorrektheiten Frau Scholastikas Aufmerksamkeit zu erregen, denn alles, selbst das Gezanktwerden, dünkte ihr angenehmer als diese steinerne Ruhe um sie her.

Allein Frau Scholastika, die Marias Bemühungen recht wohl bemerkte, zeigte sich blind und taub und wich nicht um eines Fingers Breite von ihren Gewohnheiten ab.

Die Nähe dieser unlieblichen Natur lastete wie ein Druck auf Maria, und zuweilen war ihr zu Mute, als müsse sie irgend etwas Entsefliches thun, nur um eine Veränderung herbeizuführen.

Einmal als es dunkelte und sie im Noviziat aufzuräumen hatte, machte sie sich dadurch Lust, daß sie wie eine Wahnsinnige über Tische und Stühle sprang.

Nichts aber drückte deutlicher die innere Zerkahrenheit ihres Wesens aus als ihre Zeichnungen; Frau Benedikta wartete nur auf einen Blick, auf eine kleine vertrauliche Annäherung, um an den Liebling die alte Frage zu stellen: „Was hat denn mein Marielle?“

Eines Tages versah Frau Benedikta, die das Amt der Sakristanin hatte, die kleine Kapelle am Ende des Korridors mit frischen Blumen. Die am entgegengesetzten Ende des Korridors liegende Thüre des Noviziats ging auf, und die drei Schwestern spazierten heraus. Voran Veronika, gemessenen Schrittes, tadellos in Ausdruck und Gebärde. Hinter ihr Maria, gerade so steif und gerade so gemessen.

Frau Benedikta, die in der Kapelle ein wenig zur Seite trat, um ihren Liebling zu beobachten, bemerkte plötzlich auf Marias Antlitz alle Anzeichen eines unterdrückten Lachens; sie hielt ein Papier in der Hand, von dem sie fortwährend kleine Stücke riß und zu Boden warf. Hinter ihr, Schwester Franziska, bückte sich unbedrossen, um den blanken Boden von diesen Papierschnitzchen zu säubern.

Unten an der Kapelle stand plötzlich Frau Benedikta vor der bis in die Stirne erglühenden Missethäterin. Die nichtsbahnenden Novizinnen schritten weiter.

„Ja, ich weiß, es ist nicht recht, was ich thue,“ stotterte Maria, „aber es kommt manchmal plötzlich so über mich — ach Gott, es ist gar so schwer, immer vernünftig zu sein —“

Sie schlug die Augen zu Frau Benedikta auf, die streng sein wollte, um deren Mund aber ein so gütiges, liebevolles Lächeln zuckte, daß Maria von einer jähen Gewißheit erfaßt wurde.

„Sie haben sich nie über meine Liebe beklagt,“ stammelte sie, „Sie haben das nicht gethan — o nein —“

„Still, mein Kind,“ unterbrach sie Frau Benedikta, der ungestümen Fragerin den Mund mit der Hand schließend.

Maria brach in Thränen aus:

„Daß ich nur einen Augenblick hab' an Ihnen zweifeln können.“

„Die Pflicht ruft,“ mahnte Frau Benedikta, „lassen Sie die Novizenmeisterin nicht warten.“

Maria ging.

Sie wußte wohl, ein weiteres Aussprechen konnte und durfte es nicht für sie geben, denn zwischen ihnen stand die geheiligte Person der Äbtissin.

Aber eine neue Zeit fing für Maria an. All die brachliegenden Kräfte ihrer Seele gewannen wieder Leben, und der Tag erschien ihr nunmehr nur noch in dem Lichte dieser einen Stunde — wenn Frau Benedikta unter der Thür des Noviziats erschien und ihre liebe, sanfte Stimme die trodene, herrische der Novizenmeisterin ablöste.

Sie redeten nicht öfter miteinander wie früher, sie waren nie zusammen außerhalb der Stunden. — Aber in diesen, welch ein unbeschreiblich zarter Rapport bestand zwischen ihren Seelen, die sich, die eine durch ihren Eifer, die andre durch ihre Milde, mehr Liebes sagten, als Worte hätten auszubringen vermocht.

Die erste selbständige Arbeit der jungen Postulantin, ein in kühnen Zügen und leuchtender Farbenpracht entworfenener Altarteppich, erweckte in der Äbtissin den Wunsch, Maria für das kunstgewerbliche Fach heranbilden zu lassen.

Allein die Novizenmeisterin wollte nichts davon wissen und setzte es auch durch, Maria für das Examen der Lehrfächer vorbereiten zu dürfen.

Unter ihrer Leitung, meinte sie während

eines Spazierganges im Garten, besonders seit sie die Postulantin immer um sich habe, sei mit dieser eine höchst vorteilhafte Veränderung vor sich gegangen. Sie sei daher nicht gewillt, auf halbem Wege stehen zu bleiben, da sie ein Nachlassen der Strenge bei einer Natur wie Marias von Übel halte. Frau Benedikta habe ja ihre Verdienste, setzte sie hinzu, allein sie habe nie etwas über Maria vermocht.

„Oder wollen Sie das bestreiten?“ wandte sich Frau Scholastika an die neben ihr gehende Frau Benedikta.

„Das liegt mir ferne,“ wich diese dem Angriff der Novizenmeisterin aus.

Die Äbtissin aber meinte nach einer Pause: „Ich glaube, unsre liebe Frau Scholastika hat recht; unterbrechen wir nicht ihr Werk; die Opferfreudigkeit und Heiterkeit sieht ja Maria aus den Augen. — Sollten Sie das nicht auch bemerkt haben, meine liebe Frau Benedikta?“

„Ja,“ nickte diese, indem sie vermied, der Fragerin ins Antlitz zu sehen.

Sie litt, sie litt wieder unter tausend Zweifeln; es war ja wieder ganz wie früher, ihre Röhren und Kämpfe, alles umsonst! Sie hatte Maria in's Kloster gezogen und jetzt — eben als Maria des Einerleis ihres Lebens überdrüssig werden wollte, hielt sie das unglückselige Geschöpf wiederum fest. —

## 9.

So oft die Äbtissin dem nun so freudestrahlenden Blick der jungen Postulantin begegnete, nickte sie ihr mit besonderer Freundlichkeit zu.

Zu den Füßen des Kreuzes sich glücklich fühlen, war eines der Lieblingsworte der hohen Frau, eine freudige Schwester des guten Todes sein, danach sollten sie alle streben.

Sie selbst hatte ihren Klosterfrauen das leuchtendste Beispiel gegeben, wie eine gottgeweihte Seele zu sterben habe. Als sie, schwer am Typhus erkrankt, einen Augenblick von ihren Fieberphantasien zum Bewußtsein zurückkehrte, sah sie die Frauen ihr Bett umknien, wie sie die Sterbegebete murmelten, und der Geistliche mit dem Allerheiligsten näherte sich ihr.

Da wußte sie, woran sie war, und ein paar schwere Thränen rollten ihr über die Wangen. Aber schon im nächsten Augenblick wurde ihr klar; die Blicke aller sind

auf mich gerichtet — forschend, lauernd, streng beobachtend —

Und sie sprach mit fester Stimme:

„Diese Thränen gehen mich nichts an — mein Herr und mein Heiland, meine Seele jaucht dir entgegen: Halleluja!“

Der gute Tod hatte sie nur gestreift, sie kehrte zum Leben zurück, ihr Sterben aber blieb unvergesslich.

„Wie die ehrwürdige Mutter sterben,“ war das geflügelte Wort des Klosters.

Ihre Macht lag in ihrer Vollkommenheit, nicht in ihrer Güte.

Und sie wußte das; sie wußte auch, um sie her gab es ein Geheimnis, das einzig wirklich bewahrte Geheimnis dieser redelustigen Schar. Wenigstens schien eine jede der Frauen mit Blindheit geschlagen zu sein, wenn in irgend einer Ecke des Korridors oder hinter einem Pfeiler des Kreuzgangs eine besastete Seele sich Rats bei Frau Benedikta holte.

Vor den Augen der Äbtissin pflegten die Frauen ihre gütige Beraterin vorsichtig zu meiden, aus Angst, ihre heimlichen Seitenwege möchten entdeckt werden. Die Äbtissin aber war viel zu stolz, um ahnen zu lassen, daß sie von der Sache wußte. Mochten sie mit ihren kleinen Beschwerden zu Frau Benedikta gehen. Petronillas offen zur Schau getragene Vorliebe für Frau Benedikta war ihr viel empfindlicher.

Die korpulente Frau ließ auch in den Rekreativstunden ihren Rosenkranz nicht aus den Fingern.

Es war Sonntagabend; das ganze Konvent befand sich im großen Saale.

„Om,“ sprach Frau Petronilla mitten in ihre Aves hinein, „sehe einer unsrer Postulantin Augen, ich wette, sie hält uns samt und sonders für Heilige. An End' auch mich! Der gute Glauben unter dem weißen Häubchen! Unsrer liebe Frau Benedikta hat es sogar in ihrer Noviziatszeit fertig gebracht, die Bosheiten einer Schwester Pauline für Liebenswürdigkeiten zu nehmen.“

„Was mag aus ihr geworden sein,“ meinte Frau Benedikta, „wir haben lange nichts von ihr gehört.“

„Um Gotteswillen,“ errieferte sich Frau Eulalia, „man muß den Teufel nicht an die Wand malen; zweimal ist sie schon zurückgekommen, sie konnte auch ein drittesmal kommen. Eine Diebin nannte mich diese



Person, ich stelle die Form eines Gedichtes und fülle sie mit albernen Worten —“

Frau Scholastika, die auf- und abging und diese Worte hörte, stieß ihr trockenes Lachen aus:

„Eine begabte Person, diese Pauline, guter Kopf, schade daß sie einen so unverträglichen Charakter hat.“

„Habe ich nicht immer gesagt, gebt sie mir aufs Land,“ meinte Frau Petronilla, „auch für Frau Notburga wäre es gut gewesen; nur immer heraus mit den Unverträglichen und Überträgigen, die Arbeit im Freien thut Wunder —“

Sie hatte, während sie sprach, den Arm erhoben und den nächsten Fensterflügel aufgerissen; nach einiger Zeit kam Frau Scholastika des Wegs und stieß ihn mit einem Ruck ihres Ellenbogens wieder zu.

So trieben's die beiden Frauen schon über zwanzig Jahre, denn die eine hatte stets heiß und die andre fror, und Frau Benedikta hatte jedesmal von neuem ihren Spaß daran.

Sie bemerkte, daß sich auch Maria an dem Gebaren der beiden ungleichen Frauen ergötzte. Wie ein neugieriges Kind sah sie aus ihrem weißen Häubchen heraus, selig, als sich endlich Frau Cäcilia, nachdem sie sich lange hatte bitten lassen, dem Harmonium näherte. Bei wem sonst schlug der schwere weiße Wollenrock so tiefe, schöne Falten! Lud mit welcher Grazie sie den langen Ärmel zurückschlug, bevor sie ihre schmalen Hände über die Tasten gleiten ließ. Daß Frau Cäcilia, bei all ihrer Verachtung des Irdischen, dennoch in ihrem tiefsten Innern wußte, daß sie schön war, und ihr ganzes Gebaren dem Dienste dieser Schönheit anpaßte, durchschaute Marias Augen nicht. Sie lauschte dem Gesang der schönen Frau, und ihr Anblick erfüllte sie mit Wonne.

Die alte Propstin aber flüsterte der betenden Frau Petronilla ins Ohr:

„Was singt sie jetzt wieder? Nie singt sie ein Lied, das ich kenne.“

„Sie weiß warum,“ lachte Frau Petronilla auf, „Sie brummen sonst den Was dazu.“

„Und wenn auch,“ meinte Frau Eulalia, die sich über die Erfolge der Gesangslehrerin nie zu beruhigen vermochte, „muß man seinem lieben Nächsten nicht auch eine Freude gönnen? Aber Frau Cäcilia hört

überhaupt nie zu, wenn von etwas anderem die Rede ist, als von ihrem Gesang. Ich danke Gott, daß ich nicht so egoistisch bin.“

„Hm,“ machte Frau Petronilla, „seien Sie 'mal gütigst so ein Bild voll Gnaden und singen Sie einen in den siebenten Himmel 'nein —“

„Wollen Sie damit sagen, daß der Egoismus erlaubt ist?“ fragte Frau Eulalia.

„Ich will weiter gar nichts sagen, als daß am Apfelbaum Äpfel wachsen und am Pflaumenbaum Pflaumen,“ entgegnete Frau Petronilla.

„Das versteh nun einer,“ meinte Frau Eulalia, und da Frau Cäcilia eben mit ihrem Lied zu Ende war, eilte sie flugs in die Mitte des Rekreationssaales, um das jüngste Kind ihrer Muse vorzutragen.

„Es gibt eine Wonne auf dieser Welt,  
Von vielen ersehnt, ach — vergebens!  
Eine Wonne, ein Glück, so hochgestellt,  
Der schönste Schmutz dieses Lebens.  
Der Namen des Glücks, brauch' ich zu nennen;  
Der Stand der Gnade — wer sollt' ihn nicht kennen?  
Wenn unsere Seele, von Sünden gereinigt,  
Sich ganz mit ihrem Heiland vereinigt,  
Kein Engel im Himmel dann reiner ist  
Als eine Seele, die in der Gnade ist.“

Und klopft sie also ans Himmelsthör,  
Es öffnet das Thor sich zur Stelle,  
Der göttliche Heiland, er tritt hervor,  
Um ihn eine himmlische Helle.  
O Seele, spricht er, du lieblich Erwählte,  
Du Braut meines Herzens, auf die ich zähle,  
Ich schließ' dir die Reiche des Himmels auf,  
Durchmich sie frohlockend im Siegeslauf,  
Und sammle die Schätze in meinen Hallen,  
Die niemals in Mober und Mische zerfallen —“

In diesem Tone ging es über eine halbe Stunde lang; bei jeder Strophe hofften die Zuhörerinnen, daß das Gedicht zu Ende sei, aber vergebens.

„Frei nach Schiller,“ knurrte die immer rascher ausschreitende Frau Scholastika, während etliche Arme an Geist von Zeit zu Zeit Töne der Bewunderung von sich gaben. In einer Ecke des schwachbeleuchteten Saales aber bemühten sich die jüngeren Nonnen, und Maria mit ihnen, umsonst, ernsthaft zu bleiben.

Indes die „Hm's“ der Mißbilligung aus dem Munde der Frau Scholastika mehrten sich in solch bedrohlicher Weise, daß die Äbtissin, die eine Scene befürchtete, dem Redestrom der Dichterin schleunigst Einhalt gebot, indem sie die verstümmte Novizenmeisterin an ihre Seite rief.

Sofort stieß Frau Scholastikas Vered- samkeit von den Anliegen über, die ihre Seele bedrängten. Sie verlangte, daß im Noviziat die deutschen Klassiker gelesen werden müßten. Sie sprach von dem letzten Exa- men der Novizinnen, denen von den staat- lichen Examinatoren die Aufgabe gestellt worden war, einen Aufsatz über Goethes Iphigenie zu machen im Vergleich zu der des Euripides. Und keine der Novizinnen war dazu imstande gewesen. Dies, sagte Frau Scholastika, sei ihr in einer Weise empfind- lich, daß sie in letzter Zeit ihre Nachtruhe eingebüßt habe. Es müsse etwas geschehen.

„Es ist ein großes Unglück für uns,“ meinte die Äbtissin, „daß die Examinatoren nicht mehr aus einem Konfessionarium katho- lischer Männer bestehen. Es führt dies zu Zugeständnissen, die sich mit dem Geist des Klosters kaum vereinigen lassen. Ich habe Ihnen erlaubt, Goethes Gedichte in Ihren Litteraturstunden einzuführen, aber nun auch noch die Dramen —“

„Ehrwürdige Mutter,“ fiel ihr Frau Scholastika ins Wort, „die Welt ist nun einmal so thöricht, diesen heidnisch gesinn- ten Goethe, der jetzt gewiß zu tiefst im Feg- feuer seine Sünden abbüßt, auf ein Pede- stal zu stellen. Es bleibt uns nichts an- dres übrig, wir können diesen Goethe nicht mehr wie bisher in der Litteratur umgehen. Aber Sie können mir das Vortragen seiner Dramen ruhig überlassen; hier wie bei den Gedichten werde ich die nöthigen Korrekturen anbringen, damit die Seelenreinheit unserer Novizinnen nicht von dem Gifte seiner Anschauungsweise getrübt werde.“

Die Äbtissin seufzte: „Ich sehe diese Einmischung des Staates in unsre klöster- lichen Angelegenheiten als eine Prüfung an; Gott will uns durch solche Heimsuchungen nur um so fester zusammenschließen. Wem von uns fielen es ein, die heiligen Gelübde weniger ernst zu nehmen, weil der Staat sie nicht als bleibende anerkennt? Was geht es uns an, daß in seinen Augen eine Gelübdeablegung nur für zwei Jahre gilt? Uns gilt sie fürs Leben. Aber hüten müssen wir uns vor dem Gifte verderblicher Schriften.“

Frau Scholastika nahm wieder das Wort.

Eine in sich gefestete, durch und durch von ihrem Gott erfüllte Seele sei gegen jegliche Anfechtung gefeit, erklärte sie. Sie

habe nur ein Lächeln für die aufrührerischen Ideen solch gottverlassener Menschen. —

Sie war im Zuge und sprach weiter und weiter. Da und dort bildeten sich erst leise, dann immer lauter werdende Neben- unterhaltungen.

„Ich beneide sie um nichts,“ meinte Frau Petronilla, „als daß sie stundenlang reden kann, ohne sich zu erhitzen.“

„Es müßte jemand den Mut haben, ihr zu sagen, daß ihre Reden durchaus nicht gescheiter sind als meine Gedichte,“ flüsterte Frau Eulalia Frau Beneditta zu.

„Es ist eben nicht für alle das gleiche Geschick,“ gab ihr diese zur Antwort.

„Sie hat eine Nase wie ein Gschicht,“ erklärte Frau Eulalia, „wenn ich zu wählen hätte, wäre mir die der Frau Petronilla noch lieber.“

„Ich würde keine wählen,“ lachte diese auf, „da ich nun aber einmal meine habe, so danke ich alle Tage Gott, daß er mir den Weg ins Kloster gewiesen, wo man mit allem Behagen häßlich sein kann.“

„Glauben Sie mir,“ flüsterte ihr Frau Eulalia mit großer Wichtigkeit zu, „Frau Cäcilia bildet sich gewiß ein, ihr Gesicht gefalle unserm himmlischen Bräutigam besser als das Ihre.“

„Hellige Muttergottes von Einsiedeln,“ pläzte Frau Petronilla heraus, „das nähme ich ihm keinen Augenblick übel!“

Frau Cäcilia hatte eben zu prälabieren angefangen und Frau Eulalia, die fürchtete, die Rivalin möchte ein Lied anstimmen, fuhr flugs mit der Hand in die Tasche.

Allein Frau Scholastika, die diese von ihr sehr gefürchtete Bewegung erspäht hatte, rief laut: „Ich möchte es wirklich ein einziges- mal erleben, daß Frau Eulalia eine Auf- forderung abwartete, ehe sie mit dem Vor- trag ihrer Gedichte beginnt.“ —

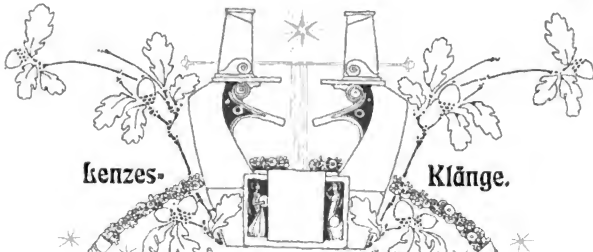
„Ich — o ich,“ kreischte die tiefbelebige Eulalia. —

Da ertönte der dumpfe Schlag einer Glocke; keine der Frauen sprach den angefangenen Satz mehr aus. Die Äbtissin erhob sich und schritt der Thüre zu; die Nonnen folgten; Maria war die letzte.

Sie strahlte; was sie gehört und gesehen, hatte sie ebenso erbaut als ergötzt; eine wundervolle Abwechslung nach den eintönigen Wochentagen im Noviziat. (Eulalia folgt.)



Studie zu einem Gemälde „Frühlingssturm“ von Ludwig von Hofmann.



### Coskanischer Frühling.

Nun kommt die Zeit der grossen Anemonen,  
Mit denen alle Raine sich bekränzen;  
In warmen Gärten reifen die Limonen,  
Die Mauern dampfen und die Hügel glänzen.

Schon such' ich wieder die Cypressenschatten  
Und dehne trüg im Grase meine Glieder  
Und labe mich am lauen Duff der Matten  
Und summe meine deutschen Frühlingslieder.

Ermüdet streif mein Blick die weissen Villen,  
Die heissen Strassen und die gelben Felder;  
Mein Herz ist nicht dabei — es denkt im Stillen  
An Lindenduft und deutsche Buchenwälder.

Hermann Hesse.

### Die Glücklichen.

„Mädchen, lieb Mädchen, was suchst du im Klee?“  
„Möcht' gern ein Vierblatt pflücken.“  
„Mädchen, wenn ich dir zur Seite steh',  
Könnst' es wohl eher glücken.“

Nahm der Bursche des Mädchens Hand,  
Blickten sie auf und nieder,  
Und als er endlich das Kräutlein fand,  
Steckt sie es jubelnd ans Mieder.

„Willst du allein das Kraut für dich?  
Glaube nicht, dass ich das leide;  
Es bringt ja Glück, und sicherlich  
Glück genug für uns beide.“ — Albert Roderich.

### Nun komm'.

Ich hab' ein Schloss in Niemandland  
Uom Lenz zu Lehn empfangen,  
Der trug ein grünes Samtgewand  
Geziert mit Silberspangen.

Das Schloss ist wundersam gebaut,  
Auf Säulen, moosbewoben,  
Der Boden grün, goldübertaut,  
Und blau die Kuppel droben.

Die blitzt wie mit Demant bestreut  
Und hängt voll feiner Geigen.  
Nun komm', wir halten Einzug heut,  
Das Schloss spielt selbst zum Reigen. Ernst Muellenbach.



## Voller Drang.

Herz, mit deiner jungen Fülle  
Streif' durch diese warme Nacht.  
Causend Cröpplein rieseln stille,  
Causend Blättlein wanken sacht.

Lüfte, Winde gehn zusammen,  
Berges Adern recken sich.  
Aller Wesen tiefste Flammen  
Strömen, brausen feierlich.

Grosse Himmel, weite Meere  
Fühlen Drang und Gier und Fluss.  
Horch, des Lebens dumpfe Chöre  
Sagen dir den ersten Gruss.

Alfons Paquet.



## Im Abendhauch.

Blasslila Glockenblüten  
Nicken auf den Matten,  
Schwätzen mit Margueriten  
Im Abendhatten.

Leiser und leiser klingt es  
In den stillen Lüften,  
Schlummer und Frieden bringt es —  
Traum und Hauch und Düften.

Traumschwer auf weichen Matten —  
Neben bleichen Blüten —  
Nicken im Abendhatten  
Müde Margueriten —

Jans Haide.



## Frühlingspsalm.

Gestern — tiefe, regungslose  
Cotenruh' noch unterm Moose,  
Gräber, linnenweiss umwoben —  
Heut — welch Drängen, Rütteln und Coben!  
Erstes Dehnen nach langem Träumen,  
Erstes Strecken zu weiten Räumen,  
Rieselnder Tropfen lockendes Rauschen —  
Plötzlich über die regenleuchten  
Braunen Schollen ein lächelnd Leuchten:  
Sieh! und vom Schöpfungsblick durchbebt,  
Der von Wassern zu Wassern schwebt,  
Urkraftbrünstig, sonnenwarm,  
Löst sich's aus hegendem Mutterarm;  
Und den erschlossenen Grüften enttaucht  
Opferumraucht,  
Gottvaterodemüberhaucht,  
Jungfräulich grün, wie am ersten Tag  
Am Schöpferbusen die Erde lag,  
Unter Lerchenschlag,  
Jubelgeschwellt,  
Eine neue Welt:  
Du, heilige, herrliche Frühlingswelt!

Fritz Erdner.



## Serenade.

Schmiege dich, wiege dich, Süsse!  
Kein Blatt an dem Appilb mehr nickt;  
Sieh das Sternengeluckel,  
Wie es das schweigende Dunkel  
Silbern zuhäupt uns sticht.

Schmiege dich, wiege dich, Süsse!  
Ich lästere die Träume ins Ohr.  
Über die schwarzen Rabatten  
Heben gleich strebenden Schatten  
Sich die Cypressen empor.

Schmiege dich, wiege dich, Süsse!  
Der Wildvogel birgt sich im Ried;  
Siehe die Siebel nun steigen,  
Nachtigall rief in den Zweigen  
Singt schon ihr schmelzendes Lied.

Schmiege dich, wiege dich, Süsse!  
Der Mondstrahl wandelt schon nacht,  
Wellern vom Menschengetriebe  
Küsst uns die träumende Liebe.  
Küsst uns die schweigende Nacht.

Johannes Wilda.

## Neue Jugend.

Frühling, ich spüre dich!  
Dein Atem hat mich gestreitet.  
Komm nun und führe mich  
Zur Sonne, die alles rettet!  
Was ich im Herzen getragen,  
All meine Sehnsucht und Träume,  
Blühen soll es und Blüten tragen  
Wie Kirschenbäume!

Mag sie ein Raureif zerstören  
Oder die Sonne bescheinen —  
Einmal will ich die Nachtigall hören  
Ohne zu weinen.  
Ach, es schwillt in den Cieten  
Und drängt in die Frische der Winde! —  
Frühling, wie lange deine Blüten auch schlielen  
In mir, deinem Kinde! —

War ja so lange bedeckt  
Alles von Schnee und von Schmerzen.  
Aber nun hebt es sich duftig und reckt  
Sich bunt aus dem Herzen.  
Wieder bin ich ein Knabe.  
Die Augen voll lachender Bläue. —  
Was ich an Jubel versäumet habe  
Erstcht nun aus neue.

Junge Birke dort droben,  
Ich komme und lass' dich!  
Junge Birke, ich schüttel' dich  
Und lache und lass dich.  
Junge Birke, du stehst so schlank  
Wie ein warrendes Mädchen im Grünen.  
Junge Birke, es dauert nicht lang,  
Dann grüss dich auch eine von ihnen!

Hier von dem Fenster, wo ich auch steh'! —  
O seliges Koffen.  
Dass uns nach Chänen und Winterweb  
Der Frühling nun offen!  
Liebste, ich liebe dich auch!  
Wir wollen die Gärten durchgrhen  
Und auf das Blühen der Blüten am Strauch  
Und die bauenden Schwalben sehen! . . .

Georg Busse - Palma.

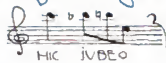
## Die wilden Gärten.

Ich habe die wilden Gärten so gern,  
Wenn am Abendhimmel ein erster Stern,  
In den Fenstern ein erstes Lichtchen erglimmt  
Der Mondkahn über die Dächer schwimmt,  
Und der Chor der Grillen schwulst im Gras,  
Und die Rosen duften sprühregennass,  
Und im blüh'nden Jasmin, da alles verklingt,  
Eine Nachtigall singt.

Ich habe die wilden Gärten so gern,  
Das Leben tanzte vorüber fern.  
Nur unter die wuchernden Sträucher verlingt  
Sich wie ein ermüdeter Schmeißerling  
Aus seiner Geige ein dunkler Ton,  
Fort über Unkraut, Wildweiss und Mohn,  
An erstorbenen Wegen, an Zäunen bang  
Wie an Gräbern entlang.

Einst fand man — es war in früher Zeit —  
Einen Burschen rot im Bellerkied.  
Die zerhissene Brust war herb und braun.  
In unserem Garten lag er am Zaun.  
In der Blätterwiehle, in Malven und Mohn.  
Des Abends Sichel leuchtete schon,  
Und eine Nachtigall sang im Jasmin  
Ihr Lied für ihn.

Julius Havemann.



## Frühling im Spreewald.

Von Eduard Beydk.

I.  
Längs den Ufern in die Wette  
Rufen Kuckuck und Pirol,  
Und ich lass den Nachen gleiten  
Auf ein lächelnd Gratewohl.

Zwischen grüncnd zarten Büscheln  
Schimmern Kirsch- und Apfelbluten,  
Um den Ringwall in den Espen  
Züstern sanfte Wendenmythen.

An der Pforte lehnt der Käiner  
Arbeitsmüd und ohne Schube,  
Schmaucht ans seiner kuzzen Pfeife  
In die Samstagabendruhe.

II.  
Möcht wie alte Wendenmessen  
Hiez regieren Irrenduo —  
Polizist Pirol, der gelbe,  
Schreit wie toll: hic jubeo!

Ruhe bestest in die Tiefen  
Ruch der Seele du, der müden,  
Stille Welt, mit deinen Wassern,  
Ringsum gürtend deinen Frieden.

Spät noch sitz' ich in der Laube  
Unter düfteschwerem Flieder,  
Im Fokale schwimmen Blüten,  
Auf den Espen summen Eieder.

Aber durch die ganze Mainacht  
Hat die Nachtigall gesungen,  
Und da sind die alten Wunden  
Meiner Sehnsucht aufgesprungen.

# Eine Papstmesse.

Erinnerung eines Protestanten.

Von

Otto von der Pfordten.

(Abdruck verboten.)

Wenn man in Rom ist, hofft man den Papst zu sehen. Aber das ist nicht leicht. Die schöne Königin Margherita — damals noch im vollen Glanze des Glücks — hatten wir mehrmals auf dem Monte Pincio fahren sehen, ganz nahe, als wir, meine Frau und ich, vor einigen Jahren in Rom waren. Der Papst aber war unwohl, so hieß es, und gar keine Aussicht auf eine Möglichkeit ihn zu sehen. Kein Empfang, kein Pilgerzug, keine Zeremonie in der Sixtina. Immerhin, im Besitz einer gewichtigen Empfehlung, lohnt es einen Versuch in Gestalt eines Besuchs beim maestro di camera di Sua Santità im Vatikan. Der blieb sehr kühl und machte wenig Hoffnung. Die Fresken Michelangelos und die Stanzzen Raffels tröpften uns.

Da, einige Tage später, — wir saßen müde von dem Ausflug nach S. Paolo fuori und S. Sabina abends im Hotel — brachte ein eleganter Diener einen gelben Zettel: die Einladung zur päpstlichen Messe anderen Tages früh 7 $\frac{1}{2}$  Uhr, nicht gerade die Zeit, in der der Fremde in Rom auszugehen pflegt. Große Überraschung, fürstliches Trinkgeld und die traditionelle Schwierigkeit: der vorgeschriebene Schleier der Dame, genauer gesagt ein großes schwarzes Kopfstück aus Spitzen. Keine jüngere deutsche Frau nimmt es auf die italienische Weise mit — aber ohne dieses kein Eintritt. So erklärten erfahrene Bekannte. Es wurde beschafft und stand meiner Frau sehr merkwürdig zu Gesicht, trotz verschiedener Dekorationsversuche; dann wurde Becken und Wagen bestellt. Denn zu Fuß kann man nicht gut in einem Palast Einzug halten.

Und es ist doch ein Moment, wenn man um die Peterskirche herum gegen das so streng verschlossene Thor des eigentlichen Vatikans rasselt, dann dieses aufspringt und die historische Schweizergarde die vermeintliche Eccellenza salutiert! Es ist immer ein Spaß, etwas sonst Verbotenes betreten zu dürfen. Das muß man im Landauer genießen, und sei es auch früh nach 7 Uhr,

wo die Sonne Ende März nicht geruhte, das leichte Frösteln des im dünnen Frack steckenden Kompilgers zu bekämpfen. Weiter fährt der höchst selbstbewußte Kutscher in scharfem Tempo durch Höfe und Thorbogen — auch er rollt nicht alle Tage in den Vatikan — zum Cortile di S. Damaso.

Und dann ein Eintritt wie in ein Fürstenschloß. Eine schöne Treppe hinauf durch zahllose Vorzimmer, Audienzzimmer und Säle. Die Einladungsarte höfisch-vornehm flüchtig besehen, dafür Anzug und Haltung des Fremden mit scharfen Augen gemustert, eine Unzahl Dienerschaft in roter Seide leicht grüßend, wieder salutierende Schweizergarde und postenstehendes päpstliches Militär. Wir wandelten langsam in recht weltlicher Stimmung; das war deutlich auf den Fremden berechnet. Dieser Pomp, die schimmernden Säle, das glatte Parkett — wahrlich, eines Fürsten Haus. Keines Dieners der Kirche. Man sollte empfinden, was eigentlich auch draußen dem Papste gebühre, was frevelhafterweise nur hier innen zur Schau gestellt werden konnte. Den Glanz der Herrschaft; der Herrschaft über das Rom, das ihm entrisen war. Man sollte das bebauern, Respekt bekommen.

Und mein Herz verhärtete sich. Wir waren ja doch nur aus Neugierde gekommen, und ich hatte schon deutsche Fürstenschlößer betreten. Damit mochten sie Amerikaner imponieren. Endlich gelangte man in die päpstliche Hauskapelle. Päpstliche Kämmerer, Hofherren in Uniform mit Orden weisen lautlos und würdevoll die Plätze an — auf gepolsterten Bänken; dann hatte man Zeit zu warten und sich vorzubereiten. Allmählich sammelten sich an 100 Personen; feierliche Stille herrscht unter den Geladenen. Sie fühlen alle, daß ihnen Ungewöhnliches zuteil wird. Ich postierte mich ganz an das Ende der Reihen, um das Knieen womöglich zu vermeiden. Dann sah ich mich in Nähe um.

Alles ganz einfach, ein kleiner Raum mit unbedeutenden Fresken. Auch der Altar



ohne Prunk, darüber eine Art Baldachin; das Kreuzigt verhält. Es war der Tag Mariä Verkündigung kurz vor der Charwoche. Das Ganze des Anblicks konnte keine Stimmung erzeugen. Nichts von dem Glanze der Peterskirche, nichts vom kunstgeweihten Hauber der Sixtina, in die durch Michelangelos Gestalten das Überirdische hereinleuchtet. Eine Kultusstätte wie viele andere mehr. Auch die Herren Kämmerer waren zurückgetreten. Nun nur noch eine kleine Versammlung, die sich räuspert, an den Kleibern schiebt, sich zurechtrückt und auf etwas wartet. Meine Gedanken fingen an, in die anderen Teile des Vatikans zu wandern, wo die Geister der Antike und der Renaissance die Sinne in Fesseln schlagen . . .

Da, punkt acht Uhr, öffnet sich eine kleine Thür neben dem Altar und Leo XIII. erscheint, auf zwei jüngere Geistliche gestützt. Unwohl, wie er sich wirklich fühlt, sieht der Greis aus wie ein Toter, geht tiefgebückt und wird langsam zu einem Betpult geführt. Er trägt ein ganz einfaches gelblich-weißes Patriarchengewand, um den Hals eine Kette mit großem Kreuz in Brillanten, matt auf dem weißen Stoffe schimmernd; auf dem müden Haupt ein kleines Käppchen, das ihm nur während des Hauptmomentes der Messe abgenommen wird. Im Vorüberstreiten hebt er ein wenig den Kopf und ein mildes, gütiges Lächeln des geistreichen Mundes grüßt die Versammlung. Alles war sofort auf beide Kniee gesunken; jetzt auf einmal fand ich mich unvermerkt auch auf dem rechten knieend, ich wußte nicht wie. Niemand konnte mich zwingen, da mir alle den Rücken wandten. Aber vor dem Mann dort that es nicht weh. Wohl jedem, der sich im Leben vor keinem Unwürdigeren bücken muß. Diesem Bilde eines Vaters und Apostels gegenüber war es eigentlich die naturgemäße Stellung.

Eine der Papstfiguren von den Grabmälern in Sankt Peter ist lebendig geworden und kniet dort auf dem Betpult. Die lebende ist die schönste von allen. In Andacht hingegossen, das Haupt auf die gefalteten Hände vornüber gelegt, in der oft geschauten Stellung des demutsvollen Gebetes, die Linien des Gewandes von wunderbarer Schönheit. Man sah nichts anderes mehr; das kleine Gefolge einfach gekleideter Geistlicher lenkte nicht ab. Der Papst und nichts

als der Papst. Und er liegt auf seinem Angesicht und betet.

Durch das atemlose Schweigen der Versammlung dringt ein Laut. Ganz leise, kaum verständlich. Klägliche Töne eines stammelnden Greises, wie das Greinen eines fernen Kindes, dann wie das Schluchzen eines vor unseren Augen Sterbenden. Langsam kräftiger werdend und verständlicher, wie sich an den Worten des Gebetes stärkend. Immer unsagbar rührend und demutsvoll, aber sich belebend zu innigem Ausdruck, die lateinischen Laute schwebend über der lautlosen Andacht der ergriffenen Schar, empor zu etwas Unsichtbarem. Endlich deutlich vernehmbar, mit dem tiefsten Ausdruck eines zernirchten, reuigen Herzens: mea culpa, mea maxima culpa! (Durch meine Schuld bist du gestorben, durch meine allergößte Schuld.)

Das traf wie eine persönliche Offenbarung. Das kam aus dem Innersten, oder alles hienieden ist Lüge. Das war ein Mensch, der sich vor Gott, dem Unbegreiflichen, beugt und betet, weil er das Göttliche in sich alle Tage kreuzigt und verleugnet. Ja, ja: Nostra culpa, nostra maxima culpa! rief es in mir, und ich beugte den Kopf so tief herab, daß ich nichts mehr sehen konnte. Dann fühlte ich etwas sich regen in den Augenwinkeln, das ich recht lange nicht mehr gespürt hatte. Ich schielte hinüber zu meiner Frau, die neben mir kniete, ob ich mich vor ihr schämen müßte. Es war wenig zu sehen vor dem schwarzen Spizentuch. Aber ich sah doch genügend. Also zwei Protestanten, die weinten. Darauf waren wir wahrlich nicht vorbereitet gewesen, als wir durch die Audienzjale gegangen waren. Daß uns der alte Mann mit einem einzigen Gebet schmelzen sollte. Wie war das nur so rasch gekommen?

Das Gebet ging zu Ende, und die Messe begann. Alles stand wieder auf, um sich nur bei den Hauptstellen wieder niederzulassen. Wir waren wieder ernüchtert; ich schüttelte den Druck von mir. Eine Unruhe ging durch die Versammlung. Man saß nun Posto in der anderen Stellung. Die Geistlichen begannen zu zelebrieren, zu räuchern, zu weihen. Später kam dann die Wandlung, der dramatische Höhepunkt, die Inkarnation des Unsichtbaren. Aber es war wohl schon vorher erschienen; Gott

hatte jeden einzelnen mit dem Zeigefinger berührt, wie drüben in der Sixtina den Adam auf dem Bilde Buonarottis: werde beseelet, ich bin bei dir. Das war geschehen, während ein alter Patriarch für sich und die Menschheit das küßende Wort sprach: „Herr, ich habe gesündigt vor dir und bin nicht wert, daß ich dein Angesicht sehe.“ Dann mochte er sich erheben und wir alle mit ihm. Stolz und aufrecht steht der Mensch auf der Erde, die er beherrscht; aber vor dem Überfinnlichen beugen sich nur die Thoren nicht und die Verblendeten.

Und die Messe nahm ihren Fortgang. Ich kenne ihren Text genau, von der missa solemnis von Beethovens her, die ich auswendig weiß und im Chor mitgesungen habe. Und den Gang der Ceremonie von der Charwoche in München her, wo die musikalischen Protestanten die katholischen Kirchen aufsuchen wegen der Werke von Palästina, Allegri und Pergolesi. Das war recht gut, denn die italienische Aussprache des Lateinischen im Munde Less verändert den Klang der Worte. Doch war mir's, als hätte ich die katholische Messe noch nie gehört, als verstünde ich erst jetzt den tiefen Sinn ihrer einzelnen Pfafen. So bewundernswert lebte sie der Greis. Als erfände er die Worte im Moment, als spräche auch er sie zum erstenmal. Mit so vollendetem Ausdruck klang jeder Satz, beseele er jede Formel, vergeistigte er jede Bewegung.

Der Eindruck des Gebrochenen, Sterbenden schwand vollständig; je länger es dauerte, desto frischer tönte die Stimme, desto gerader richtete sich die Gestalt auf, desto kräftiger fühlte er sich sichtlich. Man begriff die wunderbare Lebenskraft dieses Mannes, die ihn vor unfernen Augen sich verjüngen ließ. Freilich mußte er gestützt werden, wenn er vom Bestuhl sich aufrasten sollte, mußte sich mit Mühe am Altar halten — ein unendlich rührender Moment — um dort niederknien zu können. Aber alle Bewegungen waren persönlich, von innen heraus elektrifiziert, durchaus nicht maschinenartig, gewohnheitsmäßig. Wort und Geste immer eins, immer bezeichnend; so bei den unscheinbarsten Dingen. Wenn er alle die ihm vorgehaltenen Gegenstände küssen mußte: jedesmal der gleiche ergreifende Ausdruck, die gleiche Innigkeit der Bewegung. Ich konnte mich nicht satt sehen gerade an dieser

sonst so formellen Äußerlichkeit; empfindet man sonst bei dieser Jeremionie: soll denn noch etwas geküßt werden!?, so hier bei Leo eine ganz natürliche Regung inniger Zärtlichkeit für heilige Dinge. Und wenn ihn dann wieder die Diakonen stützten, so sah man den alten Moses, von Aaron und Hur gehalten, hinüberschauen in das gelobte Land. Bild auf Bild, aber alle entstehend, nicht erlebzig; persönlich empfunden, nicht gelebriert. Dieser Papst beging nicht die Messe, er handelte, er erlebte sie.

Und noch ein ergreifender Moment: der Segen über die Versammlung mit den schönen, innig aus vollem Herzen gesprochenen Worten: pax vobiscum, Friede sei mit euch. Begleitet von einem unbeschreiblich milden Lächeln der leuchtend gütigen blaugrauen Augen und hinreißendem Ausdruck der Hände. Man glaubte es ihm wirklich; es war, als spräche er in eine Welt hinaus, urbi et orbi, wie sonst von dem Balkon von St. Peter. Wenn es von ihm allein abhinge, von dem alten, herzenguten, wahrhaft frommen Menschen dort, dann wäre wohl Friede auf der Welt. Er wünscht ihn allen Menschen. Was ihn verhindert, das hat jetzt und hier keine Stätte. Auch in ihm nicht. Er trägt nicht die Tiara auf dem Haupt und hält kein Szepter in der Hand. Sondern er breitet die Arme aus, lebhaft ausgespannt gegen alle Bösen und Friedensfeindlichen, als wollte er eine Menge damit erreichen, um ihnen zu sagen: Friede! Dann wendet er sich wieder zum Altar, wo er ihn für sich selbst finden soll. Und noch ein sehr rührender Moment, als Leo beim Ave Maria gar noch zu singen versuchte, mit ganz lauter, zittriger Greisenstimme, um seiner Andacht den vollsten Ausdruck zu verleihen. Es hörte sich nicht lieblich an, aber ich glaube, daß jedem das Lächeln geschwunden wäre, das sich sonst wohl einstellen würde, wenn ein Greis singt. So innig, so natürlich hingebend that er auch das; wie jede Einzelheit in den langen dreiviertel Stunden, die er amtierte. Ihm waren sie nicht lang; hatte man zuerst lebhaftes Mitleid empfunden, wenn die Kniee des alten Mannes zusammenknieten und er sich mühsam aufrastete, um die paar nötigen Schritte zu gehen, zuletzt geleiteten die Diakonen einen Sieger in den Bestuhl zurück. Über sich und uns; über seine körperliche und unsere

menschliche Schwäche. Die Andacht hatte ihn neu gekräftigt; es war, als schöpfe er geistige Lebenskraft daraus.

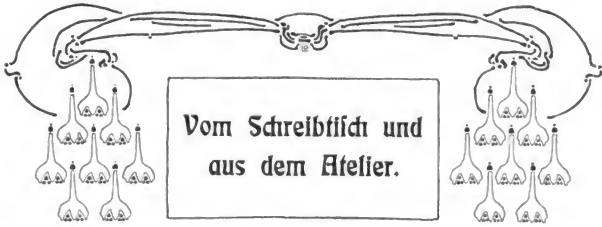
Und dann war es noch lange nicht zu Ende. Eine zweite Messe wurde gelesen, von einem höheren Geistlichen, für ihn, für den Papst. Während er wieder im Betsstuhl hingegossen lag und betete, in der plastisch wunderschönen Stellung. Der Kontrast war groß und ernüchternd. Das war reine Zeremonie, so rasch wie möglich absolviert, seelenlos, alltäglich. Allerdings hier wohl geboten aus Rücksicht auf den Greis, um ihm nicht gar zu viel zuzumuten. Man merkte die Ungebuld des Priesters, zu Ende zu kommen; die Eile wurde zur Tugend. Aber das eben Gehörte erschien als wunderbares, einziges Erlebnis, als eine Handlung empfundener Frömmigkeit, als echter Gottesdienst. Im Gegensatz zu einer starren, zwecklosen Formalität. Und immer brachte das leise Beten des Papstes, unterbrochen von stöhnenden Seufzern, weichevolle Stimmung zurück. Sein Profil in dem Betsstuhl fesselte den Blick unaufhörlich. Schön ist er nicht, Joachim Pecci, das sieht jeder; auf die tief herabreichende scharf gebogene Nase setzt er nun zum Mitlesen der Gebete eine goldene Brille; aber sobald er aufblinzt, gewinnt der Ausdruck einen Zauber, der unwillkürlich hinreißt.

Und noch ein dritter Teil steht dem alten Manne bevor. Auch die zweite Messe ist zu Ende; rasch wird ein Armstuhl heringebracht und vor den Altar und den Baldachin gestellt. Der Papst setzt sich darauf und jeder der Anwesenden hat das Recht, vorzutreten und mit ihm zu sprechen. Dabei küßt man den Fischerring, den er dem sich Verneigenden entgegenhält. Wir thaten es nicht und blieben im Hintergrund stehen, das stimmungsvolle Bild genießend. Was hätte ich ihm sagen sollen? Die unnütze Fuldigung widerstrebte meinem protestantischen Gefühl; ich hatte willig das Knie gebeugt vor der Würde des Greises und dem Symbol, das meine Mitmenschen, die Katholiken, in ihm verkörpert sehen, wie der Monarchist das Vaterland in seinem Könige. Aber sich nun aufdrängen, nein. Zumal man wieder lebhaft Mitleid fühlte bei dem Gedanken, daß Leo nun noch Duzenden Audienz geben sollte, nachdem er sich wohl schon beinahe überanstrengt. Anderen mochte

dieser Moment den Höhepunkt ihres Lebens bedeuten; sie sollten hingehen; und die Neugier war mir vergangen. Ich habe den Fischerring nur von weitem blitzen gesehen.

Und dieses letzte Bild, das wir in Ruhe genossen, war noch eines der allerschönsten. Wieder kein Papst, kein Herrscher über die Gläubigen, kein stolzes Haupt der Christenheit. Sondern ein seelenguter, freundlicher alter Apostel, mild und weise, der gern Trost gibt und guten Rat und segnet, wenn er darf, gern, von Herzen segnet. Eine Mutter klagte ihm in lebhaftem, lauten Italienisch ihr Leid, Leid um einen Sohn: *Mater dolorosa*. Er legt mit inniger Bewegung die Hand auf das Haar der Knieenden, redet ihr gut zu, lächelt sie hinreichend an: von dem Lächeln allein ist ihr wohlter geworden. Dann ein alter Herr, dann ein Ehepaar, dann eine sehr einfach gekleidete Dame mit tiefen Kummerfalten. Und der Papst tröstet und segnet und sie erheben sich beglückt, und man sieht im Geiste einen ganzen Zug, einen unendlichen, der leidenden, grambeladenen Menschheit, die vorbeiziehen möchte bei einem Wunderthäter, der ihnen Mut und Hoffnung gibt, ihr Los zu tragen. Er würde kein Ende nehmen, dieser Zug. Aber der da oben würde nicht müde werden, bis ihm die Arme kraftlos herabfielen und solange er könnte, würde der gütige Mund versuchen, lindernde Worte zu spenden und die Augen tröstende Blicke — — —

Ich sah meine Frau mit einem Rud unter den Arm, und wir gingen ganz plötzlich hinaus; zurück durch alle die Säle und die *Scala nobile* hinunter. Von den seidenen Lakaien und den Nobelgarden habe ich nichts mehr gesehen. Vom Wagen aus aber rief ich hastig dem Kutscher zu: „*alla passeggiata regina Margherita*.“ Zum neuen schönen Park der Königin, dem Nivalen des Pincio, hoch über Rom am rechten Tiberufer; wo man dann von S. Pietro in Montorio das berühmte Panorama genießt. Nur die Natur konnte nach dem Erleben das Gleichgewicht bringen; die Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt traten für heute zurück. Wir haben nichts mehr „absolviert“ an diesem Tage, so eifrig wir sonst gewesen; das hatte uns die Messe des Papstes verdorben. Denn die bleibt auch dem Protestanten unvergänglich.



## Vom Schreibtisch und aus dem Aesfier.

### Meine Erlebnisse bei der Eröffnung des Suezkanals.

Von  
Ludwig Pfleisch.

(Abdruck verboten.)

Aus der überreichen Fülle reizvoller und prächtiger, großartiger und erschütternder Bilder geschichtlicher Ereignisse, denen ich im langen, bewegten Dalein beigewohnt und vom bevorzugten Platz aus in nächster Nähe zugehört habe, und von zum Teil damit zusammenhängenden seltsamen und abenteuerlichen persönlichen Erlebnissen, treten, wenn ich in die Vergangenheit zurückblicke, leuchtend und glänzend fast vor allen diejenigen hervor, welche im November und Dezember des Jahres 1869 mir zu sehen und zu erfahren vergönnt gewesen sind.

Ein gewaltiges Werk, über dessen weltgeschichtliche ungeheure Bedeutung und dessen Folgenreichtum sich auch die stumpfsten und kurz-sichtigsten Geister nicht mehr täuschen konnten, war nach jahrelangen Arbeiten und kolossalen Opfern an Geld und Menschenleben im Sommer jenes Jahres endlich vollendet worden: die Durchstechung der Landenge von Suez, die Herstellung eines auch für größere Kriegsschiffe passierbaren Kanals, welcher fortan das Mittelmeer mit dem Roten Meer verbinden sollte. Die sich jedem aufdrängende Einsicht, daß durch ihn allen nach Süd- und Ostasien, nach Indien und seinem Archipel, nach China und Japan bestimmten Schiffen der ungeheure Umweg um das Kap der guten Hoffnung erspart werde, war schon genügend, um allen Völkern der Erde die Wichtigkeit des nun, allen Prophezeiungen und allen Zweifeln zum Trotz vollendeten Unternehmens zum Bewußtsein zu bringen. Begünstigt und mit allen Kräften unterstützt durch den ägyptischen Khedive Ismail Pascha war das, von England anfangs mit schlecht verhehltem Verdruß angesehene und heimlich bekämpfte, durch französisches Genie fähig geplante Werk hauptsächlich auch durch französisches Kapital realisiert worden. Das napoleonische Kaiserthum, wenn es auch unverkennbar bereits hippokratische Züge zeigte und seit Sabona und dem Schreiter des mexikanischen Abenteurers seinen einstigen Glorienschein mehr und mehr verliessen sah, behauptete im Reich des Khedive noch immer sein altes „Prestige“ und

übte dort am Nil eine größere Macht als der Lehnherr, der Sultan selbst, aus. „Der große Franzose“, Herr von Lesseps, war der Vater der Idee und des Planes, jene Verbindung der beiden getrennten Meere zu bewerkstelligen, und seiner Initiative, seiner Klugheit, Energie und zähen Ausdauer dankte die Welt in erster Linie die Durchführung. Diese galt mit Recht als ein neuer Sieg und Triumph Frankreichs. Aber es entsprach ebenso dem Wunsch und den Neigungen des verschwenderischen prachtliebenden Ismail Pascha als dem des Herrn von Lesseps und der kaiserlichen Regierung, die Eröffnung des Kanals für die Schifffahrt aller Nationen durch glanzvolle Feste größten Stils zu feiern, welche die Phantasie des Menschen berauschen, aller Blicke auf das hier Vollbrachte und Geschaffene lenken und so für den neuen Kanal die wirksamste Reklame machen sollten.

Zu letzterem Zweck war außerdem noch ein anderes, sehr originelles Mittel in Szene gesetzt. Im Namen des Vizekönigs waren vom Minister Kubar Pascha massenhafte Einladungen an die Souveräne und Staatsoberhäupter aller Kulturstaaten und ebenso an die auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst, der Politik, der Industrie und Technik und durch gesellschaftliche Stellung hervorragenden Männer aller Nationen und an deren namhafteste Publizisten und Journalisten gesendet, der auf den 17. November anberaumten Eröffnung des Kanals und den bei diesem Anlaß vorher und nachher in Ägypten stattfindenden Festen als Gäste „de son Altesse le Khédive“ beizuwohnen. Ja nicht das allein. Alle diese Herren wurden zugleich erucht, sich bereits im September nach Kairo zu begeben, um die älteren und neueren Herrlichkeiten des Nillandes noch vor der Inauguration des neuesten Wunderwerkes kennen zu lernen und zu diesem Zweck während des Oktober und der ersten Novemberwoche eine Nilfahrt nach Oberägypten bis zu dem ersten Katarakt und der Insel Philä zu machen. Vizekönigliche Dampfer würden hier zu allen an den Ufern und in der Wüste aufragenden be-

rühmten architektonisch-plastischen Monumenten der altägyptischen, pharaonischen Kunst und Geschichte hintragen.

Wie verlodend klangen diese Nachrichten! Für jede reise- und schaulustige wißbegierige Seele wurde es schwer, sich von der Lobsünde des Neides frei zu halten; des Neides auf jene Ausgewählten und Glücklichsten, an welche solche vizekönigliche Einladungen ergangen waren. Ich konnte mich ohne Überhebung zwar mit gleichem Recht wie Goethe rühmen: „Welche Wege ich auch bin gelassen — auf dem Neidspfad habt ihr mich niemals betroffen.“ Aber in jenen Tagen fehlte nur wenig daran, daß ich auf letzteren abgetrirt wäre.

Daß auch mir noch ein ähnliches Glück beschieden sein würde, hätte ich nie zu hoffen gewagt, wenn ich es mir auch in meinen Träumen mit leuchtenden Farben ausmalte.

Aber in gänzlich unerwarteter Weise sollte diesen Träumen noch in der letzten Stunde die schönste und vollständigste Verwirklichung werden.

Die Brüder Louis und Karl Stangen hatten damals erst seit wenigen Jahren ihr Reisebureau in Berlin errichtet und Gesellschaftsreisen nach europäischen Ländern und nach dem Orient organisiert. Im Frühling jenes Jahres hatte ich eine solche Gesellschaftsreise nach Athen und Konstantinopel mitgemacht, der ich viele reime, hohe, unergiebliche Freuden danke. Anlässlich der Eröffnung des Suezkanals veranstalteten die Herren abermals eine Orientreise, deren Hauptziele Kairo und der Suezkanal bildeten. Die eine Hälfte der Gesellschaft, die sich daran beteiligte, sollte von Louis Stangen über Äthiopia, Konstantinopel, Beirut und Jassa (von wo ein Ausflug nach Jerusalem und den heiligen Nachbarnorten gemacht werden würde) nach Alexandrien und Kairo und von da zu den Eröffnungsfestlichkeiten nach Somaalia in der Mitte der Kanallänge geführt werden. Die andere Hälfte durch Karl Stangen zunächst über Triest nach Ägypten, um in Kairo mit jener anderen zusammenzutreffen, gemeinsam mit ihr nach Somaalia und nach der Feier nun ihrerseits über Port Said nach Jassa, Jerusalem, Konstantinopel, Athen und Triest zurückzulehren. Eine an mich gerichtete Frage der Herren Stangen, ob ich mich ihnen nicht anschließen wollte, mußte ich zu meinem Bedauern mit „Leider unmöglich“ beantworten, da die Herren Eigentümer der Bosphischen Zeitung nicht beabsichtigten, einen Vertreter zur Berichterstattung über das große Ereignis dorthin zu senden.

Beide Stangenschen Gesellschaften waren bereits abgereist, die zweite Hälfte mußte schon in Wien oder Triest eingetroffen sein. Wir schrieben bereits den 23. Oktober, und am 30. um 10 Uhr abends sollte der letzte Dampfer von dort abgehen, den man benutzen mußte, wenn man noch rechtzeitig, um der Eröffnungsfeier beizuwohnen, nach Ägypten gelangen wollte.

Da, am Abend jenes 23., wurde mir von den Herren Eigentümern, meinen verehrten „Brotherren“ mitgeteilt, daß sie anderen Sinnes in Bezug auf die Kanalfestung geworden seien und mich beauftragten, sofort zum Zweck der Berichterstattung nach Ägypten zu fahren. Sie hätten

Vertrauen in mein gutes Glück. Ich würde dort schon die rechten Wege finden, um überall zugelassen zu werden und alle zu schilbernden Vorgänge mit eigenen Augen zu sehen.

Meine Freude war unbändig. Ohne mich eine Minute zu besinnen, nahm ich den Auftrag an, traf die nötigsten Vorbereitungen für die große Reise, die damals noch als etwas ganz Außerordentliches, als ein kühnes, abenteuerliches Unternehmen galt, und telegraphierte an den Führer der Stangenschen Gesellschaft nach Triest die Nachricht, daß ich noch käme, und die Bitte, mir einen Platz auf dem Dampfer zu belegen und mich telegraphisch wissen zu lassen, ob es noch möglich wäre. Sie mochten noch nicht in Triest eingetroffen sein. Bergebens wartete ich am 24. und 25. auf die ersehnte Antwort. Endlich in dessen Abendstunde traf sie ein. Der letzte noch verfügbare Platz sei noch für mich getretet worden, freilich nur in der II. Klasse.

Aber Eile hätte not. In anderthalb Tagen hatte ich Paß und Reiseausrüstung besorgt, alle Abschiedsbesuche gemacht, alle nötigen häuslichen Anordnungen getroffen.

Am Abend des 27. sagte ich den Meinen Lebewohl und dampfte vom Anhaltischen Bahnhof ab.

Die Sächsischen Schweiz lag schneebedeckt im Schein des späten Mondes. Halb aufgelöster Schnee machte die Straßen Wiens schwer passierbar.

Im Zuge, den ich am Morgen des 29. bestieg, um von der österreichischen Kaiserfahrt nach Triest zu fahren, traf ich drei Herren von der Stangenschen Gesellschaft, die dort noch zurückgeblieben — ein origineller wunderlicher Kauz aus San Francisco, ein echter „Goldbock“ darunter — und nun nicht unbezorgt waren, ob sie noch rechtzeitig Triest und den Dampfer erreichen würden. Diese Sorge wurde, wie von mir, auch von vielen britischen und österreichischen Mitreisenden geteilt, die demselben Ziel Alexandrien zustrebten. Und sie zeigte sich immer ernstlicher begründet. Das ganze Semmeringgebirge lag in Schnee begraben, alle Bäche waren zu Eis erstarrt. Je weiter wir nach Süden kamen, desto winterlicher sah die Welt aus, die ich zuletzt im Frühlingsglanz der schönsten Apriltage desselben Jahres gesehen hatte. Hinter Laibach wurde das Tempo der Fahrt immer flodernder und langsamer. Die Wagenlichter, welche im Vorbeifahren ihren unbestimmten Schein nach beiden Seiten der Schienenstraße hinausstrahlten, ließen hohe, feste Schneemauern zur Linken und zur Rechten entstehen. Immer unheimlicher ließ sich alles an. Um so mehr, da die Bora über die öde Felsenwüste des Karst heulend dahinjähete. Auf der kleinen Station St. Peter erklärte der Zugführer, es ginge nicht weiter. Die Bahn sei völlig verschneit. Man hätte Nachricht, daß ein Wiener Zug zwischen St. Peter und Mariesina schon seit 24 Stunden im Schnee begraben liege. Ja, was sollte mit uns werden?! Am nächsten Abend würde der Dampfer abgehen. Wir mußten ihn erreichen! Aber alles Klagen und Flüchen half uns nicht weiter. Bei solcher Bora sei an ein Schmelzen der Schneewälle nicht zu denken; und sie werde zuweilen acht Tage lang . . . In verzweifelter

Stimmung saß die ganze Gesellschaft in den kleinen dämpften Wartesälen beisammen. Aber zum Glück fehlte es in dem Bahnhofrestaurant nicht an feurigem Biskauer und Ungarwein. Man versuchte, und nicht vergebens, die Sorgen um die nächste Zukunft in diesem edeln Stoff zu erdrücken und dann wohl eingehüllt in den glücklicherweise mitgenommenen Pelz auf den Waggonsitzen zu verschlafen.

Der Morgen brachte keine Besserung. Die Bora heulte und trieb die Schneeflocken vor sich her. Unsere Lage erschien immer kritischer. Es war Mittag geworden, da setzte der Wind nach Süden um und der Schneefall hörte auf. Ein verständiger Herr machte den praktischen Vorschlag, alle Reisegenossen sollten sich zu einem letzten Versuch, uns herauszuretten, vereinigen. Mit aller Zustimmung trat jener Herr an den Zugführer (oder war es der dort anwesende Bahndirektor?) heran — einen Herrn Braunstein — und sagte zu ihm: „Wenn es Ihnen gelingt, die Bahn so frei zu machen, daß wir bis zum Abend nach Nabresina gelangen, von wo ab sich ja wohl kein Hindernis mehr bieten kann, um nach Triest zu kommen, so erhalten Sie 200 Gulden.“ — „D, i' bitt' schön, meine Herren, dös bedarf's ja gar net. Dös ist ja mei' Pflicht, zu thun, was i' irgend kann,“ war die Antwort. In den nächsten Minuten waren vier starke Schneepflüge vor die Lokomotive gelegt, und der wackere Beamte fuhr in den Schnee hinein, daß die weißen Wolken nur so fliechten. Und der Lawwind fuhr fort, von „Mittag her zu blasen“. Langsam verschoß im hangen Harren die nächste Stunde. Endlich um 2 Uhr ein Telegramm von Nabresina: „Die Bahn ist frei.“ Die ganze Gesellschaft stieß ein Jubelgeschrei aus. Am Au hatte sie sich, nach einem letzten tiefen Abschiedskrutz, wieder in dem Kourierzug insalliert und fort ging es gen Süden in steigender Hast. Die Dämmerung war schon hereinbrochen, als zur Finke kurz vor Nabresina sich der berühmte wunderbare Kusblid auf das da unten ausgebreitete, wie eine von tausend Lichtern umflimmerte, dunkle Band zum hohen Horizont ansteigende Mittelmeer aufthat. Und da stand vor dem Bahnhof der ersehnten Station auch Herr Braunstein und nahm bescheiden und verbindlich lächelnd unsere Dankeergüsse und die gesammelten 200 Gulden entgegen, versichernd: „Aber i' bitt' schön, dös war ja nur mei' Pflicht.“

Weich und lau wehte uns die Luft des Frühlingsabends im Bahnhof von Triest entgegen, wo eine ziemlich große Menschenmenge den Zug neugierig erwartete, von dessen Eingangsweite das Gerücht bereits hierher gelangt war. In einen Aufenthalt in der Hafenstadt war nicht mehr zu denken. Der Dampf des Floyd lag bereits geheizt auf dem einen weit in den Hafen hinaustretenden Moso. Die Stangensche Gesellschaft war längst an Bord. Die Hoffnung auf unser Eintreffen und Mitkommen hatte man fast schon aufgegeben. Um so größer war die Freude der Befreiung von dieser Sorge. Bald wurden die Tawe gelöst, und unser Dampfer schwamm ins dunkle Meer hinaus. Erst am nächsten Morgen beim Frühstück lernten wir unsere Reisegefährten und sie uns kennen. Die Gesellschaft war reich an interessanten

Männern. Nicht wenige Offiziere aus hoch aristokratischen Familien und einige nicht minder vornehme ausländische Retirende waren darunter. Von den ersten nenne ich den Gardeulänen-Leutnant Grafen Hohenstall, den Tragoner v. Ganier-Turansta, den Grafen Hoyt v. Watenburg, Herrn v. d. Rede, den Grafen Solms, den Hauptmann Baron v. Knobelsdorf. Von den Ausländern: den schönen Kurländer Baron v. Wolf, den österreichischen Baron v. Ribet, den Polen Baron Hajzalin. Wenn in der Gesellschaft auch die holbe Weiblichkeit nicht stark vertreten war, so fehlte es an Bord doch keineswegs gänzlich an deren Repräsentantinnen. Besonders eine galizische junge blonde bräunäugige Dame vom Ballet eines großen Cirkus sah sich bald zum Gegenstand der allgemeinen Huldigung geworden. —

Von den Erlebnissen während der wunderbaren Seefahrt bei herrlichstem Wetter, von der Ankunft in Alexandrien am 4. November, dem Aufenthalt, den Fahrten und Wanderungen durch diese fremde, uns so wärschafts erscheinende sonnige farbenprächtige Welt, von der Eisenbahnfahrt durch das weite ebene Nilland, das eine überraschende Ähnlichkeit mit unserer Oberbrunlandchaft aufwies, zu erzählen, gebe ich auf. Dazu mußte mir hier das Doppelte und Dreifache des Raumes zur Verfügung stehen, über den ich auch im günstigen Fall nur zu disponieren vermag. In einer nicht zu schließenden Glückseligkeitsstimmung zog ich in Kairo, die damals noch so unerfährlich orientalische, von ihrer jetzigen Anglisierung noch gänzlich verschonte Wunderstadt ein, in der alles, was sich uns zeigte — Straßen, Gebäude, Vegetation, die Menschen und ihr und ihrer Tiere Treiben —, wie verwirklichte phantastische Träume bedünkte. In Kairo waren für die Stangensche Gesellschaft Räume im „Hotel de Nil“ gemietet, zu denen man durch einen engen Durchgang von einer Seitenstraße der „Großen Rusdie“ her gelangte. Er mündete auf einen Garten mit hohen Palmen, Palmengebüsch, Blumenbeeten, Kiosken, plätschernden Brunnen, der von den meist niedrigen Gebäuden des Hotels umgeben wird. Der Inhaber war ein Deutsch-Östlicher, Herr Friedmann. Es war ein reizender Aufenthalt. Wir fanden dort die Brüder Stangen und die Herren von der zweiten Abteilung der Stangenschen Gesellschaft, welche den Weg über Konstantinopel, Beirut und Jassa (Jerusalem) genommen hatten, bereits vor uns eingetroffen. Und ebenso zahlreich deutsche Herren, vizelkönigliche Eingeborene von der ersten Serie, die, von der auf Regierungsdampfern schon ausgeführten Kilitie zurückgekehrt, noch ganz erfüllt und wie berauscht waren von den auf ihr empfangenen gewaltigen und hinreichenden Natur- und Kunstindrücken während dieser vierwöchentlichen Fahrt zu den uralten grandiosen Monumenten der Pharaonenzeit. Zu jenen Stangenschen zählte auch Herr v. Thiele-Winkler, der in der Absicht gekommen war, in Arabien Löwen zu jagen, mehrere werthe Berliner Bekannte, wie Prof. Fr. Traut, der berühmte Wildhauer, die Professoren Erdman und Dämlich, die Ägyptologen, Baron v. Korff, der heldenhafte geistreichste und gelehrteste Rittmeister der preussischen Armee und Schwiegersohn

Meyerbeers. Auch einen später Eingeladenen, meinen alten Freund, den Hofmalers Prof. Dr. Otto Heyden, traf ich zu meiner freudigen Ueberraschung hier an.

Verrückte Tage verlossen uns während der Zeit vom 6. November bis zum Beginn der Eröffnungsfeierlichkeiten. Expeditionen zu den Pyramiden von Gizeh und Sakkara wurden in Gemeinschaft auf Reiteisen unternommen. Die Nacht vor dem Aufbruch nach den kleinen Pyramiden vor den Kpisgräbern bei letzterem Dorfe wurde bei den Feuern der wachhaltenden Beduinen im Wüstenlande neben dem funftausendjährigen, vom Klammenschein phantastisch beleuchteten Sphingkoloss verbracht, nachdem die Cheopspyramide bestiegen, die Gräber der Hofbeamten des in ihr beigesetzten Pharao und der rätselhafte unterirdische Sphingtempel durchstreift worden waren.

Die Situation hatte für mich einen wunderbaren, geheimnisvollen Reiz. War es nicht der „Mephistos in der Walpurgisnacht“, da er zur Seite der Sphinx ruht? Schoß nicht auch in dieser Nacht des 9. November wie dort „Stern nach Stern“ und „beschnittener Mond schien helle“?!

Aber nicht jeden mochte dieser poetische Zauber und die Seltensamkeit und Romantik der Situation über die Kühle und die Unbequemlichkeit dieses Nachtlagers unter dem freien Himmel auf Mänteln und Decken im Wüstenlande hinwegtäuschen.

So vermochte Graf Hof nicht einzuschlafen und ergoß seinen Jörn und sein Unbehagen in lauten Vermuthungen. Ein alter Beduinenstocher am Feuer aber nahm diese Exklamationen für den Ausdruck der Bewunderung der uns umgebenden altägyptischen Riesendenkmale. Er nickte zustimmend mit dem graubärtigen Haupt und sprach in seinem „Pitche-Deutsch“ die großen Worte: „Ja no! Gräber gut. Pyramide sehr gut. Pyramide Bismar!“

Andere Gesellschaftsritze führten uns zu den Mameluffengräbern, ferner nach Heliopolis, zum Schubrapalais, zum neuen Schloß des Khedive, Gesirch am Nil mit dem Zoologischen Garten. Und fast noch reizender und amüsanter als alles andere war das Umherichweifen in den von darüber gedeckten durchlöchernten Matten und Teppichen beschatteten malerischen Gassen und Bazaren der unvergleichlichen Stadt. Mein lieber alter Freund Bruglich-Bascha, der damals eine hohe Stellung im Unterrichtsministerium des Khedive bekleidete, bereitete mir in seinem Hause die gastlichste Aufnahme. Dort traf ich mit Herrn v. Kuidel, mit Hadländer und dessen Sohn, mit Hans Wachenhusen zusammen. Die Brüder Stangen stellten mich dem blondbärtigen mächtigen deutschen (aus Speyer gebürtigen) jüdischen Weirat Zemail Paschas vor, Herrn Kasel-Bey, der mir zu meiner großen Ueberraschung versicherte, es würde dafür sorgen werden, daß ich als bekannter Reichner und Schriftsteller eine „Einladung“ des Khedive erhalte. An dessen Architekten Franz Bey hatte ich eine Empfehlung, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Dem deutschen Konsul Merenz machte ich meinen Besuch. Franz Bey führte mich zu dem Schloß Kasr el Nil, vor dem er eine kolossale Festhalle für die in Kairo nach der Kanaleröffnung

zu veranstaltenden Feste für die festlichen Gäste nach seinen Plänen aufführen ließ. Dort sah ich die damals gefeiertste Persönlichkeit unter den Eingeladenen des Khedive, die noch immer schöne Kaiserin Eugenie, die ihren Gemahl hier vertrat, mit ihrem Gefolge einem eleganten dieselgnüßigen Dampfer entseigen, auf dem sie (von der Rifsahrt nach Oberägypten war sie bereits zurück) an jenem Tage eine Lustfahrt gemacht hatte, und in dem bereitstehenden prächtig bespannten Landbauer zur Stadt zurückzufahren. —

Von der Expedition nach Sakkara am Abend des 9. November ins Hotel zurückkehrend, fand ich die Erfüllung der Kasel-Bey's Verheißung: die von Rubar Pascha unterzeichnete, offizielle Einladung des Khedive. Ja — zum Ueberfluß noch eine zweite, die für mich durch Konsul Merenz besorgt und durch seinen Kawaffen überbracht worden war. Das war eine frohe Stunde! Daß mich ein tolles Glückgefühl, ein frühlicher Uebermut ergriff, ist leicht verständlich.

Dies für mich so bedeutame Dokument, das auf einen gewöhnlichen Vogen Schreibeapier geschrieben war, hatte folgenden Wortlaut:

Monsieur,

Le Canal de Suez vient d'être ouvert. Cet œuvre achevé par tant difficultés matérielles est du nature d'intéresser chaque esprit éclairé. C'est à ce titre, que son altease le Khédive souhaite de Vous voir assister aux fetes de l'inauguration et que je Vous invite de sa part. Agrérez etc. etc.

So war auch ich noch nachträglich der Giteichang der Messieurs les Invités aller Nationen angereicht. Das bedeutete, daß mein Hotelwirt an jedem Sonnabend auch für meine Wohnung und Verpflegung siebenmal drei Fld. Sterl. von Djato-Bey abholen durfte; daß eine Kutische mit einem Vorläufer vor der Thür meines Hotels (hier vor dem Ausgang des engen Gäßchens) zu beliebiger Benutzung bereit stand, und daß ich zu allen Festen eingeladen war und mir, um nach Alexandrien, von dort nach Port Said an der Kanalöffnung und zur Fahrt durch den Kanal nach Suez ein Platz 1. Klasse dort auf der Eisenbahn, hier im Extradampfer und auf der Rückfahrt nach Kairo wieder auf der Bahn gesichert sei. Ein gutes Geschäft machte jedenfalls mein braver Wirt dabei. Ich bin von Natur und in meinen Gewohnheiten sehr mäßig. Und so war es mir nicht möglich, für mehr als zwanzig Mark täglich im Hotel zu verbrauchen. Die übrigen vierzig blieben in seiner Tasche, wenn ich sie nicht zu Champagner für meine Reise- und Tafelgenossen verwendete. Übrigens sollte ich nicht der einzige Inwits zweiter Serie bleiben. Bald war mehreren vornehmen militärischen Mitgliedern unserer Reise-gesellschaft, sowie zahlreiden, in anderen Hotels einquartierten Österreichischen, Schweizerischen, englischen, dänischen, italienischen, spanischen, französischen, nord- und südamerikanischen Industriellen, politischen Persönlichkeiten, Künstlern, Gelehrten, Dichtern und Journalisten dieselbe Günst gewährt. Zu den letzteren gehörte auch der vom „New-York Herald“ genenete tollkühnige, wunderliche Gewaltmensch Henry W. Stanley, dem man es damals freilich noch nicht ansah, zu welcher

Größe und Weltberühmtheit er in den folgenden Jahren heranwachsen würde, und Braß, der einfluge rote Demotrat, der Redakteur der offiziellen Berliner Zeitung, der Norddeutschen Allgemeinen. Die freudreichen kairischen Tage fanden zunächst ihren Abschluß durch die am 13. in allen Hotels auf die Spiegel geliebte Einladung an Messieurs les Invités, sich am nächsten Morgen zum Bahnhof zu begeben, wo ein Extrazug für sie bereitstehen würde, um sie nach Alexandrien zu bringen. Dort am Hafen würden vizekönigliche Dampfer sie erwarten zur Fahrt nach Port Said, an der Mündung des Suezkanals, wo am 16. die feierliche Eröffnung des neuen Seeweges erfolgen, am 17. die Einschiffung in ihn beginnen sollte.

Mittags war Alexandrien und der im Hafen liegende flattliche Dampfer, der „Hayoum“ erreicht, an dessen Bord uns der Kommissar des Khebid, ein blondbärtiger Gentleman von den verbindlichsten Manieren, empfing und uns die Kabinen anwies. Eine Schar von englischen Kollegen hatte bereits die meisten okkupiert. Noch andere Dampfer füllten sich mit Invités. In geringer Entfernung lag der kaiserlich französische Steamer l'Aigle, welcher die schöne Kaiserin mit den Herren und Damen ihres Hofes beherbergte. Er eröffnete die Reihe der Fahrzeuge, die gegen Abend aus dem Hafen in das ausgelegte hochgehende Meer hinausdampften und ihren Kurs nach Osten auf Port Said nahmen. Es war eine prächtig stürmische Fahrt. Die See ging immer wieder über unser Deck hinweg. Aber ich genoß das Glüd, immun gegen die Seerkrankheit zu sein, das ich in dieser Nacht nur noch mit Graf Hohenthal teilte.

So genossen wir mit Wonne den Anblick des prachtvollen Schauspiel im Schein des zunehmenden Mondes.

In den ersten Morgenstunden kam Port Said mit seinen Molen und seinem Leuchtturm am flachen Ufer in Sicht. Alle Schiffe schmückten sich vom Vordrand bis zu den Mastspitzen mit Flaggen und Wimpeln. Vom Hafeneingang lang schmetternde Musik von den dort liegenden Dampfern und Kriegsschiffen herüber. Eins von jenen Booten war der „Macherufla“, der den Khebid und seine Minister herübergebracht hatte; eins der „Greif“, auf dem Kaiser Franz Josef mit dem Grafen Neust und den anderen Herren seines Hofes von Triest her gekommen war. Die Stadt glich damals noch einem jener eben erst im Entstehen begriffenen Stadt-Embryos im fernen Westen Nordamerikas. Ungeplaferte Straßen, die man nur auf darüber gelegten Brettern passieren konnte, von Schuppen, primitiven Hütten, steinernen Hotels, Wafentenneipen und Geschäftshäusern eingefaßt, die zu durchschweifen in hohem Grade interessant war. Abends waren alle Gebäude und alle Schiffe illuminiert. Aus den runden Schiffsfenstern des Macherufla strahlte helles Licht in die Nacht hinaus. Der Khebid gab an Bord einen Ball.

Am folgenden Tage, den 16. November, erlitterte morgens die Luft vom Donner der Salutschiffe, mit denen von allen im Hafen liegenden, im bunten Flaggenschmuck prangenden Schiffen

die Neuankommenden begrüßt wurden. Diese ließen auf die krachende Antwort nicht warten. Und in dies Tosen mischte sich die Musik der auf jedem Deck aufgestellten Schiffskapellen, welche nacheinander alle Melodien der Nationalhymnen der verschiedenen Staaten anstimmten, und das „Hip-, Hip-, Hurragelchrei“ der Mannschaften, die, in Parade aufgestellt, alle Raaen besetzt hielten. Die heiße ägyptische Morgen Sonne am wolkenlosen Himmel bestrahlte diese hetieren glanzvollen lebendigen Bilder ringsum. Der „Aigle“ der Kaiserin legte sich nahe an unsere Seite, und von den Kapellen erklang die damalige Nationalweise des kaiserlichen Frankreich „Partant pour la Syrie“.

Neuer härterer Kanonen Donner erdröhte, vielhundertstimmiges Hurragelchrei und die Weise des „Heil dir im Siegertranz“ durchhallte die Luft. Das Kriegsschiff des Norddeutschen Bundes, die Korvette „Hertha“ mit unserm Kronprinzen an Bord, den sie nach Jassa und wieder zurück gebracht hatte, lief in den Hafen ein. Die „Auro-ra“ und die „Grille“ folgten. Dann ein holländischer Dampfer mit dem Prinzen Heinrich der Niederlande und weiter Schiff auf Schiff. Eine große internationale Dampferflotte war in dem künstlich geschaffenen Hafendeck versammelt. Auf jedem der beiden Uferpfeilen des sich hier öffnenden ober mündenden breiten Kanals ragte je ein hoher Obelisk auf, der dort aus Holz und bemaltem Segeltuch provisorisch hergestelt war. Endlos, in der Ferne mit dem dunkligen Horizont verschwimmend, dehnte sich die kahle Ebene, sach wie ein Fisch, die der Kanal durchschneidet, aus und ihn zur Seite schimmern die Wasserlachen des von bewachsenen Sumpfstreifen und von Binienbüschen durchzogenen Mensale-Sees.

Nach dem Frühstück in der Mittagsstunde betiegen Graf Hohenthal und Hauptmann v. Kno-belsdorf, beide in voller Uniform, mit Händen und mit ein Boot und ließen uns zur „Hertha“ hinübertubern, um den Kronprinzen zu begrüßen. Dort fanden wir den General v. Schweinitz, den Generalkonsul Therann, Brugsch-Pascha und den in Syrien internierten Abd-el-Kaber, den einstigen großen Nationalhelden der algerischen Araber in ihren Kämpfen gegen die Franzosen. Auch diese Männer waren gekommen, um dem Kronprinzen ihre Huldigungen darzubringen. Bald erließen er selbst auf Deck in großer Uniform mit dem Bande des Schwarzen Adlerordens über Brust und Hüden, den Helm mit dem Hofschaarbusch auf dem Haupt. Er sah herrlich aus. In dem blondbärtigen, von der südlichen Sonne und Seeluft gebräunten Antlitz schienen die blauen Augen noch heller, heiterer und freundlicher zu blitzen als sonst. Nachdem er einige Worte mit den Herren gewechselt, lud er uns ein, mit ans Land zu fahren, wo sich die religiöse Einweihung des großen Menschenwerkes in der nächsten Stunde vollziehen sollte. Mehrere Boote trugen uns gleichzeitig hinüber. Dort standen der Khebid im schwarzen türkischen ordensbedeckten Generalsuniformrock, den Fetz auf dem bärtigen Haupt, vorn am Gurt einen von Gelsteinen funkelnden Säbel, und Franz Josef in weißer österreichischer Feldmarschallsuniform, das Haupt bedeckt mit dem von grünem Federbusch überrasteten Dreimaster,



Graf Venst und die anderen Herren des Gefolges, und bewillkommneten den dem Boot entstiegene Kronprinzen. In lebhaftem Gespräch verweilten sie auf der Landungsstelle in Erwartung des dritten der höchsten Gäste des Rhebive.

Von der grauen Schiffswand des „Aigle“ sahen wir eine Barke abstoßen, über deren Heck die französische Flagge wehte. Vom Bordrand wälzte eine Purpurarmmetdecke zum Wasser hinab. Hohe französische Marineoffiziere und drei Damen sahen auf den Bänken. Ein Admiral führte das Steuer. Von den raschen eleganten Ruderschlägen der weißgekleideten französischen Matrosen getrieben, durchschloß das Boot rasch die Wasserfläche. Bald hatte es die Landungsstelle erreicht, und ihm entstieg die schöne Majestät von Frankreich in malvenfarbiger Seidenrobe, weißem Hüthen mit Federn und einem weißen aufgepumpten Sonnenschirm in der pergrau behandschuhnten Rechten, gefolgt von den beiden Palastdamen, in ebenfalls hellen Toiletten, und den Offizieren. Nach gegenseitigen verbindlichen Begrüßungen, wobei der Rhebive ein ganz besonderes Empressment der Kaiserin gegenüber bezogte, bot Kaiser Franz Josef ihr den Arm, und auf Wohlwensschritten das hohe Paar, der Rhebive, der Kronprinz, das Gefolge und wir andern alle zwischen einem Spalier von Marineoldaten, Hafenarbeitern und Einwohnern Port Saïds, dem Platz am Meeresufer zu, wo ein großer mittelfler und zwei feilliche kleinere Kioske mit rotgestreiften Zelldächern errichtet standen und eine dicht gedrängte, aus Orientalen und Europäern buntgemischte Menschenmenge den Zug erwartete. In dem einen der seitlichen Kioske stand der Almosener und spezielle Wänfling der Kaiserin, Abbé Bauer, im priesterlichen Ornat, in dem anderen eine Gruppe beturbanter mohammedanischer Ulema. Auf den Posterkiefern des mittleren Pavillons ließen sich in erster Reihe die Kaiserin zwischen dem Kaiser und dem Kronprinzen, neben jenem der Rhebive, neben diesem der holländische Prinz nieder. Die anderen Sireichen nahmen die Damen des Gefolges ein.

Dann erklang die Stimme des Abbé, der in langer, pathetischer Rede in französischer Sprache das große Werk des französischen Genies, die Verbindung der getrennt gewesenen Meere und die grande nation verherrlichte und des Himmels Segen auf beide herabsiehte. Erst als er beendet hatte, kamen die Ulema zum Worte, um nach mohammedanischer Sitte und in deren Formen und arabischer Sprache auch Allah und seinen Propheten um ihren Schutz und Segen zu bitten. Dann löste sich die Gesellschaft ohne Sang und Klang auf. Die sarkischen Herrschaften kehrten zu ihren Schiffen zurück. Wir anderen durchschlenderten die Gassen der seltsamen, im Werden begriffenen Stadt und besuchten ihre Kneipen. Endlich fanden wir uns an Bord des „Fayoum“ zusammen und dann beim heitersten, mit Reden in vier europäischen Sprachen gewürzten Diner, das durch die Anwesenheit der reizenden, geistreichen jungen Frau eines bairischen Advokaten, einer von diesen entzückten Mailänderin, verschönt wurde. Dort an Bord beischlossen wir den Tag, während im Hafen und in der Stadt überall die Lichter der festlichen Illumination sich ent-

zündeten und Feuerwerke prasselnd, mackernd und funkensprühend, mit dem Mondschein um die Wette leuchtend das nächtliche Dunkel erhellten. —

Der große Tag der praktischen Probe der Schiffbarkeit des Kanals, der 17. November, war gekommen. Um acht Uhr morgens begann die Einfahrt der Gäste. Der Kaiserin der Franzosen gebührte (was damals in Ägypten selbstverständlich war) der Vorrang. Der „Aigle“, den sie bewohnte, eröffnete den Reigen. Der „Greif“ mit dem Kaiser Franz Josef an Bord und zwei andere österreichische Dampfer folgten. Der „Macharussa“ des Bizeldnigs war schon in der ersten Morgenströbe allen vorausgefahren. Die norddeutsche „Grille“, die den Kronprinzen trug und von deren Top die Adlersflagge wehte, dampfte jenen Österreichern nach, — dann das holländische Boot und eine Reihe von ägyptischen Steamern mit hohen Beamten und Gästen, den Invités der ersten Serie. Es war zwei Uhr geworden, als auch unser „Fayoum“ sich in Bewegung setzte und in den Kanal einließ, zu dessen beiden Seiten, jenseits der Dämme, sich entlos hier die Sandfläche, dort der Mensale-See dehnte. Eine spannende, von mannigfachen Hindernissen bedrohte und gehemmte Fahrt! Die Sohle des Kanals und die obere Fahrstraße waren noch ziemlich schmal. Größere Schiffe mußten sehr genauen, geraden Kurs halten, wenn sie nicht aufzügen wollten, was denn auch und nicht erspart blieb. Aber wir kamen glücklich wieder los und langsam weiter, bis wir um elf Uhr abends Anker warfen angesichts der mondbeleglanten, unabsehbaren Ebene. Bis tief in die Nacht lagerten wir auf dem Deck zu den Füßen der schönen Madonna Margherita wie im Bann eines holden Haubers befangen. O ihr goldnen Stunden, wie weit seid ihr, wie weit! . . .

Am nächsten Morgen nicht vor neun Uhr wurde die Fahrt fortgesetzt. Nicht lange, so war jenes große, nun vom Wasser der zusammenströmenden Meere gefüllte und zum „Timsahsee“ gewordene, ehemals trodne Wüstenbecken erreicht an dessen Ufer hart am Wästenrande der Vater des Kanals, der „große Franzose“ Herr von Lesepß, die Stadt Ismailia mit Schmuden, von Palmen beschatteten Villen und einem prächtigen Palast für den Rhebive gleichsam hergezaubert hatte, der ein dafür gegrabener Verbindungskanal mit dem Nil das erforderliche Süßwasser zuführte. Einen unbeschreiblich wundervollen, hinreichenden Anblick bot die nun von der ganzen Flotte der festlich besagigten Dampfer und zahllosen Segelbarken, Ruderbooten, Dampfschiffen überfüllte und durchwimmelte Wasserfläche. Von den Schiffen und den Ufern her wehte der Wind den betäubenden disharmonischen Lärm der Musik von hunderten europäischer und arabischer Kapellen herüber, vermischt mit dem elementaren Brausen einer ungeheuren Volksmenge. Über der Stadt wolkten und flatterten die auf den Dächern gehissten Flaggen aller Nationen, und über das ganze riesige, bewegte Bild goß die Mittagssonne Ströme heißen Lichts.

Auch der „Fayoum“ hatte Anker geworfen, und wir waren nach dem Frühstück ans Land gefahren, wo wir mit den Invités von den an-

den Schiffen zusammentrafen und gemeinsam in den Straßen der improvisierten Wüstenstadt umherstreifen, die einem ungeheuren arabischen Jahrmarkt glich. 10.000 Provinzbewohner, Beduinen mit ihren Zelten, ihren Herden, Weibern und Kindern, drehende und heulende Dervische, Hauberkünstler und Schlängelnändler, Ghawazzis, Tänzerinnen und Musikanten waren hierher geschafft worden, um den europäischen Gästen alle Eigentümlichkeiten, Lebensarten, Sitten und Ansitten der Völkerschaften des ägyptischen Orients zur Anschauung zu bringen. Zwischen und in diesen Zelten drängten sich die Scharen der Europäer wie der Christlichen und jüdischen Levantiner, unter jenen auch sämtliche Mitglieder beider Stangenischen Gesellschaften, meine Reisegefährten von Triest bis Kairo, von denen mich die vizekönigliche Einladung getrennt hatte. Sie hausten in aufgeschlagenen Zelten. Großartige Restaurants mit Pariser Küche und edelsten Weinen waren auf Befehl und — Kosten des Khedive an den Straßen etabliert und für jeden europäisch Gelleideten geöffnet. Man trat ein, nahm von den überreich und verlockend ausgestatteten Buffets oder ließ sich servieren, was einem beliebt, schlug den zugefrorensten Seltflaschen der Bequemlichkeit wegen die Hälse ab und ließ den schäumenden Trank in die hohen Bierleiche strömen — und niemand präferierte eine Rechnung, forderte Bezahlung dafür. In den Zelten gellte und bröhte die arabische Musik, klang das Geheul der Dervische, der langgezogene Ruf der Tänzerinnen, die die tollsten, lästerlichsten und obscönsten Häß- und Buchtänze ausführten.

Auf der Hauptstraße, an welcher ägyptische Dragoner Spalier bildeten, sah man Kaiserin Eugenie hoch zu Kamel, begleitet vom jungen Zerriff-Pascha auf edlem arabischen Schimmel und umgeben von berittenen beduinischen Scheits in flatterndem Burnus, lange Lanzen in der Faust, dahinjreiten. Eine Stunde später rollte ein glänzender Zug eleganter offener Equipagen zur Wüste hin, wo von Beduinen Fantasia geritten werden sollte. Den ersten, mit sechs Dromedaren bespannten Wagen nahmen die Kaiserin und Kaiser Franz Josef ein. Im Fond des zweiten, von Pferden gezogenen, saßen der Kronprinz (im Touristenanzug, das runde Hüthen mit dem Schleier umwunden) und der holländische Prinz. In einem der folgenden mein verehrter Freund Baron v. Korff. Er sieht mich in der Menge, läßt einen Augenblick halten und ruft mir zu: „Der Kronprinz läßt Ihnen sagen, Sie sollten Ihr Gepäck an Bord der „Grille“ bringen und ihn auf der Weiterreise begleiten.“ Ich glaubte, er machte sich einen Scherz mit mir. Aber bald darauf begegnet mir Herr Karl Stangen und ruft erfreut: „Enlich finde ich Sie! Ich suche Sie im Auftrag des Kronprinzen überall. Sie sollen zu ihm kommen und ihn nach Kairo und dann auf der Nilreise nach Oberägypten begleiten. Haben Sie ein Glück!“ Es mußte also wohl wahr sein. Mir war sehr eigen zu Mute. Eine ganz ungemessene Freude empfand ich trotz der mir damit gewordenen Ehre nicht. Die Stellung und das Leben als Invid des Khedive waren gar so ange-

nehm und behaglich, daß der Gedanke, sie aufgeben zu müssen, sei es auch um so lösslichen Preis, einen schmerzlichen Beigeschmack hatte.

Eine Stunde später durch die Straßen schlendern, sehe ich eine kleine Gruppe von Herren im Begriff, in ein Zelt zu treten. Da erblickt mich der eine von ihnen, tritt rasch zu mir heran, faßt mich an der Schulter und ruft lachend: „Haben wir Sie endlich? Hat Korff und Stangen mit Ihnen gesprochen? Wie ist's, wollen Sie mit mir kommen?“ — Der Kronprinz selbst war es, der in solcher Gestalt mich antraf. „Aber,“ so fuhr er fort, „ich lann Sie an Bord der „Grille“ nicht aufnehmen. Wir alle sind da schon zu eng und schlecht quartiert. Doch wir finden uns ja übermorgen in Suez. Da kommen Sie sofort zu mir, fahren mit mir nach Kairo, und da schiffen wir uns noch an demselben Abend auf dem Nildampfer ein. Aber hier bleiben Sie jetzt hübsch bei mir.“ Von des Kronprinzen Begleitern, dem Adjutanten Herrn v. Jasmond und dem Oberhof- und Hausmarschall Grafen Eulenburg, wurde ich freundlich begrüßt und schloß mich den Herren an, die mit dem Kronprinzen in verschiedene Zelte eintraten, bei den drehenden Dervischen mit Kaffee bewirtet wurden, den Tänzen der Ghawazzis nicht ohne einen gewissen moralischen Schauer zuschauten. Als sie sich dann an Bord der „Grille“ zurückbegaben, um dort Toilette für das Abendfest im Palast zu machen, verabshiedete ich mich zu dem gleichen Zweck und fuhr zum „Fayoum“ hinüber.

Das Gerücht von der kronprinzlichen Einladung hatte sich rasch verbreitet. Auf der Straße wurde ich von Brughis, von Ebers, der als Reisebegleiter des Sohnes Dr. Stroussbergs, des damaligen Berliner Eisenbahndirigts, zum erstenmal nach seinem geliebten Ägypten gekommen war, und allen begehrenden Bekannten und an Bord von der ganzen Gesellschaft beglückwünscht.

Die Sonne war gesunken, der Mond stand am klaren Himmel. Auf allen Schiffen im Timsah und an allen Gebäuden Ismailias leuchteten die bunten Lämpchen der Illumination auf, und Raketen, Leuchtkugeln und Schwärmer durchzückten Feuerkreisen ziehend die Luft. Mit Otto Seyden, Graf Hohenthal und v. Knobelsdorf ließen wir uns, die Offiziere in Galauniform, wir beide in Balltoilette, ans Land rubern und gingen zu dem lichtstrahlenden Palast, in dessen weiten Sälen bereits eine vieltausendköpfige Menge wogte, europäisch und orientalisches Gelleidete in buntem Gemisch. Die meisten überladen prächtig herausgeputzten Damen gehörten den levantinischen, in Ägypten angelesenen Familien, die elegantesten in geschmackvolleren Toiletten den englischen, französischen, italienischen, deutschen, amerikanischen Kolonien Kairo und Alexandriens an, teils auch zu den durch die Eröffnungsfestlichkeiten nach Ägypten Gestodten. Den weiten, hohen Sälen, die mit kolossalen Spiegeln an den Wänden und prunkvollen französischen Möbeln und Lustres prangten, während die Wände noch untapeziert waren und den noch frischem Kalkbewurf zeigten, hatte man einen riesigen Anbau hinzugefügt, in welchem an langen Tafeln für einige Tausend Tischgäste gedeckt war. Etwa 2000 hatten zu-

nächst ihre Plätze daran gefunden und ließen sich das aus sechs bis acht Gängen bestehende Diner, das die erprobtesten Pariser Kochkünstler bereiteten, und den köstlichen Schloß Johannisberger, Bordeaux, Burgunder und Champagner wohlbehagen. Aber während sie schweigen, harrten bereits wieder andere Zweitausend lehnfüchtig und ungeduldig auf deren endliches Aufstehen, um sich sofort auf die leergeordneten Tische zu stürzen.

In diesem ungeheuren Holzbau war durch Palmengebüchse ein besonderer, kleinerer Speisesaal hergestellt, den man beständig von Schaulustigen dicht umlagert sah. War doch das Schauspiel, das man dort, zwischen den Bananendblättern und Palmbedecken hindurchspähend, erblickte, interessant und fesselnd genug, um die Mühe zu lohnen. Dort tafelten die Souveräne, die Fürstlichkeiten, der „große Franzose“ und die Höchlichkeiten der Hofes an einer mit blühenden Gold-, Silber-, Porzellan- und Kristallgefäßen beladenen und mit üppiger Blumenfülle geschmückten Tafel, an welcher der Ahebidive präsidierte. In der Kaiserin rötlich-braunen Haaren funkelte das Brillantdiamant, das dieser ihr als Gastgeschenk (im Werte von mehr als einer Million) verehrt hatte. So sah sie strahlend in noch wohlsonstvierter Schönheit und heiterster Laune zwischen Kaiser Franz Josef und dem Kronprinzen. Die innere Ahnungstimme sagt diesem wie der Kaiserin schwerlich, wo und in welchen Situationen sie sich an den Novembertagen des nächsten Jahres befinden würden! . . .

Draußen am Timsahufer stiegen ununterbrochen während vieler Stunden die Flammengarden, Katenischwärme und Leuchtgelgelirandolen des tolosaltischen, verschwenderischsten Feuerwerks auf, das meine Augen je nach und vor diesem Abend gesehen haben. In den Sälen aber gruppierten sich die Paare zum Tanz, den die Überfüllung der Räume unmöglich zu machen schien. Aber wie unter sehr ähnlichen Umständen im Berliner Opernhause auf unseren Subscriptionsbällen, gelang es der Ritterkraft preussischer Offiziere auch hier, bald Bahn zu brechen durch die dichten Massen und das scheinbar Unmögliche glänzend zu verwirklichen.

Längst war das letzte Feuerwerk verglückt und die meisten Lichter in der Stadt erloschen, als ich mit Heyden den Palast verließ und wir unseren Weg zur Landungsstelle nahmen. Die braunen Araberzette lagen im Mondschein am Seeufer schweigend da, um sie herum die Kamele, Ziegen und Schafe. Dertliche Bilder boten sich unseren Maler Augen bei jedem Schritt, und mit dem Entzücken darüber erweckten und näherten sie die Tantalusqual in unseren Seelen, sie nicht fixieren und für immer betrachten zu können. Ein Boot des „Fayoum“ trug uns über die dunkle Flut zu unserer schwimmenden Wohnung zurück.

Am nächsten Morgen erfolgte die Abfahrt in der gleichen Ordnung wie vorgestern die Einfahrt in den Kanal. Erst gegen Mittag sichtete der „Fayoum“ die Anker. Im letzten Augenblick legte noch, von Jemalita kommend, ein Boot an seiner Schiffstreppe an. Es brachte nicht die vergebens erwarteten Vorräte für die nächsten Reisetage, deren wir dringend bedürftig waren, da die

vorhanden gewesenen bedenklich auf die Reize gingen, sondern drei junge Seefadetten von unserer „Hertha“. Sie hatten die Zeit verpaßt, sich an deren Bord auf ihren Posten zu begeben, und kamen nun zu uns, um den Kapitän und den Kommissar zu bitten, sie mitzunehmen und nach Suez zu bringen, ein Ersuchen, das den blonden siebzehnjährigen Bittstellern gern gewährt wurde. Der eine stellte sich als Herr von Armin (der heutige Admiral und Chef des Marine-Bildungswesens) vor. Die andern nannten sich mit den bürgerlichen Namen Sperling und Bischof; der letztere war ein Danziger Kind wie ich selbst.

Wieder war die Kanalfahrt durch Hindernisse und gelegentliches Festfrieren stark gehemmt. Der Kapitän, ein erbitterter Kanalgegner, suchte und wetteuerte auf so maudilt canal, aber unsere Gesellschaft ließ sich so wenig, wie dadurch, auch durch die äußerste Knappheit der Nahrungsmittel die übermäßige Laune verderben. Unsere Vorräte waren bis auf große Kartoffeln, Sardinen in Öl, Apfel, Curacao und Champagner zusammengeschrumpft. Aber bei den nur aus diesen Gängen bestehenden Dinern und Soupers schien die tolle Heiterkeit nur noch zu wachsen. Abends bei aufsteigendem Vollmond ließen wir in das zweite große Wasserbeden, die „Bitterseen“, ein, das vordem eine tiefe, weite Erdbauhöhhlung gewesen war. Dort lag die ganze Flottille wie gestern im Timsahsee und wie alle andern Schiffe warf auch der „Fayoum“ Anker.

Der herrlichste Morgen folgte der schönen Mondnacht. Heute gegen Mittag sollte das Ziel der Fahrt, Suez, erreicht werden. Aber unsere Abfahrt verzögerte sich wieder lange. Die „Grille“ und der „Greif“ waren längst unseren Blicken entschwunden, als wir aufbrachen. Meine Sorge wuchs: „Wirst du den Kronprinzen auch noch in Suez erreichen?“ Im Gebel vor uns lag die lange zackige Masse des Sinai et Thadar mit dem Sinai als blaue Silhouette vor dem lichten Himmel, die sich an der Küste Arabiens jenseits des Roten Meeres erhebt, eine grandiose Scenerie. Wir hatten Chaluf passiert. Die weißgelblichen Gebäude von Suez am flachen Strande der Lagune tauchten vor uns auf. Und nun ging es hinaus ins silbern glänzende Rote Meer. Wir sagten uns mit freudiger Genugthuung: Von diesen Tagen und von hier geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und wir sind mit dabei gewesen! Der Kanal war eine Wahrheit. Ein Kriegsschiff wie die „Hertha“ hatte ihn passiert. Aller Zweifel war widerlegt. Der neue kurze Seeweg nach Indien und Ostasien war geschaffen.

Auf der Ahebidive warf der „Fayoum“ Anker. „Wann werden wir Bierzig ausgeschiff?“ — „Frühestens in zwei Stunden.“ Unmöglich für mich, so lange zu warten. Ebenso auch für unsere Kadetten, denen es unter den Sohlen brannte. Fern am jenseitigen Hafenufer erkannten wir durch das Glas die bewimpeltesten Ehrensporen, die für die ankommenden Fürsten errichtet waren, und die Flaggen am Mast der „Grille“ und des „Greif“, die dort bereits festlagen. Da legte ein ägyptisches Segelboot beim „Fayoum“ an. Der Bootsmann rief herauf, ob jemand ans Land wolle. Gewiß, wir viere. Schnell waren mein



Bildnis der Gräfin Alexander Andrássy. Gemälde von Fülöp Csúzlo.  
(Aus dem Werke „Ars Nova“, Verlag von Max Herzog & Co. in Wien.)

Koffer und meine Handtasche hinabgelassen, ein raicher Abschied von den Genossen der köstlichen Tage genommen, und wir stiegen die Treppe hinunter ins Boot. Der Wind hatte abgeblaut. Von der Ehrenforte her kam die Weise der preussischen Nationalhymne geweht. Der Kronprinz wurde dort empfangen. Es war die höchste Zeit. Zwei Bootskleute ergriffen die Ruden. So näherten wir uns dem von Fahrzeugen aller Arten wimmelnden Hofen. Da dampfte eine ägyptische Barfasse peitschend gerade auf uns los. Unser Steuermann schien völlig den Kopf verloren zu haben. Der junge Armin rief: „Netten Sie sich“; und von seiner kurzen Jacte unbehindert, warf er sich mit einem „Hochsprung“ ins Meer und schwamm davon. Im nächsten Augenblick traf der Bug der Barfasse mit voller Kraft unsere Flanke, und das Boot ging in Scherben wie ein zer Schlagener Teller. Ich war mit einem starken Ueberzieher bekleidet und trug eine mit Schreibmappe, Stizzenbüchern und Wäsche gefüllte Reisetasche umgehängt. So sank ich sofort in die Tiefe — in welche der unselige Antilemit, der Pharao einst mit Mannen, Koffen und Wagen von demselben Meer hinabgeschlungen worden ist. Ich sah in der trüben, grünlichen Flut die Intenstische gleichsam hängen; sah im Geiß die Gesichter meiner Lieben, wenn sie die Nachricht von meinem Ende empfangen; fragte mich: Wird die Stettiner Lebensversicherung Germania die Versicherungssumme an meine Hinterbliebenen auszahlen, trotzdem ich nicht extra fürs Ausland versichert bin? Aber eben als ich mehr als genug von dem folgenden Meerwaffer geschluckt hatte, hob es mich wieder in die Höhe. Mein Kopf tauchte auf und genau da, wo der zerplitterte, abgetrennte Mast mit dem Segel und der Tafelgale unserer Barke schwamm. Den bekam ich zu fassen. Und in demselben Moment sah ich auch in einiger Entfernung ein Boot mit sechs Rudern bemannt und in der Spitze den braven kleinen Danziger Bischoff, das sich rasch näherte. „Halten Sie sich noch einen Augenblick!“ rief er mir zu. Dann streckte er mir einen langen Bootshaken entgegen. Ich faßte die Spitze, und in der nächsten Minute war ich von kräftigen Händen in das Boot hineingezogen, nach wie eine Koge, Seewasser spühdend und pustend, aber gerettet und glückselig. Sperling und v. Armin hatten sich schwimmend gerettet. Der Barkenführer soll ertrunken sein. Bischof war am nächsten Schiff an Bord geklettert. Man hatte das Boot ausgefegt; und mein Koffer war bereits herausgeholt, als man mich austauschen sah.

Gerettet zu sein, wenn man jede Hoffnung ausgegeben hat — es ist eine wohnige Empfindung! Aber zunächst gieß es die „Grille“ aufzusuchen. Unsere Ruderer verstanden uns nicht und legten an der Schiffsstrepe des österreichischen Dampfers „Garignano“ an. Erst oben auf Deck erkannte ich den Irrtum. Aber die Herren Offiziere nahmen mich teilnehmend und freundlich auf und boten mir als sehr willkommenen Late feurigen Portwein, der mir bis auf die Haut Durchfrästem sehr wohl that. Zu längerem Verweilen blieb mir keine Zeit. Ich mußte schleunigst in das Boot zurück, um mich zur

„Grille“ rudern zu lassen, wenn ich auch nur geringe Hoffnung hegen durfte, den Kronprinzen dort noch zu finden. Meinem Retter sagte ich Ade und stieg an Bord des kronprinzlichen Dampfers, der jetzt an der weit ins Meer hinausragenden Landung, auf welcher der Außenbahnhof liegt, verankert war. Das Deck war leer und öde. Bald aber kam ein Herr in Marineuniform herauf, der sich als „Steuermann“ vorstellte und verwunderte über den von Seewasser triefenden Aufkömmling mit dem ebenso durchnässten Koffer mich nach „Name und Art“ und meinem Begehren fragte. Ich sagte ihm, daß ich vom Kronprinzen eingeladen sei und mich hier bei ihm zu melden läme. Wenn Seine Königliche Hoheit nicht mehr hier sei, möge der Herr mich den Offizieren melden und mir die Möglichkeit bieten, mich unzulieuden und zu trocken. — „Der Kronprinz ist längst fort nach Kairo. Die Offiziere sind beim Mittagessen,“ erwiderte er, „ich kann sie nicht föden. Wenn Sie sich trocken wollen, so gehen Sie in die Matrosenküche.“ Wahrscheinlich glaubte er mir kein Wort von meiner Angabe, daß ich auf Einladung des Kronprinzen läme. Was sollte ich thun? Den Zugang zu den Offizieren konnte ich mir nicht erzwingen. Ich stieg also in die Matrosenküche hinunter. Die braven Jungen zeigten sich freundlich. Ich entleedete mich und öffnete meinen Koffer, um trodrene Wäsche und Kleider herauszunehmen. Aber da drinnen sah es schlimm aus. Das Seewasser war eingedrungen, und der ganze Inhalt glich einem nassen Brei. Man gab mir einen Matrosenanzug und verjuchte meine Kleider und Wäsche auf dem Kofoden ein wenig zu trocken. So zum Matrosen von S. M. S. „Grille“ verwandelt, ging ich aufs Deck. Eben sah ich die Boote vom „Joyoum“ herankommen, bei dem Bahnhofsdamm anlegen und meine lieben Fahrigenossen ans Land steigen. Ich rief ihnen meine Grüße zu; Penden, Graf Hohenthal, v. Knobelsdorf traten näher, erkannten mich, und nun gab es ein Vermudern, Fragen, Besagen. . . . Indes läutete es in der offenen Bahnhalle: das Gledenszeichen, daß der nächste Schnellzug in wenigen Minuten nach Kairo abginge. Größte Eile that not, wenn ich noch mitkommen wollte. Ich ging in die Küche, meinen Koffer und Tasche zu holen und den Matrosen Leberwohl zu sagen. Aber da hieß es: Aee, man erst die Kleider ausziehen. De sind ja Eigentum von de Marine! Das war freilich einleuchtend. Also wieder alles abgelegt und in das gänzlich ungetrodnet gebliebene eigene Zeug hinein (die Tiel waren unbenutzbar), die ausgepaddeten, völlig nassen Stüde in den Koffer, so gut oder schlecht es eben gehen wollte, hineingestopft, und mit ihm und der Tasche von Seewasser triefend und vom Frost geschüttelt über den Damm in das nächste Coupé, dessen Boden sich bald mit einem nassen Pfuhl bedeckte. Die Thüren wurden von außen geschlossen. Der Zug legte sich langsam in Bewegung; bald stodte er wieder, blieb eine Stunde liegen, kehrte zu seiner Ausgangshalle zurück; fuhr von neuem in ähullichem Tempo ab. Auf alle Fragen an die arabischen Schaffner antworteten sie grinsend mit dem immer und überall

angewendeten Wort „mätsch!“; was ungefähr dem russischen „mitschewo“ oder dem berlinischen „is nich“, „jeht mir (oder „jeht Ihnen“) jar nicht an“ entspricht. So schleppte sich der Zug durch die Mondnacht weiter. Wo er auch anhalten mochte, die Thüren blieben geschlossen. Im Mondesglanz sah ich die Wasserflächen der Bitterseen und des Timjah liegen. Die Bahn geht bis dahin am afrikanischen Kanalufer entlang. Gegen des Timjah silbernen schimmernde Fläche setzten sich die dunklen, interessanten Situhouetten der in offenen Lories verpackten Beduinen mit ihren Kamelen, Pferden, Hammeln, Weibern und Kindern, Festgeräthen und all des anderen arabischen Volks ab, das vorgestern dort gelagert hatte, hierher beordert und nun wieder in langen Zügen solcher Wagen heim oder doch, so weit der Schienenweg reicht, zurückgeschickt wurde. Allmählich in einen feibrigen Halbschlaf versunken, erwache ich plötzlich, sehe zahllose Lichter — ungewisselhaft Gaslaternen — vor uns flimmern. „Wo sind wir?“ — „Mastr' el Kahira“ war die Antwort. Die Thüren wurden geöffnet. Wir eilten hinaus. Eine lange Reihe von Equipagen stand bereit pour Messieurs los Invités. Die Koffer aus der Wasse herauszufinden, war vorläufig unmöglich. Sie würden ja nicht verloren gehen. Nur rasch nach Hause. Hinein in die Wagen und in raschem Gagen zur ziemlich weit entlegenen Stadt. Der Morgen dämmerte schon hell herauf, als wir vom Hotel de Nil vor dem Eingang des engen Gäßchens, in das kein Wagen hinein kann, halten. Mit unbeschulsten Füßen, nassen, wirren Haaren und Kleibern springe ich heraus, dem Wirt, Herrn Friedmann entgegen, der uns dort erwartet. „Aber Herr Pietich, wo bleiben Sie, was ist geschien? Wie sehen Sie aus! Um Ritternacht hat der Kronprinz eine Depesche für Sie geschickt. Um ein Uhr ist Herr Kerenz hier gewesen, um Ihnen in Seiner königlichen Hoheit Namen zu sagen, daß die Abfahrt zur Nilreise unmöglich länger als bis sechs Uhr Morgens hinausgeschoben werden könne. Sie müßten sofort nach Kastr el Nil fahren und melden, was Ihnen passiert ist.“ Mit geliebten Pantoffeln an den Füßen, einem Fetz auf den feuchten Haaren, stieg ich wieder in den Wagen, und auf die Vorauszahlung eines reichlichen Trintgeldes setzte mein Kutscher die Pferde in den schärfsten Trab. In noch nicht einer halben Stunde war das Schloß Kastr el Nil am rechten Stromufer erreicht. Es konnte nur wenig später als sechs Uhr sein. Aber kein Dampfer lag mehr vor dem Palaß. Ich frage pantomimisch einen dort schlüßernden mohrischen Soldaten, wo Prinz Prussa sei? Und wie die bösen Eisenarbeiter im Walde des Grafen von Savoye, zerrt er grinlend den Mund, zeigt nilaufwärts, versucht den fauchenden Ton des Dampfers zu imitieren und spricht: „Prussa — mätsch!“

So war für mich der Traum dieser Nilreise in nichts zerronnen. Langsamer fuhr ich ins Hotel zurück, setzte eine erklärende und entschuldigende Depesche an den Grafen Eulenburg auf,

die mir Franz-Vey später am Tage, ins Arabische überließ, nach Minieh, einer Hauptstation der Fahrt auf dem oberen Nil, expedierte, legte mich in monnigen Behagen zu Bett. Röcke und Kleider wurden auf den Balmbüscheln im Garten ausgebreitet, von der heißen Sonne getrocknet, um dann geplättet und gebügelt zu werden. Keine der gefährdeten Folgen meines Unfalls stellte sich ein. Nicht einmal mein sonst so anhänglicher Freund, der Schnupfen. Abends fuhr ich im Frack und weißer Kravatte durch die in phantastisch prächtiger Illumination leuchtenden Massen wieder nach Kastr el Nil hinaus zum Ballfest für Kaiser Franz Josef, das in dem dafür errichteten, einem Feenpalast gleichenden Festbau stattfand, und freute mich des Glücks, zu leben, mit verdoppelter Lust im festlichen Gewühl drinnen, beim perlenden Sekt und bei dem Heimgang mit Freund Heyden in der lauen und taufriichen Mondnacht.

Auch die mir entgangene Nilreise sollte mir noch mehr als ersetzt werden. Acht Tage hatten wir noch den Aufenthalt in Kairo als *Invités de son Altesse* gründlich genossen. Schon waren Hunderte von *Invités* auf freundliche Ermahnung dazu abgereist, als uns noch geliebten Hundert von Herrn Kijel-Vey die Mitteilung gebracht wurde, daß der Khebidje für uns noch eine Expedition nach Oberägypten veranfaßt habe. Zwei große Nidampfer, für eine Weile von drei Wochen Dauer mit allem Wänschenswerten ausgerüstet, lägen für uns in Bulod (der Vorstadt am Nil) bereit. Wir möchten unsere Plätze belegen. Am 29. Mai erfolgte die Abfahrt.

Ich muß es mir hier versagen, von den Herrlichkeiten und den abenteuerlichen, beglückenden Erlebnissen dieser Nilreise, die sich bis Philä erstreckte, zu erzählen, wie sehr die Erinnerung daran mich auch dazu verlockt. Auch von den nach der Rückkehr in Kairo verlebten, unvergesslichen Tagen mit der Weihnachtstfeier im Hause von Brugich und von der englischen Heimkehr über Brindisi durch Italien und über Wien — noch immer als Gäste des Khebidje, der für uns mit verschwendlicher Freigebigkeit auch noch auf europäischem Boden sorgte. Nur zum Schluß sei noch einer Begegnung und eines prophetischen Wortes hier gedacht. Der Kronprinz lud mich in Berlin im März 1870 zu einem glänzenden Abendfest in seinem Berliner Palaß ein. Seine königliche Mutter führend, sprach er mich gnädig an, erzählte der Königin kurz, was mir im Roten Meere begegnet war und sagte scherzend: „Ludwig Pietich ist zu was Großen bestimmt, da er heil aus der Situation herausgekommen ist,“ — worauf ich mir erlaubte, zu erwidern: „Ich hoffe, — da es mir nicht vergönnt gewesen ist, Eure königliche Hoheit Erlebnisse auf und an dem Nil zu schildern, — dazu bestimmt zu sein, einst über Ihre Thaten am Rhein zu berichten.“ Er lächelte und schwieg. Fünf Monate danach schlug er jenseits des Rheins die Schlacht bei Wrißig.



## Münchener Pfingsttage.

Von

Willy Rath.

Mit sechzehn Textillustrationen nach Photographien.

(Abdruck verboten.)

Der Münchner Sommer ist ein grünangestrichener Winter", sagt Heine. So ganz grundlos ist das wichtige Wort nicht, aber das vernichtende Urteil über einen anscheinend böß verregneten Sommer crusthaft zu verallgemeinern, das wäre doch sehr ungerrecht und würde die außerordentlich lokalpatriotischen Münchner zu einem Widerspruch von bayerischer Teutlichkeit veranlassen. Er braucht zwar ein bißchen lang, der Herr Sommer, bis er sich „voll und ganz“ entschlossen hat, eine längere Reihe von Wochen in der europäischen Bierhauptstadt zu verweilen. Aber wenn er erst einmal da ist, dann wird er seßhaft wie nur ein Hofbräuamtsknecht und weicht nicht vor Oktober oder gar November von dannen. Je ungewisser der Bestand eines irdischen Glückes, desto herzhafter pflegen die Menschen zuzugreifen. So thun denn auch die Münchner mit ihrem Vorfrühling. Um Ostern werden die Springbrunnen an der Universität, am Maximiliansplatz und sonstigen von ihren Brettergehäusen befreit und nehmen den Betrieb mit alter Frische auf. Damit ist eigentlich die Sommerzeit inanguriert, zumal auch die helleren Frauengewänder gleichzeitig wieder auf-

tauchen und der Zug ins Freie den Winterbann zerbricht. Aber es ist doch nichts Solides, Dauerndes. Regen verdirbt nur zu oft die Festtagseckler wie die Osterfreude, und es gehören Mut und warmes Unterzeug dazu, den Lenzeslüftchen der bayerischen Hochebene Troß zu bieten. Auch der Mai ist nicht immer eitler Sonnenmonat. Aber er gilt einmal als solcher und wird als solcher behandelt. Die schönen Tage, die er denn doch heraufführt, werden mit Zabrunt genossen und die mehr aprilmäßigen aus Dankbarkeit mitgefieert. Lusthunger, Naturverlangen wachsen täglich unbezwinglicher empor. Die Kraxelci kommt rasch in Schwung. Und all das fröhliche Treiben steigert sich zur Feier des lieblichen Pfingstfestes. Da überflutet eine Völkerverwanderung die nähere und mehr noch die weitere Umgebung der Ffarstadt. Da leuchtet in den Gefilden der G'sherten (Bauern) ein „Mädchen-eidenblusenmai“, um mit einem Bierbaumschüler zu reden; da werden dem sagenhaften Königs-moloch Gambrius Hektoliter-Hektomben dargebracht, als sollte für die Breußen und die ferneren Ausländer kein Tröpfchen echten Bayerischbieres übrig gelassen werden.



Pfingstkonzert vom Peterstrurm.



Frühkonzert am Chinesischen Turm.

Der Mai hat in der That seinen ganz besonderen Rang unter den Monaten des Münchner Jahres. Ihm kommt höchstens der September nahe, weil in ihm das — Oktoberfest stattfindet. Hoch vom spizen Petersturm herab wird der Lenz an allen Maifonntagen mit einem lustigen Frühkonzert begrüßt; ein hübscher alter Brauch, der offenbar mit der Prophezeiung des Volksliedes zusammenhängt, daß, solange „der alte Peter“ beim alten Rathaus steht, so lange die Gemüthskeit in der Münchenerstadt net aufhört. Früh, ganz früh Sonntag morgens lockt auch im prächtigen Englischen Garten ein Freikonzert im Freien: Auf dem Chinesischen Turm („lineisch“ spricht's der Münchner aus) sitzt die biedere Hans- oder besser Turmpapelle und bläst ein

volkstümlich Stücklein nach dem andern. Und ohne jeden Gedanken an die gelbe Gefahr, die der braune Turni predigt, wimmelt rings auf Rufen und Wegen junges Volk, darunter sämtliche „Kocherln“ und Kindermädchen, die sich frei machen konnten, neu eingekleidete Jünger Merkurs, schneidige „Leiber“ und „Schwalbenschwanz“ dazwischen. Die Musik da oben sind von keinem Strauß oder Weingartner beraten, aber sie meinen's gut. An beliebten „Schmachtflecken“, wie „Du, du hast mich nie geliebt!“ oder „Waaßt du, Mutterl, was mi traamt hot?“ fehlt es natürlich nicht. Meist geht es jedoch in leichtfaßlichem Drei- oder Biervierteltakt, daß es der anspruchstosen Jugend drunten, der die Freude nach den vielen sauren Wochentagen von Herzen zu gönnen ist, unwiderstehlich in die Glieder fährt und bald ein allgemeiner Tanz anhebt, wobei die Drehungen so gewichtig vollführt, die Gesichter so feierlich in Sonntagsfalten gelegt wer-

den, daß man sieht: dies Volk nimmt auch das Vergnügen ernst wie die Arbeit. (Andererseits thut es sich auch bei der Arbeit nicht gern durch Überhastung weh.) — An den Wochentagen, an denen nachmittags eine gute Regimentskapelle im Chinesischen Turm spielt, wenn das gutbürgerliche München sich hier mit dem akademischen und dem eleganten München (soweit es das gibt) berührt, wenn Wagen vorüberrollen, Corps bummeln, drüben unter den Bäumen Allerjüngst-München im Schutze des Kinderwagenparks und der geduldbigen Wärterinnen sich des Daseins freut, dann bietet diese Stelle der weitgedehnten Anlagen gewiß ein noch mannigfaltigeres Bild. Aber reizender und eigenartiger als das Stückchen Münchner Leben, wie es sich da in der ersten Morgen-



sonne auf dem frischgrünen Rasen abspielt, ist es keineswegs.

Was aber wäre alle Mairherrlichkeit ohne Bod? Hat der übrige deutsche Bürgersmann eigentlich nur ein geheiligtes Bergnügen, das ihm Kunst und Natur entbehrlich macht, nämlich den dreimal gesegneten Stak, so hat der Münchner außerdem und noch über dem ein anderes Idol, bekanntlich Bier geheiß. Gewiß ist der Deutsche im Verhältnis zu den hierarmen Barbaren des gesamten Auslands ein geborener Bierverständiger. Aber wir alle, die wir nicht innerhalb der blauweißen Grenzpfähle geboren oder nicht wenigstens in zarter Jugend akklimatisiert und nach allgemeinem Münchner Brauch schon als lassende Einjährige (ich brauche das Wort hier im civilistischen Sinne) aus dem schäumenden Maßstrug gefängt wurden, wir alle bleiben ewig Laien und Stümper in cerevisiis gegenüber dem geborenen Fachmann in „Zsar - Athen“. Was dem Münchner sein Bier gilt, das würdig zu singen und zu sagen, war bisher noch keiner sterblichen Feder beschieden; kein Panegyriker und — kein Witzblatt kann davon Übertriebenes behaupten. So ist denn auch das Gebräu mit den Bräuchen aller Feste und mit den Namen der beliebtesten Heiligen, ja mit dem Namen des Erretters selbst, des „Salvator“, verknüpft.

Danach mag man ermeßen, was der Maibod des Hofbräus für das Münchener Gemüt, geschweige denn für die Münchner

Kehle bedeutet. Ein allgemeiner Wettstreit entbrennt.

Hier ist das Olympia des Zsargriechen. Und das Unbezwingbare — hier wird es bezwungen. In acht Tagen pflegt der kolossale Vorrat des

süßen, berausenden Trankes vertilgt zu sein, trotzdem er, in wohlweislicher Erwägung der Gefahren für die erste Bürgerpflicht, nur bei Tage verzapft wird. Das alte königliche Hofbräuhaus am Platz, in dem wir noch (1892) Fürst Bisuarck einfahren sahen, hat sich seit ein paar Jahren gründlich verwandelt. Ein monumentaler Bierpalast, eine steinerne Hochburg gegen den Erz- und Volksfeind, den Durst, so stellt sich das neue Gebäude dar, das an derselben Stelle entstanden ist. Aber in den hohen Hallen, deren reinliche Neuheit anfangs wohl bestrebend wirkte, sitzen vielhundertfältig die Getreuen, in reizvollem Wechsel immer aufs Neue den Krug zu leeren, eigenhändig zu schwenken und füllen zu lassen. Und wider Tabaksqualm verhüllt die oberen Teile der stillvollen Dekoration. Auch in den stattlichen Arkaden des Bräuhofes herrscht noch das alte ungezwungene Leben, und namentlich in der Zeit des Maibods. Da sind alle Tische der steinernen Halle dicht



Maibod und junge Madieschen.



Stammgäste beim Maibod im Hofbräuhaus.  
(Reproduziert nach einer Aufnahme der Photo-Ges. in Zurich.)

befetzt. Der redliche Trinker ist froh, wenn er nur ein Faß findet, darauf er seinen Vitertrag mit dem kostbaren Naß bisweilen niedersehen, seine köstlichen Rabi und Rabieschen oder das Mitgebrachte, den Leberkäse oder die Regensburger, ablegen kann. Daß man sich nicht durch europäische Vorurteile abhalten läßt, „ex faustibus“ zu speisen, sich selber zu bedienen, daß überhaupt keiner sich um den andern kümmert, es sei denn, um ihm zuzuprosten, — das ist der erbeigentümliche Vorzug des süddeutschen Mannes- und Trinkersindividualismus. Daß der Erfahrung treue tagtäglich in der kurzen Frist des Maibodens trachtet, vorm Einstellen des Ausschanks sich rasch noch eine Maß oder zwei von dem königlich bayrischen Nektar zu sichern, daß er sie mit Argusaugen vor Vertauschung mit dem jetzt gemeinen Sommer- oder Lagerbier zu schützen sucht und mit ganz bedächtigen, wehmütig-wonnigen Zügen leert — kann das im geringsten Verwunderung erregen?

Aber das Leben in Hofbräuhaus und Hallen ist nur eine Blüte, die stattlichste freilich am gewaltigen Baum des gesamten Münchner Kellerebens. Unerträglich würde dem Münchner der Sommer sein, wenn er seine „Keller“ nicht hätte, diese Keller, die eigentlich Gärten sind, in riesigen Verhältnissen angelegte, primitiv ausgestattete Wirtschaftsgärten mit riesigen Sälen zum Unterschlupf bei schlechter Witterung. Die Fremden lernen meist nur den Löwenbräu-

keller kennen, der am bequemsten liegt und am meisten von der Kultur belebt ist. Die eigentlichen Volkskeller, die bei der Theresienwiese und am zahlreichsten in den transitarischen Vorstädten Haubhanlen, Au, Vogenhanlen liegen, lernt der Durchreisende selten kennen. Es ist auch zweifelhaft, ob es z. B. dem an gute Formen gewöhnten Norddeutschen dort behagen würde. Für den Einheimischen aber bildet, neben der „Süffigkeit“ des „Stoffes“, der da zu haben ist, gerade die ungemaine und allgemeine Zwanglosigkeit dieses Treibens den stärksten Reiz, ja

die Voraussetzung für einen Aufenthalt, den er gemüthlich finden und in der That als Erholung, als Ausspannung empfinden soll. Das Wirtschaftenleben ist hier ja überhaupt so stark entwickelt, daß es fast nicht mehr als Auflösung, sondern mehr als seltsame Umformung des Familienlebens anzusehen ist. Mit Kind und Kegel zieht der Münchner Bürger Abends hinaus an die hochgelegenen Keller, wo er statt der schwülen Altstadtdünste eine etwas kühlere, reinere Luft, frischen Gerstenjaß und meist auch Musik genießt, — oder doch etwas, das so klingt wie Musik; man muß das nicht zu genau nehmen. Und all diese Räume, den Hofbräu-, Spaten-, Eberl-, Pischorrbräu-, den Bürger-, Kinbl-, Franziskaner- und Augustinerbräu-Keller und wie sie alle heißen, findet man abends meist dicht besetzt und teilweise auch tagsüber gut besucht. Am Sonntag Abend ist natürlich alles überfüllt, trotz den vielen, die ausgeflogen. Hier behäbige Handwerker, da Beamte, da wieder Arbeiter, und drüben ältere Privatiers. Und fast überall ist die Frau oder das „Freilein Braut“ und sonstiger Anhang dabei. Batterien von Maßkrügen auf den Tischen weit und breit. Für den Fünftel sorgt weniger



„Eier und Co.“



Ein Wagenführer.

der Restaurateur, als die fliegenden Händler beim Eingang, die Brot, G'selchtes, Stedelfisch, Schweizerkäse und die merkwürdigen, nur den Eingeborenen bestimmten einheimischen Wurstsorten feilhalten. Von Fisch zu Fisch wandert der Zuckerbäcker, der Ansichtskartenmann, die Eierfrau mit ihrer sprachlich so außerordentlich interessanten Unterscheidung von „Eier“ und „Da“ (harte und weiche Eier). Dort zieht die ganze Familie Krampfl heran, sieben Personen gleich fünfzehn Zentnern. Sie werden sich schon Platz besorgen, „un a Bier aa“, in dem menschenvollen Garten.

strohend sind die Riesenrösser, die den entladenen Wagen davonziehen. Der Pächter hatte sich zwar am Samstag reichlich vorgesehen; aber es geht schon auf d' Lezt'. Da hat er eine neue Ladung herbeitelephoniert. Das ist Münchens Festtagsbuckst.

Wie alle Großstadtbewohner, wenigstens in Deutschland, und mehr vielleicht noch als die anderen, hat auch der Münchner einen stets lebendigen Draug ins Freie, um draußen in Gottes ewig-junger Natur das Gegenwicht zu finden gegen die vielen dumpfen, grauen Stadt- und Stubentage. Und er



Der Centralbahnhof in München vor Abgang eines Extrazuges.  
Aufnahme von Ferd. Zinkler-München.

Das kalte Nachtlieben haben sie sich selber mitgebracht. Drüben, etwas zurückgezogen, sitzt ein Student mit seiner Liebsten, ein Bild, das uns, in den verschiedensten Auffassungen, wieder und wieder begegnet. O selbige Zeit der jungen Wurstchenliebe! O genügsam herzige Münchner Maderln! Zwei Herzen und ein Schlag, zwei Kalbsbraten und ein Maßkrug! Doch ich fühle, ich werde weich. Hinweg drum von dieser schüchtern belaubten Laube und den Blick auf robustere Gestalten gerichtet. Da hinten, jenseits der Schänke mit den geriebenern Käpfern, jonglieren die stämmigen Brauburschen mit den schwersten Fassern, und ganz prächtig, kraft-

weiß sehr wohl, welche Günst er durch die Nähe der herrlichen Boralpen genießt, die im Sommer so viele Wildfreunde herbeiziehen. Sobald der Frühling erwacht, ja manchmal noch im Winter, rüdt der begeisterte Alpenfuch an schönen Sonntag des Morgens in aller Frühe oder noch am Samstag abend, sobald der Dienst beendet oder das Geschäft geschlossen ist, aus, um sich bequem vom Dampfstoß dahin tragen zu lassen, wo das Kraxeln losgehen kann. Allgemeiner wird das Ausfliegen aber erst im Mai und wird zur Massenflucht am Pfingstfest.

In hellen Scharen strömt da das Volk zu den Bahnhöfen. Helle Scharen — das

Bild hat hier eine ganz augenscheinliche Berechtigung. Die vielen, vieltonigen, aber alle leicht gestimmten neuen Kleider, Blusen und Sonnenhirme, die weißen Hüte und Federn und Bändchen der Mädchen und Frauen, die Sommer- und Sportanzüge, die Strohhüte der Männer, heute feiern sie zu meist den Tag der Einweihung. Grüne Maien und Blumen überall. Und eine lachende Sonne über dem allen — scheint sie nicht wirklich des festlichen Tages wohlbewußt? — und die warme, schmeichelnde Luft: Sommerhelle und wohliges Sommerbehangen werden heute in heiterster Weltfeier der Christenmenschen freudvoll begrüßt. Und sollten auch ein paar schadenfrohe Wölkchen vom blauen Himmel verdächtig auf den hellen Sommerstaat herniederlugen, das thut dem Wagemut der Wanderlustigen keinen Eintrag. Ganz verregnet die zwei, drei, vier Pfingsttage, die der fromme Münchner feiert, doch niemals. Und ist man erst einmal draußen, so findet sich überall bald ein schützendes Dach, unter dem man der äußeren durch innere Befechtung und ein kräftiges Lieb Troß bieten kann. Da ist es denn begreiflich, daß die Unternehmungslust der Münchner zu Pfingsten keine Grenzen kennt. Einzelne und Vereine fliegen gleich bis nach Bozen hinunter oder tief in die Tiroler Bergthäler und ins Salzkammergut hinein. Die Grenze ist ja nicht gar weit. Wie rasch ist man, über Chiemsee, in der schönen Nachbarstadt Salzburg oder vom idyllischen Schliersee aus per pedes apostolorum durch die Salepp im Gebiet des wunderschönen Achensees. Auch die Radfahrer greifen in der pfingstlichen Zweiober Dreitage tour gewaltig weit ins Ausland hinaus, so daß der sportfremde Laie



Vor der Abfahrt.

sich verwundert fragen mag, wo denn bei so viel Heidenarbeit das Vergnügen bleibe? Die nur einen Tag abkommen können, fahren, wandern, rabeln ins Harthol, wo die hochgelegenen Wirtsgärten und Terrassen von Pflaach und Grünwald so freien Blick ins wildzerrißene Thal der hellgrau-grünen Har gewähren, wo Kloster Schäftlarn und das wohlhabende Tölz zu behaglichem Verweilen bei guter Verpflegung laden und den Kühneren für den Heimweg als seltener Genuß eine Floßfahrt auf dem unschiffbaren Gebirgswasser besichert sein kann. Die Hauptmassen aber der Auswanderer, viele tau-

fende klein- und gutbürgerlicher Familien, viele Duzende Gesang-, Spar-, Alpen-, Turn-, Sterbefassen-, Regler- und Kriegervereine ergießen sich in die bayerischen Berge. Da winken dem passivierten Kragler genug gefährlicher Spigen, dem simplen Naturfreund genug lieblicher Seen, bunter Fernsichten und kühler Wälder zwischen Wahnmann und Zugspitze; da ist Raum für alle und für alle Geschmäcker Befriedigung. Daß zu Pfingsten die Gendarmerie auf dem

Herzogstand und dem Wendelstein den Verkehr dirigieren und zum „Rechtsgehen!“ aufordern soll, ist indessen gar nicht so unwahrscheinlich.

In unvorstellbarem Anstürmen wird der Centralbahnhof von immer neuen Scharen erobert. Die Fahne an der Ecke verkündet die Extrazüge nach Starnberg und weiter hinunter. Mit Schienen und Drängen, Lachen und Kreischen füllen sich die Bahnsteige und Zug um Zug. Es scheint, die drangvoll fürchterliche Enge, das Warten und Klauen um die Plätze, das tierstimmige Schnauzen der Schaffner, die Einrück-



Ankunft eines Extrazuges in Starnberg.

tung eines Stehparquets in den Wagenab-  
 teilen, all das gehört zum Pfingstvergnügen  
 und all der Lärm steigert nur die festliche  
 Erregung. Die Hindernisse erhöhen den  
 Genuß, der folgt. Das sieht man schon  
 den Gesichtern an, die solch ein Extrazugs-  
 coupé vereinigt. Da sind die Kraxelhuber  
 in der „kurzen Witz“: Lobenrock und Hütl  
 mit Gamsbart, kurze Lederhos, die das Knie  
 freiläßt, dicke Strümpfe und schwere, ver-  
 nagelte Bergschuhe, in der Hand den Berg-  
 stock; daneben Philister im Sonntagbröc-  
 lein, rotbadige Mädchen im städtischen  
 Gewand, das sie mit-  
 unter weniger klei-  
 det, als die bairische  
 Tracht ihrer Stam-  
 mesgenossinnen in  
 den Bergen vermöchte, und daneben  
 die Mütter im besten  
 Staat und Kinder  
 wie die Orgelpfeifen.  
 Auf allen Gesichtern,  
 auf den knorrigen,  
 wettergebräunten,  
 wie auf den gebrü-  
 terten, schreibstuben-  
 bleichen, auf den  
 jugendlichen wie auf  
 den allbereits bier-  
 dunsen oder ver-  
 runzelten liegt, in

den mannigfachsten Abstufungen, der Aus-  
 druck der Befriedigung über die wieder einmal  
 vergönnte Frist des Ausspannens, des gründ-  
 lichen Aufatmens zwischen zwei langen Reihen  
 gleichförmiger Wochen. Nur eine halbe  
 Stunde, dann heißt's: Starnberg, aussteigen!  
 Im hastigen Tempo, wie es nur große Ge-  
 fahr rückwärts oder großes Vergnügen vor-  
 wärts hervorrufen, geht es durch den Tunnel  
 zum nahen Halteplatz der schmucken Dampf-  
 boote, die den Lieblingssee der Münchner  
 in abwechselnden Rundfahrten durchmessen.  
 Andere Massen fahren im gutdurchsonnten



An der Dampferstation in Starnberg.

Zug weiter nach Süden, nach Murnau und Garmisch-Partenkirchen oder nach Kochl und Bichsel, wo Deanderln und Buam nach altem Brauch um den Maibaum tanzen. In dessen genießen die „Seefahrer“ schon entzückt die Naturreize des weiten Seegebietes im junggrünen Kranz der reichbewaldeten, mit lichten Landhäufern besetzten Hügel, über die im Hintergrund die weißen Gipfel des Wettersteingebirges fernherüber gräßen. Stolz, wie einst zur Kurfürstenzeit der bay-

wenigsten wissen etwas von dem Maler, nach dem die Höhe benannt ist. Bedeutung gibt dem Orte jetzt das markige, am ganzen See sichtbare Bismardmonument, das unweit der Rottmannshöhe errichtet wurde. Gegenüber, am anderen Seeufer, spiegelt sich das liebliche Tüßing mit seinen Villen und Gärten in dem leichtbewegten Wasser, und so steuert das stattliche Schiff weiter, nach Bernried, Ammerland, Seeshaupt und wieder zurück die Bahn, die keinen Stand kennt,

und schafft durch seine Bewegung den Fahrgästen frischen Luftzug, daß sie sich der Sonne freuen können, ohne unter ihrem übertriebenen Wohlwollen zu leiden. Dort üben sich Sportsleute, dort Laien im Rudern und



Flößfahrt auf der Isar.

rische Ducentaur, durchschneidet jetzt der überfüllte Dampfer die blauen, glitzernden Wellen. Von einer freundlichen Niederlassung zur andern fahrend, wird er überall am Landungssteig von jungen Mädchen in lichten Kleidern und von neuen Passagieren erwartet, denen die hier- und thatendürstig Aussteigenden Platz machen. An dem schlichten Schloß Berg fährt kein Münchner vorbei, ohne des geliebten Königs Ludwig II. zu gedenken, der hier in den gleichen schönen Tagen ein so tragisches Ende fand. Und im Garten von Leoni, der nächsten Station, kann man wohl von dem alten Varden mit dem zitherspielenden Sohn das trüßig-sentimentale Lied hören, das die hartnäckige Liebe der Gebirgler zu „ihrem“ König geboren hat: „Mit Carbol und Chloroform haben sie ihn umgebracht . . .“ Von Leoni befördert die Drahtseilbahn zu Pfingstten Taufende hinauf zur Rottmannshöhe, die eine überraschende Ansicht gewährt. Die



Segeln. Auf schattigen Uferpfaden ziehen Fußwanderer, auf der ferneren Straße rast der Radfahrer Kilometer auf Kilometer herunter, Sonntagsequipagen, Breaks mit lustiger Kumpanci rasseln vorüber, dann und wann faßt ein „Schnaufel“ (Automobil) daher, Staub und Benzindunst gratis spendend. Und so hat jeder in diesem gesegneten Gebiet nach seiner Façon die schönste Festfreude. Kein Wunder, daß der Münchner seine Seen und seine Berge abgöttisch liebt. Es ist denn auch durchaus nicht zu vermeiden, daß gegen Abend, wenn aller-

orten die Stimmung gehoben und weicher zugleich ward, vielfältig neben dem beliebten „O du wunderschöner, grüner Rhein!“ auch das rührende Lied angestimmt wird: „Still ruht der See!“

Indessen ist die Stadt trotz der *secessio plebis*, trotz der Entföndung so vieler Tausende zwar ruhiger als sonst, doch keineswegs verlassen. Da sind viele Trupps ländlicher und städtischer Gäste von nah und fern, die man im Gegensatz zu den Ausflüglern füglich Einflügler nennen sollte. Da sind eingefessene Sonderlinge, die sich freuen, den Englischen Garten und die Jaranlagen einmal in besonders ruhigem Behagen zu genießen. Da sind ferner die glücklich Situiereten und sensibler Organisirten, die alle Tage nach Betsleben hinaus in die freie Bergwelt fliegen können und heute gern zu Hause bleiben, weil sie den Wettbewerb mit den unübersehbaren Massen nicht lieben. So hat auch der altberühmte, von Arkaden umrahmte Hofgarten mit seinen Cafés heute ein festliches Aussehen. In den zahlreichen Fischen unter den schattenpendenden Kronen sitzt ein „gewähltes“ Publikum bei Eis und Kaffee. Die weibliche und männliche Bedienung hat vollauf zu thun.

Die eleganten Sommertoiletten der Damen leuchten in allen Schattierungen des Lichtes. Stetes Kommen und Gehen hält stetes Schauen und Urteilen wach. Halbblaute, angeregte Unterhaltung herrscht an den Familientischen, während hier und da ein Einzelner echte Siegesträgheit auskostet. Keine Spazier hüpfen lustig dicht an die Tische heran, um süße Bröckchen zu erschöpfen. Tauben von — Weinah-St. Markus (sic werden sonst drüben, gegenüber der Theaterkirche, bei den venetianischen Masten vor der florentinischen Feldherrnhalle gefüttert) leisten ihnen mit Grazie Gesellschaft. Auch dieses friedliche Bild gehört zum Gesamtbild der Münchner Festtage.

Wenn endlich die Maiennacht den langen Sonnentagen mit ihren Freuden und ihren Strapazen ein Ende macht, und männiglich sich heimwärts sehnt, dann beginnt draußen in der Umgebung der Hauptstadt an fast allen Stationen ein neuer Kampf, der alljährlich wiederkehrende Schreden der Stationsvorsteher. Zusammengepfercht wie ganz andere, wassertrinkende Lebewesen, aber trotz allem Räsonnieren doch mit gutem Humor, bei Regenwetter mit Galgenhumor fährt man dann der Münchener Stadt wieder zu, wo vielen erst noch der Sturm auf die Elek-



Walentanz.



Unter den Hofarkaden.

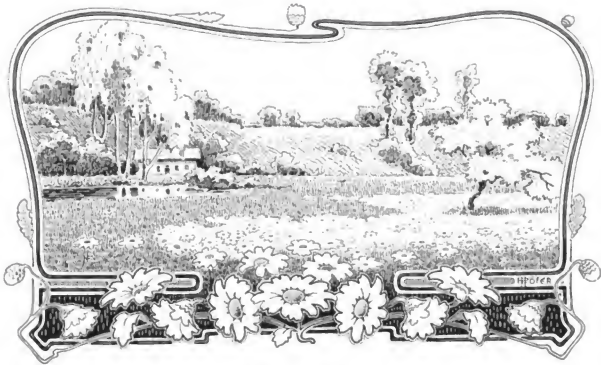
trische bevorzucht. Todmüde lehnen die lähnen Krangelhuber in den Eden, am Steden den wächtigen Buschen Altrausch, am Hut wohl gar ein Edelweiß. Sie schnarchen schon ein gut Stück vorweg, mitten in dem lärmvollen Treiben. Aufgeheiterte Gesellschaften dagegen, die das Gehwerk tagsüber wenig angestrengt haben, singen und gröhlen Lied um Lied, während Kinder, Blumen in den Händchen, auf dem Schoß der Mütter schlafen und Liebespaare innig umschlungen miteinander flüstern. Hallo und Hallo erfüllt die Münchner Bahnhofshallen. Und die Menschenströme wälzen sich wieder stadteinwärts, um sich bald jedoch zu verteilen. Viele, deren Festprogramm nicht abgeschlossen, streben noch den Kellern zu. Andere Scharen füllen die Wirtshäuser und Cafés der inneren Stadt bis tief in die — Polizeistunde hinein. Die müden Wanderer bei-

derlei Geschlechts aber lassen sich, den erleichterten Rucksack auf dem Rücken, den geschmückten Bergstock zwischen den Knien haltend, in der engsten der Engen vom elektrischen Wagen ihren vier Pfählen entgegengetragen. Und ihrer Weisheit letzter Schluß ist für heut abend, daß sie gedanken, einen langen Schlaf zu thun, natürlich nicht, ohne durch eine letzte Maß gestärkt zu sein. Ein volles Müdesein ist schon ein halbes Glücklichein, sagt Sudermann. Ich glaube, so recht pfingstmüde sein ist noch mehr. Schöne Pfingsttage leuchten eine ganze Strecke weit in die folgenden Arbeitswochen hinein. Und — unter uns gesagt — allzu weit braucht's nicht einmal zu reichen; denn der Münchner hat gar viele Feste im Jahr, und überdies, das muß man ihm lassen: im Feste feiern ist er gründlich.



Heimkehr.





## Abendmilde.

Von

Maurice von Stern.

Fächelnd streift der West die Wiese,  
Gräser schwanken leis im Wind.  
Sonne, Sonne, wie doch diese  
Abendstunden lieblich sind!

Traumlicht fließt in warmen Wellen  
Goldig über Busch und Feld.  
Sanfter rauschen rings die Quellen,  
Leiser schlägt das Herz der Welt.

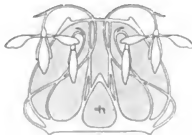
Schatten gleiten, Blätter schwimmen,  
Schwebend wie in Wasser fast.  
Süßes, reines Sonnenglimmen  
Küsst des Birnbaums Blütenlast.

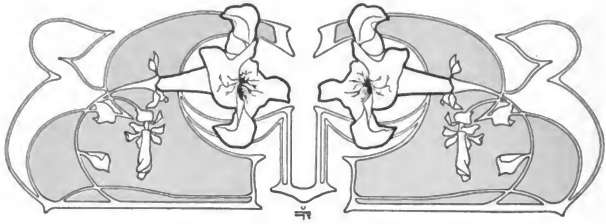
Alles gibt sich ganz dem Lichte,  
Ganz der Abendmilde hin.  
Stille, freundliche Gesichte  
Nahen auch dem Menschensinn.

Mag sich ihm die Sonne neigen,  
Abglanz ihrer Majestät  
Schwebt auch in der Nächte Schweigen,  
Wenn der Raum voll Sternen steht.

Warm noch von der Sonne Glänzen,  
Neuem Lichte lebt die Welt.  
Blumen träumen von den Kränzen,  
Aufgehängt am Himmelszelt.

Freund, wenn dir im Dunst der Ferne,  
Deines Cages Fackel sank,  
Gern erspät das Licht der Sterne,  
Wer sich satt an Sonne trank.





## Z'weg'n 'n Schmarr'n.

Von

Dr. Edm. von Freyhold.

(Abdruck verboten.)

**F**ig, alte Scharlet'n, häng dir was Warmes um, daß du dich draußen nicht erkältest."

"Wa dös is gar z' liab vom Herr Major, daß 'r si um d' alt Scharlet'n kummert, daß si's Burgl nit verkäff'n thuat, — gar z' liab! Freiti!"

"Na, denn zu, alte Scharlet'n! Mach, häng dir 'ne Schabrad'n um und komm!"

"O mei, wia mi dös g'freut, wenn der Herr Major alt' Scharlet'n zua mir sag'n thuat; gar z' liab, gar zua herzli klingt's. Dös g'freut mi!"

Und dabei lachte die Burgl selig über ihr ganzes runzliges Gesicht, warf ein Tuch um die Schultern und folgte uns in den Garten. Wir wollten etwas Obst von den üppig behangenen Spazierbäumen pflücken, um es einem lieben Freunde nach der Residenz zu schicken. Burgl, die treue Alte, das weibliche Faktotum auf der Villa des Majors von Braga, hielt uns den Korb. Kindlich freute sie sich über die schwellenden Früchte, die allmählich die Last recht ansehnlich steigerten. Aber für ihre starken, sehnigen Arme kam das gar nicht in Betracht.

Sie war ein Kind des oberbayerischen Landes, groß, schlank und kräftig gewachsen, mit strahlenden, blauen Augen. Von ihren fünfundsiebzig Jahren, die sie nun schon erreicht hatte, machte sie gar kein Hehl. Die Furchen und Runzeln des Gesichtes redeten eine nur zu deutliche Sprache von langer, mühevoller Lebensarbeit. In ihrer Jugend mochte sie wohl eine echte Land-

schönheit gewesen sein. Verheiratet hatte sie sich nicht. Als sie noch hübsch war, besaß sie nichts, war arm wie eine Kirchenmaus. Jetzt, da sie sich durch Arbeit und Sparsamkeit ein für ihre Verhältnisse artiges Stämmchen zusammengebracht hatte, das ihr den Lebensabend sorgenfrei machen sollte, konnte vom Heiraten nicht mehr die Rede sein. Aber man soll nun mal nichts verschwören!

Wenn Major Braga während des Winters mit seiner Familie in München oder Dresden weilte, hütete Burgl in Tegernsee getreulich die Villa. Unfas, der wachsame, treue Neufundländer, leitete ihr dabei Gesellschaft. Zu thun gab's immer etwas, und Burgl verbrachte nicht gerne ihre Zeit in Nichtsthun.

Im Sommer war sie auch recht nützlich und dabei von außerordentlicher Biegsamkeit. Die Töchter des Majors schwärmten für die biedere alte Scharlet'n, wie sie seit langem scherzhafterweise genannt wurde, — und der joviale Hausherr, das Urbild eines echten Edelmannes, Soldaten und Gensjägers, liebte es mit der Alten hie und da zu plaudern. Niemanden verehrte sie höher als ihren gütigen, menschenfreundlichen Herrn.

Im Winter, wenn sie allein in Tegernsee hauste, kamen gelegentlich kurze Briefe von ihr an, die von etwaigen Vorfällen auf der Villa und von ihrem eignen Ergehen Kunde brachten. Sie schrieb, wie ihr der Schnabel gewachsen war, z. B.:

"I meld dem Herrn Major, daß der

Schnee d' Laub'n im Gart'n z'samundrukt hat, ganz und gar z'samundrukt. Alleweil is dös G'stell nit z'repariert. Der Waschl, dös Malefizlinda, hat ma im Kella Apfeln g'stoh'l'n. Heunt hon i'n derwischt. Watsch'u hon i' eam geb'n. Dös fan Prachtstück von Watsch'n g'wen, hol mi der Sirtl! W'hüt Cahne Gott, Herr Major und d' liab'n Töchter.

Burgl Baumhuberin."

Ähnlich klangen alle diese Schriftstücke. Der Major hatte sich von ihneu eine ganze Sammlung angelegt. Hatte er Gesellschaft, dann war das eine unerhöpliche Fundgrube zur Belebung der Heiterkeit.

Eines Tages aber war er doch aufs höchste überrast. Kam da wieder von der guten alten Scharfete einer ihrer üblichen Schreibebriefe. Sein Inhalt war in der That geeignet, verblüffend zu wirken:

"Z muas Cahne meld'u, Herr Major, daß i nit lönga alloo bleib'n thua. Der Gtatter-Toni heirat mi. Z' Johanni is d' Hochzeit. D' Kap'n, d' Malefizkap'n, schrein alleweil d' ganz Nacht. Ma hat toa Nachtrauch mehr. W'hüt Cahne Gott, Herr Major und d' liab'n Madeln.

Burgl Baumhuberin."

"Alle Wetter, die alt' Scharfeten ist verrückt geworden, die Vogel scheuch'n! Mein verrückt!" Und sofort setzte sich der Major hin und schrieb ihr ebenso latonisch, wie sie es zu thun pflegte:

"Liebe alt' Scharfeten! Laß mi aus! Verrückt bist. Laß dös dumm Heirat'n fan. Dei Geld will 'r, weita nix! W'hüt Di Gott. Major von Braga."

Darauf lam nach wenigen Tagen ganz prompt die Antwort:

"Z meld Cahne, Herr Major, verrückt bin i nit. Ma wern ja seh'n. Z laß dös Heirat'n nit. Sakrabi! der Gtatter-Toni is a braver Mo, a schöner Mo, a liaber Mo! Freili! W'hüt Cahne Gott, Herr Major. Burgl Baumhuberin."

Da war also nichts zu machen. Burgl war und blieb Braut. Anton Gtatter, ihr Verlobter, war zwar ein gutes Jahrzehnt jünger als sie. Aber das blieb sich gleich. Er hatte nun mal ein Auge auf die Burgl geworfen, und sie fand das ganz in der Ordnung.

"s is nit guat, daß der Mensch alloo lebt!"

Die Geschichte dieser Liebe war ebenso einfach wie herzbeugend. In der Villa des Herrn Majors wurden nämlich anfangs Februar Parquetböden gelegt. Täglich hatten da mehrere Arbeiter zu thun, unter ihnen auch der Gtatter-Toni. Er wohnte etwas weit ab. Für ihn lohnte es sich nicht, mittags nach Hause zu gehen. Er brachte sich sein Mahl mit und verzehrte es in der warmen Küche, wo gleichzeitig Burgl auch für sich irgend etwas zusammenprepelte.

Toni wollte eines Tages gerade einen kalten Schmarr'n in Angriff nehmen. Es ist das eine halb pfannkuchenartige, halb kloßähnliche, höchst bescheidene Speise aus Mehl, Wasser, Salz und etwas Fett, des oberbayerischen Arbeiters Lieblingsgericht. Da kam ihm ein ebenso kluger, wie nahe- liegender Gedanke.

"Geh zua, Burgl, mach ma'n Schmarr'n hoas. Kalt schmeckt 'r nit halbet so guat."

"Z mach dir'n hoas, Toni. Z thua's gern. Freili!"

Gesagt, gethan! Burgl fügte sogar noch etwas Schmalz hinzu, und als Gtatter den lieblich duftenden, heißen Schmarr'n verzehrte, meinte er noch nie in seinem Leben so vorzüglich gespeist zu haben.

"G'segn's dir Gott, Toni!"

"Vergelt's Gott, Burgl!"

Am nächsten Tage wiederholte sich die Sachlage. Der mitgebrachte Schmarr'n war kalt, auch nicht besonders fett.

"Geh zua, Burgl, mach ma'n Schmarr'n hoas. Kalt schmeckt 'r nit halbet so guat."

"Z mach dir'n hoas, Toni. Z thua's gern, hol mi der Sirtl! Freili!"

Und nach wenigen Minuten stellte sie den Teller mit dem dampfenden Schmarr'n vor ihn auf den Tisch mit dem Wunsche:

"G'segn's dir Gott, Toni!"

"Vergelt's Gott, Burgl!"

Am dritten Tage trat Gtatter mittags mit leeren Händen in der Küche an. Er meinte, ein frischer Schmarr'n sei ebenso schnell gebaden, wie ein kalter heißgemacht.

"Geh zua, Burgl, bad mir 'n Schmarr'n. Miit'bracht schmeckt 'r nit halbet so guat!"

"Z bad dir 'n Schmarr'n, Toni. Z thua's gern. Freili! Freili!"

Für den Gtatter-Toni war das heute

der schönste Schmarr'n seines Lebens. So groß, so duftig und appetitlich hatte er noch keinen gesehen.

„G'segn's dir Gott, Toni!“

„Bergelt's Gott, Burgl! Is dös aba an Prachtschmarr'n!“

Von diesem Tage ab machte Burgl dem Gstatter-Toni täglich seine Lieblingspeise. Sehr bald war das zu einer festbegründeten, gewissermaßen altersgewohnten Einrichtung geworden. Toni gedieh dabei ganz ausgezeichnet. Leider war der Tag nicht mehr fern, wo in der Bragatschen Villa der neue Parkettboden fertig sein mußte. Toni kratzte sich nachdenklich hinter den Ohren, wenn er sich an den Fingern diesen unerfreulichen Zeitpunkt ausgerechnet hatte.

Er war seit Jahren Witwer. Kinder hatte er nicht. So hauste er einsam in seinem Bau wie ein griechgrämiger Hamster. Seine Mahlzeiten kochte er sich selbst, schlecht und recht, so gut es eben ging. Seine Kammer legte er, wenn er dazu Zeit hatte. Meist hatte er keine Zeit dazu. Niemand hielt sein Lager in Ordnung, auf das er abends die müden Glieder anstreckte. Er kroch in die Vertiefung hinein, die er morgens zurüdgelassen hatte. Nur am Sonntag fand er Muße, den hartgelegenen Strohsack loder zu rütteln und zu wenden. Und nun gar erst die jämmerliche Beschaffenheit der von ihm selbst bereiteten Kost! Rein, nein! Das sollte anders werden!

Das konnte anders werden! Das mußte anders werden!

„Sakradi! 's is nit guat, daß der Mensch alloa lebt!“

Burgl war jetzt das Weib seiner Träume. An anderweitiger Damenbekanntschaft fehlte es ihm. Sie war zwar äußerlich schon einigermassen ruzzig, innen aber noch kernfest. Sie glich einem guten, saftigen Apfel im März, dessen Schale auch schon welk, fleckig und unscheinbar geworden ist. Dafür entschädigt aber das untadelhafte Innere.

„Sakradi! d' Burgl muas mi heirat'n.“

Nawohl, Burgl sollte sein trübes Heim verschönern. Noch heute wollte er mit ihr reden. —

„Grüas di Gott, Burgl!“

„Grüas di Gott, Toni! Glei kriegt 'n Schmarr'n. Glei is 'r firt!“

„Burgl, liabs Burgl, i hätt dir a Witt.“

„Was moanst, was willst, Toni? I thua's dir gern, wann i kann. Freisi!“

„Burgl, i wollt di frag'n: Willst ma nit 'n Schmarr'n baden fürs ganze Leb'n? Geh zua, Burgl, bad mir'n Schmarr'n fürs ganze Leb'n.“

„Wie moanst dös, Toni?“

„I moanet, Burgl, heirat'n möcht' i di gern. Sollst ma mei Lebta 'n Schmarr'n bad'n. Geh zua, heirat mi, Burgl. Willst mi nit?“

Und Burgl, die alt' Schartel'n, that wie ein junger Wadfish an ihrer Stelle gethan haben würde. Sie wurde rot, sie senkte verschämt ihr Haupt, sie lächelte halb verlegen, halb beglückt und zupfte am Schürzenband herum.

„Geh zua, Burgl, mei quat's Burgl, heirat mi!“

Und Burgl fand sich endlich selbst wieder. Sie hob den Kopf, sah Toni herzlich und freundlich lächelnd in die Augen und sagte:

„I heirat di, Toni. I thua's geru! Freisi, freisi, freisi!“

Toni aber that in seiner Herzensfreude einen lauten Zuchtschrei, daß Unkas unter der Bank am Herde erschrocken davon aufwachte und verwundert zuschaute, wie Toni sein Burgl minniglich im Arm hielt und küßte.

Unkas war ein kluges Tier. Er sah, daß seinem Burgl kein Leid geschah. Ist's ihr recht, — wir schon lange! mochte er denken. Die Sache war ihm aber nicht interessant genug. Er legte daher bald den mächtigen Kopf auf die Pöten zurück und schlief wieder ein. —

An diesem Tage war es, wo Burgl dem Herrn Major in dem uns bereits bekannten Briefe von ihrer Verlobung mit Anton Gstatter Mitteilung machte. Wie er die Nachricht aufnahm, wissen wir.

„Verrückt ist die alte Vogelscheuche,“ brummte er, „und der Kerl doppelt verrückt! Hol euch der Sirt!“

Burgl, die gute alt' Schartel'n, war recht glücklich. Ledig bleiben ist gut, dachte sie, — aber heiraten ist besser. Sie hatte alles mit Toni verabredet, ihre Pläne geschwiebet, Quitschlösser gebaut.



Corso nach dem Stiergefecht. Gemälde von Ignazio Zuloga.  
(Aus dem Werke „Ris Nova“, Verlag von Max Perzig & Co. in Wien.)

Freilich, anders war's jetzt, wie einst vor vierzig Jahren.

Damals war sie noch ein junges Ding von fünfundzwanzig Lenzen, die lachende, lustige Bursl, fröhlich wie eine Lerche, immer ein Lied oder einen Jodler auf den Lippen, Sonnenschein im Herzen. Verliebt war sie damals bis über die Ohren, — und verlobt.

Ein junger Forstgehilfe war's gewesen. Toni hatte auch er geheißten. Wie sonderbar. Nun war's wieder ein Toni, nach vierzig liebeleeren Jahren wieder ein Toni!

Mit dem ersten hatte damals das Glück nur wenige Wochen gedauert. Eines Tages trug man seine zerschmetterte Leiche zu Grabe. Er war in den Bergen abgestürzt. Das war der schrecklichste Schlag ihres Lebens. Lange hatte sie ihm nachgetrauert und nachgeweint.

Niemals fand sich ein zweiter, der die arme Bursl gemocht hätte, nie einer, den sie hätte lieben können. Jetzt endlich nach vierzig Jahren war das anders geworden. Sie war wieder Braut.

„Zweg'n 'n Schmarr'n!“ lachte sie selbst.

Damals, vor vierzig Jahren, hatte noch ihr Mütterchen gelebt. Manch schönes Stück an Wäsche und dauerhaftem, wenn auch grobem Linnen hatte sie der Tochter für ihre dürftige Ausstattung geschenkt. Das meiste davon war nun im Laufe der Jahrzehnte verbraucht worden. Aber ein Pack, sorgfältig verschnürt, lag noch zu unterst in der großen Truhe. Heut dachte sie daran, nachdem Toni sie verlassen hatte.

Das Verlobungsmahl hatten sie gemeinsam verzehrt. Ein guter Kaffee, allerbesten Malzkaffee von Rathreiner, hatte das Mahl gewürzt. Dann war Toni zur Arbeit gegangen, und Bursl blieb auch nicht müßig.

Im Drange der täglichen Geschäfte vergaß sie das Bündel in der Truhe.

Aber mehrere Tage später fiel es ihr wieder ein. Sie schlich sich jetzt auf ihr Stübchen. Neben an im Ofen stand der große alte Koffer. Geschäftig kramte sie darin herum. Endlich fand sie, was sie suchte, das Päckchen von ihrer Mutter, den Rest der einstigen Ausstattung.

„Guat's Muatter!“ murmelte sie, und eine stille Thräne fiel auf das verschnürte Bündel. Sie drehte es in den Händen.

„Mei Muatta seli, Gott tröst's, hat ma's geschenkt. Was is drin? I woach längst nit mehr. I verhoff, i kann's no brauch'n.“

Und sie löste die Bindfäden, wickelte die Umhüllung ab. Winzige Hemdchen, Päckchen und Mützchen kamen da zum Vorschein und noch winzigere Strümpfchen. Sie wurde rot, die alt' Schartel'n, aber sie mußte doch lachen. Ja, und hier vier-eckige Tücher, weiche Linnen, fast ein volles Duzend, zwar etwas vergilbt und wohl auch einigermassen müde und hinfällig, sonst aber noch unbeschädigt.

„O mei, o mei! Dös san ja Wind'n. Da muach i lach'n. Die brauch i nimma. Die Zeit'n san vobei! Ja durtmals! — Aba i will's nit verred'n.“ Vielleicht fiel ihr in diesem Augenblick Sarah ein, die fromme Mutter Sarah, die den kleinen Jsaak auch erst mit neunzig Jahren bekommen hatte. Aber Bursl verkehrte die verwegenen Gedanken ab und packte das Bündel lachend wieder zusammen.

„O mei, o mei, Bursl! Bist denn völli verruckt, alt' Schartel'n? Alleweil hat 'r recht, der Herr Major. Verruckt bist!“ —

Tage und Wochen vergingen nun. Bald sollte auch die Herrschaft aus München zurückkommen. War doch der Frühling ins Land gezogen mit seiner ganzen Pracht. Meistens erschien Toni zur Mittagmahlszeit, aber er blieb auch nicht selten aus, wenn er in einer entlegeneren Gegend zu arbeiten hatte. Das wiederholte sich mehr und mehr, und bald kam er fast nur noch Sonntags. Bursl fand das ganz in der Ordnung.

„Mei Toni is 'n braver Mo! 'n fleißiger Mo! 'n lieber Mo!“

Sie ahnte nicht, daß auch in ihrem Paradiese eine Schlange hauste, eine arge, glatte Schlange. Die hieß Mirzl Monacherin und war bereits Witwe, zählte aber der Sommer ein volles Viertelhundert weniger als die glückliche, bräutliche Bursl.

Wie das so im Leben zugeht. Der Gfatter-Toni war, wie wir gehört haben, seit vielen Jahren Witwer, und doch hatte kein Dirndl, keine Witfrau nach ihm gefragt, noch auch nur den Kopf nach ihm gewendet.

Jetzt war er verlobt, — und da ward's

pflöglich anders. Die Madeln drehten sich nach ihm um, wenn er vorbeiging und schauten ihm nach.

Mirzl machte es noch anders. Sie fand, daß in ihrem Häuschen allerlei Schadhafte der Ausbesserung bedürfte, und schickte nach dem Schtatter-Toni. Was da schadhafte war, hatte zwar diesen unerfreulichen Zustand schon seit manchen Jahren gezeigt, ohne daß in Mirzl jemals der Gedanke erwacht wäre, daß Abhilfe not thue.

Jetzt war das was anders. Der Toni mußte her, der dumme Tropf, wie Mirzl meinte.

Und Toni kam und ging an die Arbeit. Als es dann Zeit war an das Mittagessen zu denken, überlegte er sich, wie weit er's zu Burgl habe. Da störte ihn Mirzl in seinem Sinnen.

„Magst 'n Schmarr'n, Toni, 'n hoassen Schmarr'n?“

„Natürli, Mirzl! I nimm'n gern. Freist! Dös warum denn nit?“

Bald saß er mit Mirzl und deren zehnjähriger Tochter Amrei zu Tische und ließ es sich schmecken. Arme Burgl! Die Schlange! Wehr dich, Burgl, hüt deinen Toni!

Amrei war gegangen. Mirzl und Toni saßen noch und schlürften jetzt Kaffee. Der war von echten Kaffeebohnen gebraut, mit Zubehilfenahme eines großen Stückes feinsten Cichorie. Mirzl wußte, was sich gehört.

Tags darauf ging's wieder so. Auch einen Braten gab's. Amrei ging wieder, als der Kaffee kam. Mirzl und Toni tranken ihn unter traulichen Gesprächen. Wenn er wieder an seine Arbeit gehen wollte, wußte sie ihn immer noch aufzuhalten. Lachend sagte sie mit funkelnden Augen, — Schlangenaugen funkeln bekanntlich immer, wenn sie ihr Opfer anschauen:

„Preßiert's dir, Toni? Mir preßiert's nit. Magst no'n Ruch'n? Oder willst lieber hoam zua'r Burgl? Gest, du Schlankl, di kenn' i! Rimmst no zetti gnuu hin.“

Und er lachte gleichfalls und beteuerte, daß er ebensowenig Eile habe. Na, und zur Burgl? Daran dachte er gar nicht. Hier war's viel schöner.

So ging's die ganze Woche. Als der Sonntag kam, wachte Toni nicht, sollte er

bei Burgl essen oder bei der Mirzl. Er entschied sich für das letztere.

Dort schmeckte es ihm noch besser. Burgl lief ihm ja nicht weg. Der Weg zu seinem Herzen führte stark durch den Magen. Also auf zur Mirzl, natürlich im flottesten Sonntagsstaat.

„Grüäß di Gott, Mirzl. Därf i heunt kemma?“

„Aba g'wiß, Toni. Wirkli, dös g'fällt ma, daß du zua'r Mirzl kemma ihuast. Dös g'freut mi.“

Und Toni nahm Platz im Stübl. Mirzl schenkte ihm ein Glas Enzianer ein und stellte die volle Flasche daneben zu bestebigem weiterem Gebrauch. Dann ging sie das Essen richten, das schon fast fertig auf dem Herde stand. Heut am Sonntag ließ sie sich erst recht nicht lumpen.

Toni fand es hier wunderbar behaglich. Er plauderte mit der munteren Amrei und schlürfte bereits den zweiten Enzianer. Mirzls Töchterchen versuchte auch schon mit ihm zu kokettieren, lachte und trieb allerlei Kurzweil. Als Mirzl wieder hereintrat, den Tisch deckte und das Essen auftrug, gab Toni sich dem Genuße des dritten Enzianers hin. Diesen hatte ihn Amrei eingeschenkt. Die Mutter ermunterte sie zu solchen Liebenswürdigkeiten.

Bei Tische ging es sehr vergnügt her. Toni hieb auf das tapferste ein. Die große Schlange Mirzl und die kleine Schlange Amrei überboten sich, ihm das Mahl jede nach ihrer Art so angenehm wie möglich zu gestalten. Nachdem abgeräumt worden war, kamen wieder Kaffeetassen zum Vorschein, für Amrei das Belchen sich hinaus ins Freie zu schlängeln.

Toni verhielt sich schweigsam. Er gab sich dem überaus wohligen Gefühle hin, gut und reichlich gespeist zu haben. Mirzl seufzte.

„Was hast, Mirzl? Druadt di ebba?“

Mirzl schwieg, aber sie seufzte noch tiefer.

„Kinnst ma's nit sag'n, Mirzl, was di b'drud'n thuat?“

„D mei, o mei, Toni! I hon neambd, der ma's Amrei b'schüß'n helf'n thuat. Allewel is's no kloan; bal aba kimmt d' Zeit, wo's 'n B'schüßer nöti hat. Un i bin alloan.“

„Heirat'n muast, Mirzl,“ lachte Toni.

„Geh, laß mi aus mit'n heirat'n. 's will mi halt soan Mensch. I draah soam 'n Hals um, aba 's mag mi halt neambd. I laug'n 's nit, 's is nit guat, daß der Mensch alloan umma geht auf der Welt, — aba sit dera Zeit, daß mei Mo seli, Gott tröst'n, hoamgang'n is, g'freut ma's Leb'n nitmma. Neambd mag halt 's Mirzl, neambd!“

„Aba Mirzl! I woah oan'n, der di wirkl mag, liab's Mirzl. I kinn dir'n zoag'n.“

„Geh hoam, i glaub's aba nit. I' schiach bin i, — ehnder no, wann i wär, wia d' Burgl, d' liab' alt' Schartel'n. Geh hoam, 's mag mi halt neambd.“

„Laß mi aus mit d' alt' Schartel'n. I woah oan, die i glei nitmm, wenn's mi will. I woah aa oan'n, der di glei nitmm, liab's Mirzl. I kinn dir'n zoag'n, glei auf dera Stell.“

„Geh zua, zoag'n mi, Toni. Sunst glaub' i 's nit, aba glei auf dera Stell.“

„Glei auf dera Stell, liab's Mirzl, dös sel versteht si von selm. Druck d' Aug'n zua, seß zua. Nacha kimm't'r.“

Und Mirzl rückte etwas vom Tische ab, daß der erhoffte Eine besser zu ihr kommen könne, machte ein erwartungsvolles Gesicht, spitzte den Mund und drückte die Augen fest zu. Sie brauchte nicht lange zu warten, da hatte sie einen herzhaften, lauten Kuß von Toni auf den Lippen. Sie riß die Augen auf, als ob sie erschreckt und verwundert wäre, und that sehr verwirrt.

„Meiner Stren, Toni, daschreckt hast mi. O mei, o mei! Dös, wann oan'r g'sehg'n hätt! O mei, o mei! Ganz damisch bin i, wirkl ganz damisch. Ins Bassa ging i, wenn dös oan'r g'sehg'n hätt, ins Bassa! Aba, wo is 'r, der oan, Toni, wo is 'r, der d' Mirzl mag?“

Und sie blickte neugierig um sich, als suche sie den verheißenen Einen, und machte Miene, nochmals die Augen zu schließen. Da lachte der Toni, sah sie abermals am Kopfe und begann wieder zu küssen.

„Mirzl, liab's Mirzl, der Dan bin i selm, dös versteht si von selm. Magst mi denn aa?“

„O mei, dös versteht si aa von selm. I nimd di, Toni. Aba die Burgl? Was thuast mit 'r Burgl?“

„Kreuzjakra! 'n Abstandsgeld zahl' i der Burgl, drei Markl'n. Onua is's für die alt' Vogelscheuch'n, völli gnuat!“

So waren denn Mirzl und Toni, der Treulose, der schändliche Verräter, verlobt. Von nun an mußte Amrei „Bata, liab'r Bata!“ zu ihm sagen.

Er nahm sie auf den Schoß und küßte sie, und dann umhalsste er wieder sein Mirzl und küßte sie auch.

Schändliche, schlechte Welt. Gut, daß Unkas das alles nicht sah. Er hätte jetzt entschieden auf das unwilligste geknurrte und die Zähne gefletscht.

Unkas lag an diesem Nachmittage bei Burgl an seinem gewohnten Plage, unter der Bank nahe am Herde. Burgl strickte und las mit Zuhilfenahme einer großen Hornbrille in einem alten, dicken, längst verlesenen und stoßfedrigen Erbauungsbuche. Sie war ein kindlich frommes Gemüt, — ohne Falch wie die Tauben! Sie war ganz anders als Mirzl, welche das „Klug wie die Schlangen“ zu ihrem Lebensgrundsatz gemacht hatte.

Von Zeit zu Zeit blickte Burgl von ihrer Lektüre auf, schaute nach, ob sie keine Masche am Strumpf fallen gelassen habe, und sah nach der alten Wanduhr.

Es beunruhigte sie doch, daß Toni auch heute nicht gekommen war. Horch!

Da wurden Schritte auf dem Kieswege laut. Unkas erhob den Kopf und knurrte leise. Aber Toni war es nicht, der da kam. Wasil, der Weißhub, war der Ankömmling, derselbe Wasil, der einige Monate vorher von Burgl beim Apfelstechen erwischt und durch einige ebenso gut gemeinte, wie derbe Watsch'n auf den Pfad der Enthaltfamkeit und Tugend zurückgewiesen worden war. Von Wasil konnte man nicht sagen „Klug wie die Schlangen“. Bei ihm hieß es vielmehr „dumm wie die Ochsen!“

Wasil kam als Bote, von Toni gesendet. Es war ihm genau eingepreßt worden, was er zu sagen habe. Wider Erwarten hatte er das gut begriffen und entledigte sich seiner diplomatischen Sendung ohne alle Umschweife.

„Griäß di Gott, Burgl! Der Gstatler-Toni schickt mi und die Mirzl Ronacherin. Bom heirat'n kinnst koa Ned san. Mi i



'n Schmarr'n alloa wär 's nit thoan!"

"Was sagst, Wasst? Der Toni schickt di?"

"Ja, der Toni! Heirat'n kinnt 'r di nit! Mit 'n Schmarr'n alloa wär 's nit thoan. Drei Mark'n kriegt von eam als Abstandsgehd. Hier san's die drei Mark'n. Vor ara halb'n Stund hat si der Toni mit 'r Mirzl vosproch'n."

Wortlos starrte Burgl bald auf den sie angoßenden Wasst, bald auf den harten Thaler in ihrer Hand. Sie wurde blaß, aber sie faßte sich schnell wieder, redte sich auf und stand ferngerade, hoch erhobenen Hauptes da.

"So? Vor ara halb'n Stund mit 'r Mirzl vosproch'n? Wia mi dös g'freut, daß i den Lump'n los und ledi bin. Sag 's eam, dem Malefizhallodri. Wirf eam die drei Mark'n vor d' Füaß, dem schiach'n Kerl, so wia i dir's vor die Füaß wirf."

Und sie schleuderte den Thaler verächtlich auf die Steinfliesen, daß er hoch aufsprang und dem Wasst beinahe ins Gesicht geflogen wäre, wenn er sich nicht bendend geduckt hätte.

Der Thaler rollte unter einen großen Schrank. Wasst achtete nicht seines Sonntagstaates. Eiligt warf er sich, so lang er war, auf den Boden und krabbelte unter dem Schrank herum, bis er seinen Thaler hatte. Er gab sich der angenehmen Hoffnung hin, daß Toni ihm großmütig das von Burgl verschmähte Geld überlassen werde.

Wasst war noch kein Menschenkenner. Er hatte sich verrechnet. Toni steckte nachher den Thaler gemüthlich in die eigene Tasche zurück. Doch das war später.

Einstweilen stand Wasst noch bei Burgl in deren Küche und putzte an seinem staubig gewordenen Anzug herum.

"Drei Mark'n Abstandsgehd!" höhnlachte Burgl. "Biel z' viel für den Lump'n. Nit oan is 'r mert, nit oan!"

Aber sie beruhigte sich und setzte freundlich hinzu:

"Magst nit a Stück Ruch'n, Wasst? Apfel hon i nimma für di. Aufgeß'n san's. Nimm dir no 'n Stück Ruch'n. So! Und alleweil mach, daß d' außi kimmst zua dei'm Toni und zua 'r Mirzl. Whüat di Gott, Wasst!"

Wasst war gegangen, eifrig und mit großer Hingabe an seinem Rücken lauernd. Er hatte sich den Empfang, den er bei Burgl gefunden, ganz anders vorgestellt. "Aba d' Burgl is doch 'n guat's Leut!" gestand er sich rückhaltlos.

Burgl aber saß sehr nachdenklich da. Dann fiel ihr Blick auf die Kaffeefanne, die von ihr auf den Herd für den ungetreuen Toni warm gestellt worden war. Sie schenkte sich jetzt selbst ein Schälchen nach dem andern ein und trank es aus, — das Beste, was sie thun konnte.

Das wirkte wunderbar beruhigend auf ihre Nerven, so daß sie sich auch dem Reste des Ruchens widmen konnte.

"Recht is ma g'scheg'n! I war zua verruckt!" Dann griff sie zu Papier, Feder und Tinte, setzte die Hornbrille wieder auf, die sie bei Wasst's Eintreten abgelegt hatte und begann zu schreiben:

"I meld Cahne, Herr Major, daß i verruckt war, wirkli verruckt. Aba i bin's nimma. Laßt's mi aus mit 'n heirat'n. Der Gtatter-Toni is 'n Lump, 'n Hallo-dri, 'n Malefizluda. Er mag mi nit, er will mi nit, er nimmt mi nit. D' Mirzl heirat 't. I vergunn's eam. I mag 'n nit, i will 'n nit, i nimme 'n nit. Hol mi der Sittl. Dieb ietb i. Freitli! Soll ma no oaner kimma mit 'n heirat'n! Kerl, di will i 's Bet'n Lehr'n! Whüat Cahne Gott, Herr Major, und die liab'n Madeln. I thua 's warn'n vor d' Manns-leut, d' vosligt'n."

Burgl Banmhuberin."

Das war Burgl's längster Brief. Des Majors Antwort war viel kürzer:

"Grüaß Di Gott, alte Schartel'n! Recht hast. Laß 'n laufen, den Hallodri. So san's alle. Whüat Di Gott!"

Major Braga."

Der Major war mit seiner Familie längst wieder in der Villa bei Tegernsee eingezogen. Burgl hatte er kreuzvergnügt angetroffen. Ja, sie war sogar imstande, die Geschichte ihrer verunglückten Verlobung ganz launig zu erzählen. So erfuhr auch ich davon durch Fräulein Karoline, eine der Töchter des Majors.

Nur ein einziges Mal noch wurde Burgl äußerst unwirthsch. Das war frühmorgens am Johannistage. Da hätte ihre Hochzeit

gefeiert werden sollen, und nun wurde die ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin, der falschen Mirzl, abgehalten.

Es war noch ganz früh am Tage. Burgl hatte Urlaub bekommen. In die Berge wollte sie hinauf, weit hinauf auf die Alm, dort, wo ein kleines Kapellchen einsam an einer Felswand steht.

„I will's heunt nit hör'n, das G'bimpl vom Kirchturm, wann d' Mirzl und der Toni Hochzet hab'n. Z'wid'r is ma dös G'bimpl. I mag's nit hör'n, i kann's nit hör'n, i will's nit hör'n. Sakrabi! Sol ent der Teufl mit enkera Hochzet!“

Und fort saufte sie hinauf auf die Alm. Am Abend aber lehrte sie frisch und vergnügt heim. Als sie aber vernahm, daß ein lieber, berühmter Freund des Majors seinen Besuch für den folgenden Tag an-

gesagt habe, — ein Mann, den auch sie hoch verehrte, wiewohl sie von seiner weltbekannteren Bedeutung keine Ahnung hatte, da jubelte sie laut:

„Der Moasta, der liabe Moasta! Verzähl'n muaf i dem Moasta, dem Herrn Richard Wagner, wann'r morg'n kemma ihuat, wia d' Burgl, die alt' Scharf'n, verruckt g'men is, — z'weg'n 'n Schmarr'n, — un wia's wieda g'scheit is wor'n, — aa z'weg'n 'n Schmarr'n, 'n fett'n Schmarr'n von dera Mirzl!“

Und der Meister lachte am anderen Tage hellauf, als ihm die Alte die Geschichte ihrer zweiten und letzten Verlobung erzählte.

„Ja, ja!“ wiederholte er unter Lachthränen. „Mit 'n Schmarr'n alloa is 's nit thuan! Freitl, freitl!“





## Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Bart.

(Abdruck verboten.)

Aufatmend springe ich auf. Ein Blick aus dem Fenster thut mir not. Ich muß mich überzeugen, daß die Welt noch die alte ist, der Himmel noch blau und die Gespensier nicht am hellen Mittag auf allen Trottoirs flanieren. Nach einer stundenlangen Wanderung durch die Gärten der modernen Lyrik häßt man auch das Undenkbare für möglich. Es gibt nicht viel Erfreuliches im Lande der Neutromantik. Nur das Eine muß man unbedingt anerkennen: Bequem wird einem das Reisen hier gemacht. Die Füße darf man getrost zu Hause lassen. Überall stehen Winde und Wollen, Schwan- und Drachengepanne, „schwarze Königsrosen“, goldgeäumte Felter und zahme Reitlöwen im Postrelais bereit. Oder, wenn man lieber will, gleitet man auf „Sohlen der Nacht“, „schwebt von Sehnsuchtsfüßlichen getragen“ und fährt im „Nachen des Traumes“ durch „gedankenbleiche Fluten“. So bequem aber die Reise ist, sie versteht einem doch den Atem und unterwühlt die Nerven. Durch „violette Lüfte“ eilt man dahin, „grünes Gewölz“, grün wie der „Glaube unsrer Jugend“, umsäumt den Pfad. Weithin dehnen sich unter uns Gärten und Felder mit „schwarzen, blutgeäderten Orchideen“, mit „wollustgelben Königskerzen“, auf denen sich Esen schaukeln, mit „brünstig glühenden Tulpen“, aus deren Kelchen „Schlangen mit Totadpfen“ züngeln. Über uns der Mond benimmt sich „wie ein alter Clown“. Er grüßt, „schneidet Fragen“, verzerrt seine Züge zu „saurischem Lachen“, schmißt sich als „Totenkopf“, und flammt dann plötzlich auf wie eine „frührote Dahlie“, eine „traumrote Rohrbiume“, wie ein „aufgebunjener roter Kohlkopf“. Schwärme von Mädchen begegnen uns, seltsame Lieder singend. Sie alle in langen, schleppenden Gewändern, „sinnverwirrte Chrysanthemem“ in den Händen, die Augen „leergrün“, „saphirblau“, todesdunkel, „rätselhaft amethysten“. An jeder Volkenecke lauert eine Circe, den Wanderer in ein untromantisch realistisches Schwein zu ver-

wandeln. Auf jeder Felsenkuppe host ein Lyriker, blaß, verstimmt, geknickt, zerbrochen, in „lilienweiße Erinnerungen“ verlenkt, schluchzend um die eigene liebe Seele, die „verloren auf der Feide irrt!“ Träumerisch fahren seine Finger durch die Haare, daß sie schrill aufwimmert, wie ein „hieberkrankes Kind“. Von dem Klang gelockt, flattern dichtgedrängt wie Fledermäuse Schatten und Schemen, Gule und Golems, Lemuren und Gespensier herbei. Achtlos schleifen sie hin über tausend zerretzte, zerstoßne, zermarterte Herzen, die in den „Dornsträuchern hängen“ oder in den Wagengeleisen vermodern. Wilder höhnt der Lyriker auf. Vampyre lassen sich nieder auf all die „Grabsteine seines verpöfchten Lebens“. Greife Vampyre, abgelebte Exemplare ihrer Gattung, in ihrer Geschmacksrichtung ganz perverß geworden. Sie dürsten nur noch nach Lyrikerblut, nur noch das Schwind-Bleich-Gelbfüchtige hat Reiz für sie. Über die Höhen aber, wie durch die Niederungen, allerwege wandeln, hopf, tanzt der Tod, in immer neuen Gestalten, in immer neuer Gewandung. Wie es scheint, ist Freund Hein neuerdings als Reklamemacher im Dienst eines Maskenleibgeschäfts eingestellt. Bald kommt er in der „Narrenkappe“, bald umwallt ihn ein „Hyänenfell“, bald als Fischer, bald als Bogelsteller, bald trägt er die Kapuze eines „grauen Mönchs“, bald den gleißenden Purpur der Cäsaren, einen „Kranz von Ripern im Saar“. Seine Beschäftigung aber ist stets die gleiche: er siedelt, geigt und tanzt. Konservativ wie er ist, hat der alte Musikant noch immer nicht einsehen gelernt, daß das Klavier ein weit passenderes Mordinstrument ist als die Fiedel.

Tollheit ist Trumf im Lande der Modernen. Aber ernst zu nehmen ist sie nicht. Für die große Masse der dichtenden Jünglinge und dichtenden Mädchen ist all die wilde Brunnst, die Violettscherri, die Veltangst, das Kollottieren mit Tod und Vampyr nichts als eine Mode, die sie

mitmachen, ebenso bedingungslos wie die neueste Futuragon, den neuesten Nachschmitt. Die Talente unter ihnen werden bald dazu kommen, all die bunten Klappen, die sie sich da und dort geflehen, wieder von sich zu werfen und ihr Eigenes zu entfallen. Sie werden das, was die moderne Literatur an gutem, fruchtverheißendem Neuland gewonnen hat, mit dem rechten Korn besäen, und das tolle Unkraut, das zunächst in die Höhe geschossen ist, mit derselben Inbrunst wieder ausroden, mit der sie es aufsteigen sahen. Und es verbirgt sich in der That unter all dem fremden Auspuß, unter all dem unnatürlich Aufgebauschten eine Fülle von Talent. Eine größere Fülle, tiefere Begabung, als sie zumeist in der ganz tollheißelosen, aber auch ebenso mark- und eigenartlosen Lyrik zu finden ist, die sich still und sanft auf den ausgetretenen Bahnen der Klassik-Epigonon weiterbewegt.

Von „alter“ und „neuer“, von konservativer und revolutionärer, realistischer und symbolistischer, volksliederlicher und stilisierter Lyrik, von Hausmannsloß und Pflanterien hat auch das vergangene Jahr wiederum eine Ernte gezeitigt, die den Reiz jedes Landmanns erwecken könnte. Es scheint, daß der Nichtdichter in Deutschland nachgerade im Aussterben begriffen ist und demnächst als Kuriosität ausstellungsfähig wird. Über hundert Sammlungen sind mir im Laufe der letzten sechs Monate zugesprochen. Und — auch das ist bezeichnend — unter ihnen kaum drei oder vier, die formell und technisch einfach der Kubriz Stümperei zugewiesen sind. Unsere Sprache hat allmählich eine Entwicklungsreise, einen Ausdrucksreichtum gewonnen, daß es selbst dem Dilettanten nicht mehr schwer wird, einen nabelichen, glattgefägten Bau aus glatten Worten, glatten Bildern, glatten Reimen aufzuführen.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, bildet Herr Hugo Foral ein wahres Meerwunder. Es gibt also wirklich noch einen deutschen Mann, der über das Säuglingsalter hinaus ist und trotzdem Verse schreibt, die selbst ein vorgeschrittener Säugling weit von sich weisen würde. Ohne Zweifel verdient der arme Herr ein gewisses Mitleid. Er meint es ja so gut und so brav. Aber unfreiwillige Komik ist ein so köstliches Gut, daß man sie dem lieben Nächsten unmöglich unterschlagen darf, insonderheit, wenn sie einem der Schöpfer direkt zur Weitergabe ins Haus schießt. Ein Mann, der mit einem Duzend unheilbarer Organfehler behaftet ist, mit Stottern, chronischer Heiserkeit und chronischem Stofschuppen, der hat ungefähr dasselbe Recht, sich zum Tenoristen auszubilden zu lassen, wie Meister Hugo, dem Pegasus nachzulaufen. Statt „Aus dem Herzen“ hätte er seine Poesien — die für sechzig Heller beim Dichter selbst zu haben sind (Wien IV, Magdalenastr. 49, Thür 10) — „Für Hypochondern“ (sichere Heilung garantiert) betiteln sollen. Gewidmet sind sie in Ehrfurcht und Ergebenheit dem hochverehrten Herrn Bürgermeister der I. I. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, Dr. Carl Zueger. Man muß schon ein arger Feind Herrn Zuegers sein, wenn man die Behauptung aufstellen will, daß er die Widmung dieses Büchleins verdient hat. Eröffnet wird es mit einer Preis-hymne auf den Bürgermeister.

Wien, du Stadt, bist zu beneiden,  
Denn du atmest jetzt erst auf!  
Biel, ja viel hatt'st du zu leiden,  
Bis dein Glücksstern kam herauf . . .  
Dieser Glücksstern heißt Zueger,  
Und wie Gálar Land gewann,  
So gewinnt er sich die Herzen,  
Wien, es liegt in seinem Bann.  
Halt die Bügel fest in Händen,  
Wien wird wohl dabei nur jah'n,  
Gott wird seinen Segen spenden,  
Wird mit Wohlwoll'n nimmer spar'n.  
Nachklang lang noch meine Leier,  
Denn es freut sie dieser Sang,  
Der Wiens' größtem Mann zur Feier  
Feurig und begeistert sang.

In der That. Dies Lied ist das feurigste, das Herr Hugo seinem Herzen entringt. Milder klingt sein Sang vom „neuen Lämmlein“, das „sanft und lieb“ angefangen kommt, um vom „Knaben“ mit dem älteren Lämmlein vereint zu werden.

Laut schnattern nahe lustig Gänse,  
Am Bache neben ihm es ruht;  
Es mähet fleißig-frisch die Sense,  
Und Lüstlein weht gefind und gut.

Eine hohe Meinung hat Hugo von dem Wesen und den Aufgaben der Poesie.

Lieben erhält vom Lieben Blumen täglich,  
Zeigt deutlich dadurch, wie sehr er sie liebt,  
Jeder Dichter, voll Menschenliebe! unsäglich,  
Geru der Menschheit Gedankenblumen gibt.

Seinen Ursprung aber hat Hugos Dichten im Bier und im „hierortigen“ Schmerz.

Bier bringt nach innen des Lebens Frische,  
Daß sie mit hierortigem Schmerz sich mische;  
Aus dieser Mischung dann entspringt  
Die Lust zum Lieb, das kräftig klingt.

Zum Teil auch in der Liebe.

Warum willst du mich nicht lieben,  
Mizzi, hold und traut und lieb!?  
Daß ich diesen Vers geschrieben,  
War nur schuld, daß Lieb' mich trieb.

Mizzi hat guten Grund, etwas spröde zu sein. Hugo ist ein kleiner Don Juan und schwärmt mit der gleichen Leidenschaft wie für Mizzi so für Else und Dorchchen. In „Regen und Liebe“ für Else:

Liebeshimmel, o vertrau dich!  
Stete kein' ermüdet;  
Doch nein! Else, ewig lieb' mich,  
Bis das Blut verriedet.

Liebesonne strahl' noch härter,  
Mir das Sein zu süßen!  
O, dort aus dem schmucken Erker  
Sch' die Lieb' ich grüßen.

In „Leier-Lied und Landchafts-Leier“ für Dorchchen:

Bächlein von den Bergen springen,  
Fröhlich und munter, eilig,

Auf der Landschafts-Leier klingen  
Sie so froh und heilig.

Meine Leier laß ich liegen,  
Eil' dem Bach zu hordchen.  
Wenn mich meine Sinn' nicht trügen,  
Sch' ich dort mein Dörchen . . .

Aber er hat noch nicht genug an diesen drei,  
und obwohl er fühlt, daß man eigentlich nicht  
so unmäßig sein „darf noch soll“, sagt er in  
einem Spielmannslied:

Was gibt's so viel der lieben Mädchen,  
Auf diesem großen Erdenrund!  
Ich wander' ohn' Ziel. In Stadt und Städtchen  
Ich hübsche, schäpenserwette Mädchen fund.  
Zeb' Säcul' beut der schönen Weiber.  
O, daß ich sie nicht alle kannt!  
O großes Leid! Der Tod, der Räuber,  
Entführte einst sie in ein bessres Land . . .  
Weiß nicht, die mir zumeist gefiele.  
Möcht' viele Mädchen haben wohl.  
Für viele schier ich Liebe fühlte,  
Was man doch eigentlich nicht darf noch soll.

Leidvoller noch tönt das Liebegirren in dem  
Liebe: Liebchen, läßt du dich nicht bliden, Finb'  
ich keine Ruhe. Kann dein Blick mich nicht be-  
güden, Sehn' ich mich nach der Truhe. Trüb  
sind mir die langen Stunden Eines solchen Tages,  
Trant und Speise will nicht munden. Spring'  
o Herz! — Was es? . . . Da, wo Hugo sich  
in Naturstimmungen ergeht, weitestert er in  
Kühnheit der Bilder mit den Modernen. Den  
Beginn des Abends kennzeichnet er mit den  
Worten: Und des Tages Löwen-Mähne schwindet  
still herab. Eine alte Schlachtfeldstätte schildert er  
in der wehmütigen Weise Matthijons, aber weit  
prägnanter: Dort ein Schwan zieht seine Kreisl'  
Auf dem großen Teiche; O, wie ist der still und  
weiß, So wie eine Leiche. Vansau fliegen üben  
Teich, Wie der Toten Seelen, Lautlos durch der  
Nuh' Bereich Liebliche Libellen. Hier hat einst  
der Kampf gestoß, hier die Waffen Mirren, Wo  
die Nachtlust lüde kost Dort das Haar des  
Hirten. Jetzt ist graue Totenruh' Hier auf diesem  
Blane, Und es knarrn nur ab und zu Ruder  
dort in Kahne . . . Für das Balladenhafte hat  
der Dichter eine lebhaftre Neigung. Von Mutter-  
leid und Mutterlust lüdet die Ballade „Schwerer  
Traum“: Verlassen hat ihr Lieber sie, Traum zog  
sie rüde sich dahin . . . Da fühlte sie plötzlich kleine  
Hände Sich legen sanft um ihre Venen. Ihr  
Kinblein ist es, das sich schmieget An sie, die an  
dem Bache sieget . . . Wilde Liebessehnsucht lobert  
in „Auchens Wunsch“: Abend wird's und kleine  
Vollen, Für die Engel Pöfster weich, Leicht ge-  
stränkt, weiß wie Vollen, Schleben sich vors  
Himmelreich . . . Ruhe sucht auch rußlos Anna,  
D, gar lang ist ihr die Zeit, Ihr ermangelt ja  
das Manna, Ihr Geliebter ist so weit. Sieht  
im Spiegel ihren Busen, Ihres Leibes reichen  
Reiz, Eines Dichters löse Nulzen Wär'n beim  
Anblick ohne Geiz. Dülte ihren Leib umfosen,  
Die in warmer Wahnstuh' weh'n, Schmeicheln aus  
den Wangen Rosen, Aus den Augen manche  
Thran'. „Löse dich in Dül', Geliebter, stoße mir  
um meine Brust!“ Auchens sagt's und wird be-

trüber, „Ohne ihn ist tot all' Luft“ . . . Leider  
muß ich es mir verlagern, von den längeren Bal-  
saden „Der alte Sargjübler“, „Der Traum des  
unglücklich Liebenden“, „Einst und jetzt“ ausfähr-  
liche Proben mitzuteilen; man muß sie ganz ge-  
nießen, um die überwältigenden Schauer gründ-  
lich auszukosten. Es hat etwas Monumentales,  
wenn sich Meister Hugo selbst als „Flieger“ vorführt,  
die im „Traumweg hängel“, oder wenn er von  
der Burgfrau Hilde erzählt, der Sanften, die „so  
selig spiel' Mit dem Gemüt im Wa'n“. Als sie  
Hochzeit feiert, da: „Klar im Thor die Gloden  
klingen, Würzig der Wald gar weßt. In der  
Natur ein Sagen und Sengen, Fleißig der  
Landmann sät“. Von der Burg aber heißt es:  
„Doch die Jahrhunderte hängen gewichtig An  
die Burg sich mit Macht. Fensterlos starret. O,  
wie nichtig Blid ist und alle Pracht. Etanum  
und stille starret die Erde, Leis' und lüde ist Luft.  
Heimwärts hurtig lenkt die Herbe, Schaurig ist  
schattig die Schlusl' . . .“ In seinem eigenen Leben  
hat der Dichter viel Schweres erlitten. Durch  
seines reinen Lebenshimmels Bogen droste gar  
vieleß Raubgedügel, „es flammten feurig ihre  
Jungen, die lekten ab mir all das Höhe“. Wied-  
erum ein Bild, eines Stefan George und  
Hofmannsthal würdig. Aber Herr Hugo läßt sich  
nicht unterliegen, selbst nachdem ihm alles Höhe  
abgeleckt ist. Er wird sich weiter „durchs Leben  
singen, Wag's manchem Kleingeist sein auch schwerz-  
lich“. Seine Hoffnung richtet sich himmelwärts.

Wenn's Leben mit veraucht,  
Dann schweb' ich gern hinauf;  
Drüd' an des Paradieses Knauß  
Und geh' ins Himmelshaus dann drauf.  
Von dessen Schönheit recht entzünd,  
Schaff' ich ein klein Gedicht. Wenn's glückt,  
Macht Gott mich gleich zum Himmelsdichter.  
Dann dacht' ich immer freudig fort  
An herrlich schönen Himmelsort.

Keine Ahnung beschleht Herr Hugo, welche  
Verpestete er mit diesen Versen dem Publikum  
der Seligen eröffnet. Keine Ahnung, daß an  
„Himmelsdichtern“ ganz andere Kritik geübt wird,  
als nur mit Worten. Daß auf jeden Napprigen  
Reim die Strafe steht, acht Tage lang die Sonne  
von Hieden rein zu kuchen. Hoffentlich überlegt  
sich der Meister die Sache noch und zieht recht-  
zeitig seine Peverbung um einen Platz in der  
himmlischen Litteratur zurück. Und damit genug  
von Herrn Hugo.

Von älteren Poeten erscheint Friedrich Karl  
Kreßmann mit „Neuen Gedichten“ (Wismar,  
Wißgeroth & Menzel) auf dem Blane. Seine  
Poesie klingt vielfach an die Weise der älteren  
Romantik, hier und da auch an Sturm und  
Jensen an, ohne doch des Eigengeprägtes zu ent-  
behren. Überall bestridet sein Schaffen durch ge-  
istige und künstlerische Reife; nirgendwo etwas  
Kleinliches, nirgendwo ein falscher Ton. Als  
Ganzes empfindet man das Buch, als ob man  
an einem lichten, klaren Sonntag durch ähren-  
schwere Felder sinrend dahinwandle, fernem  
Glodenklängen lauschend. Von dem Köstlichen,  
was die Sammlung enthält, ist es schwer, irgend  
ein Einzelnes besonders hervorzuheben. Nur als

Probe, die Lust auf mehr erwecken mag, führe ich das Gedicht „Vor der Nacht“ an, und wäre es allein um des herrlichen Ausflangs willen:

Der Abend ist dahergelommen.  
Dem Tag, der müd' die Stirne neigt,  
Hat er die Weige abgenommen,  
Auf der er klar und schön gezeit.

Die feuchten Wiesennebel steigen,  
Wie Dunkel aus den Wipfeln dringt;  
Es ist, als ob im Abendschweigen  
Das Lied vertiefter weiterklingt.

Und meine Seele, die die Töne  
Des Liebs gedankenlos genoß,  
Erkennt erst jetzt die tiefe Schöne,  
Die über sie der Guldtag goß.

Da saßt sie ein unendlich Sehnen;  
Ganz fern verbleicht ein lechter Schein;  
Sie möchte weit hin Schwüngen dehnen  
In ein veräumtes Glück hinein.

Von Herbst- und Reifestimmung ist auch das neueste Buch *L. Kafaks*, „Abendgluten“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel) durchweht, ohne ausschließlich davon erfüllt zu sein. Die Dichterin hat noch nicht die Anerkennung gefunden, die ihr gebührt; an schöpferischem Reichtum, an Innigkeit des Empfindens, an echter Weiblichkeit hat sie so leicht keinen Vergleich zu scheuen. Auch die vorliegende Sammlung legt von der Vielseitigkeit und Gemütsstärke der Dichterin ein breites Zeugnis ab. Einige kraftvolle epische Bilder — in monodramatischer Form — „Rose“, „Nero“, „Samson“, „In der Arena“, „Judith“, stellen gleichsam das Gerüst des Buches dar, um das sich die Lyrik in blühender Fülle rankt. Viel Heroisches, viel Sinniges, viel festig Frisches. Zu dem Ansehendsten gehören ohne Zweifel die Gedichte, in denen *L. Kafak* ihr mütterliches und großmütterliches Empfinden offenbart. So das kleine Idyll von der Großmutter. „War heimlich war ihr kleines Zimmer, Mit Blumenstod und Vögelein, Liebreich war sie und heiter immer, Man war bei ihr im Sonnenschein. . . Sie nahmen's alle so entgegen: Großmutter hilft in jeder Not. Wie sehr sie ihres Hauses Segen, Als man's verband — da war sie tot.“ Und vor allem der Epklus „Bei den Kindern“. Einzelne Klänge gemahnen an Annette von Droste-Hülshoff. Nicht zum wenigsten die anmutige Dichtung von der Frau Amtmann, diesem Muster einer waderen Lebensgefährtin.

Grazie ist das Wort, das am besten Frieda Schanz und ihre Schaffensweise kennzeichnet. Diese Grazie aber steht nirgendwo im Gegensatz zu starker Innerlichkeit. Ein Buch voll Grazie ist auch ihre jüngste Sammlung „Intermezze“ (mit Buchschmuck von *R. Stiller-Walde*, Verlag von *F. A. Lattmann*, Berlin). Verse so schmiegsam und biegsam, wie junge Reben; jede Empfindung, mag sie noch so tief gehen, jeder Gedanke, mag er noch so ernstem Sinnes entsprossen sein, ohne einen Rest matterer Schwere in Form und Gestalt umgelegt. Und über dem Ganzen jener feine Duft, den nur das Lebendige verhaucht, der am sichersten das Echthe gegenüber

dem Gemachten kennzeichnet. Nur hier und da ein wenig zu viel Glätte, zu viel Leichtigkeit; zuweilen möchte man einen Knorren in all die Feinheit, einen Mangel in all die Rollenbung wünschen. Daß es aber in einzelnen der Grazie nicht an Frische und Saitigkeit fehlt, dafür zeugen vor allem die Lenzgedichte und die Naturbilder, die in ihrer liebevollen Kleinmalerei Trojans und Heinrich Seibels Gedichten sich ebenbürtig anreihen. So u. a. „Sonnenhelle Lenzzeit“, „Der Mai, der Dieb“, „Eine Wiege voll weißer Margaritten“, „Untraut“. Andere Gedichte befrieden durch ihre ungemene Stimmungsfineit, durch überraschende Empfindungsblisse, durch die milde Glut, die sie durchleuchtet. Wie anschaulich und zugleich gefühlstief die Bildersprache der Dichterin ist, davon eine kleine Probe, die Schlüßstrophe des Gedichts „Nach dem Gewitter“:

Die Birken strahlen ihre wirren Veden,  
Bejagt, daß der wilde Kampf vorüber.  
Die Stille reicht den Klang der Abendgloden  
Von einem Dorf ins andere hinüber.

Von jüngeren Dichtern haben mehrere einen Erstlingsband als Zeugnis ihres Könnens in die Welt hinausgeschickt. So *Karl Bantelow*, dessen Sammlung „Von Weib und Welt“ (Berlin-Tempelhof, Schulhausverlag) mir leider augenblicklich nicht zuhanden ist. Von seinen Gedichten, in denen sich Kraft mit Feinheit paart und die von vornherein durch ihre fast perfekte Formvollendung einen festenen Reiz ausüben, ist mehr als eins in den Monatsheften zuerst an die Öffentlichkeit getreten. Infolgedessen ist der junge Poet den Lesern ein längst Vertrauter.

Eine starke Eigenart sprichst aus den Dichtungen von *Peter Baum*, die er unter dem seltsamen, aber bezeichnenden Titel „Gott — und die Träume“ (Berlin, Agel Junder) zu einem Bande vereinigt hat. Allerdings tritt diese Eigenart nicht überall hervor. Verschiedenen dieser Gedichte merkt man es allzusehr an, daß sie im Bann, unter dem Einfluß neuerer Poeten, wie *Maeterlinck*, *George*, *Richard Dehmel* entstanden sind. Noch ist *Peter Baum* ein Ringender, das ganz Reife, klar in sich Rollendete bildet noch eine Ausnahme. Aber er ringt nach Tiefen und Höhen, wie sie nur ein wahrhaft Erleiteter erschaut und erstrebt. Da, wo er sein Eigenstes gibt, hat sein Schaffen etwas überaus Hartes, gleichsam Wimosenhaftes; seine Seele verwundet sich leichter an der Außenwelt, als Seelen, die aus größerem Stoff geschaffen sind, aber sie empfindet auch alle Dinge brünstiger und tiefer. In die Sprache, in die Bilder, die freilich hier und da an allzu gewollter Originalität tranken und zuweilen wie im Fiebertraum geschaffen scheinen, muß man sich erst hineinleben, ernst versenken, um ihre innere Anschaulichkeit, ihren ganzen Reiz zu würdigen und nachzufühlen. Auf den ersten Blick erscheint ein Bild wie das folgende: „Deine Augen leuchten vor Dunkel, Und ein spinnendes Weiden deiner schwarzen Haare über das Leinen“ — gequält, gesucht; aber wer diese Kunst nicht bloß mit dem Verstande, wer sie mit dem innersten Empfinden

aufnimmt, der erkennt, wie feingehaut, aus reiner Stimmung geboren das Bild ist. Freilich, der Dichter ist öfter ein Träumender, als ein Wacher, aber diese Traumpoesie, auch wenn sie zuweilen wie von einem Alb belastet ist, hat ihren Zauber und ihr gutes Recht. Unter den Gedichten ist eins, in dem der Dichter selbst sein Wesen darlegt, ergreifend in seiner wundervollen Schlichtheit — „Jugvogel“ nennt er es: „Früchtling, Einem Wandervogel gleich, Aber unheter, Nirgend heimlich, Schweift meine Seele Von Gestad' zu Gestade. Keine Blume, deren Duft sie besaucht, Kennt sie mit Namen. Nichts weiß sie, Als ein Märchen aus der Kindheit, Ein paar Lieder, Wenige Worte der Denter Und abdrückende Sagen Von Sünde und ewiger Vergeltung. Halb-wissend, Sehnsüchtig, Voll von Träumen und süßen Klängen! O wäre sie dem Schwan gleich Versetzt Auf dem Teich ihrer Heimat, Dann klänge ihr vertraut Das Lied der Nachtigall ihres Busches, Dann kenne sie auch die Tiefen ihres Teiches, Dann hieße sie nicht die Unwissende. Früchtling, Einem Wandervogel gleich Schweift meine Seele Von Gestad' zu Gestade.“ Ein Gedicht, das nach manchen andere „moderne Seele“ kennzeichnet, die Seele des „Übergangsmenschen“, der, dem Alten entfremdet, im Neuen noch nicht heimlich geworden ist. Hinweisen möchte ich noch auf einige andere Gedichte, wie „Circe“, „Dual“, „Seelenklage“, „Malbesleid“, „Erdenstimmung“, „Anbacht“, „Morgentraum“, „Liebespalmen“ und — the last not the least — „Christus“: . . . „Ein Schatten kam, von Gold durchhell't, Und hochhin sah ich Christus gehn, Auf einer Wolke weisend, stehn Und niederblicken auf die Welt“ . . .

In brüderlicher Gemeinsamkeit treten drei junge Poeten auf einmal, Eugen Barnick, Carl Matthies, Johannes Meru mit der Sammlung „Walburgis“ (Verlag Dron in Berlin) an die Öffentlichkeit. Geistige und künstlerische Verwandtschaft hat sie zusammengeführt; bei aller Verwandtschaft aber zeigt sich schon jetzt jeder als ein Eigener für sich. „Walburgis! In deinem Namen einen wir, was liebesempfangend fällt und liebesgeleget wieder aufsteht, was hallos irrend durch dunkle Tiefen rudert und Licht, wo nimmer es zu finden ist, was ringend und sehrend nach der großen Erlösung, was mit seligem Erstaunen schon die grünen Ufer erblickt und mutig frühlingsstieghaft zur Sonne wandert . . .“ So erläuterte die Herausgeber selbst den Titel ihrer Sammlung. Doch sind sie Suchende, Fahrende auf den Gewässern. Noch ist es nicht deutlich zu erkennen, wohin ihre Entwicklung geht. Aber ein echter Poet ist jeder von den drei schon jetzt, wenn auch noch nicht im höchsten Grade, sprach- und stimmungsmächtig und sicherlich von lebendigem Idealismus erfüllt. Nur zuweilen ist der Ausbruch der Empfindung noch nicht ganz adäquat, stört eine Ungelegenheit;

und in den Empfindungen selbst ist, wie natürlich, noch manches Unklare und Gährende. Als der zarteste von den drei erscheint Eugen Barnick; das Elegische überwiegt bei ihm, träumerisches Sinnen, romantische Sehnsucht . . . „Und nun bin ich in der Ferne Und ich blide in die Weiten, Wo im Äther lichte Sterne über dunklen Wollen gleiten. Und die Sehnsucht fliegt hinüber — Alle Träume sind erwacht. Meine Jugend geht vorüber in der stillen Sommer-nacht . . .“ Eine ungewöhnliche Behaltungs-kraft, die noch Bedeutendes berheißt, spricht aus den beiden poetischen Sonaten, die Carl Matthies zu der Sammlung beigezeichnet hat. Alle Stimmungen, vom Herlichen und Heiteren bis ins Große und Gewaltige bemerkt er hier mit erstaunlicher Sicherheit. Aber auch seine übrigen Lieder und Gedichte durchströmt ein inbrünstiges Empfindungsleben, das alles, was da ist, zu umfassen und zu durchdringen sucht. Und schon heute, wenn auch nicht ausnahmslos, sich künstlerisch in fast vollendeter Weise offenbart. So, um nur dies und das hervorzuheben, in den Gedichten „Heimlich geht der Abend durch das Land“, „Und weißt du noch?“, „Wir gingen durch ein stilles Land“, „Der Frühling rinnt durch alle Poren . . .“ Ebenso reich in seinem Können erscheint Johannes Meru, wenn auch sein Sinn vorwiegend dem Großen, Weibevollen zugerichtet ist. Seine Sprache hat vielfach Frucht und Glanz, seine Empfindung ist fast überall tief und stark. Davon zeugen in erster Reihe die Gedichte „Denken“, „Weibe“ („Gleich den Priestern will ich heute Heilig mich zur Weibe schmeiden“), „Stille“, „Herbst“, „Sommerabend-Frieden“, „Stimme“, „Im Zwielicht“, „Ähnung“.

Wie im Roman, so haben auch in der Lyrik unsere Modernen an einzelnen Frauen ebenbürtige Partner gefunden. Dichtertinnen, wie Miriam Ed., Irene Forbes Wolfe, Annemarie von Nathusius, haben ein gutes Recht, sich mit den Besten zu messen. Unglücklicherweise habe ich den Raum, der mir zur Verfügung steht, schon ganz in Anspruch genommen. Ich muß mir daher eine Würdigung der Däher „Herbst“ (Berlin, Schuster und Köhler), „Mezzadoco“ (Eben-da) und „Freie Worte“ (Berlin, H. Edelstein) für ein ander Mal aufsparen. So kann ich auch schließlich nur kurz hinweisen auf ein Buch, das seinem Inhalt nach eine fast einzige Stellung in unserer Litteratur einnimmt. Auf Max Grubes „Im Dahn der Bühne“ (Dresden, Karl Reißner). Der gezeichnete Darsteller gibt hier in poetischer Form eine Art Lebens- und Glaubensbekenntnis. Ernst und Satire, Humor und Pathos, Fröhliches und Weibevolles bietet das Buch in bunter Fülle. Überall aber zeigt es sich deutlich, daß hier einer der Besten unter uns sein Denken und Fühlen offenbart, ein Mann, der stets ins Große gestrebt hat und durch alle Kämpfe, alle Bitterkeiten sich seinen goldgedeckten Idealismus gewahrt hat.



## Illustrierte Rundschau.

Herrmann Allmers †. — Tierfiguren von H. Gaul in Bunzlauer Arbeit. — Schmückkämme von Ph. Wolfers-Brüssel. — Moderne Garten- und Balkonmöbel. — Schmiedeeiserne Arbeiten von Puls. — Blumen-Arrangements. — Frühlings-Menükarten. Zu unsern Bildern.



Herrmann Allmers †.  
(Aufnahme von Jean Baptiste Feitner  
in Eidenburg.)

ehrer und Freunde am 11. Februar v. J. in der Hoffnung feierten, daß der damals gerade von längerer Krankheit Genesende ihnen noch lange erhalten bleiben würde, ist am 9. März d. J. sanft entschlafen. Wir haben gelegentlich jenes Jubelfestes die Bedeutung des festen, kernigen Mannes und des lebenswürdigen Dichters an dieser Stelle kurz zu würdigen versucht. Es möge genügen, noch einmal darauf hinzuweisen, daß sein löstliches, vom Duft der Heimatserde durchwehtes "Marschenbuch" und ebenso seine "Nömiischen Esclendertage" sicher einen Ehrenplatz in unserer Literatur behalten werden. Das allbekannte Marschenhaus zu Nechtenfleeth, sein stiller, weltabgeschiedener Poesienwinkel, wird nach dem Willen der Erben seinem Gedächtnis geweiht bleiben. —

Das alte Bunzlau regt sich, es will über die braune Kaffeekanne, die nachgerade das Symbol seiner keramischen Leistung geworden

Herrmann ist, hinauswachsen. Die Bunzlauer Herren haben eine wirklich sehr gute Idee gehabt: sie ließen sich nämlich von dem trefflichen Berliner Bildhauer August Gaul, der auf dem Gebiete der Tierbilderei stets ausgezeichnetes leistet, eine Anzahl



Das Marschenhaus, Wohnsitz des Dichters.

kleiner Tierfiguren mit spezieller Rücksicht auf den Rohstoff ihrer Werkstätten und die Art ihrer Arbeit modellieren. Es sind so höchst originelle



Bunzlauer Keramik von Aug. Gaul.  
(Aus dem Hohenzollern-Kunstgewerbehause, S. Kirchwald in Berlin W,  
Leipziggestr. 13.)

Arbeiten entstanden—Hühner, Pelikane, bisweilen an dänische Vorbilder erinnernd, und wirklich ausgezeichnet durch das Farbenspiel ihrer Glasuren, die hier vom tiefen Goldgelb





Wolfers, die uns ihrer Formengebung nach als musterträchtig erscheinen. Sein glänzendstes Werk ist vielleicht der Kamm mit dem Kolaba: Der Kamm selbst und der Leib des Vogels sind in Eisenblech gearbeitet, während die Flügel und der Kopf in emailliertem Gold hergestellt sind. Das ganze Werk atmet Lebensfrische, die Komposition ist eine ebenso natürliche wie vollendete, und das Material kommt zu ausgezeichneter Wirkung. Noch phantastischer ist der Kamm „le Héron“ — „Der Reiher.“ Der Ideenreichtum des Künstlers zeigt sich hier von seiner besten

bis zu sattem Violett variieren, dort in metallischen Lüften von grün und lila spielen. Manches ist an der Technik wohl noch auszuführen, aber es wird sich sicher lohnen, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen. Je mehr Anregungen unser Gewerbe sich von der Kunst holt, je enger beide zusammenarbeiten, desto besser. —

Vor einigen Monaten brachten wir an dieser Stelle die Abbildungen einiger Schmuckkämme von Rohmüller in München. Heute geben wir einige Schmuckkämme eines hochbegabten belgischen Künstlers, Philippe



Schmuckkämme. Entworfen und ausgeführt von Ph. Wolfers.



Moderne Balkenmöbel: Schaukelstuhl mit Kobraflecht, Tisch in Eichenholz, Lehnstühle und mit Grottonne gepolsterter Korbstuhl. (Aus dem Hohenzollern Kunstgewerbehaus, H. Dieckhoff in Berlin W., Leipzigerstr. 13.)

Seite. Was das Material betrifft, so sind neben Translucid-Email Saphire, Opale und Brillanten verwendet. Die phantastische Seite seines Talentes kommt in dem Kamm „la Nuit“ zu bezeichnendem Ausdruck. Das Motiv bildet hier eine von zwei Fledermäusen umflatterte Eule. Letztere ist aus einem Amethyst gearbeitet, im Centrum sehen wir einen, von einem Strahlentanz von Brillanten umgebenen Emaragd. Bei einem anderen Kamm hat Wolfers einer seiner Lieblingstiere, die Schlange, verwendet. Wie die Schlange sind ebenso wie der Kamm in Eisen-



Balkonmöbel aus hellrot lackiertem Rohr mit hellgrünem Geflecht und dunkelgrünen Blattanzügen. Service von F. Börd, Rissen von bedrucktem engl. Leinen.  
(Aus dem Hohenzollern-Kunstgewerbehaus, H. Dirichwald in Berlin W, Leipzigerstr. 13.)

bein gearbeitet, die Blume aus einem Amethyst, die Blätter in emailliertem Gold. Nur ein Bedenken habe ich. Werden diese reichgeschmückten Kränze auch unseren Frauen nicht zu schwer erscheinen? Zu schwer im wörtlichen Sinne. Eine elegante Frau fügt sich zwar gern allen möglichen Unbequemlichkeiten der Mode, aber solch Kamm kann unter Umständen wirklich zu einer kleinen, so drückenden Last werden, daß man lieber auf den schönen Schmuck verzichtet, als sich für den nächsten Tag — arge Kopfschmerzen bereitet. —

Übrigens werden, nach dieser Einschaltung, unsre Leser vielleicht einige Worte über den Lebensgang des belgischen Meisters interessieren, der nach mancher Ansicht heute mit dem Pariser Vallée um die Ehre ringt, der erfindungsreichste Goldschmied Europas zu sein. Philippe Wolfers wurde in Brüssel im Jahre 1858 als Sohn eines Juweliers geboren. Sein Vater, welcher

im Jahre 1899 in München bekannt. Der König von Belgien hatte ihn schon im Jahre 1897 zum Chevalier de l'Ordre de Léopold ernannt. Unter allen Goldschmieden unserer Tage ist Wolfers auch derjenige, welcher die intimste Naturbeobachtung mit dem größten technischen und künstlerischen Können verbindet, welcher sozusagen eine Psychologie der Edelsteine gegründet hat und praktisch verwertet; er hat, sagt man von ihm etwas dithyrambisch, die Poesie der niedersten Seetiere entdeckt und die der Vögel der Nacht aufs neue

farb, war deutschen Ursprungs und aus Minden gebürtig. Philippe mußte zuerst in der väterlichen Werkstatt arbeiten und danach für das Geschäft seines Vaters in Deutschland und Österreich reisen. Als er zurückkehrte, widmete er sich mit ganzer Seele der Goldschmiedekunst. Im Jahre 1895 stellte er zum ersten Male aus und gewann sofort europäischen Ruhm. In Deutschland wurde er auf der



Möbelgarnitur in buntem Rohrgeflecht auf Rossmatte.  
(Aus dem Hohenzollern-Kunstgewerbehaus, H. Dirichwald in Berlin W, Leipzigerstr. 13.)



Forbeerpyramide mit goldenem Band, Kranz u. Zweig.

Auf der ersten Abbildung sehen wir links einen Schaukelstuhl in vierantigem Holz, blau lackiert, mit Rohrgeflecht; in der Mitte einen Tisch von Eichenholz, hellbraun gebeizt, Kacheln in Messingumfassung;

gefunden. — Die beiden hinteren Lehnstühle sind weiß und rot in Rohr geflochten, der Lehnstuhl rechts ganz ausgepolstert, mit Bezug von großblumiger Cretonne. Die Garnitur auf der zweiten Abbildung besteht im wesentlichen aus hellrot lackiertem Rohr mit hellgrünem Geflecht und dunkelgrün-



Callablüten in Ikonvase.

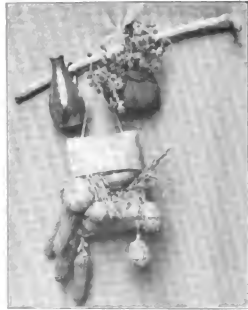


Stilleben aus getrockneten Blumen und Früchten.

nen, auch geflochtenen Blattauflagen; originell ist das Kissen links aus bedruckter englischer Leinwand; auf dem Tisch steht Porzellangeschirr nach Entwürfen von P. Wörd.



Ranunculus, gelbe Mimose und Haser in messingnem Kibel. Stilleben für eine Balkonwand. Moderne Blumenarrangements von J. Wöhrle in Berlin W., Schillerstr. 15.





Wartenthor für Schloss Trebichen, entworfen von Ed. Puls in Tempelhof.

Die dritte Garnitur zeigt eine Balkon-einrichtung in mehrfarbigem Rohrgeflecht auf Kofosmatte; auf dem Tische ein Nährörbchen in Rohrgeflecht und Kaffeegeschir in englischer Queensware. Die Arrangements stellte liebenswürdigsterweise die künstlerische Leitung des Dohenzollernhauses, Berlin W, Leipziger Straße 13, für uns zusammen; sie zeigt, wie auch auf derartige Gebrauchsstücke der heutige farbenfrohe Geschmack eingewirkt hat. —

An den holden Frühling klingen auch, direkt oder indirekt, die übrigen maligen Rundschau an. Da haben wir zunächst schmiedeeiserne Gartengeländer und Gartenthore, mustergültig in Entwurf und Ausführung, die wir der berühmten Puls'schen Fabrik in Tempelhof bei Berlin verdanken; das Schmiedeeisen ist und bleibt doch ein wundervolles, durch kein anderes zu ersetzendes Material für derartige Zwecke, wenn es wirklich künstlerisch behandelt wird. Wir bringen ferner einige wunderhübsche Arrangements aus Frühlings-



Moderner Garteneinfassung einer Villa in Wannsee, entworfen und ausgeführt von Ed. Puls.

Abbildungen unserer dies-

Den Löwenanteil am bildlichen Schmuck des

blumen, kleine Meisterstücke moderner Bindekunst, originell und mit verhältnismäßig geringen Mitteln zusammengestellt. Endlich geben wir einige eigenartige Menülarten, ganz schlichte weiße Kartonblätter zum Aufstellen, aber in reizender Weise geschmückt durch kleine tote Sträußchen aus Frühlingsblumen, die mittels einer einfachen Schleiße auf den Kartons befestigt sind. Für die geschickten Hände unerer Leserinnen bieten sich diese allerliebsten Karten als hoffentlich willkommene Vorlagen für den Tafelschmuck. —



Schmiedeeisernes Gitter für Schloss Marienburg (Graf Bismarck-Sohlau). Von Ed. Puls in Tempelhof.

vorliegenden Heftes nimmt der Artikel über Albert v. Keller in Anspruch. Wir bringen weiter die Reproduktion eines stimmungsvollen Gemäldes „Morgen ist Feiertag“ von Prof. Ludwig Dettmann, dem Direktor der Königsberger Kunstakademie (zwischen Seite 248 u. 249); die eigenartige neue Viszbüste von Max Klinger (zwischen Seite 288/289); ein ausgezeichnetes Porträt von Lászlo (zwischen Seite 320 u. 321) und ein Gemälde „Corso nach dem Stiergefecht“ von dem großen Spanier Ignacio Zuloaga. Diese vier Bilder sind dem prächtigen, kürzlich erschienenen Sammelbande „Ars nova“ (Verlag von Max Herzog & Co. in Wien) entnommen. Die ausgezeichnete Publikation vereint nicht weniger als 45 Holzschnitten nach hervorragenden Arbeiten, die auf den großen Ausstellungen des Jahres großen Beifall und 1901 Aufsehen erregten; sie gibt so gleichsam



einen Überblick über das künstlerische Schaffen der Zeit. Auswahl und Reproduktion, die ganze Ausstattung des wahrhaft vornehmen Werkes muß man als mustergültig bezeichnen. —

Zwischen Seite 256 und 257 schalteten wir ein mehrfarbiges Kunstblatt nach dem Aquarell „Vor dem Kennen“ von A. Mandlid, ein, einen Ausschnitt aus dem fröhlichen Treiben auf einem der großen, dem Sport geweihten Plätze; Mandlid ist so recht der Künstler, dies bunte Durcheinander fesselnd zu schildern. — Ein Stüdchen Frühling, blühende Kastanien, gibt Th. Bohneberger wieder (zwischen Seite 272 u. 273). In die Künstlerwerkstätte Ludwig v. Hofmanns endlich führt uns die scharfsinnige, höchst charakteristische Studie zu seinem „Frühlingsturm“ (zwischen Seite 5. v. S.



Neue Frühjahr-Menüs mit natürlichen und künstlichen Blumen. Von Hermann Lampe Nachf. Berlin W, Markgrafenstr. 59.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Belagans & Klafings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Belagans & Klafing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.





UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 107643709